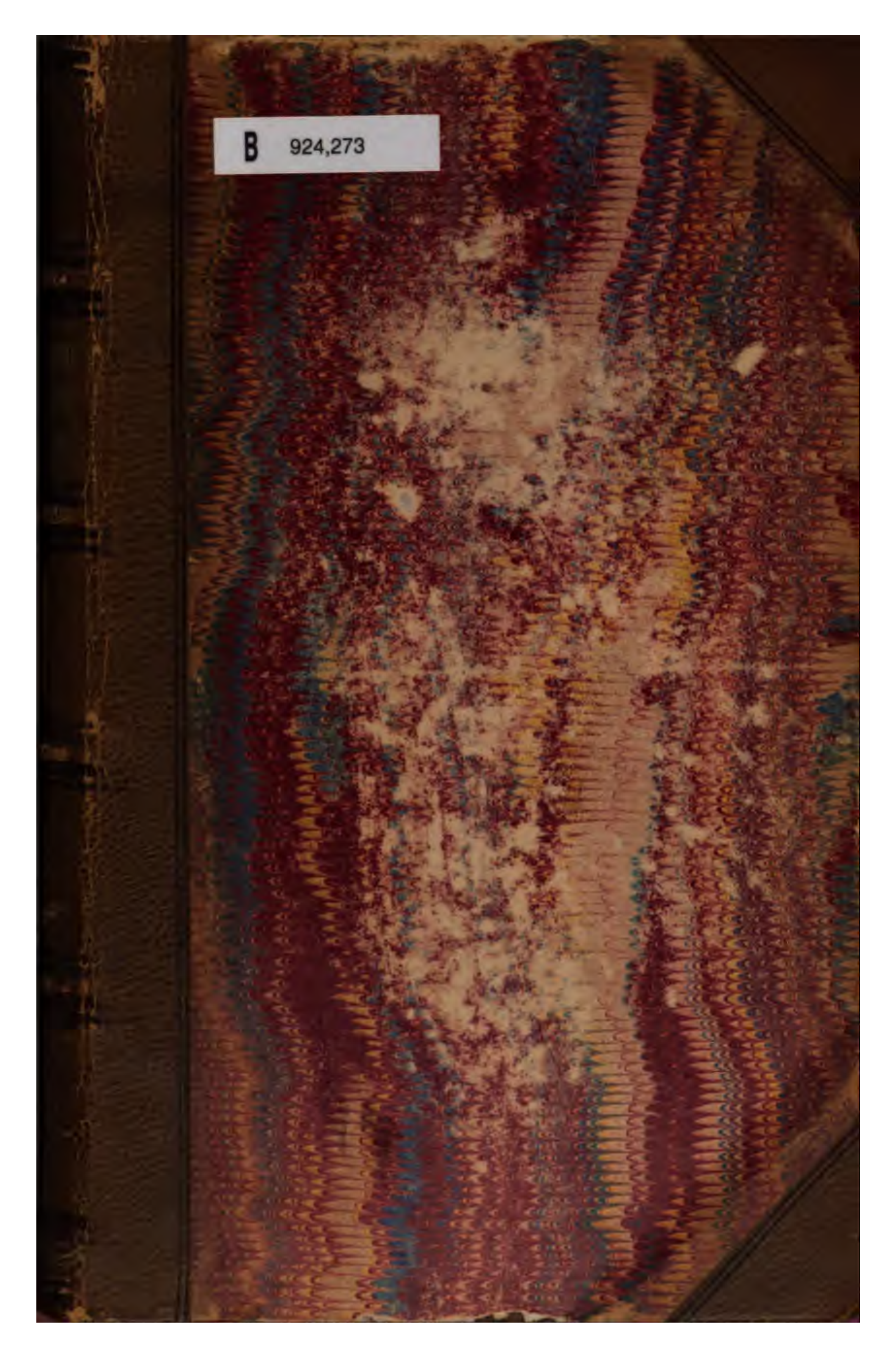
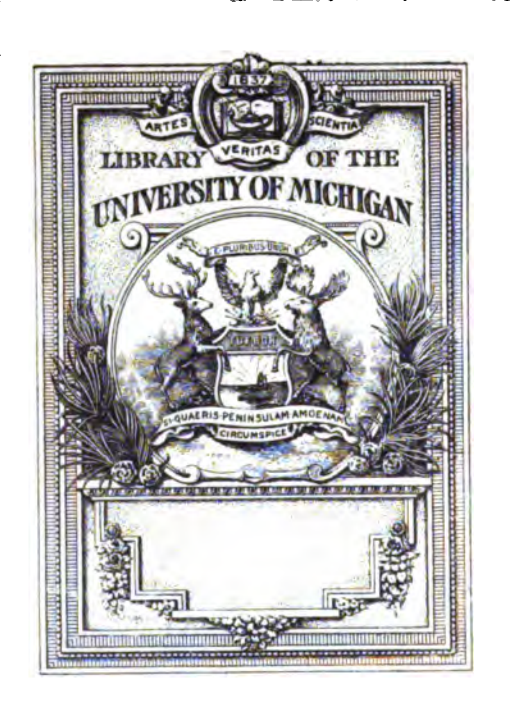





1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE







Neue

JAHRBÜCHER

für

Philologie und Paedagogik.

Begründet

von

M. Johann Christian Jahn.

Gegenwärtig herausgegeben

von

Alfred Fleckeisen und Hermann Masius
Professor in Dresden Professor in Leipzig.



ACHTUNDDREISZIGSTER JAHRGANG.
Achtundneunzigster Band.

Leipzig 1868
Druck und Verlag von B. G. Teubner.

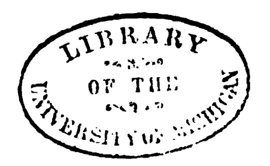
NEUE

JAHRBÜCHER

FÜR

PHILOLOGIE UND PAEDAGOGIK.

ZWEITE ABTEILUNG.



HERAUSGEGEBEN

VON

HERMANN MASIUS.

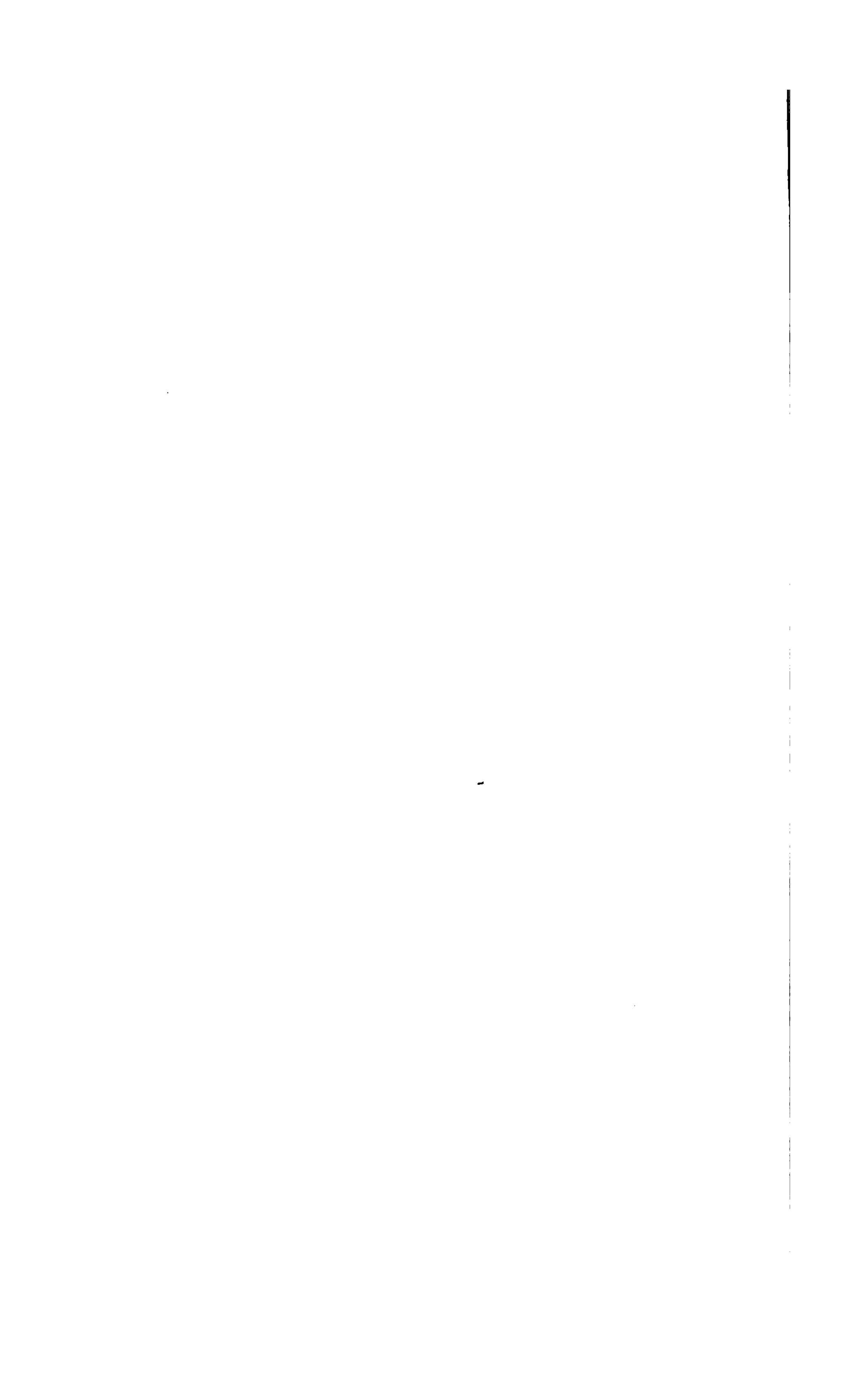


VIERZEHNTER JAHRGANG 1868

ODER

DER JAHNSCHEN JAHRBÜCHER FÜR PHILOLOGIE UND PAEDAGOGIK
ACHTUNDNEUNZIGSTER BAND.

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.



ZWEITE ABTEILUNG
FÜR GYMNASIALPÄDAGOGIK UND DIE ÜBRIGEN LEHRFÄCHER

MIT AUSSCHLUSZ DER CLASSISCHEN PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. HERMANN MASIUS.

1.

MARIAS ABSCHIED VON LEICESTER.

(Schillers Maria Stuart V 9.)

Verständiges Urteil ist die Blüte des Menschengeistes, aus der jede schöne Frucht an Gesinnung und That sich entwickeln kann. Dazu will und musz die Schule erziehen; eines der Mittel, welche sie anwendet, ist die kritische d. i. die Kunst der Beurteilung.

Diese gibt Anleitung, wie ein Schriftsteller an einzelnen Stellen nicht, wie man gewöhnlich sagt, zu emendieren, sondern in seinen ursprünglichen Zustand wiederherzustellen ist. Ist schon diese Art der Kritik, die eigentlich philologische, ein Wetzstein des Geistes für die heranreifende Jugend, so wird es noch vielmehr die sein, welche auf ganze Kunstwerke oder auch nur auf einzelne gröszere Teile derselben als Gegenstände des Geschmacks bezogen, mithin durch die Regeln der Kunst vorzugsweise geleitet wird.

Beide Arten der Kritik gehen meistens Hand in Hand: denn sie stehen in einem so innigen Zusammenhange, dasz die einzelne Stelle ihre ursprüngliche Reinheit gewöhnlich nur durch einen Blick auf das Ganze, in dem sie steht, wiedererlangen, das Ganze aber auch nur richtig beurteilt werden kann durch Berücksichtigung der Teile bis auf das einzelne Wort hin.

Indem man die Jugend nun so in das Gebiet der Kritik einführt, wird man ihr nicht gerade zu dem Anreizung und Anleitung geben, wozu sie leider schon natürliche Anlage und Neigung genug hat, zu Tadelsucht, Rechthaberei, Anmaszlichkeit, Selbstüberhebung und wer weisz zu was sonst für Untugenden mehr? Wird auch der geistige Nutzen, den man so gewinnt, den Schaden ausgleichen, den man an Gemüt, an Sitte und Charakter dadurch anzurichten Gefahr läuft? —

Wahr ist es, Anlage und vorherschende Neigung zu schnellem Aburteilen hat die Jugend. Die scharfen Sinne, mit welchen sie den Splitter in des Nächsten Auge oft leicht bemerkt, die ihrer Eigenliebe schmeichelnde Freude, welche sie darüber empfindet ihn aufzuzeigen und herauszureiszen, die geringe Achtung, welche sie gemeiniglich fremder Auctorität, die übergrosze, welche sie ihrem eigenen Urteile zollt, das Gefühl ihrer erstarkenden Kraft, welche sie niemals unterschätzt, die Leidenschaftlichkeit ihres Wesens, mit einem guten Teile von Leichtfertigkeit verbunden, — alles dies erklärt jene Erscheinung zur Genüge. So urteilt sie ab über alles und jedes, was sie versteht und nicht versteht; — selbstgewis, selbstbewust, unfehlbar. Ihre Neigung wird Gewohnheit, Leidenschaft. In späteren Jahren gibt es dann für sie unter der Sonne nichts, was ganz nach ihrem Sinne und Geschmacke wäre, nichts, an dem sie nicht immer noch etwas auszusetzen und zu mäkeln hätte. Und das Ende ist, dasz sie sich jedes Gefühl für das Gute und Schöne und jede Freude an demselben und jeden Genusz trübt und in eitler Selbstbespiegelung und widerwärtiger Anmaszlichkeit untergeht.

Doch

Ich tadle nicht gern, was immer den Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab.

Gerade das, was, in der Jugend eigne Hand gegeben, ihr verderblich werden musz, kann die Schule, wenn sie es mit weiser Vorsicht reicht, ihr zu gedeihlicher, stärkender Nahrung machen. Ebenso wenig, als es immer gerathen sein möchte, sie dem Goetheschen Ausspruche zufolge 'den Irtum ausschlürfen zu lassen mit vollem Becher', und auch der Satz überhaupt ein erziehlich richtiger ist, sie, obgleich man es verhüten kann, fallen zu lassen, damit sie vorsichtiger gehen lerne: ebenso wenig schützt man sie vor jener maszlosen und unverständigen Handhabung der Kritik, indem man ihr die Gelegenheit, ihr Urteil zu üben und zu bilden und es offen und unbefangen auszusprechen, entzieht, wol gar wenn es unwillkürlich und aus natürlichem Drange hervorbricht, mit dem Machtspruche hochfahrender Auctorität es zurückschreckt. Man leite vielmehr auch diesen Trieb in das Bett ein, wo er nur wohlthätig und befruchtend wirken kann; denn Hauptstreben jedes Unterrichts und jeder Erziehung musz sein, dasz der Mensch sein eigen werde: ein Leben nur auf fremde Auctorität hin ist kein bewustes, fröhliches, gesegnetes.

Besonders gern übt die Jugend ihre Kritik an den Werken unserer eignen Dichter und das um so lieber, je gewisser sie dieselben zu verstehen glaubt und je weniger sie wirklich sie versteht. Sorgt für dies volle Verständnis der Unterricht, wie er musz, so wird mit dem Genusse der Nutzen, welchen sie für ihre Gesamtbildung und für ihre ästhetische, nationale und sittlich-religiöse Bildung insbesondere daraus gewinnt, sie mit Achtung und Ehrfurcht vor den groszen Geistern erfüllen. Diese Empfindungen aber werden jeden Kitzel zu leichtfertigem Aburteil über sie niederhalten auch da, wo ihre Werke das Gepräge eines immer nur menschlichen Ursprungs an sich tragen, und die Verfasser mit dem unsterblichen Homer geschlummert haben könnten. Selbst hier wird die

Jugend die Ueberzeugung gewinnen, dasz jene Genien der Menschheit sogar in ihren Fehlern grosz und immer verehrungswürdig sind, wird dabei am Abbilde des Lebens lernen, was sie, wenn sie dereinst im Leben selbst steht, vor allem bedarf, — ein verständiges Urteil.

Doch nicht durch gelehrte Vorträge über die Kunst des Schönen und die des methodischen Denkens will ich den Geschmack der Jugend auf Schulen gebildet, ihr Urteil geregelt wissen: am vorliegenden Beispiele, am besondern Falle soll sie selbst dies üben, jenen läutern.

Zum Belege meiner Meinung wähle ich eine Stelle aus Schillers Maria Stuart, einem Drama, welches ich mit Frau von Stael 'von allen deutschen Tragödieen für die pathetischste und am besten angelegte' halte, trotzdem dasz die Einen dies, Andere jenes an ihr auszusetzen haben mögen. — So wird sich der Geschichtsforscher fast entsetzen vor dem Bilde, welches der Dichter aller Geschichte zum Hohn sowol von der jungfräulichen Königin, als von Maria entworfen hat, und fragen, mit welchem Rechte er jene habe in den Staub treten, diese bis zum Himmel erheben können? — Der, welcher nur an groszen, welterschütternden Thaten, an Helden sich erfreut, welche klirrenden Schritts und wie Meteore unheilverkündend über die Bühne schreiten und durch ihr gewaltiges Wollen im Kampfe mit den Schicksalsmächten ihren Untergang finden, werden achselzuckend auf die schöne Sünderin blicken, die 'sich nur beflisz ein Weib zu sein', auf ihre Leiden, ihre Busze, ihre Erhebung, und nicht begreifen können, was es damit auf der Bühne soll. — Und der Theolog, der strenge protestantische Christ, — musz jener nicht empört sein, dasz der Dichter das heilige Sacrament ins Spiel der Schaubühne zu setzen, dieser, dasz er den römischen Papismus so zu verherlichen gewagt hat? — Doch jedes Kunstwerk darf nicht nach einem äuszern Maszstabe, sondern musz in sich und aus sich beurteilt werden. Alle jene Anschuldigungen, äuszerlich wie sie sind, treffen nicht das Wesen des Stücks und würden selbst wenn sie begründet wären, nichts an dem über seine Vortrefflichkeit oben ausgesprochenen Urteile ändern. — Aber nicht vereinbar damit, paradox sogar und voll Anmaszung könnte die Behauptung erscheinen, dasz eine der an sich schönsten und ergreifendsten Stellen des ganzen Dramas zugleich die störendste und weil sie das innere Getriebe desselben ins Stocken und in Verwirrung bringt, unhaltbar sei. Trotzdem wage ich sie aufzustellen und hoffe sie zu beweisen, indem ich gegen Schiller den Dichter den Aesthetiker Schiller ins Feld führe und mit seinen eignen Waffen ihn bekämpfe.

Es sind die Worte, welche in dem 9n Auftritte des 5n Aufzugs Maria auf ihrem letzten Wege an den Grafen Leicester richtet:

Ihr haltet Wort, Graf Lester! — Ihr verspracht
Mir euren Arm, aus diesem Kerker mich
Zu führen, und ihr leihet ihn mir jetzt! —
Ja, Lester, und nicht blosz
Die Freiheit wollt' ich eurer Hand verdanken:
Ihr solltet mir die Freiheit theuer machen;
An eurer Hand, beglückt durch eure Liebe

Wollt' ich des neuen Lebens mich erfreun.
Jetzt da ich auf dem Weg bin, von der Welt
Zu scheiden und ein sel'ger Geist zu werden,
Den keine ird'sche Neigung mehr versucht,
Jetzt, Lester, darf ich ohne Schamerröthen
Euch die besiegte Schwachheit eingestehn. —
Lebt wohl und wenn ihr könnt, so lebt beglückt! —
Ihr durftet werben um zwei Königinnen.
Ein zärtlich liebend Herz habt ihr verschmäht,
Verrathen, um ein stolzes zu gewinnen.
Kniet zu den Füszen der Elisabeth!
Mög' euer Lohn nicht eure Strafe werden!
Lebt wohl! — Jetzt hab ich nichts mehr auf der Erden! —

Zuerst will ich die Worte an sich sowol ihrer Wirkung auf den Leser oder Hörer, als der Bedeutung nach betrachten, welche sie nicht blosz für den Verlauf und Abschlusz des Stücks, sondern für sein eigenstes, innerstes Wesen zu haben scheinen.

In Rücksicht auf ihre Wirkung nennt Hoffmeister*) diese Scene, obgleich auch er späterhin sie angreift, 'die Krone des Ganzen'. — Und mit Recht. Wer sich einzig nur der Illusion, in die er versetzt ist, und seinem Gefühle hingibt, der wird und musz, wenn er sie liest oder auf der Bühne dargestellt sieht, sich im Innersten erschüttert fühlen; das Herz wird selbst in die unwilligen Augen des Mannes treten, das weibliche Gefühl, aufgelöst in Wehmut und in Schmerz, den Thränen freien Lauf lassen, beide werden mit der edlen Dulderin das tiefste Mitgefühl empfinden. Kann es auch anders sein? — Ueber das Irdische hat sie den Sieg gewonnen; wie wesenlose Schatten liegen nun Leidenschaft und Hasz und jede niedere Begierde hinter ihr; ihren Feinden hat sie von Herzen vergeben, in den letzten Augenblicken für Alle liebevoll gesorgt, welche ihr in Anhänglichkeit und Treue ergeben gewesen sind; durch unverschuldete, unwürdige, jahrelange Haft, durch Busze und Reue das frühere Verbrechen gesühnt, das Heil ihrer Kirche sich im Glauben angeeignet, mit ihrem Gott und Erlöser sich versöhnt. So tritt sie das Crucifix in der Hand, Himmelsfrieden im Herzen, eine erhabene Würde über ihr ganzes Wesen ausgegossen, ein halbverklärter Geist den Weg des Todes an. Da — unerwartet fällt ihr Auge auf den, welchem sie vertraut, auf den sie ihre letzte Hoffnung gesetzt, welcher sie so schändlich verrathen hat, auf Graf Leicester. 'Sie zittert, die Knie versagen ihr, sie ist im Begriff hinzusinken; — da ergreift sie der Graf, empfängt sie in seinen Armen. Sie sieht ihn eine Zeitlang ernst und schweigend an; er kann ihren Blick nicht aushalten.' Indem so schon die äuszere Scene das Herz rührt, spricht Maria Worte, die auch das härteste Gemüt erweichen und den, an welchen sie gerichtet sind, im Innersten treffen müssen.

*) Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke von Dr. Karl Hoffmeister. Stuttgart 1840. Vierter Teil, S. 271 u. 273.

Mit leiser Ironie hält sie ihm den an ihr begangenen Verrath vor, gesteht ihm ihre Liebe und dasz sie die Hoffnung einer schönen Zukunft darauf gebaut hätte, und mit einem wiederholten Lebewohl, mit dem Wunsche, dasz sein Lohn nicht seine Strafe werden möge, scheidet sie von ihm auf ewig.

Diesen Gedanken entspricht die Einkleidung. Es gibt Dichtungen, welche die Musik und Melodie schon in sich selbst, in den Worten, ihrem Klange, ihrer Verbindung und in dem Rhythmus des Verses tragen und sie zu singen gleichsam nötigen. Auf ähnliche Weise wird sich hier der Ausdruck und die Modulation der Stimme, mit denen diese Worte zu sprechen sind, jedem, der nur etwas Gefühl hat, wie von selbst aufdrängen. Es gilt von ihnen das Wort Goethes, dasz Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vortragen. Damit aber hat der Dichter das Höchste erreicht: Gedanke und Wort wirken in harmonischem Einklange; unmittelbar weckt dann das Gefühl des Dichters das des Hörers; Herz klingt zum Herzen, wie der Ton des Glases den, der im gleichgestimmten schläft, wunderbar aufregt; der elektrische Funke springt zündend von Geist zu Geist; das Echo gibt sofort den empfangenen Laut zurück. So dringt hier der Gedanke, getragen durch die Harmonie der Worte, unwiderstehlich in das Herz ein.

Betrachten wir so diese Scene, die Uebereinstimmung der äuszern Situation, in der sich Maria befindet, mit den Gedanken und Gefühlen, welche sie ausspricht, und wiederum die Harmonie des Ausdrucks mit diesen, achten wir ferner auf die Wirkung, welche in dieser Vereinigung das Ganze auf das Gefühl hervorbringt: wahrhaftig, wir möchten der Kritik gram werden, wenn es ihr gelänge, uns diese Zustimmung, dies Mitgefühl und die daraus hervorgehende Befriedigung durch ihre zersetzende Wirkung auch nur zu trüben.

Von Bedeutung ist die Scene aber auch ferner teils für den Verlauf und Schlusz, teils für die innere Oekonomie und ganze Haltung des Stücks. Sie scheint nemlich zuerst unentbehrlich, um Leicesters Stimmung zu begründen. In seinem Innersten getroffen von Marias Worten, niedergeschmettert durch die Erinnerung an das, was er verschuldet und was er verloren, spricht er den Sturm seiner Gedanken und Empfindungen, wie sie in raschem Wechsel, immer furchtbar sein Herz zerreiszen, im Monologe aus. Man nenne mir doch einen zweiten aus alter oder neuer Zeit, in welchem die Gewissensqual einer armen Seele gleich wahr und gleich grauenhaft wahr geschildert wäre! — Und dazu der Schlusz! Was ihn, den Verzweifelten 'anzusehen graut, musz er anhören!' — Die Hinrichtung selbst, deren Vorführung die Bühne nicht gestattet, veranschaulicht der Dichter durch das Gehör und überträgt sie damit in die Phantasie. Diese wirkt das Bild derselben gewaltiger aus, macht ihren Eindruck auf das Gemüt erschütternder, als es die Wirklichkeit selbst vermöchte: sie wirft Leicester nieder, — 'zuckend sinkt er zusammen' — und uns mit ihm. Wenn aber manche Bühnendarstellung des Effects wegen hier das Stück schlieszen zu müssen ge-

glaubt hat, so ist freilich richtig, dasz es in den folgenden Scenen von der Höhe des Pathos, die es hier erreicht hat, hinabsinkt; aber diese sind zum befriedigenden Abschlusz des Ganzen notwendig: eine weitere Folge von Marias Worten ist nemlich, dasz dadurch die rächende Nemesis herbeigeführt wird über die, welche alles Unheil verschuldet hat, über Elisabeth sowie über deren Helfershelfer. Den Schein vor der Welt zu retten musz die englische Königin den schwachen Davison — 'mit seinem Leben soll er ihr büszen' — strafen, ihren treusten Diener Burleigh entlassen. Shrewsbury, der edle Mann, welcher sie, 'die königliche Heuchlerin' längst durchschaut hat, zieht sich von ihr zurück. So steht sie, als ihr auf die Frage nach Leicester die Antwort wird: er ist zu Schiff nach Frankreich!' sich bezwingend mit ruhiger Fassung da — verlassen, — allein. Es geht ihr eignes Wort an ihr in Erfüllung: wo sie sich noch 'eine Freude, eine Hoffnung gepflanzt zu haben' glaubte, auch jetzt im Tode noch 'liegt ihr die Höllenschlange im Wege'. Wie den Bräutigam, so hat sie den Geliebten, so hat sie alle ihr entrissen, die es redlich mit ihr meinten. Das ist aber ein Vorzug dieses Stücks, dasz es das Walten der ewigen Gerechtigkeit zur vollsten Anschauung bringt, indem Alle ernten, was sie Böses gesäet haben.

Aber trotzdem dasz die Scene einmal die unmittelbarste Wirkung auf das Gefühl übt und sodann, dasz sie für den Verlauf und Schlusz, sowie für die innere Oekonomie des Stücks fast notwendig erscheinen möchte, musz die Kritik sie verwerfen: sie vernichtet den Charakter Marias und erschüttert damit das Drama in seinem innersten Grunde. Das ist der zweite und wichtigste Punct unserer Untersuchung.

Auf einem groszartigen Hintergrunde, der uns die feindlichen Richtungen ganzer Völker, den Kampf der römisch-katholischen und der protestantisch-englischen Kirche und damit den Kampf zweier Königinnen um Sein und Nichtsein zeigt, läszt der Dichter die Gestalt Marias hervortreten. Aber sie selbst greift nicht unmittelbar ein in das Getriebe um sie her: nur ihr Schicksal wird dadurch bestimmt. Sie ist die Sonne, um welche sich die übrigen Personen des Stücks in Zuneigung und Abneigung bewegen: auf Augenblicke lüftet sich der Wolkenschleier, der sie umgibt, nur damit sie in desto tiefere Finsternisse zurücksinke; aber rein und glanzvoll geht sie nieder. Nichts Höheres gibt es im Drama, als ihre Person: alles, was geschieht, geschieht in Bezug auf sie; aber sie selbst greift dennoch wenig oder gar nicht in die äuszere Handlung ein: sie ist die Heldin des Stücks nicht durch das, was sie thut, sondern durch das, was sie ist und wird. In ihr Inneres, in ihr Herz gleichsam hat der Dichter die Handlung verlegt, seinem groszen Freunde hierin folgend. Wie eine weibliche Seele, in frühere, schwere Verschuldung gesunken, durch das Gewebe von Anmut und Würde, das sie in sich auswirkt, zu der ihr angeborenen Schönheit sich wieder erhebt, dies zu zeigen ist der Zweck des Dramas. Es ist ein Charakterdrama: der Charakter der Heldin ist ein sittlich-religiöser und damit schon das Interesse jedes denkenden und fühlenden Menschen ihr gewis.

Diesen ihren Charakter müssen wir zunächst entwickeln; denn nur nach ihm und aus ihm heraus kann die fragliche Stelle beurteilt werden. Um ihn aber zu verstehen müssen wir auf ihre angeborene Natur und ihre frühesten Jugendschicksale Rücksicht nehmen. Dazu setzt uns der Dichter selbst in den Stand und zwar in der Absicht, um ihre Schuld in unseren Augen so viel als möglich zu verringern und so von vornherein unser Mitgefühl für die unglückliche Königin zu erwecken.

Zunächst also läszt er auf ihre That ein milderes Licht dadurch fallen, dasz er uns durch Shrewsbury (II 3) einen Blick in ihre Jugendschicksale thun läszt. Als zartes Kind ist sie nach Paris, an den 'Hof des Leichtsinns, der gedankenlosen Freude' versetzt. Dort verlebt sie ihre Jugend in Ueppigkeit; dort wird ihre Sinnlichkeit genährt und gepflegt, schieszt üppig empor und überwuchert und erstickt die besseren Regungen ihres Herzens. Dasz sie hier, umgeben von Lastern aller Art, die sich in das Gewand leichten, heiteren Lebensgenusses kleideten, von dem Strome des Verderbens fortgerissen wurde, war um so weniger zu verwundern, da sie keinen Freund, keinen Berather, keinen Führer auf dieser gefährlichen Lebensbahn hatte.

Da ward sie plötzlich nach Schottland versetzt, aus dem heitern Lande der Freude unter den düstern Himmel des Nordens, aus der Leichtlebigkeit des römischen Katholicismus in den herben und starren Ernst des Protestantismus, aus dem fröhlichen Genuszleben auf den Thron; unter streitende Parteien, in Stürme und Kämpfe wurde sie hineingerissen, welche zu tragen, geschweige denn zu beschwichtigen sie weder Neigung noch Kraft hatte. Konnte die zarte Blüte, bis jetzt nur der heitern Sonne des Lebens zugewendet, da gedeihen, sich entfalten, Frucht tragen? Muste sie nicht fern vom Jugendlande, wohin immer sehnsüchtig ihre Blicke gehen, allein unter Fremden, gegen die Angriffe der Feinde, gegen die Schmeicheleien der Freunde auf ihre eigne, schwache Kraft gestellt, ein Spielball derer, die ihre Jugend, ihre Unerfahrenheit, ihren Leichtsinn ausbeuten wollten, — verkümmern, untergehn?

Auszerdem war ihr zu ihrem Unglücke ein heiszes Blut verliehen und der Schönheit eitles Gut. So zog sie an und ward angezogen; so war sie des rohen Darnleys, so des unglückseligen Bothwell Gattin geworden, ohne Prüfung, ohne Wahl, 'durch Jener Mannskraft und ihre eigne Schwachheit besiegt'.

Auf diese Weise erklären ihre Naturanlagen, ihr Jugendleben am französischen Hofe, ihre Versetzung nach Schottland nicht blosz ihren tiefen Fall, sondern lassen ihn uns milder beurteilen, indem sie einen Teil der Schuld auf sich nehmen.

Aber der Dichter hat noch mehr gethan, um von vornherein unsere Teilnahme ihr zuzuwenden. Er verlegt die That, welche sie befleckte, in eine längst vergangene Zeit. Schon dies bewirkt, dasz wir ruhiger, mit milderem Blicke auf sie hinsehen. — Aber seit derselben hat sie auch keinen Frieden des Gewissens, keine Freude im Leben gehabt. Ihr Vertrauen zu ihrer königlichen Schwester, zu welcher sie aus Schottland

flüchtig, hülfesuchend kam, ist getäuscht. Ja in ungerechter, harter Gefangenschaft, die gerade an dem Tage, wo der Dichter sie uns vorführt, noch aufs unwürdigste verschärft ist, wird sie gehalten; eines Verbrechens ist sie angeklagt, das sie nicht begangen hat, und von Richtern verurteilt, welche sie, die freigeborene Königin nicht über sich anerkennen kann.

So tritt sie in das Drama ein. Wir haben nun zu sehen, wie der Dichter ihren Charakter gestaltet hat und sich entwickeln läszt. Schon die erste Scene, in welcher Maria auftritt (I 2), ist in dieser Hinsicht von Bedeutung: über ihr liegt es wie bange, düstere Ahnung, wie ein schwerer Gewitterhimmel. Es ist gerade der Jahrestag ihrer Blutschuld. Offen legt sie gegen ihre Amme, ihre treue Freundin, das Bekenntnis derselben ab: sie wuste um die That, liesz sie geschehen, lockte durch Schmeicheleien ihren Gatten in das Todesnetz und heiratete den Mörder. Und es kommt aus der Tiefe eines reuigen Herzens. Nicht äuszere Busze und Kasteiung, nicht die Gnadenmittel ihrer Kirche, nicht die vom Priester ihr längst gewordene Vergebung haben ihr den verlorenen Seelenfrieden wiedergeben können. Der blut'ge Schatten ihres hingemordeten Gemahls steigt zürnend immer wieder aus dem Grabe; sie fühlt in gewisser Vorahnung, dasz sie nur durch den Tod ihre Schuld sühnen werde. Nichts vermögen auch dagegen die Gründe, womit die Amme sie trösten und entschuldigen möchte: ihre Jugend, die Roheit ihres Gatten, die Vorstellung, dasz der Wahnsinn blinder Liebesglut gegen den Verführer sie ergriffen, dieser selbst durch Zauber und böse Künste ihr Herz verwirrt habe: — sie fühlt sich selbst die Schuldige. Durch dies offene Bekenntnis und die tiefe Reue, welche sie empfindet, gewinnt sie bei ihrem ersten Auftreten unsere Teilnahme, unser Mitgefühl.

Aber der Dichter musz mehr wollen, als diese weiche Stimmung, will mehr. Das sagt er selbst. 'Meine Maria wird keine weiche Stimmung erregen, und das Pathetische musz mehr eine allgemeine tiefe Rührung, als ein persönliches und individuelles Mitgefühl sein.' — Dem entspricht die Ausführung ihres Bildes: wir werden mit edleren, höheren, dauernderen Gefühlen, als blosz sympathetischen von ihr scheiden. Das erreicht er, indem er ihr Bild nach den Grundsätzen weiter ausführt und vollendet, welche er in der Abhandlung 'über Anmut und Würde' auseinandergesetzt hat. In seiner Maria gibt er uns einen Beleg von der Wahrheit und Richtigkeit derselben, gleichsam ein sinnliches, sichtbares, lebendes Bild, an welchem wir, was er dort nach den Regeln der Kunst begründet und ausgeführt hat, anschauen können.

Sie besitzt die volle weibliche Anmut, welche Leib und Seele umschlingt. Getragen ist dieselbe nemlich von architektonischer Schönheit, wie Schiller sie nennt, d. i. von jenen körperlichen Vorzügen, die man blosz der gütigen Natur und ihrer geheimnisvoll bildenden Kraft verdankt. Es ist nicht die geschichtliche Maria, die auf der Bühne erscheint, gealtert in Leiden und Haft, siech und halb dem Tode verfallen, als sie zum Tode geführt wurde. Schillers Maria steht in der Blüte der Jahre und Schönheit. Alt und Jung, Freund und Feind fühlen sich

von ihr angezogen und ergriffen. Mortimer sagt von ihr: 'Ganz England würde aufstehen und das Schwert ergreifen, sähe der Britte seine Königin', und die Liebe zu ihr treibt ihn in Wahnsinn und zum Selbstmorde. Der kalte Burleigh haszt in ihr die 'Ate, die mit der Liebesfackel England entzündet'. Leicester geräth schon durch das Anschauen ihres Bildes vor Entzücken auszer sich, als er sie selbst aber auf ihrem letzten Gange erblickt, in Verzweiflung. Den greisen Shrewsbury setzen ihre Reize in jugendliche Begeisterung; nach Elisabeths Worten 'buhlt um sie die Jugend und das Alter', und da ihr Neid und ihre Eifersucht das nicht verwinden können, so musz sie sterben. Ja, 'ihre Reize, neben die kein anderes Weib sich wagen darf zu stellen, hat ungestraft kein Mann erblickt'.

Bedeutender als dies Zeugnis Fremder ist das eigene Gefühl. Wem, der das Drama gelesen hat, möchte nicht auch ohnedem ihr Bild in lebendigster Zeichnung vor der Seele stehen, obgleich der Dichter es nirgends auch nur mit einem Worte angedeutet, mit einem einzigen Striche umrissen hat? Wem nicht eine Gestalt vor die Phantasie getreten sein, mit dem ganzen Zauber weiblicher Schönheit und Jugendfrische ausgestattet? Das ist die wunderbare Kraft des groszen Dichters, dasz wir uns die Gestalten, welche er darstellt, gerade so denken m ü s s e n, wie sie ihm vor dem Geiste standen, als er sie schuf; das die Gewalt der plastischen Darstellung, dasz sie uns nötigt, aus den Gedanken heraus uns auch die äuszere Gestalt zu klarer, bestimmter Anschauung zu bringen. Doch damit berühren wir schon, was folgt.

Diese Gabe der Natur, körperliche Schönheit läszt kalt, wo sie allein erscheint: erst durch A n m u t empfängt sie Leben und Seele. Anmut ist Ausflusz, Wirkung eines empfindenden Geistes, hängt ab und ist bedingt von der Art des Empfindens und Wollens, von seiner freien Selbstbestimmung. Auch in einem Körper, welchen die Natur nicht gerade sehr mütterlich ausgestattet hat, kann Anmut sich zeigen, wenn in die nicht schöne Hülle eine schöne Seele eindringt und ihr Leben verleiht. Nur diese Seelenschönheit, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung im Einklange sind, gibt diese Anmut, welche, wo sie in die Erscheinung tritt, Grazie ist. Wo sie herscht, da gleitet in leichten, lieblichen Wellen die Seele über das sprechende Angesicht, belebt, verschönt, verklärt selbst das minder schöne. Doch bald ebnet sich wieder die Bewegung zu einem ruhigen Spiegel. Alles, was die schöne Seele im Innern berührt, Gedanke, wie Empfindung und Entschlusz werden wiederscheinen in leichter, sanfter und dennoch belebter Bewegung des Körpers, werden heiter und frei, oder sinnig und ernst, oder in tiefer Bewegung aus dem Auge strahlen und in der Musik der Stimme, in dem reinen Strome ihrer Modulationen wiedertönen. So ist es mit Maria, wo sie erscheint; so musz es sein, — wir hören es aus ihren Worten heraus. —

Aber auch da, wo in lebendigerem, rascherem Spiele ihre Affekte wechseln, wie die Lage, in der sie sich befindet, es mit sich bringt, da wo die Neigung vorherscht, die Vernunft nicht widerstreitet, die Natur fordert, die Pflicht zuläszt, ist über ihr Wesen diese Harmonie des Innern

und Aeuszern, diese Anmut und Grazie ausgegossen. Auch dies erregtere Gefühl bildet sich seine entsprechende Hülle und tritt in der jedesmal natürlichsten, wahrsten, immer harmonischen Form in die Erscheinung. Bedarf es noch eines Beleges hierfür, — so gibt den treffendsten die Scene, wo sie nach langer Kerkerhaft zum erstenmale wieder in die freie Natur hinaustritt (III 1). Kindlicher Freude voll ist ihr Herz, in kindlicher Anmut und Wahrheit gibt sie sich kund, indem sie den leichten, geflügelten Schritt prüft, in vollen Zügen die himmlische Luft trinkt und dennoch zweifelt, ob es Wirklichkeit, ob es Traum sei. — Und bei dem Gedanken an ihr Jugendland — wie ein heiterer Sonnenblick fliegt es da über ihr Antlitz; — ihre Gestalt hebt sich; — aus ihrem Auge stralt tiefsinnige Sehnsucht: den eilenden Wolken, den Seglern der Lüfte trägt sie mit tiefbewegter Stimme ihre Grüsze auf. — Doch sie ist gefangen, in Banden, dieser Königin unterthan: — ihr Blick umflort sich, ihre Stimme zittert vor innerer Bewegung; — ein Wolkenschatten verschleiert ihre Züge; eine Thräne tritt in ihr Auge: ach, wie wollte sie dem Fischer lohnen, wenn er sie einnähme in den rettenden Kahn! — Aber da, als sie das Jagdhorn erklingen hört, die bekannte Stimme vernimmt, schmerzlich süszer Erinnerung voll — da ist sie ganz wieder der Freude, der Lust hingegeben; ihr stralendes Auge, das Aufjauchzen ihrer Stimme, jedes Glied in seiner Haltung und Bewegung, jeder Muskel ihres Gesichts in seiner Anspannung drücken den Jubel ihres Herzens aus.

Ihre Anmut und Schönheit — dies geht schon aus einigen vorhin angeführten Zügen hervor — werden noch erhöht durch ihr Leiden: erst im Leiden treten sie in ihrer Vollendung hervor.

Sahst du nie die Schönheit im Augenblicke des Leidens:
Niemals hast du die Schönheit gesehn.

Unglück und Leiden prägen sich im Aeuszern der schönen Seele auf eine Weise aus, die unmittelbar zum Herzen dringt. Ihr Ausdruck hat etwas tief Rührendes in Maria. Alle reizvollen Güter der Erde, hohe Geburt, Freude, Glück und Schönheit sind ihr zum Fallstrick und Verderben geworden. Alles, was zu ihrer Rettung unternommen wird, leuchtet auf und fährt dahin, wie ein Blitz, der ihre Nacht dunkler zurückläszt. Ein böses Ahnen geht von Anfang an durch ihre Seele. Der blut'ge Schatten König Darnleys wird nimmer Friede mit ihr machen, bis ihres Unglücks Masz erfüllt ist; dem Mortimer räth sie zu fliehen; denn

— Maria Stuart
Hat noch kein Sterblicher beschützt.

Und als nun ihr Schicksal entschieden ist nach der verhängnisvollen Unterredung mit Elisabeth, — von da an verklären sich Anmut und Schönheit zu überirdischem Glanze: im Kelche der Rose perlt der Thau; von dem Morgenschimmer des ew'gen Lichts ist ihre Gestalt angehaucht.

Aber ein schönes Weib voll Anmut und Liebreiz, wie Schmerz und Leid sie immer nur verleihen mögen, zu malen und eine wenn auch noch so allgemeine und tiefe Rührung zu erregen, kann nicht letzter Zweck des Dramas sein: in Schillers Maria Stuart ist es auch nur Mittel zum Zweck. Wie sie den Schmerz trägt, dadurch von allen sinnlichen Neigun-

gen geläutert wird, durch die Kraft ihres Willens über das Irdische sich erhebt, und indem sie die Sinnlichkeit der Vernunft unterordnet und dieser die unbeschränkte Herschaft gibt, zu sittlicher Freiheit sich erhebt, kurz, wie die schöne Seele eine erhabene wird voll Würde und Hoheit, — das zu zeigen ist das Ziel unseres Dramas. Und das hat der Dichter vollständig erreicht.

Doch bevor sie zu dieser Höhe gelangt, jagt die unwürdige Behandlung Elisabeths, als sie mit ihr zusammenkommt (III 4), die ganze Glut ihrer Leidenschaftlichkeit noch einmal zu hellen Flammen auf. Klugheit, Mäszigung, Selbstbeherschung, — alles vergiszt sie. Aber sie wird auch zu arg mishandelt von der boshaften Feindin; Unwürdiges erträgt kein edles Herz; es ist menschlich, dasz sich ihr ganzes Innere dagegen empört; die volle Herschaft über die Leidenschaft hat sie auch jetzt noch nicht erlangt. Es ist jedoch das letzte Aufflackern der Flamme, ehe sie in sich selbst erstickt. — Nun hat sie die Gewisheit, dasz sie sterben musz. Wie schon vorher in der langen Schule der Leiden ihr Wesen so sich geläutert hat, dasz wir ihre frühere Verschuldung fast vergessen haben, so entwickelt sie von nun an den ganzen Adel ihrer angeborenen Natur: Sinnlichkeit und Neigung sind bezwungen, die Leidenschaft unterworfen; die sittliche Kraft hat fortan die Herschaft. Das ist Geistesfreiheit, und wo sie uns in der Erscheinung entgegentritt, nennen wir sie Würde.

So sind Anmut und Würde, jene durch architektonische Schönheit und einen starken Zug des Leidens erhöht, diese durch sittliche Willensstärke getragen, in Maria vereinigt; so ist der Ausdruck der Menschheit, welche aus der Knechtschaft der Sinnlichkeit zu Geistesfreiheit sich emporgerungen hat, in ihr vollendet, und sie steht gerechtfertigt in der Geisterwelt und freigesprochen in der Erscheinung; denn ein Herz mit seinen Wunden ist mehr werth, als eins, das niemals litt, und im Himmel Freude über den reuigen, gebesserten Sünder. Die Freiheit hat in ihr über die Notwendigkeit gesiegt, die Vernunft über die Natur, der Wille über die Neigung. Indem sie die Mächte des physischen und sittlichen Lebens in die einer jeden gebührende Stellung gesetzt und zu harmonischem Wirken verbunden hat, steht sie da, ein Bild menschlicher Schönheit und Vollendung, der göttlichen Gestalt einer Niobe vergleichbar, wie sie die Hand des alten Meisters lebenathmend aus Marmor gebildet hat. Ueber ihre ganze Erscheinung ist eine erhabene Ruhe und stille Grösze ausgegossen, ihr Antlitz angehaucht von einem Scheine himmlischer Verklärung, wie sie wol nach dem letzten Schmerze und Krampfe des Lebens über die Züge des Sterbenden sich breitet; ihre Worte sind Klänge wie aus einer andern Welt. Ihre Seele, das was auf Erden noch ihr Herz bewegt, äuszert sich nur wie unter einer stillen klaren Fläche des Wassers. Ihr Inneres athmet nur Liebe, Frieden, Versöhnung, und auf ihrem letzten Wege geleiten sie Ergebung, Glauben und Hoffnung. Ihre Würde steigert sich hier (V 8. 9), wo sie sich der Anmut und Schönheit nähert, zum Edeln, und wo sie an das Furchtbare grenzt, zur Hoheit, vor der wir in Verehrung uns beugen. Ihre Sorge für die, welche während ihres

Lebens in Treue und Liebe zu ihr gestanden, die Bestimmung, dasz ihr Herz zu ihren Angehörigen nach Frankreich gebracht werde, wo es immer gewesen sei, ihr Grusz an Elisabeth, welcher sie ihren Tod von Herzen vergibt und ihre Heftigkeit von gestern abbittet, das glaubensfrohe Wort: 'ich bin mit meinem Gott versöhnt!' — die Abbitte an Paulet, ihrer nicht in Hasz zu gedenken wegen des mannigfachen Wehs, das sie schuldlos ihm bereitet, der rührende Wunsch, nicht von der im Sterben getrennt zu werden, die sie auf ihren Armen ins Leben getragen, der einfache und tief ergreifende Ausruf, als sie nun das Gröste wie das Kleinste berichtigt hat: 'nun hab ich nichts mehr auf dieser Welt!' — und endlich, wie sie in Glauben und Hoffnung an ihren Heiland und Erlöser sich wendet, dasz er in seine Arme sie nehme, — alles das zeigt, dasz den Stürmen und Strömungen der irdischen Atmosphäre enthoben, ihr schon verklärter Geist in jenen Lichtregionen weilt, wo der reine Aether nur noch in milden Schwingungen wallt.

Das ist das Bild der Maria, wie es das Drama darstellt und wie die oben angeführte Abhandlung Schillers es begründet. Aus diesem heraus und nach demselben musz was wir uns als Hauptaufgabe gestellt haben, entwickelt werden. Es soll nemlich gezeigt werden, dasz die oben angeführten Worte, welche Maria zu Leicester spricht,

1) dem Charakter der Heldin, wie er eben dargelegt ist, nicht nur nicht entsprechen, sondern ihn herabsetzen und zum Teil aufheben, dasz damit

2) einer der Hauptvorzüge des Gedichts, nemlich das Walten der göttlichen Gerechtigkeit, die sich sonst so erschütternd vollzieht, hier getrübt und durch beides der sittlich-religiöse Charakter des Stücks beeinträchtigt wird.

Ehe wir aber die Worte selbst zu diesem Zwecke näher betrachten, müssen wir einen Blick auf die Situation Marias werfen, durch welche sie dazu veranlaszt wird; denn schon diese ist nicht im Einklange mit ihrem Charakter. Ihre Würde hat sich in den letzten Scenen, wie gezeigt ist, zur Hoheit gesteigert: sie hat eine Geistesfreiheit, eine Seelenstärke erlangt und bewiesen, die uns mit Achtung und Verehrung erfüllen. Diese nun haben auch ihrer physischen Natur bis dahin die Kraft gegeben, alle Erschütterungen der letzten Stunden zu tragen, dem nahen Tode unerschrocken ins Auge zu sehen und gefaszt und mutig den Weg dahin anzutreten. Da aber in demselben Augenblicke, als sie Leicester sieht, ist jede Fassung dahin; den Anblick des Verräthers kann sie nicht ertragen: — sie zittert, — wankt, — ist im Begriff hinzusinken. — Ist das, frage ich, denkbar, ists erklärlich, möglich? — Nein, das ist nimmermehr die Maria, welche die Welt und ihre Lust überwunden, ihren Hasz und ihre Liebe Gott geopfert, den schwersten Sieg über sich selbst errungen hat, — die willensstarke, todesmutige, Gott hingegebene: — sie ist wieder, was sie früher war, ein reizbares, sinnliches, gebrechliches Weib, ihrer Schwäche erliegend, wie ohne Anmut, so ohne Würde. Um einer sentimentalen Rührung willen zerschlägt der Künstler mit eigner Hand das Götterbild, das er mit genialer Kraft so vollendet gebildet hat.

Und noch ein besonderer Zug in dieser Rührscene könnte uns fast widerwärtig erscheinen. Hätte Maria noch Stärkung nötig gehabt auf ihrem schweren Wege, so muste sie ihr der Gedanke an den Gekreuzigten geben, dessen Bild sie in der Hand trägt. Zu ihm hat sie ja eben aus tiefer Brust gefleht, dasz wie er am Kreuze die Arme ausgespannt, er so sie jetzt ausbreiten möge, sie zu empfangen. Und im nächsten Augenblicke 'empfangen' sie, die Ohnmächtige, die Arme des Grafen Leicester. Ich überlasse es der Beurteilung des Lesers, ob diese Zusammenstellung verletzend in die Situation hineingetragen, oder ob sie sich der unbefangenen Betrachtung von selbst daraus ergibt. Wahr ist es jedenfalls, dasz das überströmende Gefühl verständige Reflexion nicht immer zu ihrem Rechte kommen läszt, sondern ihr oft sogar Hohn bietet.

Dieser Situation, in welche der Dichter seine Heldin versetzt hat, entsprechen nun auch die Worte, welche er sie sagen läszt. Wie jene, so sind diese darauf berechnet, in eine weiche Stimmung zu versetzen, zu rühren. Und das thun sie, wie oben ausgeführt ist, mit fast überwältigender Kraft. Aber eben so gewis vernichten sie den Charakter Marias; denn wenn man sie auch nur oberflächlich und ihrem allgemeinen Eindrucke nach betrachtet, so ergibt sich schon, dasz die, welche mit der Welt abgeschlossen hat, mit ihrem Gotte versöhnt ist, in dem furchtbar feierlichen Augenblicke so nicht reden kann, wenn wir nicht annehmen sollen, dasz sie in das Irdische und Sinnliche arg zurückgefallen sei; denn nur Verhältnisse dieser Art setzt sie auf eine Weise aus einander, die keinen Zweifel läszt, dasz sie noch mit ganzer Seele daran hängt und mit tiefem Schmerze empfindet, dasz sie nicht verwirklicht worden sind.

Dieser allgemeine Eindruck wird begründet, wenn wir in das Einzelne tiefer eingehen. Die Worte enthalten nemlich einen ironischen Vorwurf, eine Liebeserklärung und das Lebewohl.

Ironie ist Verstellung: scherzend will sie belehren, tadeln, bessern. Mit der Miene der Unwissenheit, Einfalt, Naivetät stellt sie das Fehlerhafte in den Gedanken oder Handlungen Anderer in einem solchen Lichte dar, dasz es durch den Eindruck seines als unwahr zu erkennenden Gegensatzes einleuchtend oder einschneidend wird. Hier wendet sie Maria auf das Versprechen Leicesters an, sie aus ihrem Kerker zu führen. Schon an sich hat Ironie keine Stelle am Rande des Grabes, wo selbst von einem gefühllosen Gemüte jeder Schleier, jede Verstellung abfällt, und sie deshalb unnatürlich und unwahr erscheint. Aber noch mehr ist sie es bei Maria, da sie ihrem Charakter, wie er vorliegt, durchaus nicht entspricht. Ich wüste auch keine andere Stelle zu nennen, wo sie mit Ironie spräche. Gelegenheit dazu hätte sie wol gehabt in ihrer Verhandlung mit Burleigh (I 7), noch mehr in der mit Elisabeth, die sich nicht zu schämen brauchte, mit der beiszendsten Ironie die Unglückliche zu behandeln. — Und nun gar jetzt soll sie, 'ein schon verklärter Geist', mit Verstellung Wahrheit sagen? — Treffend sind ihre Worte, — es läszt sich nicht leugnen, und fein zugespitzt, aber um so einschneidender. Man kann sich daher des Gedankens nicht erwehren, dasz sie dadurch ihrer inneren Erregtheit,

damit ich nicht sage Gereiztheit, Luft machen will. Aber wo bleiben da Anmut und Würde! —

Noch mehr werden diese beeinträchtigt durch das folgende Liebesgeständnis. Schon von vornherein ist es unwahrscheinlich, dasz Maria Leicester geliebt, dasz sie mehr, als den Befreier in ihm gesucht habe. Sie kannte ihn doch, den Günstling der Elisabeth, den verschlagenen Höfling, den nur der Vorteil leitet, dem alle Künste und Mittel recht sind, um seine ehrgeizigen Zwecke zu erreichen, ihn, von dem Mortimer spöttelnd und ihn bemitleidend ausruft:

— Wie kleine Schritte
Geht ein so groszer Lord an diesem Hof!

Sie muste ihn kennen, da derselbe Mortimer ihr von ihm schon gesagt hat:

Der Feige liebt das Leben!

und jedes weitere Gespräch über ihn mit den Worten abschneidet:

Nichts mehr von ihm!

Und diesem Schwächling, den sie verachten muste, legt sie hier mit mehr als naiver Offenheit das Geständnis ihrer Liebe ab? Mit glühenden Farben zaubert sie ihm die Herlichkeit des neuen Lebens, das sie, in Liebe vereinigt, hätten führen wollen, vor die Seele. Ihre Worte sind ausserdem so beschaffen, dasz wir uns sie nicht anders, als mit der ganzen Anmut ihres Wesens gesprochen denken können. Und was folgt daraus? Sie trauert und klagt über den Verlust eines gehofften irdischen Glücks; sie schwelgt in dem Gedanken einer neuen Liebe, die ihr noch hätte erblühen können. Das stimmt nicht mit dem Ernste des Augenblicks, noch weniger mit der Würde, zu der sie sich erhoben hat. Gegen Leicester aber liegt in den Worten eine feine Rache, die ihres Charakters durchaus unwürdig ist. — Und ihre Entschuldigung, dasz sie nicht über dies Geständnis vor Scham erröthe, — was sollen wir davon halten? Kann es mehr sein, als die leichte Hülle, womit man lose bedeckt, was man doch so gern durchscheinen läszt? — mehr, als eine leise Mahnung der innern Stimme, dasz was sie thut, nicht gut gethan sei? — Gewis, sie konnte gerade weil sie auf dem Wege war, 'ein sel'ger Geist zu werden', solche Liebesgedanken überhaupt nicht haben, auf solche Weise sie gegen Leicester nicht aussprechen, noch dasz sie dies thut, auf so wohlfeile Art entschuldigen wollen.

Und endlich das Lebewohl, das sie zwei Mal ihm zuruft! — So spricht nicht der, welcher noch vom Grabe her Frieden und Versöhnung dem geben und lassen will, welcher auch noch so hart an ihm gefrevelt hat. — Es ist mit einem feinen Gifte versetzt, das um so verderblicher wirken musz, je mehr es in den Schein herzlicher Teilnahme eingehüllt ist. Schon die Bedingung, die sie hinzufügt, er möge beglückt leben, 'wenn er könne', er, der das zärtlich liebende Herz, das er verschmäht, verrathen habe, um ein stolzes zu gewinnen, die Aufforderung, zu Elisabeths Füszen zu knieen, der Wunsch voll Ahnung und böser Vorbedeutung, dasz der Lohn, welchen er von ihr zu erwarten habe, nicht seine Strafe werde, — alles dies sind nicht Worte einer reinen Seele, die aus Anmut und Würde sich den schönsten Kranz der Erhabenheit gewunden hat, die den Frieden

Gottes in sich trägt und ihren Frieden dem Beleidiger lassen will; — es ist vielmehr mit einer gewissen schlauen Berechnung, wie sie gewöhnlichen weiblichen Naturen wol eignet, darauf abgesehen, eine Saat höllischer Qualen in das Herz dessen zu streuen, an welchen die Worte gerichtet sind.

Sollten wir nun gar genötigt sein, mit Hoffmeister anzunehmen, dasz ihre ganze Umgebung, dasz namentlich Burleigh diese ihre Worte gehört hätte, so stellte sich die Sache für sie noch schlimmer. Nicht nur dasz sie dann die offenbarste, ausgesuchteste Rache an Leicester nähme, indem sie ihn zwänge, den Hof und England zu verlassen: — sie fügte auch noch in den Worten:

> Kniet zu den Füszen der Elisabeth!
> Mög' euer Lohn nicht eure Strafe werden!

den bittersten Hohn hinzu. Hätte nemlich sein Todfeind Burleigh ihre ganze Rede mit angehört, so konnte sie sich wol sagen, dasz dann von einer Versöhnung zwischen Leicester und Elisabeth nimmermehr die Rede sein könne; als bitterste Ironie, als Spott und Hohn könnte dann nur das oben angeführte Wort von ihr gemeint sein. Aber dem ist nicht so. Schon das, was Leicester im folgenden Monologe sagt:

> Willst du den Preis der Schandthat nicht verlieren,
> Dreist must du sie behaupten und vollführen!

deutet an, dasz er auch jetzt noch es für möglich hält, zu Elisabeth zurückkehren zu können. — Auszerdem aber nimmt der Dichter mit seinem Rechte in solchen, im Ganzen unbedeutenden Umständen die Situation so an, wie er sie gebraucht, es dem Leser überlassend, sie sich zurecht zu legen, wie er kann. Nun aber ist es nicht undenkbar, dasz selbst ein Burleigh sei es aus einer gewissen Achtung vor dem Unglücke, sei es aus einem unwillkürlichen Gefühle, das ihre hoheitvolle Erscheinung ihm eingeflöszt hat, in ehrerbietiger Entfernung von ihr sich halte und sich nicht in ihre Verhandlung mit Leicester eindränge.

Aber auch ohne diese Annahme ist Marias Charakter schon genug aus dem schönen Ebenmasze und der Harmonie, welche sie bisher gezeigt hat, hinausgerückt und mit sich selbst in Widerspruch gesetzt. Auszer dem Gesagten beweisen dies noch ein Paar einzelne Puncte.

Nachdem ihr Melvil (V 7) das heilige Mahl gereicht hat, richtet er kurz zuvor, als Burleigh und Leicester zu ihr eintreten, und in Bezug auf sie die Frage an Maria, ob sie sich stark genug fühle, um jede Regung des Hasses und der Bitterkeit zu besiegen. Darauf entgegnet sie:

> Ich fürchte keinen Rückfall. Meinen Hasz
> Und meine Liebe hab' ich Gott geopfert.

Doch der Rückfall kam sogleich. Mit der starken und erhabenen Gesinnung, welche sie in diesen Worten ausspricht, stimmen die Worte des Abschieds von Leicester ganz und gar nicht, weder die schneidende Ironie, noch das berechnete Liebesgeständnis, noch das durch Beschränkungen herbe und bittere Lebewohl. Eben so wenig läszt sich aber auch vereinigen, dasz sie der Elisabeth, von welcher sie jahrelang unmenschlich gepeinigt, noch gestern aufs rohste und gemeinste behandelt ist und nun

schuldlos hingerichtet wird, 'von ganzem Herzen vergeben', ihre wahrhaftig nicht unbegründete Heftigkeit abbitten kann, gegen Leicester aber Gereiztheit zeigt, an ihm Rache nimmt und ihm eine Verzeihung zu Teil werden läszt, welche durch ihre Bedingtheit und Zweideutigkeit sich selbst aufhebt. Und doch war es nur ihre eigene Schuld, dasz sie dem Charakterlosen zu viel vertraut hatte. Für dies verschiedene Verhalten ist keine andere Erklärung, als dasz sie dort und hier eine Andere ist; dort herscht die Vernunft über die Neigung, hier die Neigung über die Vernunft: die Würde, welche sie dort beweist, verleugnet sie hier.

Ein eben so ungewisses Licht wirft auch noch ein anderer besonderer Punct auf Marias Charakter. Nachdem sie alles Zeitliche berichtigt zu haben glaubt, schlieszt sie im 9n Auftritte ihre Rechnung mit dem groszen Worte ab:

— Nun hab' ich nichts mehr
Auf dieser Welt! —

und wendet sich darauf im Gebete an ihren Erlöser. Das Irdische liegt hinter ihr; das Ewige tritt an sie heran: dem zugewendet wird sie den Tod besiegen. — Doch nein, mit Leicester hat sie sich noch auseinander zu setzen. Das thut sie denn auch nachträglich und weil sie Melvils Warnung vergessen, ihrer Kraft zu viel vertraut hat, auf die Weise, wie vorhin gezeigt ist. Darauf wiederholt sie die obigen Worte.

— Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden!

Schon in dieser Wiederholung liegt Abschwächung; nur einmal gesprochen hat ein solches Wort der Resignation Wirkung: öfters wiederholt verliert es seine Kraft; wir könnten dann wol an seiner Wahrheit überhaupt zweifeln. An der ersten Stelle konnte sie es dem zufolge, was vorausgegangen war, im Gefühle der Siegesgewisheit, mit voller Wahrheit sprechen; hier jedoch als Abschlusz der an Leicester gerichteten Rede kann es kaum ohne Selbsttäuschung und nicht aus tiefster Brust hervor gesprochen sein. Oder sollte wirklich nicht ein wenn auch noch so schwaches Abbild der vorangegangenen, erregten Scene, ein wenn auch noch so leises Nachzittern der Empfindung, ein wenn auch noch so linder süszer Schmerz von da an bis zu ihrem letzten Athemzuge ihr Inneres bewegt haben? Woher sollte sie auf einmal wieder diese Kraft der Selbstbeherschung erlangt haben, — sie, die sich eben noch so hinfällig, so ganz den schwächlichen Gefühlen der weiblichen Natur überlassen gezeigt hat?

Die Scene stellt aber auch noch aus einem andern Gesichtspuncte betrachtet und von einer andern Seite her den Charakter Marias in ein schiefes Licht und trübt dadurch zugleich die reine Idee von dem Walten der göttlichen Weltregierung.

Unser Drama ist ein sittlich-religiöses nicht allein deshalb, weil es uns in der Heldin, auf deren Person das Ganze ruht, ein ergreifendes Bild von des Menschen Fall und Erhebung zu geistiger und sittlicher Hoheit aufstellt, sondern auch weil es uns das Walten der göttlichen Vorsehung, insbesondere ihre gerechte Vergeltung auf das ergreifendste nachweist.

Dies geschieht nicht blosz im Allgemeinen so, dasz einem Jeden wird nach dem, was er verschuldet hat, sondern dasz er auch gerade in dem gestraft wird, worin er gesündigt hat, oder doch auf die der Verschuldung entsprechendste Weise. — Leicester, der die Liebe zum Werkzeuge, seinen Ehrgeiz zu befriedigen, machen möchte, wird durch die Liebe zur Entsagung aller ehrgeizigen Absichten, in Verzweiflung und Verbannung getrieben. — Mortimer kühlt seinen wütenden Religionsfanatismus und seine sinnliche Liebesglut in seinem eignen Blute. — Burleigh musz das Unrecht, welches er Maria durch ihre Verurteilung und den grundlosen persönlichen Hasz gegen dieselbe zugefügt, durch das Unrecht, womit Elisabeth ihn, ihren treusten Diener verabschiedet, büszen. — Elisabeth, welche ihre guten und bösen Rathgeber nach Laune, Willkür und den Eingebungen niederer Selbstsucht behandelt, steht zuletzt von ihnen allen verlassen. Sie, die königliche Heuchlerin, musz erfahren, dasz Leicesters Schmeicheleien, denen sie immer so gern gelauscht, Heuchelei und Hohn gewesen sind: die schändlich hingemordete Feindin läszt ihr diese Erkenntnis zur Vergeltung zurück. Und dasz auch der edle Schrewsbury mit unverholener Misachtung sie verläszt, mag ihr sagen, dasz ihr Grundsatz:

— was man scheint,
Hat Jedermann zum Richter, was man ist, hat keinen —

unwahr ist. — Doch vor allen andern vollzieht sich an der Heldin selbst die Nemesis auf eine erschütternde Weise. Für die mancherlei Frevel, welche sie aus Leichtsinn und Sinnlichkeit an der Liebe begangen hat, für den Verrath der ehelichen Treue büszt sie durch Kerker und Haft bis zum Tode. Um von den Gewissensqualen, die ihr nimmer Ruhe lassen, wie von der Entwürdigung zu schweigen, die sie von Elisabeth erfahren musz, 'es koste nichts, die allgemeine Schönheit zu sein, wenn man die gemeine sei für alle', — so empfängt sie ihre härteste Strafe durch die Liebe selbst. In dem Liebeswahnsinn Mortimers, in seinem gewaltsamen Angriffe auf sie erkennt sie selbst ihre höchste Erniedrigung, und im Herzen getroffen wird sie durch Leicesters Verrath und dem Tode überantwortet.

So, glauben wir, waltet und richtet die göttliche Gerechtigkeit, so wenigstens musz des Lebens ideales Abbild, das Drama, es darstellen. Doch dasz Maria nun selbst das Amt der Nemesis an Leicester vollzieht, entspricht weder ihrem Charakter, noch gibt es einen würdigen Begriff von dem göttlichen Walten. Mag sie mittelbar Anlasz sein, dasz Leicester zum Gefühle seiner Niederträchtigkeit kommt, aus Reue und Scham in Verzweiflung stürzt: — die Furie, welche mit eigner Hand die Glut in seinem Innern zur verheerenden Flamme anschürt mit Absicht, mit Bewustsein, mit einer gewissen in Sentimentalität eingehüllten Befriedigung, darf sie nicht sein, kann sie nicht sein: das trübt ihr Bild, das empört unser Gefühl. Wie kann sie, die Sünderin an Treue und Liebe, ihre Erhebung von dem Falle dadurch bewähren wollen, dasz sie den Stein aufhebt? — nein, mit aller Gewalt ihn schleudert gegen den, der doch nur in geringerem Grade an der Liebe sich vergangen hat? Dasz sie insbeson-

dere gerade mit dem straft, worin sie selbst früher gesündigt hat, dasz sie mit reizenden Farben ihm das Glück ausmalt, welches sie, in Liebe verbunden, genossen haben würden, dadurch vernichtet sie den so schon im Bewustsein hart getroffenen Elenden. Sie tritt in dem Augenblicke, wo die Nemesis sie ereilt hat und zum Richtblocke führt, selbst als Nemesis auf; sie, die Gefallene, feiert einen Triumph über den, der doch nicht so tief gefallen ist; sie, die durch langjähriges Leid zur Erkenntnis, Busze und Erhebung gnädig geführt ist, stürzt den, welcher eben zum Gefühle und Bewustsein seiner Schuld gekommen ist, erbarmunglos in Verzweiflung. Das kann die Maria nicht, wie wir sie kennen, das kann die Vorsehung nicht zulassen, welche der Dichter mit poetischer Wahrheit im Drama walten lassen musz.

Psyche, — das ist das Endergebnis dieses zweiten Teils unserer Betrachtung — die Psyche, welche sich über Leben und Tod hinaus in höhere Sphären aufgeschwungen hatte, sinkt gelähmten Fittigs wieder zur Erde; der himmlische Glanz, welcher schon ihre Gestalt verklärend umflosz, ist getrübt, erblichen; — die Erde hat den Sieg.

War es denn aber nötig, dasz Schiller die Maria von der sittlichen Höhe, zu der er sie erhoben hatte, hinabsteigen liesz, um die folgenden Scenen gehörig zu motiviren und das Stück regelrecht abzuschlieszen? Dies ist die dritte und letzte Frage.

Dasz ein solcher Abschlusz, gehörig begründet, notwendig war, dasz die Nemesis an den verschuldeten Personen ihr Recht üben musz, haben wir oben gesehen. Mit Schillers eigenen Worten wollen wir jetzt zu zeigen versuchen, dasz dies auf natürlichere, einfachere Weise und ohne dem Charakter der Heldin, in welchem das Stück gipfelt, ohne der Idee von der vergeltenden Gerechtigkeit Eintrag zu thun, geschehen konnte.

In der schon mehrmals genannten Abhandlung Schillers über Anmut und Würde, nach deren Grundsätzen wir den Charakter Marias entwickelt, mit ihnen aber ihren Abschied von Leicester nicht im Einklange gefunden haben, zeigt er auch den Weg, welcher ohne Gefahr und sicher zu dem beabsichtigten Ziele würde geführt haben. Dort sagt er nach der Bemerkung, 'dasz der höchste Grad der Würde die Majestät sei', von dieser: 'Sie hält uns ein Gesetz vor, das uns nötigt, in uns selbst zu schauen. Wir schlagen die Augen vor dem gegenwärtigen Gott zu Boden, vergessen Alles auszer uns und empfinden nichts, als die schwere Bürde unsers Daseins. — Majestät hat nur das Heilige. Kann ein Mensch uns dies repräsentieren, so hat er Majestät, und wenn auch unsere Knie nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen.' —

Aus diesen Worten, deren Wahrheit fest steht, ergibt sich nun, dasz der Dichter das Ziel, zu welchem er das Drama hinführen muste, hätte erreichen können, ohne dadurch Marias Charakter zu trüben; ja auch an wirklicher Rührung würde die danach geänderte Stelle nicht verloren, an Natürlichkeit und Wahrheit derselben jedenfalls gewonnen haben.

Auf einen Charakter wie Leicesters musz schon Marias äuszere Erscheinung überwältigend wirken. 'In weiszes Gewand festlich gekleidet, den schwarzen Schleier zurückgeschlagen, am Halse ein Agnus dei tragend, einen Rosenkranz im Gürtel und das Diadem in den Haaren', — so tritt sie ihm entgegen. Hatte schon ihr Bild, welches Mortimer ihm überbringt, ihn vor Entzücken auszer sich gesetzt, — welchen Einflusz musz jetzt sie selbst in ihrer Schönheit und Anmut, welche durch das Unglück gehoben — es ist der Weg des Todes, den sie geht — und durch die religiösen Symbole gleichsam geheiligt sind, auf den feingebildeten, leicht erregbaren, für äuszere sinnliche Eindrücke so empfänglichen Mann machen! — Dazu hatte sich 'die ruhige Hoheit', mit der sie im 6n Auftritte von ihrer Dienerschaft Abschied nimmt, die Trostlosen tröstet, für jeden ein Andenken, ein Wort herzlicher, vorsorgender Liebe hat, dann durch ihre Beichte, durch die Himmelsspeise des Sacraments, durch ihre Versöhnung mit dem Heiligen aufs höchste gesteigert. In dieser vollendeten Harmonie des Aeuszern und Innern, in dieser anmutvollen und himmlischen Verklärung, in dieser vollendeten Menschheit geht sie dahin — als gläubige Christin, als Königin, ein gottgeweihtes Opfer. Der strenge, starre Charakter eines Paulet wird durch eine solche Erscheinung erweicht und bezwungen. 'Gott sei mit euch! Geht hin in Frieden!' — mit diesen Worten scheidet er von ihr, die ihm lange Jahre den ruhigen Schlaf der Nächte, die ihm zuletzt noch seinen Neffen geraubt hat, die Hoffnung seines Alters. Und wenn so schon dem harten, aber reinen und schuldlosen Menschen es widerfährt, dasz wo er in den Bann der Majestät tritt, er vor ihr in Verehrung sich beugt: — um wie viel mehr wird dies mit dem der Fall sein, der charakterlos wie er ist, ohne Halt in sich, schwankend und beweglich wie ein Rohr, dazu noch an der, die ihm so entgegentritt, teuflisch gefrevelt hat, mit Leicester! — Und so geschieht es: fast mit den Worten der Abhandlung beschreibt uns Schiller den Zustand Leicesters, in welchen er versetzt wird, als er mit Maria zusammenkommt. Versetzen wir uns in die Situation, wie der Dichter sie andeutet. Er 'bleibt in der Entfernung stehen, kann vor ihr die Augen nicht aufschlagen'. Stumm und in sich versunken ist er Zeuge, wie im 8n und 9n Auftritte Marias Hoheit in den letzten Augenblicken ihres Lebens, in Wort und That nach allen Seiten hin aufs ergreifendste sich beweist. Da, als sie sich zum Aufbruch rüstet, 'fährt er unwillkürlich auf; er kann ihren Blick nicht aushalten'; sein Gewissen ist bis ins Innerste getroffen; vor solcher Majestät beugt sich sein Geist, wenn auch die Kniee nicht nachfolgen: — 'wo sie sich zeige, sie herscht, herscht blosz, weil sie sich zeigt' — er empfindet nichts, als 'die schwere Bürde seines Daseins'.

Und wie schwer ihm wird, das Leben zu tragen, spricht sich in dem Monologe aus; dieser eben motiviert das Uebrige. Weiterer Worte der Maria, den Eindruck ihrer Erscheinung zu erhöhen, hätte es kaum bedurft; denn es liegt in der menschlichen Natur begründet, dasz derjenige, in welchem das Gefühl von dem, was er Schändliches gethan hat, einmal erregt ist, — wenn er sein Opfer in stummer Ergebung, mit Würde und Hoheit sein Leid tragen sieht, tiefer ergriffen wird, als durch lange, noch

so rührende Reden. Tragen diese aber noch dazu das Gepräge der Absichtlichkeit, so bringen sie die entgegengesetzte Wirkung hervor: sie verstimmen.

Der Monolog gibt das treuste, grauenhafte Bild einer im Innersten erschütterten, von Verzweiflung ergriffenen, verlorenen Seele. Gedanken und Entschlüsse und Gefühle durchtoben in raschem Gegensatze und in wildem Sturme Leicesters Brust. Im Anfange wechseln Ausbrüche der Verzweiflung mit dem grimmen Schmerze über das, was er in Maria verloren hat. Er kann nicht leben, mag nicht leben, er ist das elendeste Wesen unter der Sonne; denn die kostbarste Perle hat er weggeworfen, das Glück der Himmel weggeschleudert. Sie, ein schon verklärter Geist, geht zum Tode und läszt ihm die Verzweiflung der Verdammten. — Der Vorsatz, mit dem er kam, ungerührt ihr Haupt fallen zu sehen, ist dahin; ihr Anblick weckt in ihm die erstorbene Scham; im Tode umstrickt sie ihn mit Liebesbanden. — Doch das Gefühl seiner Verworfenheit, die Verzweiflung an jedem Glücke der Liebe werfen ihn gewaltsam in die entgegengesetzte Stimmung: was er zuvor nie gekannt hat, das Mitleid, das sich jetzt in ihm regt, will er ersticken, Brust und Stirn verhärten, will sie fallen sehn. — Doch das menschliche Gefühl, welches aus dem Herzen zu reiszen ihm die Kraft fehlt, das Graun der Hölle, das ihn erfaszt, gewinnen den Sieg. — So musz er anhören, was ihm anzuschauen graut: ihre Hinrichtung.

Ist in diesem Monologe trotz des erhabensten Pathos, das ihn erfüllt, nichts, was wir nicht aus den obigen Ausführungen allein, ohne die Worte Marias verstehen und begreifen könnten: so spricht Leicester darin einen Gedanken aus, der mit denselben nicht vereinigt werden zu können scheint. Er nennt Maria 'einen schon verklärten Geist'. Diese Ueberzeugung von ihr konnte er wol aus ihrer hoheitvollen Erscheinung und Haltung in den vorhergehenden Scenen gewinnen; aber die an ihn gerichteten Worte hätten ihn nur darin irre machen müssen. Oder sollte der feine, gewitzte Höfling nicht gemerkt haben, dasz sie durch dieselben nichts weniger als ihre Verklärung beweist? Sollte er den Stachel, der in ihnen liegt, in sich aufgenommen und gefühlt, die Absichtlichkeit, die Rache, welche aus denselben wenn auch noch so fein hindurchscheint, nicht bemerkt haben? Das läszt sich von dem Manne nicht denken, der in der Zucht und Schule der Elisabeth das Spiel der Mienen zu deuten, aus den verdeckenden Worten mit sicherm Takte den Gedanken herauszufühlen, leise Andeutungen und schwankende Beziehungen auf ihren wahren Gehalt zurückzuführen trefflich gelernt hat. Merkte er aber die Absicht, so konnte er in Maria nicht die kostbarste Perle, das Glück der Himmel weggeschleudert zu haben glauben, den verklärten Geist in ihr nicht sehen, überhaupt nicht so gestimmt sein, wie er im Monologe sich zeigt.

Jedoch stumme Personen kann der dramatische Dichter auf der Bühne nicht gebrauchen. Vielleicht hielt es Schiller nicht für angemessen, Maria schweigend von Leicester fortgehen zu lassen; jedenfalls wollte er die niederschmetternde Wirkung ihrer Erscheinung noch erhöhen und verstärken. — Und das konnte er mit seinem ganzen Rechte; er konnte es

durch ein Paar Worte herzlichster Verzeihung*), welche sie an ihn richtete, so rührend und wahr, wie er, dieser gröste Maler des Gefühls und der Leidenschaft, sie der Sterbenden hätte in den Mund legen können, aus innerster Seele dringend, den Ton der Wahrheit in sich tragend, wie von der allerbarmenden ewigen Liebe selbst eingegeben. So hätte die liebevoll Verzeihende feurige Kohlen auf das Haupt des Schuldigen gehäuft, die ewig bis ins Herz hinein brennen; dann wäre ihr Charakter rein erhalten, die Wirkung ihrer Majestät erhöht, das göttliche Gericht auf eine würdigere und wahrere Weise an Leicester vollzogen, des Dichters Theorie und Praxis im Einklange geblieben, die Tugend seines Herzens nicht zu einem Fehler seines Geistes geworden.

Damit führt uns denn das Endergebnis der ganzen Abhandlung dahin zurück, von wo wir ausgegangen sind. Durch die überwältigende Macht, welche der Dichter auf unser Gefühl ausübt, beraubt er uns augenblicklich unsers Urteils. Wir sind ergriffen; wir folgen willenlos, fast unbewust; das Gesetz des Widerspruchs hat in uns seine Macht verloren; unser Gefühl herscht, das Urteil verstummt. — Aber wenn die obige Ausführung richtig ist, können Marias Worte jetzt nicht mehr mit dem ganzen Gewichte persönlicher Wahrheit sich in unsern Geist senken; aus 'Morgenduft und Sonnenkraft' sind sie freilich gewoben; aber die 'Wahrheit' ist nicht mit ihnen. Wir sind so um eine weiche Rührung ärmer geworden; der Charakter der Heldin jedoch und, meine ich gezeigt zu haben, des ganzen herlichen Dramas hat an Wahrheit und Würde gewonnen. — Verständiges Urteil ist die Blüte des Menschengeistes: dazu will und musz die Schule erziehen.

Wolfenbüttel. Dr. Chr. Jeep.

*) Dieser Ansicht ist auch K. Schwenck in seinen Erklärungen zu Schillers Werken. Frankfurt a. M. 1850 S. 170.

2.
ÜBER NUTZEN UND GEBRAUCH DER CHRIE, MIT BEISPIELEN.

Ueber die Chrie zu schreiben könnte nach der eingehenden und gründlichen Behandlung, welche diesem 'Hauptstück der alten Schultechnik' durch Moritz Seyffert in seinen Scholae Latinae zu Teil geworden, überflüssig erscheinen. Indessen ist vor allem nicht zu übersehen, dasz jene in pädagogischer und didaktischer Hinsicht so wichtige Schrift 'Beiträge zu einer methodischen Praxis der lateinischen Stil- und Compositionsübungen' liefern will, während die nachstehende Erörterung sich nur auf die Anwendung dieser Kunstform zu Schulübungen in deutscher

Sprache bezieht; zweitens soll hier nicht eine aus den Quellen geschöpfte Anweisung zur richtigen Behandlung dieser Kunstform — eine solche ist allerdings auch zum Behufe deutscher Ausarbeitungen aus jener Schrift zu entnehmen — gegeben werden, sondern es wird nur eine an die in der Schule gemachten Erfahrungen anknüpfende ganz unmaszgebliche Besprechung dieses Gegenstandes hier beabsichtigt. Eine solche dürfte aber wol in einer Zeitschrift für Pädagogik, die sich somit für dieses Gebiet als einen allgemeinen Sprechsaal darbietet, am Platze sein.

Dasz das Hauptstück der alten Schultechnik nicht leicht die Lieblingsform der modernen Schuljugend werden wird, läszt sich aus inneren Gründen begreifen und wird wahrscheinlich überall durch die Erfahrung bestätigt. Begeisterung zu erwecken, dazu ist diese Kunstform ihrem Wesen nach nicht geeignet. Daraus folgt aber nicht, dasz sie gegenwärtig nicht mehr zu brauchen; dasz sie namentlich nicht zu Ausarbeitungen in der Muttersprache dienlich sein könne; ja nicht einmal, dasz sie einem unüberwindlichen Widerwillen von Seiten der Schüler begegnen müsse. Der Lehrer, der es sich nicht verdrieszen läszt, mehrere derartige Uebungen mit seinen Schülern anzustellen, wird doch bemerken, dasz mit dem Erfolg auch die Lust wächst und dasz das Gelingen mit der Einsicht in das Wesen dieser Kunstform zunimmt.

Der Nutzen ihrer Anwendung ist aber ein mehrfacher. Zunächst macht sie den Schüler aufmerksam auf den Werth und Gebrauch der Sentenzen, jener schönen und treffenden, zum Teil unübertrefflichen und unsterblichen Aussprüche, die so zahlreich in alten Schriftstellern zu finden sind, denen er auch in seiner Lectüre der Classiker alter und neuer Zeit häufig begegnen wird. Solche Edelsteine werden wol auch von dem Schüler erkannt und ihr Werth empfunden, besonders wenn ein Wort des Lehrers ihm zu Hülfe kommt; sie werden von den aufmerksameren und empfänglicheren wol auch festgehalten und bewahrt; aber für die Gesamtheit wird es doch — οἷοί εἰσιν οἱ νεώτεροι — ein verstärkter Antrieb sein, solche Dinge zu beachten, wenn sie wissen und es durch die Erfahrung erprobt haben, wie erwünscht einem ein solcher Ausspruch kommt, wenn man für einen verwandten Gedanken ein Zeugnis braucht, und wie kümmerlich man sich manchmal aus Mangel an solchen Erinnerungen behelfen musz.

Ein zweiter Vorteil, den diese Form des Aufsatzes bietet, liegt darin, dasz sie die eigene Erfindung nicht ausschlieszt, der Notwendigkeit, durch eigenes Nachdenken die erforderlichen τόποι zu gewinnen, nicht überhebt, diese Aufgabe aber entschiedener, als andere Formen, regelt und dadurch auch erleichtert. Es ergibt sich dieser Vorteil bei einer doppelten Art der Anwendung, nach welcher sich die Thätigkeit des Schülers etwas verschieden gestaltet. Benutzt man die Chrie zu Hausaufgaben, so eröffnet sich dem Bearbeiter ein reicheres Feld der Sammlung, aber die Ausbeutung desselben ist auch umständlicher, als wenn er darauf angewiesen ist, lediglich aus den Schätzen zu nehmen, die er in seinem Geiste trägt; aus der Quelle zu schöpfen, die in seinem Innern sprudelt. Letzteres aber wird in der Regel dann der Fall sein, wenn der Schüler die Arbeit

in der Schule zu fertigen hat, wobei er zugleich auf ein bestimmtes Zeitmasz, das er nicht überschreiten darf, angewiesen ist. Hier gilt es natürlich das Thema so zu wählen, dasz der äuszere Apparat von Beispielen und Zeugnissen dem Schüler wirklich zur Hand sein kann. Dazu musz natürlich seine Geschichtskenntnis und der Bereich seiner Lectüre die Mittel bieten. Wie aber durch diese Teile das Gedächtnis und das positive Wissen in Anspruch genommen wird, so wendet sich das simile hauptsächlich an die Phantasie und die Seite des Wissens, welche weniger unmittelbar durch den Schulunterricht gewonnen und gefördert wird. Hier ist der weniger begabte Schüler oft in groszer Verlegenheit und greift wol auch zu sehr verkehrten Mitteln. Der Lehrer wird denn auch gerade diesen Teil am nachsichtigsten beurteilen, ja vielleicht sogar denselben lieber erlassen als eine gar zu ungeschickte Ausführung zu erzwingen. Doch möge man mit solchen Zugeständnissen ja nicht zu freigebig sein, einer solchen Erleichterung nicht zu sehr entgegenkommen; vielmehr immer den Grundsatz festhalten, dasz nur eine alle Teile umfassende Ausführung der Forderung des Lehrers genügt und vor einer minder vollständigen ceteris paribus entschieden den Vorzug erhält. Den Hauptnachdruck wird man dabei immer auf die argumentatio in ihrer doppelseitigen Gestalt als causa und contrarium oder, wie die Rhetorik sagt, als confirmatio und confutatio legen, d. h. auf den Teil, der vorzugsweise den Verstand und das Vermögen zu schlieszen in Thätigkeit setzt und übt. Die Frucht dieser Uebung wird sich keinem Lehrer verbergen, da sich nach ihr die wachsende Reife des Schülers am meisten bemessen läszt. Dies ist um so mehr der Fall, je enger der Zusammenhang ist, in dem man die argumentatio mit der expositio, aus der erstere natürlich erwachsen soll, zu setzen gewohnt ist. Treffliches findet sich darüber bei Seyffert bemerkt; hier soll nur bemerkt werden, dasz ja in diesem Teile, der expositio, hauptsächlich gerade der philologische Lehrer die Frucht seiner täglichen Bemühung erkennen kann, in der gröszeren oder geringeren Fähigkeit des Schülers, eine Stelle, mag sie aus einem griechischen oder lateinischen oder deutschen Schriftsteller genommen sein, nach Form und Inhalt zu verstehen und befriedigend, d. h. einigermaszen erschöpfend zu erläutern. Zu diesem Zweck ist es gut, dem Schüler bei der Ausarbeitung die Schrift, aus der die Stelle genommen ist, in die Hand zu geben, oder doch die Stelle ausführlicher und weiter, als die χρεία selbst reicht, mitzuteilen, damit er sich über den Zusammenhang näher unterrichten und vielleicht Nutzen für irgend einen Teil der Ausführung daraus schöpfen kann. — Am meisten der Gefahr ausgesetzt, statt eines organisch verbundenen Gliedes ein blosz äuszerlich angefügter Teil oder Auswuchs zu sein, ist die laus auctoris. Dasz dieselbe wieder zumeist an die Erfahrung des Schülers und sein teils aus der Geschichte teils aus der Lectüre gewonnenes Wissen Anspruch macht, ist selbstverständlich. Bei Hausaufgaben kommen hier Bücher, wie Litteraturgeschichten und Reallexika, freundlich entgegen. Hier ist vor allem die Neigung zu bekämpfen, dasz die laus in einen oberflächlichen Lebensabrisz verwandelt werde, der in keinem directen Zusammenhang mit der χρεία steht. Von dieser auszu-

geben und, da sich die expositio daranschlieszt, zu dieser wieder zurückzulenken, überhaupt den Zusammenhang mit derselben nie aus den Augen zu verlieren, dies dürfte eine in dem Wesen dieser Kunstform begründete Forderung an den ersten Teil, das exordium, sein. Seyffert hat dabei gewis Recht, wenn er für den Fall, dasz eine nähere Bekanntschaft des Schülers mit dem betreffenden Schriftsteller nicht gefordert oder vorausgesetzt werden kann, eine Information von Seiten des Lehrers verlangt. Zweckmäszig aber ist es, wo immer möglich, solche Chrieen zu wählen, bei denen der Schüler möglichst wenig an fremde Hülfsmittel gewiesen ist.

Die Vorteile für die inventio stehen in genauem Zusammenhange mit der Erleichterung, welche die Chrie der dispositio bietet. Hier erinnert die vorgeschriebene Reihenfolge der Teile mit ihrer strengen Forderung an den Inhalt nachdrücklicher als in anderen Redeformen an die Vorschrift des Dichters, ut iam nunc dicat iam nunc debentia dici, pleraque differat et praesens in tempus omittat — mag man diese Verse mit der hier befolgten Interpunction oder mit der von Bentley vorgezogenen lesen, d. h. mag man eine eigentlich selbstverständliche oder eine feinere Regel darin finden. Die Strenge der Forderung ist aber eben dadurch eine Erleichterung, dasz sie zugleich eine Anleitung und Handhabe der Anordnung bietet, die im Ganzen und Wesentlichen auch auf andere Formen der Darstellung Anwendung findet. Gerade dieses achtteilige Schema kann dazu dienen, die wesentlichen Hauptteile jeder Darstellung zur Anschauung zu bringen. K. A. J. Hoffmann in seiner Rhetorik für Gymnasien (Clausthal 1860) bezeichnet als wesentliche Teile der Chrie 1) die Erklärung des Ausspruchs, 2) den Beweis für die Richtigkeit (oder Unrichtigkeit) desselben, 3) Empfehlung desselben zur Anwendung (oder Abmahnung von demselben). Offenbar aber könnte man ebenso gut auf die berühmte Zweiteilung des Aristoteles 'τό τε πρᾶγμα εἰπεῖν περὶ οὗ καὶ τότ' ἀποδεῖξαι' zurückgehen. Doch genügt diese Unterscheidung natürlich nicht für die Oekonomie einer kunstgemäszen Darstellung. Dieser Forderung kommt die angeführte Dreiteilung schon mehr entgegen. Nur gilt es, die acht Teile auf dieselbe zurückzuführen und dieser unterzuordnen. Hoffmann thut dies in der Weise, dasz er den ersten Teil als Einleitung und propositio thematis, den zweiten als ersten Hauptteil, den dritten bis siebenten Teil zusammen als Beweisführung nach verschiedenen Topen, den achten endlich als empfehlenden oder abmahnenden Schlusz betrachtet. Ganz vollständig kann ich mich mit dieser Auffassung nicht einverstanden erklären. Hoffmann teilt die propositio thematis der Einleitung zu. Anlasz zu dieser Auffassung mag die Bezeichnung 'dictum (vel factum vel utrumque) cum laude auctoris' bieten. Da ist denn doch wol die propositio in dem dictum zu suchen. Dieses ist ja aber gegeben und liegt insofern auszerhalb der Kunstleistung. Eine solche besteht somit für den ersten Teil lediglich in der laus auctoris oder dem ἐγκωμιαστικόν, wie die griechischen Lehrer den ersten Teil einfach nannten. Will man von der propositio in der Chrie in ähnlichem Sinne wie in der eigentlichen Rede sprechen, so wird man sie in einem der folgenden Teile suchen müssen, da man ihr eine selbständige Stellung unter diesem Namen ohne-

dies nicht einräumen kann. Bei der eigentlichen Rede war es wenigstens streitig, ob ihr eine solche gebühre. Am entschiedensten spricht ihr dieses Recht Aristoteles zu in jener Erörterung, welche sich an die oben angeführten Worte (III 13 p. 147 Sp.) anschlieszt. Hoffmann folgt hierin dem Stagiriten, während Volkmann (Hermagoras S. 31) sich entschieden dagegen erklärt und in Uebereinstimmung mit Quintilian, der sie omnis confirmationis initium nennt, der probatio zuteilt. In der Chrie müssen wir, wie gesagt, schon im voraus darauf verzichten, die propositio als einen besonderen Teil aufzuführen. Der von Aristoteles geltend gemachte Grund erscheint für ein solches festgeordnetes Schema ohnedies nicht mehr maszgebend, und es kann sich nur darum handeln, welchem der herkömmlichen Teile man diesen wesentlichen Begriff zuweisen will. Steht sie an der Spitze der Beweisführung, so schlieszt sie sich auch dem vorhergehenden Teile an, als dessen Ergebnis sie auch betrachtet werden kann. Das ist in der Rede die narratio, in der Chrie die expositio. Beide entsprechen sich ihrem Zweck nach, die eine als explicatio facti und die andere als explicatio dicti. Beide sind dazu da, klar zu machen, was zu beweisen ist. Dies festzustellen und in einen bestimmten Satz zusammenzufassen ist ja gerade die Aufgabe der propositio, die schon wegen ihrer durchschnittlichen Kürze nicht wohl einen den übrigen gleichgeordneten Teil ausmachen kann. In der Chrie möchte sie sich am angemessensten mit der expositio verbinden, die ja ohnedies nur das dictum in entwickelter Weise reproduciert. Es begreift sich auch leicht, warum in der Rede sie Quintilian lieber an die Spitze des folgenden Teiles setzt, obwol er selbst anerkennt, dasz sie bisweilen am besten sich unmittelbar an die Erzählung anschlieszt, wie in der Miloniana. In der Chrie aber geht sie am natürlichsten in der expositio auf. Ferner möchte ich mich auch nicht damit begnügen, die Teile 3 — 7 unter dem Gesichtspunct der Beweisführung nach verschiedenen Topen zusammenzufassen. Denn ein Unterschied besteht doch unter diesen Teilen, der gar nicht unwesentlich ist. Als Beweisführung im strengen Sinn kann man offenbar nur den dritten und vierten Teil zusammen gelten lassen, während die drei nächsten Teile das mit einander gemein haben, dasz sie in einem mehr äuszeren Verhältnis zu dem Gegenstand des Beweises stehen, als die beiden vorhergehenden. Man könnte diese beiden Gruppen daher als innere und äuszere Beweisführung, oder, wie Seyffert thut, erstere als ratiocinatio, letztere als inductio bezeichnen. Das ist gewis für die logische Auffassung sehr richtig, für die rhetorische Oekonomie aber möchte es richtiger sein, diesen epagogischen Teil zu dem rationellen in ein ähnliches Verhältnis zu setzen, in welchem die expositio zu der Beweisführung steht. Wie jene die Beweisführung vorbereitet, so verstärkt dieselbe dieser dreifache epagogische Teil. Er ist also eine Zugabe, wie jene eine Vorbereitung der zweigliedrigen ratiocinatio. Diese, wie man wol zugeben wird, aus dem Wesen der Sache geschöpfte Dreiteilung gestaltet sich mit dem exordium und der conclusio zu einer naturgemäszen Fünfteilung, die keine erkünstelte ist und der kein Vorurteil zu Grunde liegt. Es soll darum auch auf das Horazische 'Neve minor neu sit quinto productior actu fa-

bula' gar kein Bezug genommen werden, da nicht die Meinung ist, die eine Einteilung der anderen zur Stütze dienen zu lassen; denn beide können sich durch sich selbst halten, wenigstens die der Chrie. Schlieszlich sei noch bemerkt, dasz wir auch auf die Unterscheidung des γένος ἔντεχνον und ἄτεχνον τῶν πίστεων für die Chrie kein Gewicht legen. Seyffert setzt das testimonium den vorhergehenden Teilen als ἄτεχνον gegenüber; das ist es aber doch nur in der eigentlichen Rede, besonders der gerichtlichen; für den Bearbeiter einer Chrie ist die Ermittelung eines Zeugnisses ebenso seiner Bemühung und seinem Verstand überlassen, wie die Beschaffung eines Beispieles oder eines Gleichnisses. Darauf aber kommt es bei jener Unterscheidung an, wie Aristoteles an der betreffenden Stelle (I 2 p. 7 sq. ed. Speng.) ausdrücklich sagt: ἄτεχνα λέγω ὅσα μὴ δι' ἡμῶν πεπόρισται ἀλλὰ προϋπῆρχεν, οἷον μάρτυρες βάσανοι συγγραφαὶ καὶ ὅσα τοιαῦτα, ἔντεχνα δὲ ὅσα διὰ τῆς μεθόδου καὶ δι' ἡμῶν κατασκευασθῆναι δυνατόν. Das προϋπάρχειν könnte nun wol auf das testimonium Anwendung finden, aber ebenso auf das simile und exemplum, oder in einem besonderen Sinne auf keines von allen dreien, die nach beiden Auffassungen zusammengehören und in einen gewissen Gegensatz zu den vorhergehenden Teilen der argumentatio treten.

Bei der Beurteilung von Schülerarbeiten wird der Lehrer ein bedeutendes Gewicht stets auf die stilistische Seite der Ausführung legen. Auch in dieser Beziehung bietet die Chrie durch ihr vorgeschriebenes Schema nicht unerhebliche Vorteile, indem sie in einer angemessenen Weise das genus historicum und rationale verbindet. Die Neigung des Schülers wird im Ganzen den Themen aus dem geschichtlichen Gebiete sich zuwenden; bei ihnen empfindet er am meisten die Wahrheit des Spruches: rem tene, verba sequentur. Bei Aufgaben aus dem moralischen oder ästhetischen Gebiete wird er diese Grundlage oft vermissen; ein Uebelstand, der sich um so mehr fühlbar machen wird, wenn das Thema so gewählt ist, wie Hartung in einem Programme 'über die Themata zu deutschen Ausarbeitungen' (Schleusingen 1858) andeutet. Dasz diese Bemerkung nicht ganz unbegründet ist, wird der einsichtige und erfahrene Lehrer wol zugeben. Aber auch abgesehen von allen Misgriffen bei der Wahl des Themas ist nicht zu leugnen, dasz Aufgaben aus jenen beiden Gebieten in gewissem Sinne immer und durch ihre Natur schon für die Befähigung eines Schülers zu hoch gegriffen sind. Man müste also immer eine Verbindung mit geschichtlicher Auffassung und geschichtlichem Inhalt, mag dieser historisch oder mythisch oder auch gänzlich erdichtet sein, anstreben. Oder sollte man der Vorliebe der Schüler für geschichtliche Stoffe durchaus nachgeben? Man würde dadurch wol im Durchschnitte Arbeiten bekommen, die einer gewissen lebendigen Frische der Darstellung nicht entbehren, aber andererseits auch der zwar natürlichen, aber darum doch nicht lobenswerthen Neigung der Jugend zu gedankenlosem Reproducieren eines gedächtnismäszig angeeigneten Stoffes allzusehr entgegenkommen, die um so unbeschränkter sich bethätigen wird, je mehr sich der Schüler in dem Gegenstand heimisch fühlt. Dadurch

würde aber jedenfalls nur eine sehr einseitige Bildung des Darstellungsvermögens gewonnen werden, und die Unfähigkeit, ein Thema anderer Art zu behandeln, ja ihm nur einigermaszen beizukommen, sich vorkommenden Falles um so entschiedener herausstellen. Also eine Abwechselung oder noch besser Verbindung beider Arten ist jedenfalls notwendig, und auch aus diesem Gesichtspuncte empfiehlt sich die Chrie zur Schulübung und wenigstens als Vorübung zu schwierigeren Aufgaben.

Der theoretischen Erörterung sei es erlaubt als Beispiel zwei ausgeführte Chrieen folgen zu lassen. Dieselben möchten als verbesserte Schülerarbeiten betrachtet werden, da sie in diesem Sinne bearbeitet sind mit Benutzung des von den Schülern selbst teilweise Beigebrachten. Dasz man eine durch selbst nur relative Vollständigkeit befriedigende Arbeit innerhalb des Zeitraums von nicht ganz drei Stunden — so viel Zeit haben die Schüler höchstens bei Ausarbeitungen in der Schule zur Verfügung — nicht verlangen kann, sah ich bei dem Niederschreiben der zweiten von den nachstehenden Ausarbeitungen, die nicht innerhalb dieser beschränkten Zeit zu Stande gebracht wurde. Die Wahl wurde hier durch das testimonium bestimmt, dessen Kenntnis den Schülern zugemutet und zugetraut werden konnte. Dagegen waren dieselben mit Cicero noch nicht durch Lectüre seiner Schriften bekannt, sondern nur durch den Unterricht in der Geschichte. Dadurch ist auch die Anführung der Reden veranlaszt und bedingt; es hätte noch die Rede de imperio Gn. Pompei beigefügt werden können, die mehr aus zufälligen Gründen wegblieb. Die Ciceronische Stelle selbst wurde vollständiger, nemlich in dieser Ausdehnung mitgeteilt: Nec vero audiendi, qui graviter irascendum inimicis putabunt idque magnanimi et fortis viri esse censebunt. Nihil enim laudabilius, nihil magno et praeclaro viro dignius placabilitate atque clementia. In liberis vero populis et in iuris aequabilitate exercenda etiam est facilitas et lenitudo, animi quae dicitur, ne, si irascamur aut intempestive accedentibus aut impudenter rogantibus, in morositatem inutilem et odiosam incidamus. Et tamen ita probanda est mansuetudo atque clementia, ut adhibeatur reipublicae causa severitas, sine qua administrari civitas non potest. Omnis autem animadversio et castigatio contumelia vacare debet neque ad eius, qui punitur aliquem aut verbis fatigat, sed ad reipublicae utilitatem referri. Cavendum est etiam, ne maior poena quam culpa sit et ne iisdem de causis alii plectantur, alii ne appellentur quidem. Prohibenda autem maxime est ira in puniendo. Nunquam enim, iratus qui accedet ad poenam, mediocritatem illam tenebit, quae est inter nimium et parum; quae placet Peripateticis et recte placet, modo ne laudarent iracundiam et dicerent utiliter a natura datam. Illa vero omnibus in rebus repudianda est optandumque, ut ii, qui praesunt reipublicae, legum similes sint, quae ad puniendum non iracundia, sed aequitate ducuntur. Dasz durch diese erweiterte Mitteilung sowol Nutzen für das richtige Verständnis der χρεία und die schärfere Auffassung der vorzugsweise in Betracht kommenden Begriffe, als auch materielle Anhaltspuncte für die Ausführung gewonnen werden konnten, ist unverkennbar. Das andere Thema wurde als Hausaufgabe von den Schülern bearbeitet, und zwar als

erster Versuch in dieser Form. Es wurde gewählt, weil die Schüler mit dem Gedicht, aus dem die Stelle genommen ist, und dem Dichter durch frühere Lectüre bekannt waren und zugleich gerade in diesem Jahre das sechste Buch der Aeneide lasen. Zugleich sollte es ihnen zur ermunternden Erleichterung dienen, dass derselbe Stoff in dem 'Lehrbuch des deutschen Prosastiles' von Friedrich Beck, welches sich in den Händen mehrerer Schüler befindet, in einem schematischen Entwurfe vorliegt. Die dort gegebenen Anhaltspuncte wurden darum auch der nachstehenden Ausarbeitung zu Grunde gelegt bis auf das testimonium, weil es auch den Schülern anheimgegeben oder empfohlen wurde, sich selbst durch eigenes Bemühen eines ausfindig zu machen. Doch gab ihnen der Bereich ihrer Lectüre, wie es scheint, kein ganz treffendes an die Hand, weswegen sich die meisten mit dem dargebotenen begnügten. Bei dieser Gelegenheit sei es nicht unterlassen auf das erwähnte Lehrbuch hinzuweisen, zu dessen Empfehlung es hinreicht zu bemerken, dasz es 1861 in erster und 1867 in dritter Auflage erschienen ist.

I.
Invia virtuti nulla est via.

Die rhythmische Form der vorangestellten Worte läszt uns den Ausspruch eines Dichters erkennen. Nach seinem Inhalt möchte man ihn dem Dichter beimessen, der uns in dem gottesfürchtigen, mit aufopfernder Liebe für seinen altersschwachen Vater sorgenden Helden ein rechtes Urbild römischer Mannestugend vorführt. Doch nicht der Aeneide, diesem römischen Tugendspiegel, ist der Ausspruch entnommen, sondern dem vielverschlungenen Gedichte von den Verwandlungen, das in seinen reichen Sagen- und Phantasiegebilden auch ein Spiegel ist, nemlich des schöpferischen und beweglichen Geistes seines Urhebers. Der Dichter legt ihn der Seherin in den Mund, welche den Aeneas in die Unterwelt geleitet; er erinnert uns an die Worte, welche dieselbe in der Aeneide zu dem Helden spricht: Nunc animis opus, Aenea, nunc pectore firmo! Als einen Ausdruck der eigenen Gesinnung des Dichters können wir freilich jene Worte nicht allzusehr betrachten. Dies verbietet uns alles, was wir von dem Lebensgange, von den Schicksalen und der Handlungsweise des Dichters wissen, woraus wir weniger die Vorstellung männlicher Standhaftigkeit und unbeugsamen Mutes gewinnen, als eines für alle Eindrücke empfänglichen etwas weichherzigen Gemütes, das den schweren Schlägen des Schicksals nicht die nötige Kraft entgegenzusetzen hatte. Dagegen besasz Ovid, wie wenige, einen reichbegabten Geist, der ihm das Dichten zur Lust machte, eine bewegliche Phantasie, die es ihm möglich machte, sich mit lebendiger Anschauung in die verschiedensten Verhältnisse, Charaktere und Seelenzustände zu versetzen, und eine Leichtigkeit des poetischen Ausdrucks und der rhythmischen Form, dasz selbst die künstlichsten Gebilde der Sprache noch den Reiz der Natürlichkeit tragen. In dieser letzten Beziehung ist ihm wol kein römischer Dichter gleichzustellen und er selbst vielleicht mehr als ein anderer würdig, dem an die

Seite gesetzt zu werden, den die Griechen den Dichter mit Vorzug nannten. Einfach und doch auch fein und kunstreich gebildet ist auch der obige Ausspruch.

Was ist nun aber seine Bedeutung? fragen wir. Kein Weg ist der Tugend ungangbar, d. h. zu rauh, zu schwer, zu steil. Der Tugend! Dasz der Römer unter dem Wort, das er dafür gebraucht, vorzugsweise Manneskraft, Mannesmut versteht, jene männliche Tüchtigkeit, die sich in Gefahren und Schwierigkeiten aller Art bewährt, zeigt schon das Wort und seine Ableitung. Hier, in dem dargestellten Vorgang, kann sich dieser Mannesmut, wie kaum in einem andern Falle bewähren. Der vielgeprüfte Held, der, dem groszen, immer wieder neu wagenden Dulder Odysseus vergleichbar, durch kein Misgeschick gebeugt, dem verheiszenen Lande zustrebt, soll nun auch, ehe er das vorgesteckte Ziel erreicht, eingehen in den Ort des Todes, in den Wohnsitz der Abgeschiedenen. Weil er es soll, so will er es auch; so strebt er darnach mit aller Kraft seiner Seele, die durch die Liebe zu dem dahingeschiedenen Vater gestärkt wird. Mag der Dichter der Aeneide in seiner Schilderung des Hinabganges und aller Schrecknisse des Weges und aller Qualen der Verdammten und aller Wonnen der Seligen unserer Phantasie etwas viel, vielleicht zu viel zumuten: so viel ist gewis: es ist eine herliche, eine erhebende Wahrheit, die uns der Dichter lehrt und sein jüngerer Zeit- und Kunstgenosse in den oben angeführten Worten kurz und treffend ausdrückt, deren Sinn also ist: männliche Kraft, männlicher Mut, männlicher Wille wird durch keine Schwierigkeiten, keine Gefahren, keine Leiden gebeugt; er überwindet selbst die Schrecknisse des Todes, wenn eine heilige Pflicht ruft und selbst das schwerste Opfer fordert.

Woraus aber können wir einen Beweis für diese Behauptung schöpfen, als aus dem Wesen der Tugend selbst? Dieses mögen wir doch wol mit Recht darein setzen, dasz in allen Fällen, wo unsere Handlungsweise auf eine schwere Probe der Entscheidung gestellt wird, diese durch die lautersten Beweggründe bestimmt und geleitet wird. Wer die Tugend zu seiner Führerin erwählt, der folgt nicht dem Angenehmen und Bequemen, das sich so verführerisch darbietet, nicht der Lust mit allen ihren Reizen und Lockungen, sondern der Forderung der Pflicht und der Stimme des Gewissens. So lange der Mensch aber diesen Rathgebern folgt, so lange ist er sich bewust, in Uebereinstimmung mit dem göttlichen Willen zu stehen. Dieses Bewustsein, diese allen Zweifel besiegende Gewisheit verleiht aber auch, eben weil sie sich auf die göttliche Macht stützt, eine Kraft, die selbst in dem Schwachen mächtig wird; diese hilft ihm die verführerischen Antriebe der Sinnlichkeit überwinden und macht ihn unabhängig von äuszeren Einflüssen, die oft so viel über die Ansichten und Entschlüsse der Menschen vermögen. Hindernisse, die sich ihm auf seinem Wege entgegenstellen, können ihn zwar aufhalten, nicht aber ablenken von der Verfolgung des angestrebten Zieles; mögen dieselben noch so grosz sein: seiner Beharrlichkeit wird es doch gelingen sie zu überwinden; denn im Kampf und im ernsten Ringen wächst sogar die Kraft und damit zugleich die Fähigkeit das Ziel zu erreichen. Und selbst, wenn es nicht

so wäre; wenn die Hindernisse sich als unübersteiglich, die widerstrebenden Kräfte als übermächtig sich erwiesen; wenn die Tugend in dem Kampf mit den äuszeren Schwierigkeiten oder mit der Macht der Bosheit und des Lasters unterläge: wäre sie denn wirklich besiegt? Dies wäre sie nur dann, wenn sie sich selbst aufgäbe, wenn sie sich ungetreu würde, sich in ihr Gegenteil verkehrte; nicht aber, wenn der irdische Leib dessen, der ihrem Panier folgte, im Kampfe erlegen ist; denn die Tugend hat nicht in dem vergänglichen Leibe, sondern in der unsterblichen Seele ihre Wohnung und ihre Wirksamkeit. Mit dieser lebt sie fort und fort und bildet selbst die Seligkeit dessen, der im Kampfe ausharrt bis in den Tod: denn ihm ist die Krone des Lebens verheiszen.

Wenn dies wahr ist; wenn diese Verheiszungen aus dem Munde des Wahrhaftigen, wie wir festiglich glauben, nicht trügen, nicht trügen können; dann ist eigentlich auch schon der Einwurf widerlegt, der sich wol geltend machen kann, und den man täglich hören kann, weil er, wie es scheint, durch die tägliche Erfahrung bestätigt wird. Denn, so läszt sich dieser Einwurf etwa vernehmen, sehen wir es nicht täglich, wie gerade die Bösen alle Kraft aufbieten, ihre ruchlosen Pläne durchzusetzen? wie sie nicht müde werden, immer neue Mittel zu ersinnen, um zu dem Ziele zu gelangen, das sie sich vorgesetzt haben? und wie sie nur zu oft durch dieses rastlose Bemühen, durch alle die mannigfaltigen Kräfte der Gewalt und Hinterlist, die sie ins Feld zu führen wissen, den Sieg davon tragen über die Guten, die das Recht vertheidigen und der Wahrheit die Ehre geben, die aber eben darum selbst im Kampfe gegen die Bösen, gegen die Werke der Finsternis, keine unedeln Waffen gebrauchen, keine Mittel der Bosheit und des Truges anwenden wollen? So aber sprechen nur die Kleingläubigen und Kurzsichtigen, deren Blick nicht über das Nächste hinausreicht, deren Glaube an dem Endlichen haftet. Ihnen erwidern wir: weiszt du denn, ob diese angeblichen Vorkämpfer des Rechtes und der Wahrheit wirklich mit diesen Waffen gestritten haben? ob sie soviel Mut, Ausdauer und Selbstverleugnung, wie in diesem Kampfe notwendig ist, bewiesen haben? und ob ihre Gegner, die Verfechter der Lüge und der Bosheit, die mit solch satanischer List, mit solch unermüdlicher Kraft gekämpft haben, auch die letzte, schwerste Probe bestehen? ob auch sie einen solchen alles überdauernden Rückhalt haben, wie die Guten in der ewigen Macht und dem allheiligen Willen Gottes? O nein, das weiszt du nicht, du Thor, und darum vermögen deine zagenden Bedenken den nicht blosz scheinbar Tugendhaften nicht zu erschüttern.

Und kann nicht schon ein Blick auf das, was uns umgibt, auf die immer neu sich gestaltenden Erscheinungen des naürlichen Lebens uns über die Wahrheit jenes zuversichtlichen Glaubens an die ewige Kraft des Guten und Wahren im Bilde belehren? Scheint es denn nicht alljährlich, als ob die erstarrende Kälte des Winters einen unwidersprechlichen Sieg über alles natürliche Leben, über alle Triebkraft der Natur davongetragen hätte? und erweckt nicht doch immer wieder die belebende Wärme der Frühlingssonne die entschlummerten Kräfte zu neuer Wirksamkeit? hat sich nicht die all ihres Schmuckes entkleidete, unter dem

Gewand des Todes erstarrte Natur bald wieder mit dem Schmuck des neuen Grüns umkleidet und prangt in der Pracht der Blüten zur Freude und Wonne Aller? Und dringt unser Blick tiefer als in diesen ewigen Werdeprocess der Natur; vermag er auch in den noch groszartigeren Gang der Weltgeschichte, in welcher nicht blosz die Thaten der Menschen, sondern in Wahrheit die Thaten Gottes verzeichnet sind, einzudringen: so sehen wir auch hier, wie Menschen und Völker, die Gewaltigen der Erde und die mächtigsten Reiche zertrümmert werden und untergehen; aber so oft es auch scheint, als hätten die Mächte der Finsternis den Sieg davongetragen über das Gute: im Groszen und Ganzen sehen wir doch die Macht des Guten, die Kraft der Wahrheit, den heiligen Willen Gottes siegen. Den klarsten Beweis hierfür gibt uns der Sieg des Evangeliums über allen Widerstand der Mächtigen dieser Erde, über alle Verfolgungen und Unterdrückungen seiner Bekenner, die sich trotz alledem mehrten und zuletzt die Oberhand behielten.

Wol möchte vielleicht Mancher die Richtigkeit dieser Ansicht im Groszen und Ganzen nicht bestreiten, und doch bezweifeln, ob sie sich auch im Einzelnen bewährt und durch Beispiele aus der Geschichte darthun läszt. Für den Christen sollte freilich eben das Beispiel seines Herrn und Meisters allein hinreichen; es schlieszt sich aber an dieses leuchtende Vorbild noch eine unendliche Reihe von mutigen Bekennern, die mit Freudigkeit die Wahrheit ihres Glaubens mit ihrem Blute besiegelten. Doch ist es nicht blosz die heilige Geschichte in ihrer auszeichnenden Grösze und Hoheit, auf die unser Blick beschränkt ist; auch die Profangeschichte hat manche treffliche Beispiele aufzuweisen. Selbst die sagenhaften Ueberlieferungen der Vorzeit brauchen wir nicht von unserer Betrachtung auszuschlieszen. Denn was besagen die Mythen von Herakles, die auch bei anderen Völkern des Altertums in merkwürdiger Uebereinstimmung uns begegnen, anders als eben das, was der Dichter in dem vorangestellten Ausspruche mit solch treffender Kürze ausgedrückt hat? Dem Helden der Sage aber als vorbildlichem Typus gesellen sich in langer Reihe alle die Helden der Geschichte, die für Vaterland und Freiheit gekämpft und geblutet, für Wahrheit und Recht und alle die höchsten Güter der Menschheit gestritten und gelitten haben, die in diesem Kampfe gesiegt haben und gestorben sind, als eben so viele Beispiele von der siegreichen Kraft der Tugend, des männlichen Mutes, des reinsten Pflichtgefühles zu. Einer mag hier für alle genannt werden, und zwar derjenige, der, wie kein anderer, unbetretene Bahnen, die den meisten unbetretbar schienen, der Menschheit eröffnet; der im Kampf mit Vorurteil und Eigennutz unerschütterlichen Mutes sich behauptete; und als alles verloren, als bereits rohe Unwissenheit und zaghafter Kleinmut die Oberhand erlangt zu haben schien, in unvergleichlicher Weise als Sieger im Glanze des höchsten Erfolges dastand: der Entdecker einer neuen Welt, Columbus!

Wo Thaten so deutlich sprechen, bedarf es nicht der Worte zum Zeugnisse für die Wahrheit des an die Spitze gestellten Ausspruches. Und doch übt die Uebereinstimmung in Wahrnehmungen, Ansichten, Aeuszerungen bedeutender Personen, hervorragender Geister, einen

groszen Einflusz auf unser eigenes Urteil aus. So sind uns denn auch hier Aussprüche verwandten Inhaltes nicht unwillkommen. An solchen kann es in den Schriften alter und neuer Zeit nicht fehlen. Hier mag es genügen, dem Worte des Dichters die Aeuszerung eines Geschichtschreibers an die Seite zu stellen; eines Geschichtschreibers, der an der Grenze des Altertums und der neueren Zeit stehend, als einer der edelsten Wortführer der Menschheit von jeher gegolten hat und gilt. Ich meine den Römer Tacitus, den ausgezeichnetsten Geschichtschreiber der römischen Kaiserzeit. Dieser hat uns in der Biographie seines Schwiegervaters Agricola, die zwar durch ihren geringen Umfang hinter mehreren seiner Werke zurücksteht, durch ihren anziehenden Inhalt aber sich ihnen würdig an die Seite stellt, nicht nur ein herliches Charakterbild einer edeln Natur in sittlich verkommener Zeit entworfen, sondern uns auch tiefe Blicke in sein eigenes Wesen zu thun verstattet. Die Schrift ist reich an trefflichen Gedanken und Aussprüchen, deren einer in fast wörtlicher Uebereinstimmung denselben Sinn ausdrückt, der uns aus dem Worte des Dichters entgegengetreten ist, nur hier in bestimmterer Beziehung auf einen besonderen Fall. Das römische Heer ist ungehalten über einen kecken Angriff der Feinde, den sie mit tapferem Mute abgeschlagen und mit kühnem Selbstvertrauen zu erwidern begehren. Cuius (victoriae) conscientia ac fama ferox exercitus n i h i l v i r t u t i s u a e i n v i u m et penetrandam Caledoniam inveniendumque tandem Britanniae terminum continuo proeliorum cursu fremebant. Wir sehen, was dort dem Stammhelden der römischen Könige seine prophetische Führerin als ermutigenden Zuspruch entgegenträgt, das bewährt sich in dem Heldentume des Volkes auch noch in den späteren Jahrhunderten seiner Geschichte, so lange es noch nicht die ihm gesteckte Grenze und zuletzt das Ende seines Reiches gefunden hatte.

Und nun, was sollen diese Zeugnisse, diese Beispiele, diese Lehren bei uns bewirken? sollen sie wie ein eitler Schall verhallen und nicht in unser Herz eindringen? Nein! wollen wir vielmehr der erkannten Wahrheit unser Herz eröffnen! wollen wir im Hinblick auf diese Vorbilder unsern Mut kräftigen und in der Uebereinstimmung dieser Zeugnisse eine Befestigung unseres eigenen Glaubens erkennen! Dieser wird sich am meisten in schweren Stunden der Entscheidung erproben, wenn es gilt, der erkannten Pflicht ein Opfer zu bringen. Je gröszer dieses ist; je schwerer für uns der Kampf war; je unerschütterlicher wir der Forderung der Pflicht und des Gewissens folgen: um so näher werden wir in dem Bereich unseres Thuns jenen erhabenen Vorbildern kommen, deren Wort und Beispiel fort und fort in der Menschheit wirken und sich bewähren möge! Das walte Gott!

II.

Nihil laudabilius, nihil magno et praeclaro viro dignius placabilitate atque clementia.

Dieser Ausspruch ist einer philosophischen Schrift Ciceros entnommen, eines Schriftstellers, dessen Name zwar nicht unter den ersten in

der Geschichte der Philosophie glänzt; der weder durch neue, grundlegende Gedanken, noch durch tiefsinnige Entwicklung und Fortbildung überlieferter Ansichten sich als selbständigen Forscher in dieser Wissenschaft bewährt hat; dessen Verdienst aber gleichwol auch auf diesem Gebiete nicht gering angeschlagen werden darf, weil er, vertraut mit den Lehren und Schriften griechischer Philosophen sowol seiner als auch der älteren Zeit, diese durch zahlreiche, zum Teil umfassende Schriften in lateinischer Sprache wie kein Römer vor ihm und kaum einer nach ihm unter seinen Landsleuten bekannt gemacht und durch die stilistischen Vorzüge der Darstellung empfohlen hat, dadurch aber zugleich auch für die Nachwelt und die Gebildeten aller Zungen der Vermittler und Lehrer in diesem Zweige des menschlichen Wissens und Denkens geworden ist. Seine Grösze freilich und seine schriftstellerische Bedeutung tritt noch glänzender auf einem andern Gebiete hervor, nemlich in der Beredtsamkeit. Hier nimmt er unbestritten den ersten Rang unter allen Römern ein, ja er wird mit einem gewissen Rechte sogar dem Redner, der als das gröste Muster der Beredtsamkeit allgemein und unter allen Völkern anerkannt wird, dem Athener Demosthenes an die Seite gestellt. Besonders bekannt und berühmt sind auszer seiner Rede für den S. Roscius, in der er noch als jüngerer Mann einen anerkennenswerthen Beweis aufopfernden Mutes als Vertheidiger der gekränkten Unschuld gab, seine Reden gegen Verres, ein Muster zugleich von Fleisz, Gewandtheit und Thatkraft, sowie gegen Catilina, letztere merkwürdig sowol wegen des glänzenden Erfolges, den er als oberster Beamter des Staates durch seine rastlose Wachsamkeit, seine unermüdliche Thätigkeit und seinen unerschütterten Mut errang und sich den Namen eines Vaters d. h. Retters des Vaterlandes erwarb, als wegen der traurigen Folgen, die dieses Verdienst ihm selbst später zuzog. Auch die Rede für Milo, obwol nicht mit Erfolg gekrönt und uns nur in einer späteren Umarbeitung erhalten, und die Reden gegen Antonius, seinen grimmigsten Feind, dem er später zum Opfer fiel, letztere wegen ihrer hinreiszenden Kraft die philippischen genannt und dadurch denen des Demosthenes in auszeichnender Weise an die Seite gestellt, verdienen sowol wegen ihrer geschichtlichen Beziehungen als ihres künstlerischen Werthes eine besondere Erwähnung. Doch nicht blosz durch Reden, die Cicero als Sachwalter und Staatsmann hielt, hat er die Kunst, der er sein Leben widmete, gefördert, sondern auch durch zahlreiche umfassende und durch ihren Gehalt bedeutende theoretische und didaktische Schriften, aus welchen auch jetzt noch Jünger der Kunst reiche Belehrung schöpfen können. Diese Vorzüge eines theoretisch und praktisch gebildeten Redners und Staatsmannes, in dessen Thätigkeit er die Hauptaufgabe seines Lebens sah, kamen auch dem philosophischen Schriftsteller zu Gute und bewährten sich ganz besonders in seiner letzten Schrift dieser Art, aus welcher der vorangestellte Ausspruch genommen ist. Sie handelt in drei Büchern über die Pflichten und schlieszt sich hauptsächlich den Lehren der Stoiker an, ist aber durch zahlreiche Beispiele aus der Geschichte und der eigenen Erfahrung bereichert. Cicero widmete diese erst nach dem Tode Cäsars abgefaszte Schrift seinem Sohne Marcus, als derselbe zum Zwecke seiner wissen-

schaftlichen Ausbildung in Athen weilte, das auch damals einer der vorzüglichsten Sitze der Wissenschaft war. Der Vater hatte bei dieser Widmung wol ohne Zweifel auch die Absicht, auf die Gesinnung seines Sohnes, von dessen Leben und Treiben er nicht eben die erfreulichsten Nachrichten erhalten haben mochte, einen heilsamen Einflusz zu üben; eine Absicht, die er jedenfalls nur in beschränktem Masze erreicht zu haben scheint.

Schön und beherzigenswerth ist denn auch der oben erwähnte Ausspruch. Als besonders löblich, als eines groszen und ausgezeichneten Mannes besonders würdig erklärt Cicero damit die Versöhnlichkeit und Milde. Zwei Eigenschaften werden damit bezeichnet, die ihrem innersten Wesen nach zwar nahe verwandt, aber doch auch in gewissem Betracht verschieden sind. Die erstere zeigt uns ein Gemüt, das, sei es durch wirkliche oder nur vermeintliche Unbill und Beleidigung gereizt und gekränkt, doch jederzeit geneigt ist, die Hand zum Frieden zu bieten und das frühere gute Vernehmen wiederherzustellen, wenigstens keinen Groll mehr gegen den Urheber der Kränkung zu hegen. Man sieht, es ist dies eine Eigenschaft, die jedermann im täglichen Leben zu üben Gelegenheit hat. Etwas anders verhält es sich mit der zweiten Eigenschaft. Sie beruht zwar auf derselben Beschaffenheit des Gemütes wie jene, setzt aber mehr besondere Umstände voraus, die Gelegenheit geben, Milde und Groszmut zu üben. Dies vermag vorzugsweise ein solcher, der den anderen die ganze Schwere seines Zornes fühlen lassen könnte. Uebt einer in solchem Falle Schonung, gewährt er dem Besiegten Verzeihung, nimmt er den Gebeugten zu Gnaden an und erhebt ihn durch Güte und Wohlwollen, dann verdient er den Namen eines mildgesinnten und groszmütigen Mannes. Diese Eigenschaft, meint Cicero, komme daher vorzugsweise groszen und ausgezeichneten Männern, d. h. solchen, die wir uns über das Masz der gewöhnlichen Menschen erhaben denken, zu, und ohne dieselbe mag er sich einen solchen gar nicht denken, wie er andrerseits auch keinen, möge er hoch oder niedrig, mächtig oder schwach sein, gut und tugendhaft nennen würde, der sein Herz der Versöhnung ganz verschlösse.

Und sollte er nicht Recht mit dieser Ansicht, mit dieser Behauptung haben? Wol unzweifelhaft! Denn wonach könnte menschliche Grösze bemessen werden, als nach dem Maszstabe der gröszeren oder geringeren Gottähnlichkeit? Ein höheres Streben als dieses, Gott immer ähnlicher zu werden, kann es für den Menschen nicht geben. Was aber steht mit Gottes Wesen und Thun mehr in Einklang, Gnade und Verzeihung und Schonung zu üben, oder zu zürnen und zu strafen und zu vernichten? Wahrlich, die tägliche Erfahrung und das eigene Gewissen kann es uns sagen, dasz Er, der seine Sonne aufgehen läszt über die Bösen und über die Guten und regnen über Gerechte und Ungerechte, fort und fort mit Wohlthaten diejenigen überhäuft, die selbst Strafe verdient hätten; und wer unter allen Menschen ist rein vor dem unbestechlichen Auge des Allheiligen? Um so mehr aber gebührt es sich, dasz ein Mensch, und sei er der höchste und gröste, gegen seinen Mitmenschen, der doch nie in demselben Abstand von ihm steht, wie er und jeder Mensch von dem allmächtigen Gotte, Nachsicht und Verzeihung übe und wenigstens nie, auch wo

er zu strafen verpflichtet ist, der Leidenschaft den Zügel läszt und in der Rache Genugthuung sucht für erlittenes Unrecht. Und sehen wir ab von diesem Verhältnis eines Höheren und Mächtigeren gegen einen Schwächeren und Niedrigeren; betrachten wir beide Teile als gleichgestellt in Stand und Vermögen: verlangt da nicht eben so sehr das Interesse des täglichen Lebens als der allgemeine Grundsatz der Billigkeit und Mäszigung, dasz man nie der Stimme der Vernunft das Ohr verschliesze, dasz das Herz für Gründe und Darstellungen zugänglich sei, dasz man daher die zur Versöhnung dargebotene Hand nicht ausschlage, vielmehr nach der Ehre trachte, sie wo immer möglich selbst zuerst dargeboten zu haben? Denn nur dann wirst du dem Befehle des Herrn gehorchen, der da sagt: Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und wirst allda eingedenk, dasz dein Bruder etwas wider dich habe, so lasz allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfere deine Gabe. Und auch vor den Menschen wird dir das einen besseren Ruf machen, als wenn du nur nach einer Gelegenheit trachtest, dich an deinem Bruder sei es durch offene Gewalt oder versteckte Tücke zu rächen.

Aber, hören wir Andere sagen, Rache ist süsz! einem beherzten und kräftigen Manne kommt es zu, Jedem zu zeigen, dasz er sich nicht ungestraft beleidigen und verhöhnen läszt. Allerdings, diesen Grundsatz finden wir von bedeutenden Männern des Altertums ausgesprochen und befolgt; er liegt der Denk- und Handlungsweise nicht nur des berühmten persischen Prinzen, von dessen Sinnen und Trachten, ja täglichem Gebet uns Xenophon in seiner Anabasis Kunde gibt, sondern wol auch der meisten in den politischen Kämpfen Griechenlands und Roms und, wollen wir es ehrlich gestehen, gewis auch vieler heut zu Tage durch Thatkraft und Entschlossenheit hervorragender und um dieser Eigenschaften willen bewunderter Männer zu Grunde. Indessen so verbreitet und empfohlen auch diese Ansicht sein mag: vor dem Auge der Wahrheit und Gerechtigkeit vermag sie nicht zu bestehen. Denn wollte ein Mensch allen Bitten und Vorstellungen und Vernunftgründen sein Ohr verschlieszen und nur auf die Stimme der Leidenschaft, des Zornes, der Rachsucht hören: wem würde er dadurch ähnlich, als dem unvernünftigen Thiere, das nach Blut lechzt und kein anderes Gebot kennt, als das der blinden Begier und des unüberwindlichen Triebes? Wie unwürdig ein solches Thun, ich sage nicht eines groszen Mannes, sondern eines Menschen ist — und dieser zu sein soll ja auch der grosze Mann nicht aufhören — das haben schon die edelsten und erleuchtetsten Männer des vorchristlichen Altertums erkannt und ausgesprochen; dasz nicht Unrecht mit Unrecht, Böses mit Bösem, sondern Böses mit Gutem zu vergelten recht und gut ist, dieses haben Sokrates und Platon ausdrücklich behauptet und mit klaren Beweisen dargethan. Um wie viel mehr aber gilt das uns, die wir uns Christen nennen, das heiszt nach dem Namen dessen, der es als das dem vornehmsten und grösten Gebote gleich zu achtende verkündet hat, seinen Nächsten zu lieben als sich selbst; der durch Wort und That, durch Lehre und Vorbild uns ermahnt, nicht blosz die zu lieben, die uns lieben — das thaten und thun

ja auch die Heiden aller Art — sondern unsere Feinde zu lieben, die zu segnen, die uns fluchen, denen wohlzuthun, die uns hassen, für die zu bitten, die uns beleidigen und verfolgen; der uns gebietet, unserm Bruder, der an uns sündiget, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal zu vergeben. Und sollte einem dies Gebot gar zu grosz und hoch scheinen und unmöglich zu erfüllen; sollte er darauf beharren, dasz es nicht blosz süsz, sondern auch billig und gerecht sei, sich an seinen Feinden zu rächen: nun, so nehme er doch das Wort in Acht, das da saget: so ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben; wo ihr aber den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater eure Fehler auch nicht vergeben; er vergesse nicht das ernste Wort des Herrn, der da spricht: die Rache ist mein; in dessen heiliges Amt und unantastbares Vorrecht du eingreifen würdest, wenn du dir das Recht und den Beruf der Rache anmasztest; du würdest dadurch nur das göttliche Strafgericht auf dich selber herabrufen.

Ja wahrlich, grosz und gewaltig sind des Herrn Gebote und fast schwer sie zu begreifen, geschweige denn sie zu befolgen. Indessen, wenn wir auch von dieser Höhe der göttlichen Gebote herabsteigen in die uns umgebende Welt, der wir selbst mit dem minder edlen Teile unsers Wesens, mit unserm leiblichen Leben angehören; wenn wir uns sogar herablassen zu dem Gebiet der lebendigen Natur, wo wir nicht mehr sittlich begabte Wesen, nicht mehr Vorbilder für unser Thun und Lassen, wol aber Bilder und Gleichnisse menschlicher Gewohnheiten, menschlicher Vorzüge und Gebrechen, menschlicher Tugenden und Fehler wahrnehmen; auch in diesem Bereiche des Daseins werden wir es bestätigt finden, dasz es gröszer und schöner sei, auf die Rache zu verzichten, als ihr blind zu folgen. Wer weisz nicht, dasz man den Löwen den König der Thiere nennt? Warum wol ihn gerade? Etwa wegen seiner Stärke und Grösze? Aber in diesen Eigenschaften sind ihm ja einige andere Thiere gleich und gewachsen, in letzterer Hinsicht sogar einzelne überlegen. Aber man nennt ihn auch groszmütig und zeichnet ihn durch dieses Beiwort vor allen Thieren aus, nicht blosz vor dem listigen Fuchs und dem reiszenden Wolf und der tückischen Hyäne, sondern auch vor dem klugsinnigen Elephanten und dem blutgierigen Tieger. Und mag diese Ehrenauszeichnung in seiner Natur wenig begründet sein; mag zuletzt sein ganzer Anspruch auf diese erhabene Stellung in seinem majestätischen Aussehen beruhen: auch unverdient kann diese Bezeichnung lehren, in welchen Eigenschaften das allgemeine Urteil den Anspruch auf Ehre und Grösze begründet erachtet. Wir können aus diesem Gleichnisse abnehmen, dasz nicht blutgierige Rachsucht, sondern groszmütiges Verzeihen den Mann ziert und ihn in den Augen seiner Mitmenschen erhebt.

Ein treffliches Gleichnis bietet uns auch die Parabel von dem Wettstreit des Windes und der Sonne, welche Herder in einem Gedichte behandelt hat. Die Sonne ist hier das Bild eines groszen und guten Mannes, der durch Wohlthun und Milde mehr ausrichtet, als andere durch Wut und Gewalt. Welche Mahnung darin für jeden Menschen liegt, dies kann sich uns nicht verbergen.

Dasz aber damit nicht etwas Uebermenschliches, was allzuschwer, ja unmöglich sei, gefordert wird, dies können am besten Beispiele darthun, falls uns solche in der Geschichte oder sonst in glaubwürdiger Weise überliefert werden. Freilich mag die Zahl derer, die für den natürlichen Hang der Menschen zur Rache und Wiedervergeltung sprechen, viel gröszer sein; doch auch an solchen fehlt es nicht, welche der Versöhnlichkeit, der Milde, der Groszmut das Wort reden. Hier verdient vor allen Aristides genannt zu werden, der, seinem politischen Gegner durch den Ostracismus geopfert, als die Stunde der Gefahr herannahte, ohne Groll gegen seine Mitbürger, die ihn aus ihrer Mitte gestoszen, auch in der Fremde für ihr Wohl sorgt und, als es das Interesse für das Vaterland heischt, seinem Nebenbuhler die Hand zur Versöhnung bietet und bereit ist, zur Ausführung seiner heilsamen Rathschläge mitzuwirken. Darum betrachteten ihn auch seine Mitbürger als ein Muster vollkommener Tugend und fanden das schöne Wort auf ihn anwendbar, das Aeschylus in seinen Sieben vor Theben von Amphiaraus gebraucht als von einem Manne, der der beste nicht scheinen, sondern sein will; wie er ja auch zum Aerger der auf ihre demokratische Gleichheit über die Maszen Eifersüchtigen mit Vorzug der Gerechte hiesz. Von dem grösten Staatsmanne Athens, von Perikles, wird berichtet, dasz er einem jungen Manne, der ihn bis an seine Hausthüre mit Schmähungen verfolgte, durch seine Diener heimleuchten liesz und so rohe Beleidigungen mit Freundlichkeit vergalt; ferner dasz er auf seinem Todbette höher als alle seine Leistungen und Verdienste das anschlug, dasz seinetwegen keiner seiner Mitbürger in Trauer versetzt worden war. Darum wird denn auch von seinem Lebensbeschreiber seine Milde und Sanftmut besonders gerühmt. Und verdient nicht auch Thrasybulus um des Gesetzes willen, das vom Vergessen und Vergeben den Namen trägt, Lob und Bewunderung? ferner Epaminondas darum, dasz er alle Kränkungen und Beleidigungen, die ihm von seinen Mitbürgern angethan wurden, mit Bemühungen für das Wohl seiner Vaterstadt und neuen Verdiensten um dieselbe lohnte? Auch Cäsar wird oft wegen seiner Milde und Groszmut gegen besiegte Feinde gepriesen. Diese zeigte er besonders gegen seine Mitbürger in den Bürgerkriegen, während er sie gegen seine Feinde in Gallien oft verleugnete. Mag darin Cäsar nur der Sitte seines Volkes treu geblieben sein — obgleich Pompejus im Seeräuberkrieg davon eine Ausnahme machte — so viel ist nicht zu leugnen, dasz er uns gröszer und bewunderungswürdiger erscheint in seinem Verhalten gegen Massilia und das spanische Heer unter Afranius und Petrejus und gegen Dolabella, als in seinem Verfahren gegen Acco und Vercingetorix und, um von den Usipetern und Tenchtherern nicht zu reden, gegen Veneter und Eburonen und Städte wie Genabum und Avaricum. Und Alexander der Grosze — wann scheint er uns dieses Beinamens würdiger: in seinem blinden Zorn gegen den tapfern Vertheidiger von Gaza und seinen Lebensretter Klitus und den freimütigen Griechen Kallisthenes, oder durch sein edles schonungsvolles Benehmen gegen die gefangene Königsfamilie und den besiegten Porus? In beiden Stücken eiferte er seinem Vorbilde Achilles nach, der uns auch in dieser doppelten Ge-

stalt erscheint: tadelnswerth in seinem unversöhnlichen Groll gegen Agamemnon, dessen Befriedigung er mit eigensinnigem Trotz erzwingen will, aber mit dem Leben seines Freundes bezahlt, und in seiner blinden Wut gegen den tapfern Feind, der im rühmlichen Kampf für die Seinen gefallen ist; liebenswerth dagegen in seiner Güte gegen den bittenden Greis, den gramgebeugten Vater des gefallenen Helden. Doch freilich sind alle diese Beispiele des vorchristlichen Altertums dem Christen nur unvollkommene Vorbilder im Vergleich mit dem Gottmenschen, der, wie in allen Tugenden, so auch in dieser alle Menschen, selbst die edelsten und grösten, weit überbietet; dem nur diejenigen nahe kommen mögen, die mit voller Hingabe und Selbstverleugnung diesem erhabenen Vorbilde nachfolgen.

Und wie der Herr durch sein Leben auf Erden uns das erhabenste Vorbild gegeben von Milde und Vergebung gegen seine Feinde, so haben wir auch in seinem Wort die kräftigsten und klarsten Zeugnisse für die Wahrheit dieser sittlichen Forderung. Doch auch in Schriften der alten Griechen und Römer begegnen wir noch anderen Aussprüchen verwandten Inhalts, die sich der oben erwähnten Aeuszerung des berühmten Redners an die Seite stellen lassen. Vor allem ist es Homer, in dem die Griechen nicht nur den Vater der Poesie, sondern auch den Vormann jeglicher Weisheit erkennen, der uns in einem kurzen, treffenden Worte eine gar schöne Belehrung bietet. Er legt es der Göttin Iris in den Mund, die, von Zeus zu Poseidon gesandt, um diesen von der Teilnahme an dem Kampfe gegen die Trojaner abzumahnen, als sie von dem auf sein ebenbürtiges Recht eifersüchtigen Gott eine ablehnende Antwort erhalten hat, mit freundlichen Vorstellungen ihn zu gewinnen sucht und als allgemeinen Satz die Behauptung ausspricht: στρεπταὶ μέν τε φρένες ἐσθλῶν, d. h. der Sinn der Edlen ist lenksam und leicht umzustimmen zum Guten, so dasz ein rasch gesprochenes Wort nicht um jeden Preis festgehalten wird und erfüllt werden musz: eine Aeuszerung, die der Gott, ihre Wahrheit erkennend, sofort belobt und als ein verständiges Wort der Vermittlung anerkennt. Hätte sich auch Achilles diese Wahrheit zu Herzen genommen, so wäre ihm viel Leid erspart geblieben und er nicht so lange Zeit seinen Volksgenossen ein Fluch geworden.

Solche schöne Worte und Aussprüche weiser Dichter und vielerfahrener Männer haben aber nicht nur in der besonderen Beziehung, in der sie gesprochen oder geschrieben sind, ihre Wahrheit und Geltung: nein, sie sind für alle Zeiten gesagt, für alle Menschen, die sie hören und hören wollen, eine bleibende Lehre und Ermahnung. Das kann sie also auch für uns sein. Und möge sie eine so gute Statt, eine so bereitwillige Aufnahme finden, wie das Wort der Götterbotin bei dem mächtigen Erderschütterer gefunden hat; möge sie mehr Frucht tragen in unseren Herzen, als vielleicht diese und andere gute Lehren, die der durch Erfahrungen geprüfte Vater seinem lockeren und leichtsinnigen Sohne ans Herz gelegt haben mag, bei diesem gewirkt zu haben scheinen*); mögen wir

*) So lautet im Allgemeinen das Urteil über diesen jungen Mann, obwol ein Brief desselben an den geliebten Freigelassenen des Vaters,

vor allem die erhabenen Verheiszungen beherzigen und zu unserm Besten wenden, welche Christus in der herlichen Bergpredigt den Sanftmütigen und Barmherzigen und Friedfertigen erteilt. Dann haben wir den Segen Gottes in dieser und in jener Welt.

AUGSBURG. CHRISTIAN CRON.

Tiro, der sich in der Sammlung von Briefen Ciceros an Verschiedene (XVI 21) findet, das Gegenteil zu beweisen scheinen könnte. Auch ist nicht zu verschweigen, dasz der Sohn Cicero sich in beiden Bürgerkriegen als tüchtigen Kriegsmann und geschickten Anführer bewährte und es bis zum Consulat brachte. Doch soll er sich dem Trunk ergeben haben. Zeit und Umstände seines Todes sind unbekannt.

3.

DAS DANZIGER GYMNASIUM UND DIE WISSENSCHAFT 1817—1850.

Alle wahre Geschichte musz Geistesgeschichte sein. Das Licht des Geistes aber erscheint gebrochen in gar mannigfachen Farben; daher spricht man von Kirchengeschichte, Culturgeschichte, Litteraturgeschichte; auch von Kriegsgeschichte als von der Geschichte einer der finstersten Verirrungen des menschlichen Geistes. Wirkliche Weltgeschichte darf von dieser dunkeln Sphäre nicht mehr enthalten, als zu einem Hintergrunde nötig ist, auf dem sich das Licht gehörig abheben kann. Die Geistesgeschichte aber hat sich mit Personen, mit Anstalten und mit Zuständen zu beschäftigen; wo diese drei zusammenstimmen, da ist Licht und Friede; wo sie auseinander gehen, da waltet Dunkel und Kampf. Ein Lichtbild aus der Geistesgeschichte, wenn auch nur in kleinem Umfange, sollen die folgenden Mitteilungen liefern.

Es handelt sich hier darum, die Lichterscheinung, welche am Danziger Gymnasium im zweiten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts aufleuchtete, nach ihrer Stärke, Verbreitung und Dauer zu verfolgen und zu zeigen, dasz sie einer eingehenden Beobachtung in hohem Grade werth sei. Manche Persönlichkeit und manche Thatsache, die man sonst als ganz vereinzelt und zufällig ansehen und nicht verstehen würde, erscheint bei dieser Betrachtung als das notwendige und wichtige Glied eines organischen Ganzen.

Zuerst ist nachzuweisen, dasz Zeit und Ort günstig waren für reges und freies geistiges Leben und Wirken. Das alte akademische Gymnasium, einst eine Anstalt von weithin begründetem Rufe, hatte aus mannigfaltigen Gründen während des achtzehnten Jahrhunderts seinen Glanz eingebüszt und war 1793, als die Stadt in den Besitz von Preuszen kam,

nur noch ein Schatten ohne Leben. Die vielfältigen und zum Teil sehr verständigen Versuche, der Anstalt neues Leben einzuhauchen, musten in einer Zeit, da das Alte überhaupt massenhaft untergieng, um so mehr vergeblich sein, weil die napoleonischen Kriege ihren Schauplatz auch bis zum fernen Nordosten ausdehnten. Während der siebenjährigen Leiden Danzigs, der dort noch lange sogenannten 'französischen Zeit', konnte das Gymnasium nicht einmal mehr sein Gebäude, das alte ehrwürdige Franziskanerkloster benutzen, welches zu militairischen Zwecken in Anspruch genommen war. Während der Belagerung von 1813—14 war die Anstalt so gut wie ganz geschlossen.

Das aber ist gerade das erste günstige Moment für ein neu erwachendes Leben, dasz das Alte mit Stumpf und Stiel, wenn es einmal verfault ist, ausgerottet wird. Die Tradition wurde abgeschnitten, die ungesunden Säfte konnten in die neue Anstalt nicht hinübercirculieren; es wurde Alles neu. Was da blieb, war nur die stolze Erinnerung, dasz man auf dem Boden einer akademischen Anstalt stehe, das Bewustsein, dasz man Besseres zu leisten habe als gewöhnliche Gymnasien, das Gefühl der Pflicht, dasz hier wahre Wissenschaft zu pflegen sei. Solche Erinnerung und solches Pflichtgefühl war im Rathe der Stadt sowie in dem Lehrercollegium mächtig und es wurde dies Bewustsein durch viele Verhältnisse aufrecht erhalten, schon dadurch, dasz der einst am akademischen Gymnasium gebräuchliche Professorentitel nach wie vor den ersten vier Lehrern (auszer dem Director) beigelegt wurde. Ein Danziger Gymnasium ohne vier Professoren wäre einem Danziger undenkbar gewesen.

Nicht leicht war eine Stadt so geeignet wie Danzig, dieses gehobene Bewustsein, diesen edeln Stolz zu erhalten und immer mehr anzufachen. Wie das Gymnasium auf eine akademische, so blickte die Bürgerschaft auf eine freistädtische Vergangenheit zurück. Der Danziger sah in seiner Vaterstadt, zum Teil mit Recht, etwas ganz Besonderes. Eine Stadt von so groszer Eigentümlichkeit konnte in der That nicht mit einem Satze ins Preuszentum hineinspringen. Friedrich Wilhelm III hatte deshalb Danzig nicht gern, und die Danziger ihrerseits hatten es nicht gern, ein Dienstmädchen zu miethen, welches vorher bei 'preuszischen Herschaften' gedient hatte. Es hat lange Zeit gedauert, aber dann ist Danzig um so mehr eine wahrhaft preuszische Stadt geworden, als es von jeher ein Ort von Charakter gewesen ist, der nicht heute dies, morgen jenes Kleid anziehen kann.

Dieser Charakter aber ist nicht ein einseitiger, sondern das Charakteristische an ihm ist gerade die Vielseitigkeit. An historischen Erinnerungen wird Danzig von Cöln und Augsburg, an monumentalen Denkmälern von Nürnberg, an festen Vertheidigungswerken von Coblenz und einigen kleinen Orten, an schöner Gegend von Heidelberg usw. übertroffen; wo aber findet sich unter den deutschen Städten (und eine solche ist Danzig in vollstem Masze) nur eine einzige, in der geschichtliche Bedeutung, anziehende und groszartige Bauten, sicher geschützte Lage und herliche Natur so gleichmäszig wirken! Das Alles musz in Anschlag gebracht

werden, wenn es sich darum handelt, selbst in einer beschränkten Periode Danzig als einen Brennpunct vielseitiger Anregung und Bildung zu schildern.

Eines der wichtigsten unter den bildenden Momenten ist jedenfalls dasjenige, welches auch physisch den weitesten Blick erfordert und auch das natürliche Auge kräftigt; ich meine das Meer; daran aber hat Danzig Anteil wie keine andere grosze deutsche Stadt, denn auf dem Spaziergange eines einzigen Sommernachmittages kann der Danziger den Hafen besuchen, den Leuchtthurm besteigen und ein Seebad nehmen. Wer dort lange gelebt hat, wird wissen, in welcher Unmittelbarkeit das Meer dort wirkt und das Leben der Einwohner bestimmt. Welche Fülle von naturhistorischen sowie ethnographischen Betrachtungen, um beim wissenschaftlichen Einflusse stehen zu bleiben, fordert das Meer in Danzig unwiderstehlich heraus!

Vom ethnographischen Gesichtspuncte namentlich ist Danzig ein höchst interessanter Ort. Zwar wimmelt der Hafen gerade nicht von Seefahrern aller Nationen, wie man es wol weniger übertreibend von anderen Häfen sagen kann, aber dafür bietet Danzig durch seine geographische Lage einen ganz eigentümlichen Ersatz. Zwei Meilen westlich von der Stadt begann die jetzt allmählich zurückweichende polnische Sprachgrenze und das so sonderbare noch lange nicht genügend erforschte Volk der Kassuben, die man auf den Wochenmärkten auch in der Stadt zu Hunderten sehen konnte. Oestlich dagegen stöszt an die Stadt die wohlhabende echt germanische Bevölkerung des Werders, zum Teil von holländischem Blute abstammend und in Sitten, Dialekt und Confession noch vielfach an diesen Ursprung erinnernd. Noch ein drittes Völkchen, das man oft in Danzig sah, erregte ein besonderes Interesse, die auf ihren Fischerkähnen vielfach über das Meer kommenden Bewohner der Halbinsel Hela. Musten doch diese Helenser ganz besondere Leute sein, da vier Meilen Wasser sie von der übrigen Welt und ein einziger Weg von sieben Meilen Seesand sie von der nächsten kleinen Stadt trennt. Wer auf dem ersten Dampfschiffe war, welches 1839 vor Hela Anker warf und civilisierte Gäste dort hinbrachte, der hat eine lebendige Vorstellung von des Columbus Landung auf Guanahani erhalten.

So regte den Danziger die Menschheit in ihren verschiedenartigen Gestalten zum Beobachten an, bis herab zum halbnackten volhynischen oder podolischen Flissen, auf den man in Gefahr war zu treten, wenn er auf dem Steinpflaster ausgestreckt sich sonnte.

Es ist auch nicht gleichgültig für eine Bildungsanstalt, welcher Stand in der Bevölkerung der eigentlich tonangebende ist. Aristokratische und militairische Kreise pflegen sich um Schulwesen wenig zu kümmern und die Schulmeister vollends tief unter sich zu sehen; Fabrikanten und Gutsbesitzer stehen als solche den geistigen Interessen fast immer gleichgültig gegenüber. Aber der grosze über das Meer hin handelnde Kaufmann, dessen Blick sich über die ganze Erde richten musz, der sich dem Interesse für Naturwissenschaft, für Geographie, für Sprachenkunde, für Politik, also auch für Geschichte, geradezu nicht ver-

schlieszen kann, der pflegt mit einem gewissen Stolze die Kreise der Gelehrten aufzusuchen und mit ihnen in eine Verbindung zu treten, in der beide Teile geben und empfangen. Solches nahe Verhältnis zwischen der gymnasialen und merkantilen Welt bestand aber in Danzig zu groszem Segen. In den geselligen Kreisen jenes ersten Standes der Stadt, in welchen man oft fremde Künstler oder Gelehrte traf, in welchen man neu erschienene Prachtwerke auf den Tischen fand oder Zeuge von bedeutenden musikalischen Leistungen war, — in jenen Kreisen war der Gymnasiallehrer ein sehr gern gesehenes, fast notwendiges Element. Er nahm dort keine demütige oder gar Schmarotzerstellung ein, wie es wol anderwärts zuweilen geschieht, sondern er diente jenen Zirkeln gerade zur Zierde.

Die gesellschaftliche Stellung des Danziger Gymnasiallehrers war also eine höhere, als man sie in der Regel an anderen Orten findet. Auch schon deshalb war sie eine höhere, weil jene Lehrer, abgesehen von ihrem sonstigen Vermögen, schon durch ihr Amt ein gutes Auskommen an Gehalt und Schulgeldanteil hatten. Das waren keine Männer, die mühsam den letzten Rest ihrer Kraft auf schlechtbezahlte Privatstunden verwendeten, die es sich versagen musten, einen eigenen Hausstand zu gründen, die in alten düsteren Amtswohnungen hausten, die sich vor jedem Beamten mit Rathscharakter oder vor jedem Prediger tief beugten; von all diesem Elend war in Danzig keine Spur. Diese Danziger Lehrer hatten die Welt gesehen, trotzdem dasz diese Welt nach Danziger Anschauung erst über sechzig Meilen von der Stadt, in Berlin begann; sie hatten ein gastliches Haus, an dessen Tafel öfters zwanzig bis dreiszig Personen sich zusammenfanden; die alten allerdings vorhandenen Amtswohnungen bezog höchst selten einer von ihnen, meistens hatten sie dieselben vermiethet; wer von ihnen im Sommer wöchentlich nur einmal einen Wagen zu einer Spazierfahrt miethete, lebte in dieser Hinsicht nach dortigem Maszstabe mäszig; einige unter ihnen, wie Pflugk, Lehmann, Engelhardt sah man auf ihren eigenen Pferden öfters Spazierritte machen. Und in den schönsten Monaten hatten sie zum groszen Teil noch eine Sommerwohnung in Langesuhr, Oliva oder Zoppot; in letzterem Orte erhielt eine Strasze davon, dasz mehrere dieser Männer in den dreisziger Jahren mehrere Sommer nach einander dort wohnten, geradezu den Namen Professorenstrasze. Das war alles möglich bei den damals, namentlich in Danzig, gegen jetzt noch auszerordentlich billigen Preisen.

Kein Wunder, dasz bei solchen Zuständen jene Lehrer nicht leicht einen Ruf nach auswärts annehmen konnten. Es ist in der That keiner der bedeutenderen Männer, die während dieser Zeit an der Schule fest angestellt waren, in eine einfache andere Lehrerstellung übergegangen. Wer von ihnen seine Danziger Stellung aufgeben sollte, dem muste etwas ganz Besonderes und Lockendes geboten werden. So übernahm Meineke das Directorat des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin, Schöler das des Gymnasiums zu Lissa, später zu Erfurt, Lehmann das des Gymnasiums zu Marienwerder, Marquardt das des Gymnasiums zu Posen, später zu Gotha; Hirsch gieng an die Universität zu Greifswald; Schaub wurde

Schulrath in Königsberg und bald darauf in Magdeburg. Nur der ältere Strehlke gieng als Lehrer an ein Berlinisches Gymnasium, kehrte aber schon nach sieben Jahren als Realschuldirector nach Danzig zurück. So verwuchs der gröste Teil der Lehrer förmlich mit der Anstalt und hielt eine feste und hohe Tradition aufrecht. Ja seitdem Pflugk im Jahre 1839 gestorben war, blieb der Kreis der zehn etatsmäszigen Lehrer, ein gewis einzig dastehendes Beispiel, volle siebzehn Jahre lang völlig derselbe. Zwar hat eine solche Stagnation eines Collegiums ihre Bedenken, aber die waren unter den oben angedeuteten Verhältnissen und bei den weiter zu schildernden groszenteils geistig auszerordentlich regen Persönlichkeiten nicht erheblich. Dieser Gefahr wirkten auszerdem noch manche einzelne Umstände kräftig entgegen. Zuerst das enge Freundschaftsband, welches besonders in den dreisziger Jahren das Lehrercollegium umschlang. Gemeinschaftliche Studien, gesellige Beziehungen, gemeinsame Partien in die Umgegend, ja eine Zeit lang ein regelmäszig sich versammelndes aus Lehrern bestehendes Gesangsquartett musten mächtige Hebel einträchtigen und erfolgreichen Wirkens in einer Zeit sein, wo kirchliche und politische Ansichten noch nicht in den Vordergrund alles Lebens traten und noch nicht trennend und vergiftend wirkten. Dann aber arbeitete, als die Kraft einiger dieser Lehrer abzunehmen begann, als gerade einige der Bedeutendsten durch den Tod oder Wegberufung aus diesem Kreise geschieden waren, neben diesem stabilen Elemente der zehn 'eigentlichen' Lehrer ein ziemlich groszer Kreis von Hülfslehrern, die seit dem Jahre 1843, als dem Lehrerstande wegen eingetretener Ueberfüllung die Aussichten auf feste Anstellung in weite Ferne rückten, sich zahlreich, einmal sieben zu gleicher Zeit, an der Anstalt beschäftigen lieszen. Das waren zum Teil sehr tüchtige, fast durchgängig höchst strebsame junge Leute, groszenteils Schüler derselben Anstalt, die ganz in dem Sinne und nach dem Willen der älteren Lehrer fortwirkten, den letzteren einen groszen Teil ihrer Arbeit abnahmen und sie dadurch länger geistesfrisch erhielten, auch den Uebelständen wirksam entgegentraten, die sonst aus der eingetretenen Ueberfüllung des Gymnasiums hervorgegangen wären. Die Thätigkeit dieser jungen Männer, aus denen sich fast das Lehrercollegium eines zweiten Gymnasiums hätte bilden lassen, und die überdies in ungemeiner Eintracht zusammenhielten, wurde zu jener Zeit in der Stadt noch mehr als innerhalb der Mauern des Gymnasiums anerkannt.

Damit etwas wirklich Bedeutendes in seiner ganzen Grösze wahrhaft hervortrete, dazu gehört stets eine gewisse Isoliertheit. Und eine solche Isoliertheit besasz damals das Danziger Gymnasium in eminentem Masze; es war eben nicht eine Bildungsanstalt unter vielen, es war vielmehr für auszerordentlich grosze Kreise der einzige wissenschaftliche Centralpunct, und das wusten die Lehrer und selbst die reiferen unter den Schülern. Während manche andere Städte, deren Grösze noch lange nicht an die Danzigs reichte, zwei Gymnasien besaszen, wie Halle, Magdeburg, Posen usw., während das nicht viel gröszere Königsberg drei solcher Bildungsanstalten zählte, gab es in Danzig nur das Gymnasium, an dem sich alle bedeutenderen Lehrkräfte sowie die ganze Jugend der

höher gebildeten Stände concentrierten, dem sich das Wohlwollen der Bevölkerung ungeteilt zuwandte, das von kleinlicher Rivalität und Eifersucht völlig frei sein konnte. Die anderen Lehranstalten der Stadt waren in keiner Weise dem Gymnasium ebenbürtig; die beiden höheren Bürgerschulen zu St. Petri und St. Johann kamen zu jener Zeit, da noch keine besonderen Rechte mit ihrem Besuche verknüpft waren und die äuszere Stellung ihrer Lehrer Vieles zu wünschen übrig liesz, dem Gymnasium gegenüber kaum in Betracht; selbst der damalige Gymnasiast fühlte sich dem 'Petriner' unendlich überlegen. Die Kunstschule, die Gewerbeschule, die Navigationsschule lagen mit ihren Sphären gänzlich fern und von der Existenz einer Handelsakademie wuste man zu jener Zeit in gymnasialen Kreisen kaum etwas. Wie das Gymnasium am Orte selbst wesentlich auf sich allein angewiesen war, so stand es auch in demselben Verhältnisse oder vielmehr in keinem Verhältnisse zu den Nachbargymnasien. Nach Norden hin verbietet das Meer solche Nachbarschaft, nach Osten lag die nächste Schwesteranstalt in Elbing durch eine achtmeilige Entfernung getrennt, nach Süden war Marienwerder zehn Meilen, nach Südwesten Konitz vierzehn Meilen, nach Westen Köslin 22 Meilen entfernt. Unter diesen schon an sich sehr grosz scheinenden Entfernungen sind aber geradlinige zu verstehen, während die wirklichen Wege noch eine viel gröszere Länge hatten. Wahrhaft ungeheuer war also das Stück Landes, welches man das Gymnasialgebiet Danzigs nennen konnte; sein Flächenraum betrug weit über anderthalbhundert Quadratmeilen. In solcher einsamen Grösze fand jener eigentümliche Danziger Gymnasialstolz (für dessen Schattenseiten wir übrigens keineswegs blind sind) seine volle Nahrung; die guten Folgen davon waren vor Allem die Bewahrung der Eigentümlichkeit, die Sicherung vor vielem Kleinlichen, dann aber auch die Erschwerung einer ängstlichen Oberaufsicht und eines Zuvielregierens, seitdem die Oberbehörde der Provinz sich 24 Meilen weit entfernt in Königsberg befand. Die Lehrer standen mit den Nachbargymnasien nicht in der geringsten Berührung und Bekanntschaft, und die Schüler wusten von jenen Anstalten nur so viel, dasz man eine lange Reihe von Jahren hindurch in Köslin das Examen mit Glanz bestehen konnte, wenn man in Danzig durchgefallen war oder durchzufallen fürchten muste.

Das sind so im Ganzen die sachlichen Momente, denen das Danziger Gymnasium zu jener Zeit seine Bedeutung verdankte; weit wichtiger ist es aber, auf die Personen zu blicken, in denen diese Bedeutung sich abspiegelte oder noch gegenwärtig abspiegelt. Schwer ist es, Naheliegendes sine ira et studio zu schildern, doppelt schwer, wenn man selbst ein Glied der zu beobachtenden Kette gewesen ist, möglich aber doch, wenn man Zeit genug gehabt hat, auszerhalb der zu schildernden Verhältnisse und fern von den handelnden Personen sich geschichtliche Unparteilichkeit für das zu besprechende Gebiet anzueignen. Was ich mitteile, wird schwerlich Jemand verletzen, wol aber das Stillschweigen, welches ich über einige Personen beobachten musz, wo von Bedeutendem geredet werden soll.

Die hier zu besprechenden Personen zerfallen aber in drei Arten,

solche, die als Lehrer dort wirkten, solche, die daselbst als Schüler ihre Bildung genossen, und solche, die hier zuerst Schüler, dann auch Lehrer waren. Die ersten sind die Säleute, die zweiten die Früchte, die dritten vereinigen Beides.

Als an Luthers Geburtstage, dem 10n November 1817, das neue Danziger Gymnasium, aus der alten akademischen Anstalt und aus der lateinischen Marienschule vereinigt, als lebenskräftiger junger Baum gepflanzt wurde, da war eine auserwählte Gesellschaft im Rathhause versammelt. Achtzig Sänger und vierzig Musiker führten die vom Professor Blech gedichtete und vom Rector Kniewel componierte Festcantate auf und der damals berühmte Orientalist, frühere Professor, jetzige Stadtrath Trendelenburg verkündete nach einer lateinischen Rede die Gründung der neuen städtischen Bildungsanstalt. Hierauf betrat ein junger 26jähriger Mann die Rednerbühne; seine leichte und doch kräftige Körperhaltung, seine hohe Stirn, seine römisch gebogene Nase, seine an die höchsten Kreise erinnernde echt aristokratische Sprache, sein durchgehend ideales Wesen fesselte die Zuhörer und gab ihnen den Eindruck, dasz hier eine Persönlichkeit nicht gewöhnlichen Schlages vor ihnen stehe. Das war August M e i n e k e. Sohn eines westphälischen Gymnasialdirectors, Urenkel eines würdigen Rectors der berühmten Pforta (Freytag), unter Ilgen und Adolph Lange Schüler dieser Anstalt, zusammen mit dem ihm eng befreundeten Näke und andern Männern von später weithin verkündetem Ruf, Schüler des damals noch jungen Gottfried Hermann in Leipzig, hatte er in vollen Zügen den Geist humaner Wissenschaft eingesogen, der von Heyne und Wolf zur Geltung gebracht worden war. Nur drei Semester auf der Universität gewesen, konnte er diesen Geist schon als einundzwanzigjähriger Lehrer weiter verbreiten, als er neben Franz Passow, dem groszen Lexikographen, im Conradinum bei Danzig wirkte. Als 1814 diese Anstalt ihren gelehrten Charakter verlor, da rief ihn der Rath von Danzig zunächst an das verlöschende akademische Gymnasium, erkannte ihn aber schon drei Jahre darauf für würdig, der neu zu begründenden Bildungsschule im Wesentlichen den Stempel s e i n e s Geistes aufzudrücken; so ist Meineke der erste Director des Danziger Gymnasiums, ja sein eigentlicher Organisator gewesen. Denn er entwarf im September 1817 die Grundzüge für die Einrichtung dieser Anstalt, und die Behörde war weise, dasz sie das genehmigte, was aus der Feder dieses Mannes geflossen war. Verehrt ihn auch die gelehrte Welt als einen groszen Kenner der griechischen dramatischen Poesie, als einen sorgfältigen Sammler der kleinsten Reliquien des classischen Altertums, als einen der letzten wahrhaften Meister unter den Philologen, ein anderer Maszstab für seine Würdigung, und wahrlich nicht ein geringerer, sieht die Schöpfung des Danziger Gymnasiums als die bedeutendste Frucht seines Lebens an. Mag er auch später das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin in seinem wohlbegründeten Rufe erhalten, als Mitglied der Examinationscommission Hunderten den Zugang zu pädagogischem Wirken gebahnt oder verwehrt haben, endlich ein hochgeachtetes Mitglied der Berliner Akademie, jenes höchsten Rathes wissenschaftlicher Gröszen, gewesen

sein, seine Danziger Wirksamkeit war seine wichtigste That; jene neun Jahre haben, namentlich durch ihre Folgen, für die Welt des Geistes einen ungleich gröszeren Werth als alle seine übrigen, wenngleich höchst hervorragenden Leistungen. Wir werden weiterhin sehen, wie das von Meineke entzündete Feuer manche andere bedeutende (und wer weisz wie viele unbedeutende) Personen erwärmte und erleuchtete und wie es noch heutiges Tages fortwirkt. Dieser Enthusiasmus trug seine Früchte, so lange er sich frei und eigentümlich bethätigen konnte und auf dem Gebiete des Gymnasialwesens noch nicht alles gleichgemacht war. Meineke selbst war ja ein Beispiel solcher freien Entwickelung; er, der nie ein Examen gemacht hatte, der nur anderthalb Jahre auf der Universität gewesen war, ist ja nach heutiger Anschauung nicht einmal für die Stelle des untersten Gymnasiallehrers befähigt gewesen. Aller Enthusiasmus, auch der von Meineke entzündete, hat aber seine Schattenseite in einer gewissen Einseitigkeit; die classischen Studien waren zur Zeit seines Danziger Directorats dort der ausschlieszliche Mittelpunct des Lehrens und Lernens, woneben kaum etwas Anderes zu rechter Geltung kam. Jene Einseitigkeit, die später in Berlin freilich in Folge höherer Bestimmungen nicht mehr mit ganzer Energie wirken konnte, hat Meineke sein Leben hindurch beibehalten; im Jahre 1840 äuszerte er einmal sein Bedauern darüber, dasz so viele fähige Köpfe sich der Rankeschen Schule und dem Studium des Mittelalters zuwendeten, 'das Wahre' aber darüber vernachläszigten. So waren denn unter ihm in Danzig die alten Classiker allein 'das Wahre'; französische Stunden gab es noch nicht, Gesangstunden eben so wenig, und als einmal zwei Jahre lang kein Lehrer des Gymnasiums für Religionsunterricht und Hebräisch befähigt war, fielen so lange die öffentlichen Stunden in diesen Fächern einfach aus; dagegen sorgte das Gymnasium dafür, dasz Alle, die es wollten, leicht privatim in diesen und anderen Gegenständen, z. B. im Polnischen, Unterricht fanden. Bei solcher Einseitigkeit konnte damals so Bedeutendes geleistet werden, dasz man jetzt kaum eine Ahnung davon hat. Die Quartaner lasen den Ovid und begannen auch schon den Homer, in den oberen Classen handelte es sich nicht blosz um den engen Kreis der üblichen Schriftsteller, sondern es wurde abwechselnd auch Theokrit, Aeschylus und Hesiod, von den Römern auch Catull, Tibull und Juvenal den Schülern in die Hände gegeben. Lateinische Sprech- und Disputierübungen brachten den jungen Leuten das Altertum praktisch näher und Meinekes Vorträge über griechische und römische Litteraturgeschichte erweiterten den Blick der Schüler weit über den Kreis der Schriftsteller hinaus, mit denen sie durch die Lectüre selbst vertraut geworden waren. Doch alle diese Kenntnisse waren nicht der Hauptzweck des Meisters; sein Trachten und Sinnen gieng vielmehr dahin, dem kaufmännischen Sinne der Bevölkerung entgegenzutreten, das blosze Nützlichkeitsprincip so weit als möglich zu vernichten, einen hohen und edeln Sinn zur Herschaft zu bringen und das dem Idealen schon an sich zugewandte Jugendalter so weit als möglich mit wirklich idealem Stoffe zu nähren. So schlug an der Danziger Anstalt eine Begeisterung Wurzel, von der Alle zu erzählen wissen, die damals zu

Meinekes Füszen saszen. Diese Begeisterung erstreckte sich auch bis auf trockenere Dinge, wenn sie nur mit der Hauptsache in enger Verbindung standen; prosodische Uebungen wurden mit Eifer gepflegt und oft freuten sich die besseren unter den Schülern, wenn sie dem verehrten Manne eine kritische Conjectur, die sie gemacht, vorlegen konnten und ein beifälliges Urteil aus seinem Munde vernahmen.

Solches ganze Wesen ist freilich nur für bessere Schüler und eigentlich nur für solche geeignet, die sich entschieden den Studien zuwenden wollten. Wer blosz die Absicht hatte, auf dem Gymnasium gewesen zu sein, fand vor Meinekes Augen keine Gnade. Er forderte deshalb 1819 alle Schüler, die sich nicht den Studien widmen wollten, ernstlich auf, das Gymnasium zu verlassen, und es musz diesen letzteren in der That unheimlich unter seinem Directorate gewesen sein, da Meineke bereits im folgenden Jahre melden konnte, dasz zu seiner groszen Freude die Zahl der Gymnasiasten von 180 auf 150 gesunken sei. Doch stieg diese Zahl trotz der groszen Strenge seitdem wieder erheblich, so dasz die 150 sich bei Meinekes Abgange im Jahre 1826 auf 252 vermehrt hatten. Das war in jenen Verhältnissen ein entschiedener Beweis von Blüte der Anstalt; Meineke hatte sein Werk vollendet, als er zu einem gröszeren Wirkungskreise abgerufen wurde. Was er auch in dem letzteren noch 31 Jahre lang geleistet hat, liegt auszerhalb unsers Gegenstandes; es genügt zu bemerken, dasz auch in diesem neuen Wirkungskreise sein Andenken ein gesegnetes geblieben ist. Wenn ihm in seinem späteren Ruhestande die Vergilische Inschrift über seiner Villa bei Berlin 'deus nobis haec otia fecit' in die Augen fiel, so muste er von der Genugthuung erfüllt sein, dasz er in ein otium cum dignitate getreten sei, und wenn er, der greise, durch körperliches und häusliches Leid tief gebeugte Mann auf einer Reise im Jahre 1865 beim Abschiede von einem jüngeren Freunde sagte: 'ich wollte, mein Auge schlösse sich bald', da fühlte man, dasz er das Bewustsein habe, sein Werk sei in der That vollendet.

Damit solches Werk aber auch schon für die Danziger Periode wahrhaft vollendet werden könne, zog Meineke Männer herbei, die neben ihm in demselben Sinne fruchtbar wirken könnten; denn das war während der ganzen Periode, von der wir sprechen, eigentlich in die Hände der Danziger Directoren gelegt, wer in das Collegium berufen würde; die Behörde genügte mit ihrem Jawort nur der bloszen Form.

Zur nächsten philologischen Wirksamkeit neben Meineke war kein Geringerer ausersehen als Rost aus Gotha; als dieser aber die Stelle ausschlug (auch Meineke hatte sich geweigert das Directorat anzunehmen, bis ihm ein ehrenvolles Gehalt ausgesetzt war), da lieferte Gotha einen andern würdigen Mitarbeiter zum gemeinsamen Werke, den Professor Georg Schöler. Jacobs und Rost hatten diesen ihren Collegen zur Danziger Stelle empfohlen und dazu eignete sich dieser, gleich Meineke ein Schüler Gottfried Hermanns, wie nicht leicht ein Anderer. Schöler war es, der die fühlbare Kluft zwischen Meinekes hohem Fluge und der irdischen Wirklichkeit auszufüllen verstand durch seine Begeisterung für die Kunst und durch seine Liebe für die neueren Sprachen. Denn in die-

sen beiden Kreisen bewegte sich sein Studium wie seine in zahlreichen kleineren Schriften bethätigte schriftstellerische Wirksamkeit. Während er selbst bei verschiedenen Anlässen lateinische und deutsche Dichtungen lieferte, schrieb er bald über griechische, bald über italienische Malerei, bald über griechische Plastik, verbreitete sich ebenso über die griechische Architektur wie über eins der herlichsten Bauwerke des Mittelalters, die erhabene Marienburg, die er öfters an der Seite ihres groszen Wiederherstellers, des Oberpräsidenten von Schön, durchwandert hatte. Andrerseits wandte er sich den neueren Sprachen zu; eine englische Grammatik für Deutsche, eine deutsche für Engländer, eiue dritte für Franzosen, eine vierte für Polen sind die Denkmale und Früchte seiner Arbeiten. So ergänzte er Meinekes Thätigkeit; er ergänzte sie namentlich dadurch, dasz er in lebendiger Anschauung der antiken Welt lebte, die Jenem fehlte. Denn dreiszig Jahre alt unterbrach er auf neun Monate seinen Danziger Unterricht, um die ganze italienische Halbinsel zu durchwandern, wobei ihm Bunsen in Rom und der englische Gesandte Hamilton in Neapel, der ihm sogar seinen später berühmt gewordenen Sohn nach Danzig mitgab, hülfreich zur Seite standen. Während dieser Reise wurde Schölers Danziger Stelle durch einen Mann versehen, der später zu den Hauptzierden der Königsberger Universität gehörte, den groszen Philologen Lehrs. Eine Reihe von Vorträgen, welche Schöler nach seiner Rückkehr in Danzig hielt, brachte die in Italien gewonnenen Eindrücke und Erfahrungen dem dortigen Publicum näher. Wer den hochgewachsenen schlanken Mann während seines fünfzehnjährigen Danziger Wirkens (1818 — 1833) in voller Jugendfrische gesehen hat, gewann den Eindruck, dasz auf diese Persönlichkeit antike Kunst mit ihrem Geschmacke, ihrer Schönheit und mit ihrem edeln Masze einen bleibenden Einflusz gewonnen hatte; es war etwas Plastisches in dieser Persönlichkeit, das später auf seine Töchter vererbte. Seine Befähigung fand auch bei den Staatsbehörden Anerkennung, schon 1827 war ihm das Directorat zu Potsdam angetragen worden, welches er aber ablehnte; zehn Jahre lang stand er dem Gymnasium zu Lissa, mehr als zwanzig dem zu Erfurt vor; und als der Siebziger seine Stelle niederlegte, da zog es ihn noch mächtig nach dem Süden hin, an dem seine Seele hieng; an den Ufern des Genfersees wurden seine letzten Tage noch durch das Anschauen einer groszen und lieblichen Natur erheitert.

Wie Schöler durch Meineke aus Thüringen herbeigezogen wurde, so um dieselbe Zeit noch drei andere geborene Thüringer, denn Thüringen und Sachsen galten von Alters her für die Heimat der besten Pädagogen. Zwei derselben sind freilich in der wissenschaftlichen Welt weniger bekannt geworden, Güte aus Halle, der nur wenige Jahre in Danzig wirkte und dann nach Thorn zog, und der weiter unten näher zu erwähnende Herbst, geboren auf dem Harze, der länger als in diesem Jahrhundert irgend ein anderer Lehrer am Danziger Gymnasium wirkte, ein gründlicher Kenner des Cicero und Horaz. Der dritte, Wilhelm Förstemann aus Nordhausen, wurde auf seines Freundes, des groszen Astronomen Encke Empfehlung nach Danzig fast gleichzeitig mit Schöler und Herbst

berufen. Er hat 19 Jahre lang dem mathematischen und physikalischen Unterricht in den oberen Classen vorgestanden; seine Lehrbücher und seine gelehrten Abhandlungen lieszen Bedeutendes von ihm erwarten und grosze wissenschaftliche Pläne, mit denen er sich lange trug, sollten eben zur Ausführung kommen, als er, hochgeachtet von seinen Mitbürgern, 1836 durch einen frühzeitigen Tod abgerufen wurde.

Aufs engste mit ihm befreundet und in der Richtung seiner Studien nahe verwandt war Friedrich Strehlke, der von 1823 bis 1831 als Lehrer der Mathematik, Geographie und Naturwissenschaft am Gymnasium wirkte. Wie Meineke ganz erfüllt war von seinen groszen Vorbildern auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft, so lebte Strehlke ganz in den Meistern, die in unserm Jahrhundert die Naturforschung zu der hohen Stufe geführt haben, die wir nicht genug bewundern können. An ihm bestätigte sich in vollstem Masze die Wahrheit des Wortes: 'wes das Herz voll ist, des geht der Mund über'. Wer auf Spaziergängen oder in geselligen Kreisen ihm zuhörte, der gern und flieszend und in edelem Stile sprach, der müste einen wunderbaren Einflusz auf den Gang eines Gespräches gehabt haben, wenn er dieses von jenen Meistern hätte ablenken können; Humboldt, daneben Bessel, der Lehrer Strehlkes, in späteren Zeiten auch Dove, nahmen in seiner Rede stets die erste Stelle ein. Aber auch das philosophische und das philologische Gebiet waren ihm, dem Schüler Herbarts und Lobecks, nicht gleichgültig geblieben; sein hohes Interesse für die Bibel und die Meisterwerke der deutschen Dichtung trug viel dazu bei, ihn vor Einseitigkeit und dem materialistischen Aufgehen in naturwissenschaftlichen Einzelnheiten zu bewahren. Beziehen sich auch seine schriftstellerischen Arbeiten sämtlich auf solche Einzelnheiten und ist er auch nie zu einer groszen umfassenden Darstellung gekommen, so sieht man es doch dem Gegenstande so wie der Wärme des Ausdruckes an, dasz ihn das Einzelne nur als Glied des ganzen Reiches der Wissenschaft und namentlich als Aeuszerung ihres Fortschreitens interessierte. Strehlke war eine durchaus akademisch angelegte Natur, die nur an einem solchen Gymnasium', wie das Danziger war, Licht und Lebensluft finden konnte.

Solche akademisch angelegte Naturen hat das Danziger Gymnasium nicht wenige unter der Zahl seiner Lehrer gesehen, nicht blosz in mehrjähriger Wirksamkeit wie Meineke, Schöler und Strehlke, sondern auch als mehr vorübergehende Phänomene; so den schon oben genannten Lehrs, dann aber auch einen geborenen Danziger, den später in Dorpat und Königsberg so berühmt gewordenen Naturforscher Rathke, der von 1820 bis 1823 den physikalischen Unterricht interimistisch in den oberen Classen erteilte, um sich als Gymnasiallehrer auf seine Universitätslaufbahn vorzubereiten.

Wäre die Anstalt fast ausschlieszlich mit solchen Männern besetzt gewesen, so hätte die Gefahr nahe gelegen, dasz sie ihren eigentlich pädagogischen, sittlich erziehenden Charakter eingebüszt hätte. Doch hatte es mit dieser Gefahr in Danzig nichts auf sich, denn erstens waren jene genannten hochstrebenden Geister zugleich meistens kräftige und ernste

Schulmänner, zweitens aber wirkten neben ihnen noch Andere, die gerade vorzugsweise das pädagogische Element zur Geltung brachten und denen das wissenschaftliche Streben an Rang nur das zweite war. Der bedeutendste unter diesen war jedenfalls August Lehmann. Geborner Königsberger, Sohn eines dortigen Gymnasialdirectors, hatte er die Lehrgabe schon geerbt. In strenger Erziehung aufgewachsen, als Herbarts Schüler voll von Interesse für pädagogische Thätigkeit, als Lobecks Zuhörer namentlich in die griechische Sprache und Litteratur gründlich eingeweiht, wurde er 23 Jahre alt im Jahre 1825 Lehrer am Danziger Gymnasium und wirkte hier elf Jahre hindurch, bis er das Directorat in Marienwerder erhielt, dem er noch fernere dreiszig Jahre vorgestanden hat. Selten hat wol ein Lehrer auf Tertianer und Quartaner einen so imponierenden Eindruck gemacht, als Lehmann in seinen jüngeren Jahren. Eine herkulische Gestalt, ein scharfer durchdringender Blick, eine oft zorngeröthete Stirn, eine volle schöne Sprache verband sich bei ihm mit rücksichtsloser Strenge, welche auch die wildesten Rangen in Furcht und fast in Zittern erhielt. Aber nicht blosz Furcht, sondern auch tief im Herzen wurzelnde Anhänglichkeit verstand Lehmann einzuflöszen. Seine Gerechtigkeit war bei seinen Schülern über jeden Zweifel erhaben; sein tief fühlendes Gemüt (das sich auch in seinen zahlreichen Dichtungen ausspricht) kam bei manchen Anlässen zu voller Geltung; die von ihm öffentlich erteilten Censuren enthielten das Lob in vollerem Masze als die der andern Lehrer. Zur Zucht und Ordnung ist eine Unzahl von Schülern erst durch ihn geführt; seine Lehre hat für viele einen unendlich gröszeren Segen gehabt als sie selbst ahnen. Der Umfang dessen, was er lehrte, war nicht sehr grosz; aber was er lehrte, das lernte man fest und klar. Herangewachsene Schüler der Anstalt hätten ihn weniger hoch gestellt als diesen oder jenen geistreicheren oder hinreiszenderen unter seinen Collegen; aber auch er stand (und das war in den Augen der besseren unter den dortigen Schülern die Hauptsache) wissenschaftlichem Weiterstreben nicht fern; man wuste schon damals von seinen später viel zahlreicher gewordenen Arbeiten, namentlich für deutsche Sprache und Litteratur. Wer einen Lehmann in den mittleren, den nachher zu nennenden Pflugk in den oberen Classen zu seinem Hauptlehrer hatte, der konnte sagen, dasz ihm ein seltenes Glück in seiner Schülerlaufbahn beschieden sei. Auszerhalb der Schule, in geselligen Kreisen, war Lehmann durch seine unverwüstliche Heiterkeit berühmt, durch die er grosze Gesellschaften zu unterhalten und dauernd zu fesseln verstand. Wie übrigens Schöler seine schönsten Erinnerungen an den Süden knüpfte, so lebte und webte Lehmann im Norden; Schweden hatte er zu Fusz durchwandert und Klopstocks Gedichte waren ein besonderer Gegenstand seiner Studien.

Was solche Männer säeten, das konnte nur dann nachhaltige Früchte tragen, wenn auch nach Meinekes Abgang das Gymnasium sich einer kräftigen und intelligenten Leitung erfreute. Und auch dieses Glück ist der Schule zu Teil geworden. Denn wenn sich auch Schaub und Engelhardt in der wissenschaftlichen Welt keinen Namen von besonders lautem Klang gemacht haben, wenn sie auch mehr pädagogische als aka-

demische Naturen waren, so haben doch Beide jenen an der Anstalt herschenden Sinn nach Kräften erhalten und gefördert, so sind sie doch Beide von dem nur zu weit verbreiteten Fehler fern geblieben, die Lehrer ihres Collegiums schulmeistern zu wollen, so dasz noch bis ans Ende der hier zu besprechenden Periode diese Lehrer sich in Danzig in Bezug auf ihre Methode, in Bezug auf die Einteilung der Classencurse, in Bezug auf die Häufigkeit und Ausdehnung der Correcturen, in Bezug auf die Wahl der Themata zu Aufsätzen einer Freiheit erfreuten, die meines Wissens jetzt innerhalb der Grenzen des preuszischen Staates undenkbar ist. Schaub und Engelhardt waren beruhigt bei dem Gedanken, tüchtige Männer an ihrer Anstalt wirkend zu wissen, und hielten sich von kleinlicher Vielregierung fern, so lange ihnen das von oben her gestattet war. Und es war ihnen gestattet; die beiden während dieser Periode dem Königsberger Schulcollegium angehörenden Provinzialschulräthe, der durch und durch humane Jachmann, der früher selbst in Danzig Schulrath gewesen war, und der für vaterländische Studien hoch begeisterte Lucas hatten den richtigen Grundsatz, sich vor Allem um die durch das Gymnasium erzeugten Früchte zu bekümmern; sie fanden diese Früchte gut und nun war es ihnen ziemlich gleichgültig, auf welchen Wegen und mit welchen Mitteln sie erzielt waren. So dauerte das Verhältnis bis 1848.

Im Uebrigen waren Schaub und Engelhardt sehr verschieden geartete Naturen; Schaub (1826—1832), einst primus omnium des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin, fest und streng, charakterstark, auf die sittlich-erziehende Seite des Schulwesens gerichtet, voll hohen Interesses für den Religionsunterricht, den er freilich in einer Weise erteilte, die bald nach seiner Zeit völlig unerlaubt war. Denn er hielt sich in seinem Unterrichte ganz fern von dem Unterschiede der Confessionen, legte seinem Vortrage nur die Bibel zu Grunde und hatte es besonders darauf abgesehen, die Uebereinstimmung der Glaubenswahrheiten mit der Verstandeswahrheit nachzuweisen; sein Unterricht war mehr philosophisch als kirchlich. Ganz anders Engelhardt (seit 1833); er war geborener Berliner, von leichtem heiteren Wesen, fern aller krankhaften Schulmeisterei und Pedanterie, von weichem Herzen. Seine Studien richteten sich vornehmlich auf die griechischen Prosaiker, Plato und Demosthenes im Vordergrunde, und darin leistete um diese Zeit das Gymnasium mehr als die übrigen in der Provinz. Seine weltmännische Gewandtheit hatte etwas Vornehmes und das in den Lehrern sowie den Schülern liegende oben angedeutete stolze Selbstbewustsein konnte unter ihm mit einem gewissen Glanze hervortreten, den Engelhardt begünstigte. Das schlechte alte Schullocal wurde verlassen und 1837 das neue prächtige Gebäude bezogen; der Gesangunterricht, den Engelhardt eigentlich erst eingeführt hatte, stieg zu einer hohen Blüte, und es waren rechte Feste nach dem Sinne des Directors, wenn die obere Singeclasse mit voller Orchesterbegleitung die Haydnsche Schöpfung, den Händelschen Josua, das Mozartsche Requiem oder den Graunschen Tod Jesu öffentlich aufführte. Fackelzüge, gröszere Schlittenpartien und dergleichen wurde von Seiten der Schüler nicht selten arrangiert, und der Director, sonst mitunter streng

genug, war milde den kleinen Ausschreitungen gegenüber, die sich der jugendliche Uebermut bei solchen Anlässen hatte zu Schulden kommen lassen. Engelhardt stand während dieser Periode als selbständiger Alleinherscher der Anstalt da wie selten ein Gymnasialdirector; der Einflusz des Magistrats, des Patrons der Anstalt, war mehr nur ein formeller, die Aufsicht der königlichen Behörden kaum fühlbar, Opposition im Collegium unerhört. Man liesz den Director gewähren, denn man wuste, dasz er mit offenem Sinne, mit einem Herzen für die ihm anvertraute Schule, mit einem nicht unbedeutenden organisatorischen Talent begabt sei. Den Schülern gefiel an ihm die Abwesenheit von aller Kleinlichkeit und von allem steifen Wesen; man hatte es gern, wenn er einmal mit Sporen und Reitpeitsche die Classe betrat; darunter litten weder die Zucht noch die Leistungen.

Nicht übergangen werden darf hier ein Mann, der so manchen flüchtigen und treibenden Elementen gegenüber an der Anstalt der Repräsentant des Festen, ruhig Bestehenden war. Christian Herbst hat während des ganzen hier besprochenen Dritteljahrhunderts und noch weit darüber hinaus am Gymnasium gewirkt; er war es, der die lebendige Tradition von den Anfängen der Schule an den späteren Zeiten überlieferte; er ist, wie kein Anderer, der wahre praeceptor Gedanensis gewesen. Unendlich verschieden von der Natur eines Meineke oder eines Engelhardt, ja sogar Beiden in verschiedener Hinsicht gerade entgegengesetzt, ist er doch von Beiden eben so wie von den anderen Lehrern stets besonders geachtet und geehrt worden. Seine ganze Haltung war fest und ernst, seine Amtstreue eine wahrhaft seltene, die Schule das einzige Ziel seines Strebens. Eine Schwäche seiner Augen hinderte ihn an weiterer Ausdehnung wissenschaftlicher Studien; in Cicero und Zumpt war er zu Hause wie es in unseren Zeiten selten mehr ein Gymnasiallehrer ist. Tausende von Schülern verdanken ihm ihre hauptsächlichste Kenntnis der lateinischen Sprache und Litteratur; Viele unter ihnen haben den Werth ihres Lehrers erst erkannt, als sie der Lehre entwachsen waren.

Das sind die bedeutenderen unter den Männern, welche von auswärts berufen das Gymnasium gegründet, gehoben und in seinem Rufe erhalten haben; einige Andere erlangten ihre gröszere Bedeutung erst in späterer Zeit und sind daher hier zu übergehen. Die Saat gieng auf und die Früchte verbreiteten sich in weite Kreise; ein Teil dieser Früchte aber diente als neue Aussaat auf dem Boden, auf welchem sie selbst erwachsen waren.

Wer in den Jahren 1836 bis 1839 das Lehrercollegium des Gymnasiums sah, gewahrte in demselben vier jüngere Männer im durchschnittlichen Alter von etwa dreiszig Jahren, die teils schon von früher her, teils noch bis in weit spätere Zeit dort wirkten, Männer, denen man den gewöhnlichen Typus eines Schullehrers wenig ansah und denen man bald anmerkte, dasz ihre Bedeutung sich weit über das Durchschnittsmasz erhebe. Das waren Anger, Pflugk, Hirsch und Marquardt, Namen von gutem Klange in der Wissenschaft, bei aller ihrer Verschiedenheit jeder

eine Zierde des Gymnasiums und von reich gesegnetem Wirken, alle vier einst Meinekes Schüler, als dieser in voller Jugendfrische an der Schule waltete.

Anger, der Astronom, war der älteste unter den vieren. Er war ein rechter Repräsentant der wahren Wissenschaft, denn er hat keine der gesetzlich vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt, durch die Jemand de jure zu einer Gymnasiallehrerstelle befähigt wird; er hat weder jemals eine Prima besucht, noch ein Abiturientenexamen, noch ein Staatsexamen gemacht. Ja er hat seine hauptsächlichste Geistesnahrung weder dem Gymnasium noch der Universität zu verdanken gehabt, vielmehr der Danziger Kunstschule und der Königsberger Sternwarte; dort war der sinnige, verdiente und originelle Adam Breysig, hier Bessel, der ihn zum Gehülfen gewählt hatte, sein Meister. Jacobi, Erman, Dove, Neumann, Barthold hatten in Königsberg seinen Hauptumgang gebildet. In Danzig war er zuerst Astronom der naturforschenden Gesellschaft und astronomischer Lehrer an der unter dem trefflichen (dänischen) Admiral von Bille stehenden Navigationsschule gewesen. Zum eigentlichen Schullehrer war er wenig angelegt; Correcturen und Censuren waren ihm höchst widerliche Dinge; seine Reizbarkeit raubte ihm die für Handhabung sicherer Disciplin nötige feste Haltung, ebenso wie sein auch den Schülern gegenüber sprudelnder Witz. Und doch hat er viel geleistet; immer waren es die ersten Meister der Wissenschaft, die er den jungen Leuten vor die Augen führte; er hielt sogar darauf, dasz sie deren Werke, ganz buchstäblich genommen, einmal 'in Händen gehabt' hätten. Dabei verband er mit den ausgezeichnetsten mathematischen Kenntnissen, die ja auch in einem halben Hundert wissenschaftlicher Abhandlungen niedergelegt sind, einen nicht geringen Geschmack in der Darstellung, sogar eine gewisse schöngeistige Richtung, wie sie sich namentlich in seinen öffentlich vor gemischtem Publicum gehaltenen Vorlesungen kund gab. Es war unter den erwähnten akademischen Naturen, die in Danzig gewirkt haben, vielleicht die am meisten akademische. Einem Lehrer, der unter den heutigen gesetzlichen Bestimmungen aufgewachsen ist, müste es wunderbar vorgekommen sein, wenn er gesehen hätte, wie Anger die Primaner und Secundaner mit analytischer Trigonometrie, Differential- und Integralrechnung, neuerer Geometrie nach Steiner, Theorie der unendlichen Reihen beschäftigte, oder wie er mit einigen von ihnen auszog, um die Höhe der Berge bei Danzig barometrisch zu bestimmen, oder wie er die verschiedenartigen astronomischen Beobachtungsmethoden zur Bestimmung der geographischen Breite kritisch gegen einander abwog. Selbstverständlich ist, dasz einem solchen Unterrichte nur die befähigteren Köpfe folgten, diese aber dafür auch unendlichen wissenschaftlichen Gewinn und vielseitigste Anregung davon hatten. Seit dem Jahre 1851 wurden seinem Unterrichte die gesetzlich vorgeschriebenen Schranken gezogen.

Mit Anger fast in gleichem Alter war Julius Pflugk. Wenn Einer berufen war, Meinekes Geist auf dem Gymnasium lebendig zu erhalten, so war es Pflugk, er, der schon als Schüler die Erlaubnis hatte, in den Abendstunden sich in und mit der Bibliothek des Meisters zu be-

schäftigen. Pflugk ist aber nur 36 Jahre alt geworden; ohne diesen frühen Tod und die ihm vorhergehende fortwährende Kränklichkeit würden wir heutzutage in ihm eine der ersten Gröszen auf dem Gebiete der classischen Philologie verehren. Das Danziger Gymnasium konnte sich glücklich schätzen, seinem Dienste die letzten vierzehn von jenen 36 Lebensjahren gewidmet zu sehen. Mächtig wirkte in der ersten Hälfte dieser Zeit Pflugk durch seinen hinreiszenden, frisch den Universitätsstudien entquollenen, durch keine Rücksichten gelähmten Vortrag der Geschichte, noch mächtiger später durch seine geniale Interpretation der griechischen Schriftsteller, namentlich der Tragiker. Mag seine unvollendete kritische Ausgabe des Euripides, sowie seine übrigen Abhandlungen ihm auch einen ehrenvollen Nachruf gesichert haben, das Andenken, welches er bei seinen Schülern hinterlassen hat, dauert zwar nicht länger, aber es wiegt schwerer; sie haben begeistert an ihm gehangen und ihn geliebt wie selten ein Lehrer geliebt wird. Einst hatte ein Provinzialschulrath geäuszert, Pflugk sei der beste Lehrer des Griechischen in der Provinz Preuszen; das nahmen dessen Schüler sehr übel, denn wie konnte es nach ihrer jugendlich-enthusiastischen Ansicht in der ganzen Welt nur einen einzigen besseren geben! Im November des Jahres 1839, an einem Sonnabende, war eine Anzahl von Schülern der oberen Classen bei einem Glase Punsch in heiterster Stimmung versammelt; man war spät in die Nacht hinein gerathen; da mahnte einer vor dem Auseinandergehen, man habe ja noch nicht auf das Wohl von Pflugk angestoszen. Es geschah voll Begeisterung und Punschlaune; einer aber unter den Anwesenden machte darauf aufmerksam, es habe so eben zwölf geschlagen, der Morgen des Todtenfestes sei angebrochen, es sei Zeit nach Hause zu gehen. Drei Wochen darauf sasz wieder eine Anzahl Primaner in einem Stübchen eine Nacht durch zusammen; Pflugk lag auf dem Sterbebette, die jungen Leute konnten nicht schlafen, sie schickten alle Stunden einen aus ihrer Mitte in seine Wohnung um sich Erkundigung einzuholen, bis er todt war. Und vier Tage später war eine furchtbare Kälte eingetreten; der Director trat unter die versammelten Schüler und forderte Alle auf, die sich körperlich nicht fest genug fühlten, vom Leichenzuge zurückzubleiben. Das konnte Keiner; die kräftigsten Primaner trugen ihren Lehrer zu Grabe dem unabsehbaren Zuge voran. Auf dem Kirchhofe aber erhob sich später über dem Grabe ein Denkmal mit der Inschrift: dem theuern Lehrer die dankbaren Schüler.

Theodor Hirsch, bekanntlich in der wissenschaftlichen Welt hoch geachtet, ist in der Gymnasialwelt eine Erscheinung von seltener und hervorragender Bedeutung. Es wird kaum einen Lehrer geben, aus dessen Unterrichte eine so grosze Anzahl von Männern hervorgegangen ist, die sich mit vollem Rechte vorzugsweise seine Schüler nennen können. Tüchtige Historiker und Geographen an höheren Schulen, Universitäten und Bibliotheken sind in überraschender Zahl wesentlich aus seinem Unterrichte entsprungen; man wird die Grösze dieser Zahl erst übersehen können, wenn auch die Letzten, die Hirsch auf dem Danziger Gymnasium unterrichtet hat, in eine öffentliche Stellung werden einge-

treten sein. In gewissem Sinne kann man Hirsch den Stifter einer historischen Schule, den Ranke unter den Gymnasiallehrern nennen. Dieses grosze Resultat verdankt Hirsch aber nicht etwa einem besonders durch Liebenswürdigkeit oder durch hochfliegende Gedanken die Schüler fesselnden Wesen, er verdankt es auch nicht einem besonders flieszenden und hinreiszenden Vortrage, sondern nur seiner Consequenz und strengen Methode, daneben natürlich seinen gründlichen Kenntnissen und seinem treuen fleiszigen Streben. Alles dieses aber konnte nur dadurch seine volle und grosze Wirksamkeit entfalten, dasz Hirsch den gesamten historisch-geographischen Unterricht von Quarta bis Prima drei und dreiszig Jahre lang ausschlieszlich in seiner Hand hatte. Reichte seine Kraft dazu nicht aus, weil stets eine oder zwei dieser Classen in je zwei Cötus zerfielen, so stand neben Hirsch als zweiter Historiker stets einer seiner Schüler, dem es schlimm ergangen wäre, wenn er sogar in kleinen Dingen von der Weise seines Lehrers und von der Quantität, die Jener an Lernstoff mitzuteilen pflegte, hätte abweichen wollen. So war der Gymnasiast sieben bis acht Jahre lang der Schüler von Hirsch, und das zuweilen nicht in drei wöchentlichen Lehrstunden, wie jetzt allgemein an den preuszischen Gymnasien, sondern hie und da in vieren, die zur vollen Bewältigung des Gebietes notwendig erschienen. Das ganze System mit seinen consequent durchgeführten Repetitionen, namentlich der von Hirsch entworfenen Geschichtstabellen, war ein wahres Meisterwerk, an dem so lange festgehalten wurde, bis man es höheren Ortes genau vorschrieb, wie an den preuszischen Gymnasien die Classenpensa eingeteilt werden sollten, und bis man ebenso höheren Ortes eine gewisse Richtung politischer Gesinnung (sogenannte patriotische) als wesentliches Ziel des historischen Unterrichts ins Auge faszte; von einem solchen Ziele wuste Hirsch freilich noch nichts; wir reden hier auch nur von jener unbefangenen Zeit, als die Politik sich noch nicht überall hinein, selbst in die Schulen, genistet hatte.

Es war ein sehr günstiges und wesentliches Moment für die groszen Resultate, die der Unterricht von Hirsch erzielte, dasz neben ihm, eng mit ihm befreundet und in steter Verbindung mit ihm wirkend, ein Mann stand, welcher von der philologischen Seite her den Schülern das Verständnis des Altertums mit Meisterschaft zuführte. Joachim Marquardt, der spätere Herausgeber des groszen Handbuchs der römischen Altertümer, war erst 27 Jahre alt, als Pflugk starb und ihm die Aufgabe zufiel, der Nachfolger in dem Wirkungskreise eines solchen Mannes zu sein. Beide Männer unterschieden sich sehr wesentlich von einander. Pflugk zog die Schüler zu sich heran, er risz sie unwiderstehlich hin, Marquardt trieb sie vorwärts, dasz an kein Stillstehen zu denken war; vor Pflugk hatten sie die tiefste Verehrung, vor Marquardt hohe Achtung; Pflugk lieferte den Besten unendlich viel, den Andern zum Teil wenig, bei Marquardt, der weit mehr Lehrer war, erreichten die Gesamtleistungen der Classen einen hohen Standpunct; Pflugk in seiner Schwächlichkeit und Kränklichkeit wurde mit einer Art von ehrfurchtsvoller Scheu betrachtet wie ein Wesen aus einer andern Welt; Marquardt, der schöne

stolze Mann voll Jugendkraft, war ein Herscher auf seinem Throne, wenn er das Katheder betrat.

Das waren die vier Männer, die aus Meinekes Schule hervorgegangen, hier zusammen wirkten und dem Gymnasium den Charakter der freien Wissenschaft erhielten, den ihm ihr Lehrer eingepflanzt hatte. Zuerst schied 1839 Pflugk aus diesem Kreise. Die andern drei blieben noch siebzehn Jahre länger beisammen, bis Marquardt 1856 in das Directorat nach Posen berufen wurde, das für ihn aber nur eine Vorstufe für seine spätere Stellung zu Gotha werden sollte. Anger wurde durch einen plötzlichen Tod 1858 dahin gerafft. Da war von ihnen noch Hirsch allein übrig und hat dort ausgeharrt, bis ihm 1866 die Universitätsprofessur zu Greifswald wurde.

Es gab eine Zeit, in der es schien, als sollte jene lebendige Tradition von Meineke her auch noch in einer folgenden Lehrergeneration am Danziger Gymnasium sich fortpflanzen. Als die Mitte des Jahrhunderts herannahte, waren wieder vier einstige Mitschüler, aufgewachsen in der Lehre jener zuletzt genannten vier Männer, gleichfalls wie jene innig mit einander befreundet, sämtlich regen Geistes und von warmer Liebe zu wahrer Wissenschaft erfüllt, an der dortigen Jugend gemeinsam thätig. Emil Panten, Wilhelm Cosack, Friedrich Strehlke (des oben Genannten ältester Sohn) und als vierter ich selbst wirkten damals als Hülfslehrer voll Eifer und mit gutem Erfolg. Aber die Zeit, in der wir einst, wie wir hofften, den eigentlichen heimischen Kern des Lehrercollegiums bilden sollten, wie vier gewissermaszen geistige Enkel Meinekes, ist nie erschienen. Die beiden sich zu einer höheren Stufe entwickelnden Realschulen Danzigs zogen zwei von uns, Panten und Cosack, an sich, mich selbst trieben meine Studien in die Mitte des Vaterlandes, und Strehlke, der allein von uns, wie Hirsch unter jenen vieren der älteren Generation, noch am Gymnasium zurückblieb und dort seit 1856 als ordentlicher Lehrer wirkte, wurde als Director an das neu gegründete Gymnasium zu Marienburg versetzt. Damit war der Faden abgesponnen, den Meineke angeknüpft hatte.

Jener dem Danziger Gymnasium eigentümliche wissenschaftliche Feuergeist glühte aber nicht blosz in den Männern, die, selbst dort gebildet, später die Lehrstühle einnahmen, vor denen sie einst gesessen hatten, sondern auch in manchen Andern, die um jene Zeit aus dieser vortrefflichen Schule hervorgiengen, dann aber an andern Orten und in andern Berufsarten wirkten. Es ist hier nicht die Rede von allen den ehemaligen Danziger Schülern, die zu hohen Ehren oder bedeutendem Range aufstiegen, sondern nur von solchen, deren Namen auf wissenschaftlichem Gebiete guten Klang erlangt haben; auch von diesen mag mir im Folgenden mancher entgangen sein. Ich erwähne hier Ernst Jarcke, den seiner Zeit viel besprochenen Forscher auf politischem und juristischem Gebiete, der als Professor in der juristischen Facultät zu Berlin durch Metternich in sein Cabinet gerufen wurde und hier bis an sein Ende nicht blosz als Staatsmann, sondern auch als Schriftsteller, von

Vielen verehrt, von Vielen verdammt, thätig wirkte. Dann Otto Friedrich Gruppe, den bekannten geistreichen Dichter und Aesthetiker zu Berlin, dessen Arbeiten Niemand volle Selbständigkeit und anziehende Eigentümlichkeit absprechen wird. Ferner Richard Röpell, den Historiker, welcher zuerst in Halle, dann in Breslau ein hochgeachteter Universitätslehrer wurde. Zaddach, den Naturforscher, sehen wir mit Ruhm an der Universität Königsberg wirken, während Heinrich Durège, Professor in der Schweiz, sich als Mathematiker einen guten Namen erworben hat. Rudolf Fosz, Professor in Berlin, erlangte schon früh einen weitgehenden Ruf; seine militärisch-preuszisch-pädagogische Richtung gibt seiner Geschichtsforschung ihren Charakter und bestimmt ihre Grenzen. Gleich ihm durch Hirsch gebildet ist Friedrich Schirrmacher, Professor an der Ritterakademie zu Liegnitz, dann an der Universität zu Rostock, der Verfasser der groszen Geschichte des Hohenstaufischen zweiten Friedrich. Auf dem musikalischen Gebiete ist Hans von Bronsart ein bekannter Schriftsteller geworden, der selbst für diese Richtung durch das Danziger Gymnasium vielfache Anregung und Förderung erhalten hat. Wilhelm Mannhardt, der germanistische Mythologe, der seinen Studien mit fortdauernder Begeisterung nachgeht, war schon als Tertianer erfüllt von den Dingen, die ihn nachher so sehr beschäftigten, und seine Lehrer haben ihn daran nicht gehindert. Ernst Strehlke, der Sohn des älteren und der Bruder des jüngeren Directors Strehlke, hat sich der archivalischen Laufbahn gewidmet und wird mit Ehren genannt; sein Name ziert neben dem seines Lehrers Hirsch das Titelblatt des vortrefflichen Quellenwerkes der Scriptores rerum Prussicarum. Eduard Winkelmann war am Schlusse der hier betrachteten Periode noch in den mittleren Classen; nach Ruszland versetzt vollendete er dort seine Geschichte Kaiser Friedrichs II, so dasz die beiden neueren Darstellungen des Lebens dieses Kaisers von Danzigern herrühren. Die hier erwähnten sind übrigens nur solche Männer, die ihr Abiturientenexamen am Danziger Gymnasium gemacht haben; manche andere Gelehrte von ähnlichem Rufe werden schon während ihrer Schülerlaufbahn auf andere Anstalten übergegangen sein.

Die Fülle wissenschaftlichen Samens, die in jener Periode zu Danzig ausgestreut wurde, kann man nur dann annähernd schätzen, wenn man erwägt, dasz manche der in jener Zeit gebildeten Schüler noch jetzt in der Fülle ihrer Kraft stehen und sicher erst in Zukunft als nennenswerth hervortreten werden, und dasz wiederum Andere ihnen gleichgekommen wären, wenn nicht ein frühzeitiger Tod ihrem hoffnungsvollen Leben Stillstand geboten hätte. Zwei Mediciner, August Hein und Hermann Anhuth, hatten Beide schon viel versprechende Anfänge als Schriftsteller gemacht, da raffte den ersten zu Königsberg, wo er sich an der Universität habilitirt hatte, den zweiten zu Palemlang auf Sumatra, wo er als holländischer Militärarzt naturwissenschaftliche Studien trieb, eine bösartige Krankheit hin.

Meine Betrachtung schlieszt mit der Mitte des Jahrhunderts. Wie sich die Verhältnisse am Danziger Gymnasium in späterer Zeit gestaltet haben, ist mir nicht mehr aus eigener Anschauung bekannt; ich bin den

dort wirkenden Personen und Zuständen wie überhaupt meiner Heimat fremd geworden und kann darüber kein Urteil wagen. Dasz aber seitdem auch dort eine andere Zeit eingezogen sein musz, darf mit Sicherheit behauptet werden. Wenn ich oben sagte, dasz ein Hauptgrund der dortigen Eigentümlichkeit in der vornehmen und sicheren Isoliertheit jener Schule zu suchen sei, so hörte dieser Factor um jene Zeit auf zu wirken. Die beiden Bürgerschulen zu St. Peter und zu St. Johann erhoben sich zu Realschulen erster Ordnung, wurden dadurch in manchen Stücken dem Gymnasium ebenbürtig und nahmen ihm einen Teil seiner Aufgabe ab; in den Jahren 1848 u. 1850 verlieszen beide Anstalten ihre alten schlechten Locale und bezogen neu hergerichtete passendc Gebäude. Auch das ungeheure Terrain, welches als natürliches Gymnasialgebiet zu Danzig gehört hatte, ist seitdem auf die Hälfte reduciert, denn es sind in neuerer Zeit zwei neue Gymnasien, zu Neustadt und zu Marienburg, entstanden, welche diesem Raume grosze Stücke entziehen. Zugleich rückte in den vierziger Jahren das grosze europäische Eisenbahnnetz der Stadt immer näher und 1852 war sie mit in dasselbe hineingezogen. Dieser Vorgang war wie überall von einem starken Schwinden der localen Eigentümlichkeiten begleitet; modern-groszstädtische Anschauung und Sitte hat auch in Danzig die alte patricisch-reichsstädtische Cultur überwuchert und bis auf die Erinnerung vernichtet. Die Königsberger Provinzialbehörde rückte dem Gymnasium näher und konnte es noch mehr im Auge haben; es konnte nicht mehr vorkommen, was noch im Jahre 1840 geschah, dasz der Schulrath von Königsberg Danzig besuchen wollte, aber im Angesicht der Thürme der Stadt seinen Plan aufgeben muste, da die Stadt durch einen Eisgang der Weichsel auch gegen einen Schulrath uneinnehmbar befestigt war. Zu alle dem kam das Jahr 1848 mit seiner Bewegung und was sich daran Alles bis auf heute angeschlossen hat. Die Zügel der Regierung wurden namentlich im Ressort des Cultusministeriums straffer angezogen und eine Menge von Vorschriften trafen das Gymnasialwesen, die häufig sogar auf die Methode des Unterrichts wie auf die Art der Disciplin, noch mehr auf die Verteilung und Abgrenzung des Unterrichtsstoffes und auf die Wahl der Lehrbücher, auf die Zahl der jährlich zu liefernden Schülerarbeiten, auf die Art der Correcturen, auf die Form der Zeugnisse usw. einen bestimmenden und nivellierenden Einflusz hatten; es war zwar noch immer von der Schonung berechtigter und bewährter Eigentümlichkeiten die Rede, aber wenige solcher Eigentümlichkeiten sah man höheren Ortes als berechtigt und bewährt an. Etwas beinahe völlig Neues war das grosze Interesse, welches man in Folge der öffentlichen Vorgänge der politischen und religiösen Richtung der Gymnasiallehrer zuwandte; das war zwar den schon angestellten Lehrern weniger fühlbar, selten drückend, aber bei der Austellung selbst übte diese Rücksicht oft einen groszen Einflusz. Stieg aber *diese* Rücksicht, so muste, zumal da zugleich der Mangel an Lehrern zunahm, eine andere Rücksicht notwendig sinken: wissenschaftliche Begeisterung und gelehrte Leistungen konnten hinfort nicht mehr so wie früher als eine Empfehlung ersten Ranges für eine beabsichtigte Anstellung angesehen werden; auch war

die ganze Zeit solcher Begeisterung fremd geworden, die sich auf immer engere Kreise zurückzog.

Meineke und seine Epigonen haben in Danzig Groszes geleistet, bis ihre Zeit erfüllt war; es verdiente einmal jene Erscheinung in diesem Zusammenhange ihre Darstellung. Diese Darstellung muste bei mir, der ich teils Verwandter, teils Schüler, teils Mitschüler, teils Lehrer der dargestellten Personen bin oder gewesen bin, etwas subjectiv ausfallen; in dieser Subjectivität meiner Mitteilungen liegen ihre Vorzüge wie ihre Mängel.

Dresden. E. Förstemann.

4.

Deutsches Lesebuch für die Oberclassen höherer Schulen, herausgegeben von Dr. Ed. Schauenburg, Director der Realschule in Crefeld, und Dr. R. Hoche, Oberlehrer am Gymnasium zu Wesel. Erster Teil. Essen, Bädeker 1867.

Mit J. Grimm sind wir 'des festen Glaubens, dasz selbst, wenn der Werth unsrer vaterländischen Güter, Denkmäler und Sitten weit geringer angenommen werden müste, als wir ihn gerecht und bescheiden voraussetzen dürfen, dennoch die Erkenntnis des Einheimischen die würdigste, die heilsamste und aller ausländischen Wissenschaft vorzuziehen wäre. An das Vaterland sind wir von Natur gewiesen, und nichts Andres vermögen wir mit unsern angebornen Gaben in solcher Masze und so sicher zu begreifen.' — Indem nun aber die Schule jene Güter und Denkmäler, insoweit die Sprache und Litteratur dieselben überliefert, der deutschen Jugend vermittelt, fördert sie diese und somit die Nation auf jene stille, alles Epimythiums entrathende Weise, von der J. Grimm an einer andern Stelle spricht. Eine derartige Förderung kann jedoch nicht durch einen systematischen Vortrag der Litteraturgeschichte geschehen, sondern nur durch eine möglichst ausgedehnte Lectüre. Von solcher, durch ihre langjährige Unterrichtserfahrung immer mehr befestigten Ueberzeugung gehen auch die Herausgeber vorliegenden Lesebuchs aus. Indem sie aber sich aus der Lectüre kleiner, abgerissener Proben nur geringen Erfolg versprechen können, verzichten sie mit Recht auf scheinbare Vollständigkeit, um dafür das Gebotene in gröszerer Ausdehnung zu geben. Und wo es notwendig war, eine Auswahl einzelner Abschnitte aus einem gröszern Ganzen zu treffen, haben sie durch Beifügung knapp gehaltener Inhaltsangaben des Nichtaufgenommenen den verbindenden Faden fortgesponnen; bei dem Parcival allein haben sie es dem Lehrer überlassen, das, was sie gegeben, einzufügen in den Rahmen des Ganzen. —

Wir billigen es durchaus, dasz die Herausgeber aus der vor der ersten classischen Periode liegenden Zeit keine Proben gebracht; die litte-

rarischen Denkmäler aus derselben liegen nach Form und Inhalt der Schule fern, und dasz es eine deutsche Philologie gibt, lernt der Schüler, wie in der Vorrede des Buches richtig bemerkt ist, auch schon aus der Aufnahme des Mittelhochdeutschen. So wird das Werk eröffnet mit Bruchstücken aus dem Nibelungenliede (nach der Ausgabe von Fr. Zarncke, 66 S.), bringt dann solche aus der Gudrun (n. d. erklärenden Ausgabe von K. Bartsch, 25 S.), dem Parcival Wolframs von Eschenbach (Lachmann, 16 Doppel-S.), dem armen Heinrich Hartmanns von Aue (W. Wackernagel, 9 D.-S.), und aus dem Tristan Gottfrieds von Straszburg erhalten wir die litterarisch wichtige Stelle über des Dichters Zeitgenossen. Von Walther von der Vogelweide sind in glücklicher Auswahl 28 Lieder aufgenommen, deren Text der Lachmannschen Ausgabe, deren Ueberschriften der Simrockschen Uebersetzung entlehnt sind. Warum fehlt aber das unvergleichliche: O wê war sint verswunden alliu mîniu jâr! — von dem W. Grimm in seiner Recension über Lachmanns Walther sagt: 'Fragen wir, ob wol das griechische Altertum ein Lied von der innigen und groszartigen Gesinnung von sich weisen würde? Ob Epimenides Klage edler lauten könne? und ob die römische Litteratur etwas dagegen zu stellen habe?' — Wir entbehren es nicht gern, wie wir auch nur ungern sehen, dasz Vridankes bescheidenheit ganz übergangen worden. Ein Lied und eine Predigt Joh. Taulers beschlieszt das erste Buch, dem eine Uebersicht der mittelhochdeutschen Formenlehre und ein Glossar beigegeben sind. Wäre aber nicht auch eine kurze Darstellung der mittelhochdeutschen Metrik am Platze gewesen?

Meistergesänge nach Wackernagel und Volkslieder nach L. Uhland beginnen das zweite Buch. Unter den historischen Volksliedern hätte dabei ein eidgenössisches Schlachtlied wol noch Platz finden dürfen, eines von jenen Liedern also, welche, wie Gervinus bemerkt, dem deutschen Volksliede so gut seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit von der ritterlichen Poesie erkämpften, wie die Schlachten selbst dem Volke, das sie gewonnen, seine Freiheit. Dann folgen auf 12 Seiten Bruchstücke aus Reineke Vos. Die Periode des 15n und 16n Jahrhunderts ist in gröszerem Masze berücksichtigt als sonst wol gebräuchlich, da es die Herausgeber für hochwichtig erachten, dasz Männer wie Geiler (aus dem Hasen im Pfeffer, Wackernagel, 11 S.), Brant (aus dem Narrenschiff, Zarncke, 7 Doppel-S.), Murner (aus dem groszen lutherischen Narren, Kurz, 10 D.-S.) und Sachs (12 D.-S.), wie Luther (18 S.) und Fischart (20 D.-S.) der Jugend nahe gebracht werden. Deshalb haben sie auch die den einzelnen Abschnitten vorangeschickten litterar-historischen Notizen hier etwas ausführlicher gehalten. Eine für reifere Schüler berechnete schematische Uebersicht der Litteraturgeschichte erhöht die Brauchbarkeit des Buches, von dem übrigens nur die ersten hundert Seiten für die Secunda, welche die mittelhochdeutsche Formenlehre sich anzueignen hat, bestimmt sind. Der übrige Lehrstoff soll in der Prima verwerthet werden. Die nachopitzische Zeit wird ein zweiter Band umfassen, dessen Erscheinen für Ostern angekündigt ist. Dann kommen wir auf das ganze Werk zurück. —

Dr. M. B.

5.

Morphologie oder Formenlehre der griechischen Sprache zurückgeführt auf die indogermanische Ursprache, für Gymnasien bearbeitet von Professor Dr. W. Füisting, Oberlehrer am Gymnasium zu Münster. Münster 1867, Theissing. 15 Ngr.

Dieses Schriftchen enthält auf nur 52 Seiten Text und 5 kleinen Tafeln die Paradigmata der indogermanischen Ursprache, des Sanskrit und des Griechischen übersichtlich neben einander, nebst kurzen, im Ganzen klaren Erläuterungen. Die Anordnung des Stoffes ist die der griech. Grammatiken älteren Schlages. Der Verfasser will nemlich nicht, dasz die Schüler von vorn herein mit den Ergebnissen der Sprachvergleichung bekannt gemacht werden*), sie sollen vielmehr die griech. Formenlehre nach der alten Methode lernen; wenn aber die Formen dem Gedächtnisse der Schüler fest eingeprägt sind, dann soll 'der Lehrer, wo er es zweckmäszig und der geistigen Bildung seiner Schüler angemessen findet, gewisse Partieen, der neuen Sprachforschung gemäsz, gründlich entwickeln, und auf diese Weise bei den Schülern das Interesse für dergleichen Forschungen anregen.' Nun bin ich zwar nicht der Ansicht, dasz auf dem Gymnasium viel überflüssige Stunden zu solchen Auseinandersetzungen sich finden werden; wol aber empfehle ich das Büchlein denjenigen Lehrern zur Beachtung, welche noch nicht Zeit und Gelegenheit gefunden haben, sich mit der neuen Lehre bekannt zu machen; auf wenigen Seiten finden sie eine grosze Menge von Resultaten der Sprachvergleichung, die auf bisher ganz räthselhafte Formen der griech. Sprache ein wahrhaft blendendes Licht werfen.

Die Paradigmata der aus den acht ältesten indogermanischen Sprachen erschlossenen Ursprache, sowie die des Sanskrit hat der Verfasser aus Schleichers gelehrtem, nun bereits in zweiter Auflage erschienenen Werke 'Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen' entlehnt**); eigene Entdeckungen hat er auf diesem Gebiete nicht gemacht; nur für die Erklärung speciell griechischer Formen versucht er hier und da etwas Neues aufzustellen.

Zu bedauern ist es, dasz der Verfasser nicht vollständig orientiert ist; von Schleichers Compendium hat er zwar den 2n Teil (Morphologie) benutzt, allein die neuesten Werke von G. Curtius (Erläuterungen 1863, Grammatik 7e Auflage 1866, Grundzüge der griech. Etymologie 2e Aufl. 1866) scheint er nicht zu kennen; die Lautlehre der indogermanischen Sprachen, namentlich die Vocalsteigerung und die Lautverschiebung sind wol ziemlich unbeachtet geblieben. Daher findet sich manches geradezu Falsche in dem sonst praktischen Schriftchen.

---

*) Die Schulgrammatik von G. Curtius empfiehlt der Verf. besonders angehenden Philologen für den ersten Anfang.

**) Was wird wol Herr Leskien dazu sagen?

Die Form βίηφι soll der Nom. Sing. mit dem Suffix φι sein; allein ein Casussuffix (und φι ist ein solches eben so gut, wie *bus* im Lateinischen) kann nie an einen Casus, sondern nur an den Stamm treten. Zum Locativ οἴκοι bemerkt der Verfasser: οἴκοι werde als Locativ 1r Decl. angesehen, wie χαμαί als Locativ 2r Decl., jedoch sei es möglich, dasz nach alter Schreibweise ο für ω stehe, worauf der Accent in οἴκοι hindeute. Man fragt: was soll hier diese müszige Vermutung? Von αἰδώς soll der Stamm αἰδο sein; allein das Sigma des Nom. Sing. sowie das Sigma im Verbum αἰδέομαι (ᾔδεσμαι) führen auf einen Stamm αἰδος. Von πειθώ gibt der Verfasser πειθο als Stamm an; allein schon Ahrens hatte erkannt, dasz der Voc. πειθοῖ den reinen Stamm zeige, und nach ihm hat Curtius mit Hülfe von Inschriften bewiesen, dasz der Nom. πειθώ für πειθῴ, der Gen. πειθόος für πειθόϝj-ος steht und der Stamm also πειθοϝι ist. In meiner griech. Formenlehre für Anfänger § 30 habe ich zwar im Texte πειθο als Stamm angegeben, aber in einer Anmerkung den Ausfall der beiden Spiranten ϝj erwähnt. Die Feminina auf ᾱσα, εισα, ουσα, ῡσα = αντ-ια, εντ-ια, οντ-ια, υντ-ια erklärt der Verf. in der Weise, dasz er das τ in σ übergehen, das ι verschwinden und das ν vor σ mit Ersatzdehnung ausfallen läszt; allein S. 31 spricht er selbst von dem Uebergang von τj in τσ (λιτ-jομαι, λιτσομαι, λίσσομαι); warum wendet er das nicht schon hier an? αντ-ια wird zu ἀντ-jα, dieses zu αντ-σα, dieses endlich nach der bekannten Regel zu ᾱσα (vgl. meine griech. Formenl. § 32, 4). Als Positiv zu ἧσσων citiert der Vf. das homerische ἦκα; allein eine Verwandtschaft dieser beiden Wörter steht noch gar nicht fest. In Betreff der Comparation von χαρίεις läszt es der Verf. unentschieden, ob χαρι-έστερος oder χαριέσ-τερος abzuteilen sei; ich entscheide mich unbedingt für das letztere; also χαριεσ-τερος = χαριετ-τερος; der Stamm χαριεῖ liegt auch dem Dat. Plur. χαρίεσι und dem Fem. χαρίεσσα zu Grunde. Dagegen hat der Verfasser wol Recht, wenn er meint, σαφέσ-τερος habe man nach und nach als σαφ-έστερος aufgefaszt und nun nach falscher Analogie von εὐδαίμων ein εὐδαιμον-έστερος gebildet.

Die Wurzel von δείκνυμι soll δεικ sein; allein δεικ musz als Stamm bezeichnet werden, die Wurzel zeigt sich im Subst. δίκη (ursprünglich 'Weise', δείκνυμι weisen). Ferner soll κλαίω für κλαύω, ἐλαύνω für ἐλαίνω stehen, die Vocale υ und ι scheinen also beliebig zu wechseln; allein schon Ahrens setzt ἐλαύνω = ἐλα-νύ-ω (vgl. δείκ-νυ-μι) an und neuerdings hat Kuhn durch Herbeiziehung des indischen *ṛṇvati* = *ra-nu-ati* das υ ganz sicher gestellt; κλαίω und καίω aber (Stämme κλαϝ, καϝ) stehen für κλαϝ-jω, καϝ-jω, das j dient zur Bildung des Präsensstammes, vgl. δαίω, ναίω (Stämme δα, να). Die Form ἔειπον führt der Verf. richtig auf ἐ-ϝε-ϝεπ-ο-ν zurück; falsch ist es aber, wenn er die Reduplication als attische bezeichnet.

Ueber das κ des Perfects scheint der Verf. durchaus nicht orientiert zu sein. Er bleibt bei der alten Ansicht stehen, wonach als ursprüngliche Endung ἁ anzunehmen wäre; allein einerseits begreift man nicht, warum Zungenlaute vor diesem spir. asper wegfallen und nicht vielmehr

mit ihm in θ übergehen, also πεφραθα: πεφραδά = τέταχα zu τεταγά; andrerseits ist es nicht erwiesen, dasz ein griech. *h* zu *k* sich verstärken könne; die Beispiele, welche in einer Anmerkung zum Beweise des Ueberganges von *h* in *k* beigebracht werden, zeigen nur, dasz der Verf. die Gesetze der Lautverschiebung nicht kennt und von der sehr verschiedenartigen Entstehung des Lautes *h* im Sanskrit, im Lateinischen und im Deutschen keine Ahnung hat. Nach den Forschungen von G. Curtius ist es jetzt unzweifelhaft, dasz das ziemlich seltene aspirierte Perfect nur eine Abart des zweiten Perfects ist (homerisch κέκοπα, attisch κέκοφα, vgl. meine Formenlehre § 46, 3), und von dem Perf. I auf κα ist es wenigstens sehr wahrscheinlich, dasz das κ gar nicht zur Endung gehört, sondern den Stamm erweitert, vgl. ὀλώλεκ-α mit homerisch ὀλέκ-εσκε, τέθνηκ-α mit τεθνα-μεν (auch in den Aoristformen ἔ-θηκ-α, ἔ-δωκ-α, ἧκ-α ist das κ stammerweiternd).

Wenn der Verf. sagt: 'altindisch *âi* geht meistens in *ê* über', so haben wir wol Grund anzunehmen, dasz er die Vocalsteigerung der Sanskritsprache nicht kennt. *ai* und *ê* sind ganz verschiedene Steigerungen des einfachen Vocales *i*; *ê* = *ăi* ist die erste, *ai* = *âi* die zweite Steigerung. Diese Unkenntnis hat den Verf. zu einer durchaus falschen und heutzutage unerhörten Erklärung der Perfectformen ἴσμεν, ἴστε, ἴσασι verführt: er hält die aus falscher Analogie entstandenen Formen οἴδαμεν, οἴδασι für die regelmäszigen und (horribile dictu!) ursprünglichen, läszt οι flugs in ἰ übergehen und faszt das epische ἴδμεν als syncopiert aus οἴδαμεν. Allein die Sprachvergleichung lehrt, dasz der Ind. Perf. Act eigentlich nur im Singular gesteigerten Stammvocal hatte, dasz im Dual und Plural, sowie im ganzen Medium die ursprüngliche Kürze wieder eintrat. Gerade οἶδα ist ein wohlerhaltener Rest dieser ältesten Bildung. Eine Vergleichung mit dem altindischen *vêda* = *văida* und dem gothischen *vait* (althochdeutsch *weiz*) wird die Ursprünglichkeit der Pluralformen ἴδμεν usw. sofort darthun.

	Sanskrit	Griechisch	Gothisch	Althochdeutsch
Sing. 1.	vêd-a	Ϝοῖδ-α	vait	weiz
2.	vêt-tha	Ϝοῖσ-θα	vais-t	weis-t
3.	vêd-a	Ϝοῖδ-ε	vait	weiz
Pl. 1.	vid-ma(s)	Ϝίδ-μεν ep.	vit-u-m	wizz-u-mes
2.	vit-tha	Ϝίσ-τε	vit-u-th	wizz-u-t
3.	vid-a-nti	Ϝίσ-α-ντι dor.	vit-u-n	wizz-u-n

Vocalsteigerung kommt auch schon in der Declination vor; während πόλι-ς, γλυκύ-ς vom Stamme πολι, γλυκυ gebildet sind, musz man πόλε-ες, γλυκέ-ες auf πολεj-ες, γλυκεϜ-ες, also auf den gesteigerten Stamm πολει, γλυκευ zurückführen (vgl. ἔλιπον und λείπω, ἔφυγον und φεύγω); die Spiranten j und Ϝ sind im Griechischen zwischen zwei Vocalen ausgefallen, im Sanskrit sind sie noch erhalten. Der Verf. kennt diese Erklärung von πόλε-ες und γλυκέ-ες, wie sich S. 20 zeigt; um so mehr musz es befremden, dasz er sich vorher S. 18 ganz vergeblich abmüht, den directen Uebergang von πολι in πολε, γλυκυ in γλυκε zu beweisen.

Nicht gesprochen hat der Verf. über den auffallenden Accent des Gen. plur. der 2n Decl., z. B. ἵππων, wofür man ἱππῶν erwarten sollte; unerwähnt hat er gelassen die merkwürdigen Accusativformen ἰχθῦς, βοῦς, γραῦς. Die Bildung des Präsensstammes hätte wol eine ausführlichere Besprechung verdient (vgl. meine Formenlehre § 44 u. § 62—66); was unter dem Abschnitt 'unregelmäszige Verba' darüber gesagt ist, genügt durchaus nicht. Die Imperativform ὄντων bezeichnet der Verf. als ungebräuchlich; aber dem Zwecke des Buches angemessener wäre es gewesen, wenn er es richtig abgeteilt und ὄ-ντων mit lat. *s-u-nto* verglichen hätte.

In der Vorrede wird die Erklärung 'φέρω sei aus φέρομι hervorgegangen, indem μι abgeworfen und ο verlängert worden sei' als unrichtig bezeichnet; der Verf. hält φέρωμι für die ursprüngliche Form. Vergebens habe ich mich nach dem Beweise umgesehen. Denn dasz S. 32 dem φέρω ein *bharâmi* der indogerm. Ursprache verglichen wird, ist noch kein Beweis dafür, dasz man im Griechischen φέρωμι anzusetzen habe. Ich für meine Person setze φέρ-ο-μι an und zwar deshalb, weil sich überhaupt griechisch ο zu ε verhält, wie altindisch *â* zu *ă* (vgl. Schleichers Compend. § 34), und weil insbesondere dem indischen Bindevocal *â* ein griech. ο, dem indischen Bindevocal *ă* ein griech. ε entspricht, vgl. praes. plur. 1. *bhár-â-mas* = φέρ-ο-μες (dor.), plur. 2. *bhár-a-tha* = φέρ-ε-τε; imperf. plur. 1. *á-bhar-â-ma* = ἐ-φέρ-ο-μες; folglich praes. sing. 1. *bhár-â-mi* = φέρ-ο-μι. Curtius scheint derselben Ansicht zu sein (Schulgrammatik § 233, 2).

Neu ist, was der Verfasser über die zweiten Aoriste sagt. Er meint nemlich, auf den intransitiven Gebrauch von ἔτραπον und ἔτραφον bei Homer gestützt: der Aor. II Act. habe ursprünglich ebenso gut intransitive und reflexive Bedeutung gehabt, wie der Aor. II Pass.; daraus erkläre sich die eigentümliche Erscheinung, dasz diejenigen Verba, welche einen Aor. II Pass. bilden, keinen Aor. II Act. im Gebrauch hätten. Neu ist des Verfassers Erklärung der langen Stammsilbe von πῖθι; er setzt nemlich πῖθι = πίεθι an und nimmt also eine Contraction des Bindevocals mit dem Stammvocale an, wie sie in λοῦμαι und οἶμαι vorliegt; unverantwortlich aber ist seine Gleichung πῖθι : πίεθι = τύπτε : τύπτεθι.

Ueberhaupt könnte ich noch manche Stellen anführen, wo der Verf. es mit dem Ausdrucke nicht genau genommen hat; aber da ich nicht darauf ausgehe, die Leser von der Anschaffung des Schriftchens von vornherein abzuschrecken, da ich mich vielmehr über diesen neuen Versuch, die Resultate der Sprachvergleichung einem gröszeren Publicum zugänglich zu machen, aufrichtig freue, so begnüge ich mich damit, den Verf. auf die wesentlichsten Irtümer aufmerksam gemacht zu haben, und schliesze diese Anzeige mit dem Wunsche, dasz recht Viele die interessanten Paradigmata studieren mögen.

Grimma. Dr. Ernst Koch.

6.

ÜBER DIE NOTWENDIGKEIT, HEILSAMKEIT UND VERFASSUNG EINER SECTION FÜR LEHRER DER EXACTEN WISSENSCHAFTEN INNERHALB DER ALLGEMEINEN DEUTSCHEN LEHRERVERSAMMLUNG.[1])

(Vortrag, gehalten auf der 16n allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Hildesheim den 12 Juni 1867, hier erweitert gegeben.)

Meine Herren!

Ueberall, wo menschliche Kräfte einen gemeinsamen edlen Zweck anstreben und dieses Streben in der Vereinigung zu einer Gesellschaft seine Verwirklichung und Vervollkommnung findet, macht sich das Bedürfnis nach Gliederung geltend. Die Arbeitsteilung fordert ihre Rechte. So auch auf dem Gebiete des Schulwesens. Einzelne Zweige desselben haben sich schon längst zu einem abgesonderten Ganzen ausgebildet, unter denen vorzüglich das Gymnasial- und Volksschulwesen zu nennen sind. Die Pflanzstätten des ersteren, die deutschen Gymnasien, und ihre Vertreter, die Leiter und Mitarbeiter an denselben haben seit 1840 nicht nur ihre jährlichen Wanderversammlungen, sondern auch ihre besonderen Zeitschriften.

Ein anderer Zweig des deutschen Schulwesens, die Volksschule, hat seinen Concentrationspunct in der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung. Ich sage 'die Volksschule'. Denn obgleich die deutsche Lehrerversammlung die 'allgemeine' heiszt, so verdient sie doch diesen Namen streng genommen nicht, wie schon Keferstein in der allgemeinen deutschen Lehrerzeitung (1865 Nr. 26) sehr richtig auseinandergesetzt hat. Denn es fehlt ihr — der Universitätslehrer gar nicht zu gedenken — die Teilnahme der Hauptmasse der Gymnasial- und Reallehrer. Sie ist, streng genommen, ebenfalls eine Specialversammlung. Denn in ihr sind ja die Volksschule und die mit derselben organisch verwachsenen Seminarien am meisten vertreten und ihre Verhandlungen sowol, als auch ihr pädagogisch-wissenschaftliches Organ, die allgemeine deutsche Lehrerzeitung, bewegen sich überwiegend auf dem Gebiete der Volksschule (einschlieszlich der höheren Bürgerschule) und der Seminarien. Sie verdient den Namen einer allgemeinen Versammlung höchstens insofern, als ihre Teilnehmer — und auch dies immer nur bedingungsweise und annähernd — aus allen deutschen Landen

---

1) Für den hier erweiterten und besonders für Gymnasial- und Reallehrer bestimmten Vortrag würde sich die Ueberschrift 'Ueber die Notwendigkeit, Heilsamkeit und Verfassung eines Vereins von Lehrern der exacten Wissenschaften Deutschlands' besser geeignet haben. Doch habe ich die ursprüngliche Ueberschrift stehen lassen, weil sonst Vieles im Vortrage hätte geändert werden müssen.

kommen, aber nicht in Hinsicht einer hinreichenden Vertretung aller Gattungen von Schulen.

In der That — die 'allgemeine deutsche Lehrerversammlung' kann erst dadurch zu einer wahrhaft allgemeinen werden, dasz alle Gattungen von Unterrichtsanstalten im Verhältnis ihrer factischen Anzahl darin vertreten sind, und ihre Verhandlungen und Beschlüsse können nur dadurch den Werth und Nachdruck, der ihnen gebührt, erlangen, dasz die zu behandelnden Themen vorher in den Hauptversammlungen der einzelnen Länder besprochen werden und die Resultate dieser Besprechung in der allgemeinen Versammlung so zu sagen einer Generaldiscussion unterliegen. Die Versammlung musz übergehen in einen Lehrerverein, welcher zu den Lehrervereinen der einzelnen Länder in demselben Verhältnisse steht, wie ein deutsches Parlament zu den einzelnen deutschen Volksvertretungen. Ueber diesen Punct hat sich bereits Hr. Dr. Zimmermann aus Hamburg in der allgemeinen deutschen Lehrerzeitung (1866 Nr. 18) ausgesprochen. Doch ist dies ein Gegenstand, der mein Thema nur berührt, und den ich also hier nicht weiter verfolgen kann. Ich bitte deshalb die Darlegung dieser meiner Ansicht als einen kleinen Excurs zu betrachten.

Ein dritter Zweig des deutschen Schulwesens, das Gebiet der Realschule und der ihr verwandten Gewerbe- und polytechnischen Schule hat leider noch keine allgemeine Vertretung, oder, wenn Sie wollen, noch kein gemeinschaftliches Band, wenn es auch in einzelnen Ländern, z. B. in Preuszen Provinzialversammlungen von Reallehrern gibt. Kurz: alle diejenigen Lehrer, welche sich's zur Aufgabe machen ihre Schüler mehr oder weniger in die exacten Wissenschaften einzuführen, dieselben pädagogisch fruchtbar zu machen, mögen sie an einem Gymnasium oder einem Seminar, an einer Real-, höhern Bürgerschule oder polytechnischen Schule wirken, werden noch nicht durch ein gemeinsames Band vereint, sie bilden Bruchteile teils der Philologenversammlung, teils der Naturforscherversammlung, teils der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung.

Hier nun tritt die Frage an uns heran: Wurden die Interessen der exacten Unterrichtsfächer hinsichtlich ihrer pädagogischen Wichtigkeit in diesen Versammlungen gebührend vertreten? Diese Frage ist unbedenklich mit einem entschiedenen 'Nein' zu beantworten.

Betrachten wir zuerst die Philologenversammlung. Schon ihr Name: 'Versammlung deutscher Philologen' hat etwas Exclusives, was durch den Zusatz 'und Schulmänner' nur wenig gemildert wird. Die weitaus gröste Zahl der deutschen Philologen sind Gymnasiallehrer, also doch 'Schulmänner'. Ist nun der Philolog die Hauptsache, oder der Schulmann? Fast scheints, als sei es der Erste. Es liegt daher schon in der Benennung, wenn nicht eine Zurücksetzung, so doch eine geringere Berücksichtigung des pädagogischen Elementes.[2]) Das beweisen

2) Der Verfasser der neuesten Gymnasialpädagogik wirft ja den Gymnasien selbst vor, dasz sie überhaupt nicht mehr erziehen

aber auch ihre Verhandlungen; denn abgesehen davon, dasz die neuern Sprachen gar nicht cultiviert werden, finden auch die exacten Wissenschaften und ihre methodische schulmäszige Behandlung in jenen Versammlungen nur einen dürftigen Platz. Man darf nur die Verhandlungen der letzten sechs Philologenversammlungen durchgehen.[3])

Zwar hat sich auf der vorletzten 1864 in Hannover abgehaltenen Versammlung eine sogenannte mathematische Section aus Lehrern der Mathematik an Gymnasien gebildet, deren Verhandlungen 'über die Grenzen des mathematischen Gymnasialunterrichts' und über einige andere Themata nicht uninteressant und resultatlos gewesen sind. Obgleich nun diese Verhandlungen als einseitig bezeichnet werden müssen, da sie nur eine Art von Anstalten, auch nur ein Fach der exacten Wissenschaften — wenn auch das für Gymnasien wichtigste — betrafen, auch verhältnismäszig von nur wenig Personen besucht waren, so muste man doch diesen kleinen Anfang als einen zwar schwachen, aber zu Hoffnungen berechtigenden Versuch herzlich begrüszen. Diese Hoffnungen sind aber auf der Heidelberger Versammlung 1865 wieder zerstoben. Es zeigte sich, dasz jene mathematische Section ein nicht lebensfähiges Kind war. Sie gieng bald nach ihrer Geburt den Weg alles Fleisches. Denn obgleich das (für jene Versammlung gewählte) Comité in seiner Einladung (vom 30 Juni 1865) mit Beziehung auf § 4 der Statuten ausdrücklich daran erinnert hatte, dasz auch wissenschaftlich gebildete Reallehrer zur Teilnahme berechtigt seien und man deshalb um so mehr auf Wachsen und Gedeihen des neugeborenen Kindes hoffen durfte, kam diese Section doch auf dieser Versammlung gar nicht zu Stande. Wir suchen in den Berichten über die Verhandlungen unter den einzelnen Sectionen, der pädagogischen, orientalischen, germanistischen, archäologischen, kritisch-exegetischen, vergeblich nach einer mathematisch-naturwissenschaftlichen. Sie scheint wol nach dem ersten Versuche in Hannover empfunden zu haben, dasz diese Versammlung für sie der rechte Boden nicht sei. Auch ich — und mit mir gewis ein groszer Teil meiner Fachgenossen — hege die Ansicht, dasz wegen der weit auseinandergehenden Interessen die Philologenversammlung der geeignete Boden für die von uns angestrebte Vereinigung nicht ist.[4])

Fragen wir nun weiter, was denn die deutsche allgemeine Lehrerversammlung für die Pflege der exacten Wissenschaften hinsichtlich ihrer schulmäszigen Methode gethan habe, so müssen wir — selbst bei aller Anerkennung des guten Willens — doch sagen, dasz es immerhin nur wenig

(s. Roth, Gymn.-Päd. S. 28—29 'Widerstreit der Principien des erziehenden Unterrichts').

3) Nur diese (die 19e 1860 bis zur 24n 1865) habe ich einsehen können und finde da auszer den gleich zu besprechenden Verhandlungen der mathematischen Section 1864 in Hannover nur auf der 22n (1863) in Meiszen einen geographisch-geschichtlichen Vortrag von Foss.

4) Es ist jedoch hierzu zu bemerken, dasz diese Section auf der diesjährigen (1867) Versammlung in Halle wieder erstanden ist. Ihre Verhandlungen aber sind dem Verfasser trotz seiner Bemühungen bis jetzt unbekannt geblieben.

war.[5]) Wie es nach dem Charakter dieser Versammlung nicht anders zu erwarten war, bezogen sich ihre Verhandlungen mehr auf das allgemein Pädagogische, als auf einzelne Unterrichtsfächer, mehr auf die Volks- als auf die Fachschule. Teils fehlten ihr die Kräfte, teils Anregung, teils eine Neugeburt bezüglich ihrer Organisation. Denn bis heute ist sie noch nicht über den Werth und die Vorteile des Sectionswesens im Reinen. Was aber in Nebenversammlungen geschah, war zwar anerkennenswerth, hatte aber mehr den Charakter des Zufälligen, war nicht planvoll, stand als Glied des Ganzen zur allgemeinen Versammlung — als dem Ganzen — nicht im richtigen Verhältnis, wie auch die Ausstellung der Lehrmittel für die betreffenden Fächer noch Vollständigkeit und gröszere Planmäszigkeit wünschen läszt. Und doch musz man, um gerecht zu sein, bekennen, dasz diese Versammlung selbst bei der Seltenheit oder dem gänzlichen Mangel an eingehenden Vorträgen über die schulmäszige Methode der exacten Wissenschaften und bei der Mangelhaftigkeit oder Lückenhaftigkeit der Ausstellungen für unsere Interessen noch das Meiste gethan hat. Es wurde nicht nur bei jeder Gelegenheit[6]) auf die Nützlichkeit und Notwendigkeit naturwissenschaftlicher Kenntnisse in der Volksschule hingewiesen, sondern die Betonung und Pflege der Methode überhaupt in dieser Versammlung muste auch indirect auf die betreffenden Lehrer der exacten Unterrichtsfächer anregend wirken.

Kommen wir endlich zur Naturforscherversammlung als derjenigen, von welcher die von uns angestrebte Section am meisten, wenigstens in wissenschaftlicher Beziehung, profitieren kann, so müssen wir es als eine Thatsache aussprechen, dasz diese bis jetzt um die Schule sich gar nicht bekümmert hat, obgleich seither immer eine Anzahl Lehrer an diesen Versammlungen Teil nahm.[7]) Ob eine Vereinigung der Lehrer der exacten Wissenschaften mit der Naturforscherversammlung unsrer Sache vorteilhaft sein werde, das wollen wir weiter unten besprechen.

Wenn Sie nun, meine Herren, aus der gegebenen Schilderung thatsächlicher Verhältnisse ersehen, dasz wir Lehrer der exacten Unterrichtsfächer noch in allen Versammlungen zerstreut sind und dasz uns noch kein Band umschlingt, so müssen wir auch — das werden Sie mir zugestehen — der Vorteile einer solchen Vereinigung entbehren. Vorteile

---

5) Wenigstens so lange ich diese Versammlungen besuche, weisz ich nur von einem einzigen darauf bezüglichen Vortrage 'über den naturgeschichtlichen Seminarunterricht' von Lüben (Mannheim 1865). Auszerdem finde ich noch einen Vortrag über den botanischen Unterricht von Lüben in den Verhandlungen der deutschen allgemeinen Lehrerversammlung in Coburg 1860.

6) So z. B. in Hildesheim 1867 bei Gelegenheit der Discussion über den Vortrag des Hrn. Pfarrers Riecke 'der Aberglaube und die Volksschule'.

7) Roszmäszlers mehrmalige Anträge in den Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte auf Begründung einer Abteilung für naturwissenschaftlichen Unterricht verhallten so ungehört wie seine Mahnungen an die Fortschrittspartei: der Volksschule ihre Sorge und ihren Schutz zuzuwenden.

bieten aber alle derartigen Versammlungen, und Vorteile von solcher Bedeutung, dasz man von ihrem Werthe überzeugt, sie eben geschaffen hat. Wie aber, meine Herren, Mangel an Fortschritt oder Stillstand ein Rückschritt ist, so ist die Einbusze von Vorteilen ein Nachteil. Wodurch aber macht sich denn dieser Nachteil recht empfindlich geltend? Meine Herren, ganz besonders dadurch, dasz wir nicht mit vereinten Kräften arbeiten, sondern unsere Kräfte zersplittern. Die natürliche Folge hiervon ist, dasz wir nicht erreichen, was wir vereint erreichen könnten. Der eine trägt seine Ansichten und seinen Rath in die Philologenversammlung, der andere sein pädagogisches Wissen und seine methodische Geschicklichkeit in die allgemeine deutsche Lehrerversammlung, der dritte seine wissenschaftliche Tüchtigkeit in die Naturforscherversammlung. Nun ist es allerdings richtig und dürfte von Manchen sogar als Einwand gegen die beabsichtigte Vereinigung vorgebracht werden, dasz die verschiedenen Zwecke und Ziele der Schulen auch ganz verschiedene Ziele und Methoden in der Behandlung der exacten Wissenschaften und ihrer Verwerthung als Bildungsmittel bedingen, dasz also beispielsweise die exacten Unterrichtsfächer auf einem Gymnasium nach andrer Methode und gründlicher vorgetragen werden können und müssen, als auf einem Seminar u. s. f. Aber, meine Herren, bis zu einem gewissen Puncte haben wir Alle gleichen Zweck, den nemlich, unsern Schülern, welchen Anstalten sie auch angehören mögen, die Kenntnis der Natur beizubringen, sie einzuführen in den Tempel der Natur, deren Priester wir sein sollen, in den Tempel, den Gott selbst aufgebaut hat, da er nicht in Tempeln, die von Menschenhänden gemacht sind, wohnt, den Zweck, ihnen die edlen geistigen Genüsse, welche jene Studien bieten, zu verschaffen und sie nebenbei zu befähigen, teilhaftig zu werden aller erlaubten materiellen Vorteile, welche die Kenntnis der Natur gewährt. In diesem Princip, meine Herren, sind wir gewis Alle einig. Die Verschiedenheiten in Zweck, Ziel und Umfang des Unterrichts ändern nichts am Princip. Dieses Princip aber mit vereinten Kräften aufrecht zu erhalten, ist unsre heiligste Pflicht, und um diese zu erfüllen ists nötig, dasz wir uns vereinigen. Thun wir das nicht, so ist die unausbleibliche Folge unsrer ferneren Zersplitterung, dasz wir den Feinden der Naturwissenschaften das Feld immermehr räumen.

Wer sind denn aber jene Feinde? Hier eine Partei im Lager der Theologen, dort eine andere im Lager der Philologen; meine Herren, ich sage nicht 'die Theologen' oder 'die Philologen', sondern nur 'eine Partei', denn es gibt auch einsichtsvolle Theologen und Philologen. Die Ersteren machen ihren Einflusz in der Volksschule und teilweise noch im Seminar, die Andern auf dem Gebiete des Gymnasiums geltend. Diesen zwei feindlichen Parteien gilts entgegenzutreten. Die eine vertritt die Ansicht, 'die Naturwissenschaften führen zur Gottlosigkeit', unter ihnen die Schmäher Humboldts. Die andere Partei spricht diesen Wissenschaften die geistbildenden Elemente ganz oder teilweise ab. Meine Herren, wenden Sie mir ja nicht ein, dasz dies ein überwundener Standpunct sei. Trotz der täglich wachsenden Wichtigkeit

der exacten Wissenschaften fürs Leben, trotz ihrer Bedeutung für die geistige Bildung sowol hinsichtlich ihrer idealen Bildungselemente, als hinsichtlich der Kraft und Fruchtbarkeit ihrer Methode, trotz der religiösen Keime und Triebe, die in ihr schlummern, gibt es doch noch eine Menge sogenannter Gebildeter, ja sogar Gelehrter, welche aus Unkenntnis derselben den exacten Wissenschaften diese Elemente absprechen, und diese Unwissenheit stammt groszenteils mit von der dürftigen Pflege dieser Unterrichtsfächer auf unseren Gymnasien.

Aber, meine Herren, es gibt noch eine dritte feindliche oder wenigstens unsrer Sache schädliche Partei. Dies sind die Lauen, Indifferenten und Gewissenlosen unter unseren Fachgenossen. Wollte Gott, es gäbe deren recht wenig und möchte dieses Geschlecht, welches man hier und da noch an Gymnasien vorfindet, bald ganz aussterben. Diese vor Allen bedürfen einer Aufmunterung und Anregung. Ich erinnere Sie, meine Herren, nur daran, dasz nicht selten an Gymnasien ein einziger Lehrer den Anfeindungen oder wenigstens dem passiven Widerstande der Majorität von etwa acht Philologen oder Theologen gegenüber Mühe hat, seine Fächer geltend zu machen. Wie leicht kann ein solcher mutlos, bei zunehmendem Alter stumpf und gleichgültig werden. Er läszt schlieszlich die Dinge gehen, wie sie eben gehen, wagt nicht mehr den heimlichen oder offenen Anfeindungen durch Wort oder That, den verkehrten Ansichten, die von Unwissenden verbreitet, von Unverständigen genährt, auch leicht in den Schülern Eingang finden und durch Tradition wie Unkraut fortwuchern, sich zu widersetzen, sei es, dasz er von der Erfolglosigkeit seines Widerspruchs überzeugt ist, sei es, dasz ihm Charakter und Mut fehlen um die niedere Pflicht collegialischer Rücksichtnahme der höhern, der gewissenhaften Verwaltung seines Amtes unterzuordnen. Meine Herren! In Hinsicht auf solche Fachcollegen möchte man ausrufen: Gott bewahre uns vor unsern Freunden, vor unsern Feinden wollen wir uns schon selber schützen! Kommt nun hierzu noch Mangel an Lehrgeschick, so wird in einer solchen Anstalt ein Zustand der Verachtung der exacten Unterrichtsfächer, sowie der tiefsten wissenschaftlichen Einseitigkeit und Versumpfung erzeugt, der wie eine böse Krankheit am Marke der Anstalt zehrt.[8]) O, wenn doch solche, welche sich dem Lehramte für exacte Wissenschaften widmen wollen, vorher hundertmal ernstlich sich fragen wollten, ob sie denn einerseits Lehrgeschick, andrerseits Mut und Charakter genug besitzen um ihr Fach gewissenhaft zu vertreten! — Oder denken Sie, meine Herren, an eine gewisse Classe von Theologen, welche entweder aus Unwissenheit oder aus Gleichgültigkeit die Naturwissenschaften geringschätzt, wol gar — wie das geschehen — ihre Koryphäen schmäht, weil einmal ein Naturforscher die biblische Schöpfungsgeschichte beleuchtet oder unhaltbare Dogmen verurteilt hat. Denken Sie an den Superintendent Frantz in Sangerhausen, der in der zweiten Hälfte des 19n Jahrhunderts 'mit

8) Ich habe mehrere solche Anstalten kennen (Exempla sunt odiosa!) nnd diesen versumpften Zustand verabscheuen gelernt.

wahrhaft wahnsinnigem Mute die Bewegung der Erde um die Sonne leugnet'.[9]) Meine Herren, darf es uns dann noch wundern, wenn Theologen, welche für sich das Recht in Anspruch nehmen auch das höhere Schulwesen zu beaufsichtigen und an seiner Gesetzgebung Teil zu nehmen, entweder grobe Unwissenheit oder rücksichtslose Unterschätzung der exacten Unterrichtsfächer in ihren Urteilen und gesetzlichen Bestimmungen blicken lassen? Denken Sie an gewisse Regulativbestimmungen, wie die, dasz auf preuszischen Gymnasien in Classe VI, V und III der naturgeschichtliche Unterricht von dem zufälligen Umstande abhängig gemacht ist, 'dasz gerade ein Lehrer sich dazu eignet'[10]), in IV aber dieser Unterricht ganz ausfällt. Das sind die traurigen Folgen der Hierarchie im höhern Schulwesen (um von dem niedern gar nicht zu reden). Dagegen will es wenig bedeuten, dasz man in den meisten Staaten[11]) zum Directorat eines Gymnasiums nur einen Philologen, zu einem Seminardirector nur einen Theologen für geeignet und fähig hält. Diese Einrichtung läszt sich wenigstens vertheidigen. Wenn man dies Erfordernis aber auch für Realschulen als conditio sine qua non geltend macht, so geht man darin zu weit. Zu einem Realschuldirector eignet *sich im* Allgemeinen ein der exacten Wissenschaften Kundiger besser, als *ein* Theolog oder ein nur theologisch gebildeter Pädagog.

Meine Herren, in allen diesen und ähnlichen Fällen würde eine energisch eingreifende Thätigkeit einer Coalition von Lehrern der exacten Wissenschaften ganz Deutschlands höchst wohlthätig wirken. Im Allgemeinen würde sie etwaigen Anfeindungen, gangbaren Irtümern und Beschuldigungen entgegentreten und so die exacten Wissenschaften in den Schulen zu höherer Geltung bringen können. Im Besondern würde sie — davon bin ich überzeugt — durch directe Vorstellungen, Anträge, Petitionen bei den Unterrichtsministerien und nötigenfalls bei den Volksvertretungen, manche Besserung bewirken. Aber selbst wenn sie damit wenig oder nichts ausrichten sollte, müste sie doch durch das moralische Gewicht ihres Votums wirken, indem sie durch Rede und Schrift, in Versammlungen und in der Presse traurige Zustände bloszlegt, ernstlich rügt, und da nötig, schonungslos an den Pranger stellt. Geschieht aber in dieser Hinsicht gar nichts, so müssen solche verderbliche Zustände zum grösten Schaden unserer Schulen, wie eine fressende Krankheit fortwirken.

Aber nicht allein wunde Stellen heilen soll die Section, sie soll auch helfen Nachteilen vorbeugen, bessere Zustände schaffen und diesem Zwecke dient meiner Ansicht nach besonders die Vervollkommnung der Lehrmethode. Meine Herren, die Methode ist der Weg zum Ziele. Ist aber der Weg lang oder langweilig, umschweifig, ungeebnet,

---

9) Schleiden, die Umwandlung der Weltordnung am Ende des Mittelalters usw. Rede (Dresden 1867 S. 41).

10) S. Wiese, das höhere Schulwesen in Preuszen S. 24 und 624.

11) Ausnahmen hiervon scheint man in Preuszen zu gestatten. Wenigstens ist der nun verstorbene hochverdiente Schulrath Brettner (Director des Mariengymnasiums zu Posen) eine solche Ausnahme.

so erreicht man bekanntlich das Ziel mühevoller und später, als sonst. In der Methode aber, meine Herren, bleibt in den exacten Unterrichtsfächern noch viel zu thun übrig. Ist es doch zum Teil die geistlose und ungeschickte Methode gewesen, welche die exacten Unterrichtsfächer, besonders die Mathematik auf unseren Gymnasien in einen Miscredit gebracht hat, der heute noch nicht ganz überwunden ist. Da gilt es einerseits einem geistlosen Mechanismus entgegenzutreten, der nicht etwa blosz in gewissen Abrichtungsanstalten (Handelsschulen, Gewerbschulen u. dgl.) eingebürgert ist, andrerseits einem aller lebendigen Anschauung ermangelnden Abstractionsunwesen. Da gilt es ferner der aus maszloser Eitelkeit oder Trägheit entspringenden Bücherfabrikationssucht zu steuern. Weiter gilts die Pflege der Methode den Universitäten ans Herz zu legen; denn es ist ein Krebsschaden unserer Hochschulen, dasz auf ihnen theoretisch-praktische Uebungen für die exacten Unterrichtsfächer mangelhaft oder nicht vertreten sind.[12]) Hier ist noch tabula rasa. Daher liefern uns die Universitäten so schlechte d. h. ungeschickte Lehrer. Sie überläszt die Lehrerbildung der Praxis, und findet sich ja hier und da ein junges talentvolles Lehrgeschick, so ist dies in den seltensten Fällen das Verdienst der Universität und daher finden wir namentlich auf Gymnasien noch die oben geschilderten traurigen Zustände. Aber auch nach einer andern Seite hin kann die Section segensreich wirken, indem sie durch ihr Votum pädagogisch-wissenschaftliche Streite[13]) wenn nicht schlichten, so doch wenigstens ihrem Ende zuführen hilft und so eine Art wissenschaftliches Spruchcollegium in Sachen der Methodik bildet.

Dasz endlich, meine Herren, durch diese Förderung der exacten Wissenschaften in den Schulen auch die allgemeine Volksbildung gewinnen müsse, das liegt auf der Hand und hier ist eine der Formen gefunden, welche Prof. Virchow in seinem 1865 in Hannover gestellten und weiter unten zu erwähnenden Antrage auf (naturwissenschaftliche) Volksbildung sucht.

Wie aber, meine Herren, soll die zu gründende Section dies Alles erreichen? Die Beantwortung dieser Frage führt mich ganz naturgemäsz auf die Verfassung unserer zu gründenden Section.

Die von mir gedachte Section soll vorzugsweise aus Lehrern der exacten Wissenschaften aller Schulgattungen bestehen, aber namentlich aus Gymnasial-, Seminar-, Real- und Bürgerschullehrern und womöglich

---

12) Referent hat es selbst durchlebt, dasz die Königl. Prüfungsbehörde für das höhere Schulamt zu Leipzig — einer anerkannt guten Hochschule — ihm und seinen Commilitonen eine praktische Lehrprobe beim Examen abforderte, ohne dasz die Universität ihm auch nur die geringste Anleitung zum Lehren der betreffenden Fächer (Mathematik und Physik) gegeben hatte. Eine solche Lehrprobe hat offenbar erst Sinn und Werth nach Absolvierung des Probejahres.

13) Ich erinnere nur an den Streit zwischen Fahle und Funck über die Euklidische Methode der Geometrie, welcher in diesen Jahrbüchern von Seite Funcks mit einer wahrhaft verletzenden Heftigkeit geführt worden ist.

auch aus Lehrern der Gewerbe- und polytechnischen Schulen. Denn wir wünschen doch wol eine allgemeine Vereinigung. Würde die Section nur aus einer einzelnen Gattung von Fachgenossen, z. B. nur aus Reallehrern sich bilden, so würde sie eine ebenso grosze Einseitigkeit sein, wie die wieder erstandene mathematische Section der Philologenversammlung, und auch ihre Wirksamkeit müste einseitig werden.

Meine Herren, die Section kann meines Erachtens eine doppelte Wirksamkeit entfalten:

1) durch Vorträge in Versammlungen, damit verbundene Musterlectionen, Ausstellungen mathematisch-naturwissenschaftlicher Lehrmittel und naturgeschichtliche Excursionen,
2) durch eine (zu gründende) wissenschaftliche Zeitschrift für Pflege der Methode der exacten Wissenschaften.

Die Vorträge würden sich meiner Meinung nach vorzugsweise über methodische Behandlung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Lehrfächer erstrecken. Doch braucht sich die Section nicht streng hierauf zu beschränken. Es dürften auch Vorträge allgemeinen Inhaltes zulässig und erwünscht sein.[14]) Diese Vorträge würden dann discutiert. Das für und wider bringt Klarheit, die anregende Unmittelbarkeit der Personen und Reden aber Leben in die Verhandlung; es wären Thesen aufzustellen, die man annimmt oder verwirft. Resolutionen werden gefaszt über methodische Behandlung einzelner Fächer. So könnte z. B. die Frage gestellt und beantwortet werden: ob Mineralogie vor der Chemie (also ohne chemische Vorkenntnisse) oder nach der Chemie oder mit Chemie verschmolzen zu lehren sei. Es versteht sich von selbst, dasz zur Vermeidung von Einseitigkeit in diese Vorträge eine gesunde und frische Abwechslung in der Weise kommen müste, dasz erstens immer einem mathematischen oder mathematisch-physikalischen ein naturgeschichtlicher zur Seite gienge, so dasz z. B. in diesem Jahre einem Vortrage über den stereometrischen Unterricht ein andrer über die Anwendung des Mikroskops in der Botanik folgte, und in der nächsten Versammlung etwa einem Vortrag über den methodischen Lehrgang in der Elektricitätslehre ein andrer über die Verschmelzung (Concentration) der Geologie, Geognosie und Geographie entspräche. Ja, die Mannigfaltigkeit dieser Vorträge könnte noch dadurch erhöht werden, dasz man die Verschiedenheit der Schulen berücksichtigte. So würde z. B. die Elektricitätslehre auf den Gymnasien nach Stoffumfang und Form anders als auf dem Seminar, und hier anders als auf der Realschule vorgetragen werden müssen. Auf dem Gymnasium sollte meiner Ansicht nach mehr das geistige Element, auf der Realschule mehr die praktische Seite hervortreten, der Vortrag auf dem Seminar aber soll selbst ein Muster der Methode sein.

---

14) Ein solcher Vortrag wäre z. B. über den Einflusz der Naturwissenschaften (oder einer besondern, z. B. der Geologie) auf die allgemeine Bildung.

Die Musterlectionen, welche die Vorträge begleiten und unterstützen sollen, werden freilich auf Schwierigkeiten stoszen, unter denen z. B. der Mangel von Schülern am Orte während der Pfingstferien oder der Mangel eines geeigneten oder zu einem Vortrage erbötigen Lehrers nicht die geringsten sind. Doch halte ich diese Schwierigkeiten nicht für unüberwindlich, da Schüler immer im Orte (und dieser ist doch meist eine gröszere Stadt) bleiben, die Musterlectionen aber auch ein den Schülern fremder Lehrer abhalten kann, der ja gerade dadurch seine Geschicklichkeit recht beweisen wird.

Weniger Schwierigkeiten, weil anregender und schon von der allgemeinen Versammlung, wol auch vom Orte unterstützt, dürfte die Ausstellung naturwissenschaftlicher Lehrmittel bieten. Natürlich wäre auch für sie eine Abwechslung von Jahr zu Jahr sehr wünschenswerth und dürfte sie hierin am besten mit den Vorträgen Hand in Hand gehen. Sie müste namentlich das Neue vorführen und es dürften sich hierbei immer Männer finden, welche experimentieren und erklären. Für die Mechaniker dürften diese Ausstellungen überdies ein reiches Feld der Thätigkeit und Gelegenheit zum Absatz ihrer Lehrmittel bieten. An diese (Kunst-)Ausstellungen würden sich passend anschlieszen die Naturausstellungen (sit venia verbo), deren Genusz die Mitglieder sich verschaffen können durch Excursionen in die Umgegend des Versammlungsortes unter Leitung eines ortskundigen Lehrers der Naturwissenschaften[15]), oder, falls die Gegend des Versammlungsortes ungünstig sein sollte[16]), Besuche berühmter gewerblicher Etablissements. Vor Allem wäre hier ein allgemeines geographisches Bild zu entwerfen und nach Cottascher Art[17]) einerseits die Abhängigkeit der geographischen Gestaltung von der geologisch-geognostischen Bauart, andrerseits der Einflusz dieser Eigentümlichkeiten auf die Bewohner der Gegend darzulegen. Sodann wären die sowol von dem Boden als von den klimatischen Verhältnissen abhängige Flora und Fauna zu erläutern und besonders das der Gegend Eigentümliche hervorzuheben.

In der zu gründenden Zeitschrift würden dann die Verhandlungen der Section referiert, die Ausstellung besprochen, Vorträge für die nächste Versammlung angemeldet. Neue Schulbücher würden hinsichtlich der methodischen Behandlung und ihrer Brauchbarkeit besprochen, nach Verdienst belobt und empfohlen oder verurteilt; es würde ferner das pro und contra in wissenschaftlich-pädagogischen auf die Methodik der exacten Wissenschaften bezüglichen Streitfragen gegeben.

---

15) Es war zu bedauern, dass die Mitglieder der Section während der Versammlung in Hildesheim nicht das Glück hatten, unter Leitung des Hrn. Prof. Leunis, der sich so sehr um den naturgeschichtlichen Unterricht durch seine Lehrbücher verdient gemacht hat, eine solche Excursion um Hildesheim zu machen.

16) Das würde z. B. in der Umgegend Freibergs der Fall sein. Aber die Sammlungen der Akademie, sowie die Hütten- und Bergwerke würden dafür einen Ersatz bieten. Aehnlich gewis an andern Orten, z. B. in Berlin.

17) S. dessen Werk: Deutschlands Boden, sein geologischer Bau usw.

— Meine Herren, es ist mir durchaus nicht unbekannt, dasz schon jetzt darin Manches geleistet wird durch die verschiedenen pädagogischen Zeitschriften [18]), aber das Alles ist teils zu zerstreut, sowol nach Ländern, als nach Schulgattungen, teils nicht planvoll genug, teils oberflächlich und bedeutungslos; kurz: es fehlt ein Concentrationspunct.

Endlich aber — dies scheint mir sehr der Beachtung werth — musz diese Section sich in immerwährender Verbindung halten mit der deutschen Naturforscherversammlung. Ich habe lange geschwankt, ob ich dieser Section nicht eine vollkommene Vereinigung mit der Naturforscherversammlung empfehlen soll, aber nach Abwägung aller Gründe für und wider kam ich zu der Ansicht, dasz es besser sei, wenn sie (wenigstens vorläufig) ein Bestandteil dieser, der deutschen allgemeinen Lehrerversammlung werde, so lange sie nicht kräftig genug ist, um selbständig aufzutreten. Denn ihr Schwerpunct würde doch in der Hauptsache die Pflege der Methode sein und bleiben. Die Wissenschaft zu fördern kann in ihrer Absicht nicht liegen. Denn wenn ich auch nicht behaupten möchte, dasz diese Abteilung nicht Männer zählen werde, die dazu fähig wären, so wird ihnen doch selten bei ihrem Schulamt so viel Zeit bleiben, um auch die Wissenschaft wesentlich zu fördern. Das bleibe der Naturforscherversammlung. Aber es musz uns daran liegen, eine lebendige Quelle zu besitzen, aus der wir neues Material für unsere Arbeiten schöpfen, und deshalb schlage ich vor, dasz wir uns mit der Naturforscherversammlung in Verbindung setzen in der Weise, dasz zu jeder Naturforscherversammlung entweder einige Mitglieder der Section zum Besuche derselben abgeordnet werden oder freiwillig gehen, und dasz Naturforscher von Ruf und Lehrgeschick in unsrer Section bisweilen Vorträge über Neues halten, was sich für die Schule verwerthen läszt. Diese Verwerthung ihrer Resultate könnte den Naturforschern nur willkommen sein. Durch beide Mittel würden wir insgesamt im wissenschaftlichen Fortschritt und so zu sagen auf dem Laufenden erhalten.

Ich selbst habe diese Verbindung schon einzuleiten gesucht, indem ich einen der grösten lebenden Naturforscher für meine Idee zu gewinnen gesucht habe. Dies ist der Herr Professor Virchow in Berlin. Die Veranlassung dazu, dasz ich mich gerade an diesen Mann wendete, war eine Stelle seiner schon oben erwähnten Schrift 'über die nationale Entwickelung und Bedeutung der Naturwissenschaften' [19]), welche (S. 28) den Antrag enthält: 'die deutsche Naturforscherversammlung möge Formen finden, durch welche sie in nähere Beziehung treten könne mit der Bevölkerung.' Nun, meine Herren, wenn es wahr ist, was Leibniz gesagt hat: 'wer die Schule hat, der hat

18) Ich erwähne nur auszer diesen Jahrbüchern die Zeitschrift für Gymnasialwesen, allgemeine deutsche Lehrerzeitung, die pädagogischen Zeitschriften einzelner Länder und Provinzen, das pädagogische Archiv von Langbein, das litterarische Centralblatt.

19) Rede, gehalten auf der Naturforscherversammlung zu Hannover 1865 (Berlin 1865).

das künftige Geschlecht in der Hand', so ist, meiner Meinung nach, eine jener Formen die, dasz diese gewünschte nähere Beziehung die Gesamtheit der deutschen Lehrer vermittelte, insbesondere aber unsere Section. Dazu aber musz ihr die Naturforscherversammlung hülfreiche Hand leisten und darf sich in Zukunft weniger vornehm abschlieszen. Wie schon oben bemerkt, ist ja eine absolute Verschmelzung beider Versammlungen gar nicht nötig, es genügt eine freiwillige freundschaftliche Beziehung, die sich in gegenseitigen Besuchen, Mitteilungen und Unterstützungen äuszert. Aehnlich hat sich auch Virchow in seinem Antwortschreiben geäuszert.[20])

Meine Herren, ich fasse nun das Gesagte in folgenden Vorschlägen, denen ich die Form von Anträgen gebe, zusammen:

1) Die mathematisch-naturwissenschaftliche Section constituiert sich und zwar durch Namensunterschrift der Fachmänner, wodurch sich jeder derselben verpflichtet, der Sache nach Kräften zu dienen.

2) Die mathematisch-naturwissenschaftliche Section hält ihre Sitzungen an einem der drei Versammlungstage der deutschen allgemeinen Lehrerversammlung. In denselben wird

a) ein Vortrag über methodische Behandlung irgend eines Lehrgegenstandes aus dem Gebiete der exacten Wissenschaften von einem Mitgliede gehalten[21]);

b) eine Musterlection mit Schülern, womöglich von einem Lehrer am Orte, ausgeführt.

Damit wird verbunden:

c) eine Ausstellung mathematisch-naturwissenschaftlicher Lehrmittel;

d) eine naturgeschichtliche (botanische, entomologische, geognostische usw.) Excursion in die Umgegend des Versammlungsortes unter Leitung eines ortskundigen Lehrers der Naturwissenschaften.

---

20) Die hierher gehörige Stelle seines Briefes lautet: 'Ich fürchte, dasz der bisherige Zustand der Naturforscherversammlung es kaum möglich machen wird, Ihrem Gedanken irgend eine Art officieller Verwirklichung zu verschaffen. Denn die Naturforscherversammlung ist in ihrer jeweiligen Zusammensetzung so sehr von allerlei Zufälligkeiten abhängig und daher so wechselnd, dasz ein regelmässiges Verhältnis zwischen ihr und irgend einer anderen, zu anderer Zeit und an anderem Orte zusammentretenden Versammlung kaum denkbar ist. Eine Aenderung des Termins für den Zusammentritt der Naturforscherversammlung ist aber, wie ich mich nach langjährigem Zögern endlich überzeugt habe, im Interesse der Sache nicht wünschenswerth; jedenfalls würde ein dahingehender Antrag keine Majorität finden. Es bliebe daher meiner Meinung nach nichts Anderes übrig, als die von Ihnen gewünschte Verbindung dem freiwilligen Entschlusse einzelner Lehrer und Naturforscher zu überlassen. Die Anregung dazu würde allerdings ganz passend auf der Naturforscherversammlung selbst erfolgen und es würde gewis sehr nützlich sein, wenn Sie persönlich auf der nächsten Versammlung Ihren Gedanken entwickelten.'

21) Hieran würde auch ein eventueller Vortrag eines Naturforschers von Ruf zu schlieszen sein, der sich vielleicht über eine neue wichtige Entdeckung verbreitete oder den gegenwärtigen Stand eines Teiles der Wissenschaft (z. B. der Optik) oder den Fortschritt derselben kurz darlegte.

3) Die Section gründet ein wissenschaftliches Organ für Pflege der Methodik der exacten Lehrfächer und benutzt, so lange dies unthunlich ist, die allgemeine deutsche Lehrerzeitung.

4) Sie setzt sich zu ihrer Fortbildung und um eine immer flieszende wissenschaftliche Quelle zu haben, mit der Naturforscherversammlung in Verbindung.

BERICHT ÜBER DIE HIERAUF FOLGENDEN VERHANDLUNGEN UND BESCHLÜSSE.

Nachdem Referent geendet hatte, forderte er die Versammlung auf, aus ihrer Mitte einen Vorsitzenden zu wählen, um die gemachten Vorschläge, resp. Anträge, zu discutieren. Hr. Dr. Wichard Lange aus Hamburg, zum Vorsitzenden vorgeschlagen und gewählt, leitet die Discussion. Sie ist kurz und man nimmt bald die Puncte 1), 2), 3) in der Hauptsache an, specielle Beschlüsse für eine Sonderberathung sich vorbehaltend. Gegen Punct 4) spricht man mancherlei Bedenken aus und verwirft diesen Antrag. Hierauf unterzeichnen sich (inclusive des Referenten) zwanzig Herren.

Der Vorsitzende erklärt hierauf die mathematisch-naturwissenschaftliche Section der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung für constituiert. Dieselbe beschlieszt wegen Berathung ihrer weiteren Angelegenheiten Nachmittags 4 Uhr im Locale der höhern Handelsschule die erste Sitzung zu halten und hierauf erklärt der Vorsitzende diese Versammlung für geschlossen.

Nachmittags 4 Uhr versammeln sich die genannten Mitglieder der constituierten Section in der höhern Handelsschule. Nach Besichtigung der Localitäten und Lehrmittel begeben sich dieselben in ein Lehrzimmer. Referent begrüszt die Versammlung und spricht einige einleitende Worte, welche an die Vormittagsversammlung anknüpfend eine kurze Darlegung der Bestimmung und der Notwendigkeit der Section bezwecken. Hierauf wird wiederum Hr. Dr. Wichard Lange aus Hamburg zum Vorsitzenden gewählt. Nachdem derselbe, weil einige neue Mitglieder zugegen sind, die am Morgen gefaszten Beschlüsse recapituliert hat, wird die genauere Ausführung derselben besprochen. An dieser Besprechung beteiligen sich fast alle Mitglieder, insbesondere die Herren: Seminardirector Lüben, Dr. Kirchner, Dr. W. Lange, Debbe, Witte, Spier und der Referent.[22]) Dabei discutiert man nochmals über den Antrag Nr. 4), da Referent denselben wiederholt gestellt hatte. Referent spricht sich wie oben über die Art und Weise der Verbindung mit der Naturforscherversammlung aus. Es werden jedoch in der Discussion mancherlei nicht unerhebliche Gründe gegen eine so zu sagen officielle und zwingende Verbindung angeführt, so dasz Referent schlieszlich seinen

---

22) Nur Hr. Dr. Kirchner aus Hildesheim bestritt die Zweckmäszigkeit einer mathematisch-naturwissenschaftlichen Section und hielt die Bestrebungen derselben sogar für zweck- und erfolglos.

Antrag zurückzieht. Hieraus wählt man drei Ausschuszmitglieder, nemlich

Herrn Seminardirector Lüben aus Bremen,
„ Reallehrer Spier „ Wolfenbüttel,
und den Referenten „ Gymnasiallehrer Hoffmann „ Freiberg,

wodurch zugleich die drei Gattungen von Lehranstalten: Seminar, Realschule, Gymnasium, für welche die Section am meisten zu wirken hofft, vertreten sind, und beschlieszt, auf Vorschlag des Referenten, die Gewählten sollen sich durch Cooptation zu fünfen ergänzen. Endlich übergibt man dem (unterzeichneten) Referenten die Geschäftsführung. Hierauf wird die Versammlung geschlossen.

FREIBERG. J. C. V. HOFFMANN.

PERSONALNOTIZEN.

(Unter Mitbenutzung des 'Centralblattes' von Stiehl und der 'Zeitschrift für die österr. Gymnasien.')

Ernennungen, Beförderungen, Versetzungen, Auszeichnungen.

Benguerel, Dr., Oberlehrer am Friedr.-Wilhelmsgymnasium zu Cöln, in gleicher Eigenschaft an das Pädagogium zu Ilfeld versetzt.

Bieling, SchAC., an der Dorotheenstädt. Realschule zu Berlin } als ord. Lehrer angestellt.
Bintz, Dr., SchAC., an dem Gymnasium zu Wesel }

Crüger, Regierungs- und Schulrath bei der Regierung zu Stettin, erhielt den Charakter als Geh. Regierungsrath.

Dingelstedt, Dr. Franz, dramatischer Dichter und prov. Director des k. k. Hofoperntheaters zu Wien, erhielt bei seinem Weggange von Weimar den Stern zum Comthurkreuz des groszherz. sächsischen Falkenordens.

Drake, Bildhauer, Professor der Akademie der Künste zu Berlin, erhielt das Ritterkreuz des k. franz. Ordens der Ehrenlegion.

Dressel, SchAC., zum ord. Lehrer und Inspector der Ritterakademie zu Liegnitz ernannt.

Droysen, Dr., ord. Professor der Geschichte an der Univers. Berlin, erhielt den k. pr. rothen Adlerorden III Cl. mit der Schleife.

Dyckhoff, Dr., bisher Gymnasiallehrer, als Rector am Progymnasium zu Rietberg angestellt.

Erdmann, Hülfslehrer, am Gymnasium zu Wittenberg als ord. Lehrer angestellt.

Fleischer, Dr., ord. Professor der orient. Sprachen an der Univers. Leipzig, (an Stelle F. Bopps) zum Ritter des k. bair. Maximiliansordens ernannt und gleichzeitig zum wirklichen Mitgliede der Pariser Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften erwählt.

Frahnert, Collaborator der latein. Hauptschule in den Franckeschen Stiftungen zu Halle, zum Oberlehrer befördert.

Freyer, Dr., Oberlehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. d. O., in gleicher Eigenschaft an das Pädagogium zu Ilfeld versetzt.

Görlitz, Dr., Oberlehrer am kath. Gymnasium zu Glogau, in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium zu Sagan versetzt.

Götting, ord. Lehrer am Pädagogium zu Halle, in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium zu Torgau versetzt.

Hanke, ord. Lehrer am Gymnasium in Liegnitz, } zu Oberlehrern er-
Heffter, ord. Lehrer am Gymn. in Bromberg, } nannt.
Huber, Dr. Alphons, Professor an der Universität Innsbruck, von der schweizerischen allgem. Gesellschaft für Geschichtforschung zum Ehrenmitgliede ernannt.
Huberti, Rector des Progymnasiums zu Siegburg, erhielt den k. pr. rothen Adlerorden IV Cl.
Jörling, SchAC., am Progymnasium zu Rietberg als ord. Lehrer angestellt.
Kleineidam, als Oberlehrer an die Realschule zu Neustadt in Schlesien berufen.
von Kaulbach, Wilhelm, Professor, Director der Akademie der bildenden Künste in München, erhielt das Groszcomthurkreuz des k. bair. Verdienstordens vom h. Michael.
Küppers, SchAC., am Gymnasium zu Bonn als ord. Lehrer angestellt.
Mautner, Dr. Eduard, dramatischer Dichter und Assistent bei der k. k. Hofbibliothek zu Wien, erhielt vom Kaiser von Oesterreich die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.
Menzel, Historienmaler, Professor der Akademie der Künste zu Berlin, erhielt das Ritterkreuz des k. franz. Ordens der Ehrenlegion.
Meyer, Dr., Oberlehrer am Gymnasium zu Aurich, in gleicher Eigenschaft an das Pädagogium zu Ilfeld versetzt.
Mitteis, Dr., Gymnasialdirector, zum Vicedirector der k. k. Theresianischen Akademie in Wien und zum kaiserl. Rath ernannt.
Pabst, Oberstudienrath in Hannover, erhielt den Charakter als Geh. Regierungsrath.
Pfaffe, Oberlehrer u. Prediger, zum Inspector der Waisenanstalt in den Franckeschen Stiftungen zu Halle ernannt.
von Raczek, Dr., Gymnasialoberlehrer in Sagan, zum Director der Realschule in Neustadt (Schlesien) ernannt.
Riess, Dr., Director des Gymnasiums in Rinteln, erhielt den k. pr. Kronenorden IV Cl.
Rindfleisch, Dr., SchAC., am Gymnasium zu Marienburg als ord. Lehrer angestellt.
Ritschl, Dr., Geh. Regierungsrath, ord. Professor der class. Philologie an der Universität Leipzig, von der Pariser Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zum wirklichen Mitgliede erwählt.
Schäfer, Dr., ord. Professor der Geschichte an der Univ. Bonn, erhielt den k. pr. rothen Adlerorden IV Cl.
Scheibel, Dr., Director des Gymnasiums zu Ratibor, in gleicher Eigenschaft an das Pädagogium zu Ilfeld versetzt.
Schmilinsky, Dr., SchAC., als ord. Lehrer an der Realschule zu Brandenburg angestellt.
Schnell, Dr., bei der Realschule des Friedr.-Wilhelmsgymnasiums zu Berlin zum Oberlehrer und Directorialgehülfen ernannt.
Schön, Dr., Director des Gymnasiums zu Aachen, erhielt den k. pr. Kronenorden III Cl.
Seelmann, SchAC., als ord. Lehrer am Gymnasium zu Potsdam angestellt.
Stifter, Adalbert, k. k. Schulrath a. D. zu Linz, weitberühmt durch seine 'Studien', erhielt den groszh. sächs. Hausorden vom weiszen Falken.
Stolle, SchAC., am Progymnasium zu Rietberg als ord. Lehrer angestellt.
Stüve, Dr., Director des Rathsgymnasiums zu Osnabrück, erhielt den k. pr. Kronenorden III Cl.
Viehoff, ord. Lehrer an der Realschule zu Trier, in gleicher Eigenschaft an der Realschule zu Düsseldorf angestellt.

Weicker, Dr., Oberlehrer am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, in gleicher Eigenschaft an das Pädagogium zu Ilfeld versetzt.
Wiese, Dr., Geh. Ober-Regierungsrath zu Berlin, erhielt die Commandeurinsignien erster Classe vom herzogl. Anh. Hausorden Albrechts des Bären.
Zschech, Dr., SchAC., am Pädagogium U. L. Frauen zu Magdeburg als ord. Lehrer angestellt.

Jubiläen.

Am 1 November 1867 feierte der Mitherausgeber dieser Jahrbücher Dr. Alfred Fleckeisen, Professor und Conrector am Vitzthumschen Gymnasium zu Dresden, sein 25jähriges Lehrerjubiläum. (Die von dem Collegium der Schule überreichte Votivtafel ist ihm gewidmet als doctissimo atque elegantissimo cum veterum scriptorum interpreti et existimatori tum critico reliquiarum latinae poesis inprimis fabularum T. Macci Plauti et P. Terenti sagacissimo eruditissimoque rerum linguae latinae orthographicarum subtilissimo indagatori atque investigatori de promovendis propagandis illustrandis litterarum graecarum romanarumque studiis per annales ad antiquitatis doctrinam pertinentes quos eximia industria doctrina sollertia componit optime merito sqq.)
Am 12 Novbr. 1867 feierte der Professor der Pädagogik, Dr. th. u. ph. Kramer, Director der Franckeschen Stiftungen in Halle, das 25jährige Jubiläum seiner Directorialthätigkeit. Unter den litterarischen Ehrengaben, mit welchen zunächst die groszartige Erziehungsanstalt selbst diesen Tag auszeichnete, seien erwähnt: Die Kirchweihhymnen Christe cunctorum dominator alme. Urbs beata Hirusalem. Von Prof. Dr. H. A. Daniel. Mitteilungen aus Johann Heinrich Callenbergs Briefen von Dr. F. Theod. Adler, Rector der lat. Hauptschule u. Condirector der Franckeschen Stiftungen.

Gestorben:

Apel, Dr. Theodor, Dichter, starb am 25 Novbr. in Leipzig. (A. war 1811 geb. und in frühen Jahren erblindet.)
Berty, Adolphe, Historiograph der Stadt Paris, starb daselbst in der Mitte Septembers.
Bopp, Dr. Franz, ord. Professor der Univ. Berlin, Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst, starb am 22 October. (Der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft.)
Costa, Gabriele, Professor der Zoologie an der Univ. Neapel, starb am 8 Novbr., 82 Jahre alt.
Dübner, Dr. Friedrich, starb am 13 October zu Paris. (Geb. 1802 zu Hörselgau, lebte D. seit mehr als 30 Jahren in Frankreich und war hier in ausgezeichneter Weise für die von Didot begründete Bibliotheca graeca thätig.)
Hartung, Dr. J. A., Director des Gymnasiums in Erfurt, früher in Schleusingen, † am 20 Sept. (Geschätzter Archäolog und Philolog.)
Klee, Dr. Jul. Ludwig, Professor, Rector des Gymnasiums zum heil. Kreuz in Dresden, starb 60 Jahre alt am 6 Decbr. (K. war reich begabt, von sehr vielseitiger Bildung, männlicher Gesinnung und seltener Herzensgüte. Bewundernswerth war seine Kenntnis Goethes, und wie hoch J. Grimm die Beiträge Klees zum deutschen Wörterbuche anschlug, beweist die Vorrede. Dort nennt ihn Grimm den 'allerfleiszigsten und einsichtigsten' unter allen seinen Helfern.)
Lawicki, Dr., ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Gnesen.
Michaelis, Oberlehrer, Professor am Pädagogium des Klosters U. L. Frauen zu Magdeburg.
Pankow, ord. Lehrer am Gymnasium zu Gnesen.

ZWEITE ABTEILUNG
FÜR GYMNASIALPÄDAGOGIK UND DIE ÜBRIGEN LEHRFÄCHER

MIT AUSSCHLUSZ DER CLASSISCHEN PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. HERMANN MASIUS.

7.
BEITRÄGE ZUR ERKLÄRUNG SCHILLERS.

I. ZU SCHILLERS LEBEN.

Die Biographie unsers groszen Dichters, besonders seine Jugendgeschichte, ist vielfach mit Erdichtungen ausgeschmückt worden, deren Hinwegräumung erst dem um die Kenntnis unserer Classiker hochverdienten Boas in der Einleitung zu seinem Buche: 'Schillers Jugendjahre. Herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Hannover, Karl Rümpler. 1856. 2r Bd.' gelungen ist. Auf dessen schlagende Beweisführung gestützt, hat sodann der neueste und beste Biograph Schillers, Emil Palleske diese Märchen, die aus dem Machwerk eines gewissen Oemler: 'Schiller, der Jüngling, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem frühern Leben. Stendal 1806' herstammen, ohne Weiteres über Bord geworfen. Auch Gödeke: 'Grundrisz der deutschen Dichtung, Dresden, Ehlermann 1862', hat sie nicht aufgenommen. Das Schlimme ist nur, dasz sie auszer bei Boas, Palleske und Gödeke bei allen Biographen unsers Dichters, bei Schwab, Saupe, Hoffmeister, und dessen Epitomator Viehoff sich vorfinden, also wol noch lange sich erhalten werden. Wenn ich im Folgenden die Quelle, aus der einige Oemlersche Erdichtungen geflossen sind, nachweise, so denke ich einen kleinen Beitrag zur Feststellung ihrer Unwahrheit zu geben. Diese Quelle sind nemlich — die Räuber. Oemler schmückte seinen jugendlichen Helden mit Charakterzügen aus, die Schiller dem jungen Karl Moor leiht. Man vergleiche folgende Stellen.

Oemler erzählt (bei Schwab S. 23, bei Saupe 'Schiller und sein väterliches Haus' S. 12): 'Ein anderes Mal, während sich Gewitterwolken aufthürmten, und die Blitze schon vom Himmel zuckten, fehlte der Knabe ebenfalls. Ein Hausmädchen wollte ihn am Bodenfenster gesehen haben, aber auch dort fand man ihn nicht, und die Bangigkeit der Eltern wuchs

mit jedem Donnerschlage. Endlich fand man ihn in dem Wipfel einer der höchsten Linden, als er eben im Begriff war, herunterzusteigen. «Um Gotteswillen! wo bist du gewesen?» rief ihm der ängstliche Vater zu. «Ich muste doch wissen, woher das viele Feuer am Himmel kam», entgegnete der mutige, wiszbegierige Knabe.' Dazu vgl. Räuber I 1: Franz. — — 'Dieser männliche Mut, der ihn auf den Wipfel hundertjähriger Eichen treibet, und über Gräben und Pallisaden und reiszende Flüsse jagt, — dieser kindische Ehrgeiz, dieser unüberwindliche Starrsinn und alle diese schönen glänzenden Tugenden, die im Vatersöhnchen keimten, werden ihn dereinst zu einem warmen Freund eines Freundes, zu einem trefflichen Bürger, zu einem Helden, zu einem groszen, groszen Manne machen.' Weil Schiller später der grosze Mann wurde, so muste er, schlosz Oemler, früher auch der kühne Knabe sein.

Oemler (bei Schwab S. 19 f.): 'Versunken in Naturgenusz stand einst der achtjährige Knabe mit seinem Jugendfreund im Walde und rief: « O Karl (dieser Jugendfreund Karl ist gleichfalls eine Oemlersche Erfindung), wie schön ist es hier! Alles, alles was ich habe, könnte ich hingeben, nur diese Freude möchte ich nicht missen!» Er wurde beim Wort genommen: unter der Last eines Reisigbündels schlich ein Kind in Lumpen durch den Wald. «Das arme Kind!» rief der kleine Schiller voll Mitleiden, kehrte seine Taschen um, und gab was er hatte: zehn Kreuzer, und eine alte silberne Schaumünze, ein Geburtstagsgeschenk seines Vaters, von der er sich recht ungern trennen mochte.' Vgl. Räuber I 1: Franz. 'Schändlicher, dreimal schändlicher Karl! Ahnte mirs nicht, da er, noch ein Knabe, den Mädels so nachschlenderte, mit Gassenjungen und elendem Gesindel auf Wiesen und Bergen sich herumhetzte, den Anblick der Kirche, wie ein Missethäter das Gefängnis, floh, und die Pfennige, die er euch abquälte, dem ersten dem besten Bettler in den Hut warf, während dasz wir daheim mit frommen Gebeten und heiligen Predigtbüchern uns erbauten?'

Oemler (bei Schwab S. 20): 'Die Natur war der Lieblingsaufenthalt des Knaben; oft wünschte er in der schönen Gegend der Sonne mit lautem Gesang, der überhaupt seine jugendlichen Schritte im Freien fast immer melodisch begleitete, eine gute Nacht.' Vgl. Räuber I 3: Franz. 'Er liebte die Musik unaussprechlich.'

Ein gebildeterer, mit Schiller vertrauterer, und deshalb noch gefährlicherer Fälscher war der Gymnasialdirector Böttiger in Weimar, der 'Freund Ubique' (nach Shakespeares 'Hamlet' I 5: Hic et ubique?), wie Schiller und Goethe ihn nannten. Seinen Interpolationen hat auch der gewissenhafte und vorsichtige Gödeke (Grundrisz S. 985 f.) nicht entgehen können. Das Verdienst, ihn entlarvt zu haben, gebührt Palleske (Schillers Leben und Werke. 4e Aufl. II, S. 506. 576). Am evidentesten ist seine Fälschung in der Erzählung von der ersten Aufführung des Wilhelm Tell, die wir zuvörderst auf ihre eigentliche Quelle zurückführen wollen, um uns dann zu Schillers sogenannten handschriftlichen Geständnissen über die Jungfrau von Orleans zu wenden. Hoffmeister (ed. Viehoff III S. 334)

erzählt nach Böttigers Aufsatz in der Minerva 1812: 'Die Frau von Stael war so lange in Weimar geblieben, dasz sie eine dieser ersten meisterhaften Darstellungen noch sehen konnte, welcher zufällig auch Johannes von Müller, auf der Durchreise nach Berlin begriffen, beiwohnte. Da geschahs, als die bekannte Stelle vorgetragen wurde:

Es ist gewis, bei Bruck fiel König Albrecht
Durch Mörders Hand — ein glaubenswerther Mann,
Johannes Müller, bracht' es von Schaffhausen —

dasz die Augen aller Zuhörer sich auf Müller wandten, welcher neben Wieland in der fürstlichen Loge sasz. Wieland fragte nachher die Frau von Stael, welche sich über die Langsamkeit der Deutschen im Eingreifen (Ergreifen?) anspielender Stellen im Drama einige bittere Bemerkungen erlaubt hatte, ob sie nicht gesehen hätte, was heute vorgegangen sei, und er nannte diesen Auftritt eine Scene aus einem alten griechischen oder römischen Theater.' Die Scene ist wirklich allerliebst, und sicher ist, dasz Schiller dem verdienten Geschichtschreiber der Schweiz, dem er für seinen Wilhelm Tell so Manches verdankte, ein schönes und bleibendes Denkmal in obigen Worten gesetzt hat; nur Schade, dasz der fünfte Act, in welchem sie vorkommen, damals, da man wegen der beabsichtigten Verbindung mit der Tochter des ermordeten russischen Kaisers nicht des Kaisermordes erwähnen wollte, gar nicht in Weimar gespielt wurde (Briefwechsel mit Körner III S. 379. Palleske II S. 576). Da hierfür das schriftliche Zeugnis Schillers vorliegt, so ist der Betrug am Tage. Die Quelle desselben finde ich in folgender Erzählung Plutarchs aus dem Leben des Aristides (übersetzt von Schirach III S. 323): 'Daher kam es, dasz, als einstmals auf dem Atheniensischen Theater das Schauspiel des Aeschylos «Sieben wider Theben» aufgeführt wurde, bei dem folgenden Lobe auf dem (so!) Amphiaraus:

Gerecht zu sein und nicht zu scheinen strebt der Mann

(εἶδεσθαι οὐκ ἄριστος, ἀλλ' εἶναι θέλει, Anspielung auf den Namen 'Αριστ-είδης)

In tiefen (so!) Grunde liegt sein edler Sinn,
Und theure Weisheit keimt daraus hervor:

alle Zuschauer ihre Blicke auf den Aristides wandten und ihn als denjenigen betrachteten, dem der Lobspruch einer solchen Tugend allein zukäme.' Nun begreift es sich, wie Wieland, oder vielmehr Böttiger, diesen Auftritt eine Scene aus einem griechischen oder römischen Theater nennen konnte: der philologische Eifer risz Böttiger hin, das, was hätte geschehen können, als wirklich geschehen zu erzählen.

Aehnlich verhält es sich mit den sogenannten 'handschriftlichen Geständnissen Schillers über die Jungfrau von Orleans,' die Böttiger in der Minerva 1812 veröffentlichte. Palleskes Urteil über dieselben (II S. 506) unterschreibe ich Punct für Punct. Es fragt sich nur: wie kam Böttiger dazu dem Dichter dergleichen unterzuschieben? Zuvörderst ist daran zu erinnern, dasz ihm Schiller seine Ballade 'Die Kraniche des Ibycus' zur Durchsicht gab, um etwaige Verstösze gegen griechische Sitten und dergleichen zu beseitigen. So mochte Böttiger öfter den beiden Dichtern

als philologischer Handlanger ausgeholfen haben. Ferner ist nicht zu verkennen, dasz in der 'Jungfrau von Orleans', besonders in den Montgomery-Scenen und in dem Charakter Talbots sich mannigfache homerische Anklänge finden. Nun läszt Böttiger Schillern sagen: 'Nenne man es immer eine epische Episode, die Scene mit dem Walliser Montgomery. Sie gehört zur Breite eines historischen Stücks, das die Ketten der Einheit sprengte. (Dasz Sch. so Etwas sagen konnte, ist ganz unmöglich, er müste denn die Einheit in dem oberflächlichen Sinne der französischen Dramatiker aufgefaszt haben.) Wer seinen Homer kennt, weisz wol, was mir dabei vorschwebte. (Il. 21, 134 ff.)' S. Gödeke Grundrisz S. 986. Dasz die Scene echt homerisch ist, sieht allerdings Jeder, der seinen Homer kennt; welche Stelle aber besonders dem Dichter vorschwebte, kann eben einer, der Homer kennt, nicht wissen, denn ähnliche Scenen finden sich in der Ilias öfter. S. Hoffmeister-Viehoff III S. 268. Auch Talbot ist eine homerische Figur. Schon im Prologe wird er von der Jungfrau 'der himmelstürmend hunderthändige' genannt, wie Typheus, vgl. Schillers Gedichte 1864 S. 404 (Semele):

> Giganten mocht' er stehn, mocht' ruhig niederschaun,
> Wenn Typheus' hundertarmiger Grimm
> Den Ossa und Olymp nach seinem Erbthron jagte;

oder wie Briareus, der hunderthändige Gigant, den Thetis dem Zeus zur Unterstützung holt.

Noch deutlicher tritt dies hervor in der 6n Scene des 3n Actes, in welcher Talbot stirbt. Hier schwebte dem Dichter jedenfalls Ajax, der Sohn des Oïleus, vor, von dem es im 'Siegesfefte' heiszt:

> Wol dem Glücklichen mag's ziemen,
> Ruft Oïleus tapfrer Sohn,
> Die Regierenden zu rühmen
> Auf dem hohen Himmelsthron.
>
> Ohne Wahl verteilt die Gaben,
> Ohne Billigkeit das Glück,
> Denn Patroklus liegt begraben,
> Und Thersites kehrt zurück.

Ihm zürnt Athene, die Göttin der Vernunft, weil er Kassandra, die Priesterin, die Prophetin, in ihrem Tempel mishandelt hatte. Vgl. die Zerstörung von Troja, Str. 71:

> Was zeigt sich uns! Selbst an Tritoniens Altar
> Erkühnt man sich, Kassandra zu ergreifen.
> Wir sehn mit aufgelöstem Haar
> Die Tochter Priam's aus dem Tempel schleifen.
> Zum tauben Himmel fleht ihr glühend Angesicht,
> Denn, ach! die Fessel klemmt der Jungfrau zarte Hände,
> Chorôbus Wahnsinn trägt es nicht,
> Er sucht im Schlachtgewühl ein Heldenende.

Wie sehr sich Schiller von der Gestalt der Kassandra angezogen fühlte, wie er in dieser Schöpfung der griechischen Sage das Wesen seines eige-

nen Genius erkannte, ist aus dem gleichnamigen Gedichte und aus dem 'Siegesfeste' bekannt genug, den inneren Zusammenhang zwischen der 'Kassandra' und der Jungfrau von Orleans hat zuerst Götzinger nachgewiesen. Damit vergleiche man nun die Stellung Talbots zu der Prophetin Johanna und man wird die Aehnlichkeit nicht verkennen. Talbot ist ein ebensolcher Verächter der Macht der 'erhabenen Vernunft, der lichthellen Tochter des göttlichen Hauptes', wie Ajax ein Verächter der Athene ist; er ist ein Freigeist, ein Atheist. Wie Ajax noch prahlt, als schon die Keren des Todes über ihm schweben, und den Göttern trotzt (Odyssee IV V. 500 ff.), so auch Talbot. Wenn Schiller ihn sagen läszt:

Vom Strahl dahingeschmettert lieg' ich hier

('Strahl' und nicht 'Stahl', wie in einigen Ausgaben steht, ist jedenfalls zu lesen), so schwebt ihm hier das Ende des Ajax vor, wie es Vergil erzählt. Aen. I V. 39—45 heiszt es nach Schillers Uebersetzung (Viehoff, Schillers Gedichte erläutert I S. 38):

Und Pallas Minerva
Mochte die Argische Flotte verzehren in lodernden Flammen,
Mochte die Elenden selbst im wogichten Abgrund ersäufen,
Ob dem Frevel von Einem, dem rasenden Ajax Oïleus?
Sie allein vermocht' aus den Wolken die reiszenden Flammen
Jupiters niederzuflammen, in Trümmer die Schiffe zu schlagen,
Zu empören die Wogen im Sturm, ihn zu fassen im Strudel,
Als ihm durch die durchdonnerte Brust die Feuerflamm' hauchte,
Und vermocht' ihn zu spieszen an schroffen, spitzigen Klippen?

Da also wirklich antike Elemente in unserm Stücke sich finden, so mochte Schiller bei Böttiger sich über Manches, zum Beispiel über den Trimeter, den er in den Montgomery-Scenen angewandt hat, Raths erholt haben, und dieser sich dadurch berechtigt gehalten haben, nach Schillers Tode Alles, was zwischen ihnen bei dieser Gelegenheit beiläufig zur Sprache gekommen war, als aus Schillers eigener Feder geflossen, zu veröffentlichen, dabei aber noch aus eigener Erfindung Einiges beizufügen, wie z. B. die Deutung des schwarzen Ritters auf Talbot, was Schillern nicht einfallen konnte. B. begieng dabei denselben Fehler wie die Rationalisten bei der Auslegung der biblischen Wunder: erklären zu wollen, was nicht zu erklären ist. Dahin mag auch die Einschwärzung der antiken Schicksalsidee gehören; denn Böttiger läszt Schiller sagen: 'Immer sind die Menschen, wenn sie auf der höchsten Spitze standen, ihrem Falle am nächsten gewesen. Das widerfährt von dieser Scene (mit dem schwarzen Ritter) an auch der Johanna. Die Jungfrau musz, da sie ein Wort spricht, das die Nemesis beleidigt, und wobei sie ihren Auftrag vom Himmel weit überschreitet:

Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England untergeht,

für solchen Uebermut notwendig büszen. Die Strafe folgt ihr in der Verliebung auf dem Fusze nach. Sie begehrt mit Geistern zu streiten. Ein

neuer Frevel gegen die heilige Scheu. Eine einzige Berührung des Geistes lähmt sie. Mehr wollt' ich dadurch nicht ausdrücken noch motivieren.' Schiller hat die Nemesis nie anders als zur Erhöhung des tragischen Pompes angewandt: die Schuld des Helden ist auch bei Schiller sein Schicksal. Man darf Schiller niemals nach antikem Muster beurteilen, wie dies z. B. Süvern am Wallenstein gethan hat; aber dem Philologen liegt diese Versuchung zu nahe, und Böttiger war nicht der Mann ihr zu widerstehen. Freilich wenn mit dem Worte 'untergeht' die Vernichtung des ganzen englischen Reiches gemeint wäre, so hätte Böttiger Recht; Schiller schrieb aber gar nicht 'untergeht', sondern 'niederliegt', und wie er damit noch mehr habe sagen wollen, als z. B. mit den Worten im Abschied der Johanna:

Dann wirst du meine Oriflamme tragen
Und, wie die rasche Schnitterin die Saat,
Den stolzen Ueberwinder niederschlagen —

läszt sich nicht absehn.

II. ZWEI EINZELNE STROPHEN.

Hoffmeister veröffentlichte zuerst in seiner 'Nachlese zu Schillers Werken' III S. 365 f. zwei einzelne Strophen aus Schillers Nachlasz, von denen er nicht wuste, welcher Zeit sie angehören, oder worauf sie zu beziehen sind. In der chronologischen Inhaltsanzeige (IV S. 606) teilt er sie dem Jahre 1802 zu. Viehoff, der sie in seinem Commentar zu Schillers Gedichten III S. 184 f. abdruckte, setzt sie vermutungsweise in das Jahr 1797, 'da Schiller — besonders in diesem Jahre Manches anfieng, ohne es fertig zu machen. — Wahrscheinlich waren sie einem romanzenartigen Gedichte zugedacht.' Sie lauten:

Wer zeigt sich dort? Wer dringt heran,
Mit ehrnem Panzer angethan?
Wer dringet durch die finstre Nacht,
Als käm' er aus der Todesschlacht?
Es ist mein Freund,
Die Seele weint,
Er kommt, er kommt in finstern Nächten,
Das nie gelöste Band zu flechten.

Wer zeigt sich dort? Wer naht sich stumm,
Mit finsterm Angesichte?
Es flammt und schwirrt um ihn herum,
Ein grauend ernstes Heiligtum,
Und nie erhellt vom Lichte!
Flieszet Thränen, Augen weint!
Ew'ge Klage töne!
Bei den Schatten wohnt der Freund,
Hin ist seine Schöne.

Düntzer (Schiller als lyrischer Dichter) erwähnt dieselben nicht. Ich glaube, Hoffmeister hat mit seiner Zeitbestimmung Recht, und zwar aus folgendem Grunde.

Zuvörderst ist klar, dasz die zweite Strophe nur eine andere Wendung der ersten ist. Dasz Schiller vielfach ansetzte, bis er den adäquaten Ausdruck gefunden hatte, sehen wir besonders aus Hoffmeisters Nachlese zum Demetrius. Sodann ergibt sich, besonders aus den letzten Worten der zweiten Strophe, dasz die Scene in der Unterwelt spielen soll, oder vielmehr dasz der Redende sich und seinen Freund in der Unterwelt befindlich glaubt. Nun ist bekannt, dasz Schiller die 'Iphigenie' seines Freundes für das Theater bearbeitete. Den 5 Mai 1802 schreibt er darüber an Goethe: 'Gefreut hat es mich, dasz die eigentlich poetisch schönen Stellen und die lyrischen besonders auf unsere Schauspieler immer die höchste Wirkung machten. Die Erzählung von den Thyestischen Gräueln, und nachher der Monolog des Orest, wo er dieselben Figuren wieder im Elysium friedlich zusammen sieht, müssen als zwei sich aufeinander beziehende Stücke und als eine aufgelöste Dissonanz vorzüglich herausgehoben werden. Besonders ist alles daran zu wenden, dasz der Monolog gut executiert werde, weil er auf der Grenze steht, und wenn er nicht die höchste Rührung erweckt, die Stimmung leicht verderben kann. Ich denke aber er soll eine sublime Wirkung machen.' Wie Schiller den Schlusz seiner Monologe durch gereimte Strophen zu heben liebte, so meine ich, hat er es hier auch mit dem Stücke seines Freundes versucht; er wollte eine von diesen beiden Strophen an Stelle der im gewöhnlichen Versmasze gehaltenen Worte des Orestes (III 3 zu Anfang): 'Seid ihr auch schon herabgestiegen usw.' setzen. Der 'Freund' ist also Pylades. Entweder sollte Orest in seinem Wahnsinn Iphigenien anfangs gar nicht bemerken, oder Schiller wollte noch eine Strophe hinzufügen. Vielleicht hat er das Ganze unterlassen, weil er der Zustimmung Goethes, der, wie er später erfuhr, zu der Aufführung von Jena herüber kommen wollte, nicht gewis war.

III. DIE SPRACHE KLOPSTOCKS IN DEN 'RÄUBERN'.

(Vgl. meine Abhandlung in dem Programm der Erfurter Realschule 1867: 'Die Sprache der Bibel in Schillers Räubern.')

Schon in der Vorrede beruft sich Schiller auf diesen Lieblingsdichter seiner Jugend. Er sagt: 'Klopstocks Adramelech weckt in uns eine Empfindung, worin Bewunderung in Abscheu schmilzt.' Von Amalie sagt er in der Selbstkritik (Hoffmeister Nachlese IV S. 117): 'Das Mädchen hat mir zu viel im Klopstock gelesen.' Dasz Schiller, wie er sich später ausdrückte, 'ein Sclave Klopstocks' in seiner Jugendperiode war, ist bekannt. v. Hoven (in seiner Selbstbiographie S. 55) sagt, er (Hoven) sei durch englische Balladen, den Dorfprediger von Wakefield, Wielands Agathon usw. angeregt worden, 'während dagegen Schiller sich für Klopstock und Shakspeare — — auf das entschiedenste erklärte'. Ich gehe nun im

Folgenden die Stellen der Räuber durch, in welchen der Einflusz der Klopstockschen Sprache erkennbar ist, wobei ich den 'Messias' nach der Hildburghäuser 'Familienbibliothek der deutschen Classiker' citiere.

Act I Sc. 2. Spiegelberg: Und Myriaden gehörnter Köpfe aus den rauchenden Mündungen ihrer Schwefelkamine hervorwachsen. — Mess. Bd. I S. 12:

So thut sich der Himmel
Mit Myriaden von Seraphim auf.

S. 165: Keine von allen unüberzählbaren Myriaden
Singet ein Lied von dem ewigen Sohn!

Vgl. Schillers Gedicht 'der Abend' (Viehoff, Schillers Gedd. I S. 13):

O Dichter, schweig! Zum Lob der kleinen Myriaden,
Die sich in diesen Meeren baden,
Und deren Sein noch Keines Aug' durchdrang,
Ist todtes Nichts dein feurigster Gesang.

Schillers Rede: 'Die Tugend in ihren Folgen betrachtet' (Hoffmeister, Nachlese IV S. 72): Liebe ist es, die aus der grenzenlosen Geisterwelt eine einzige Familie und so viele Myriaden Geister zu so viel Söhnen eines allliebenden Vaters macht.

Ebd. Moor: Weg, weg von mir! Ist dein Name nicht Mensch? Hat dich das Weib nicht geboren? Messias Bd. II S. 85:

Keiner, welchen ein Weib gebar.

S. 208: Gröster von denen, die Weiber gebaren!

Ebd. Moor: Ja, bei dem tausendarmigen Tod! — 'Der Lehrling der Griechen':

Wo kein mütterlich Ach bang bei dem Scheidekusz,
Und aus blutender Brust geseufzt,
Ihren sterbenden Sohn dir, unerbittlicher,
Hundertarmiger Tod, entreiszt!

Ebd. Moor: Schwört mir das bei dieser männlichen Rechte. — Auch Klopstock decliniert 'die Rechte' gewöhnlich nicht. — Mess. Bd. I S. 148:

Zur Rechte des Vaters
Sasz ich.

Bd. II S. 149: Bis er zu des Vaters
Rechte sich hübe.

S. 191: Der Schwung der strafenden Rechte.

S. 194: Zu der Rechte Gottes erhoben.

S. 219: Ihr werdet ihn sehen
Sitzen zur Rechte Gottes.

S. 220: Tausendmal tausend Leben an seiner Rechte versammelt.

Act II Sc. 2. D. a. Moor: Amalia! Bote des Himmels! — Messias Bd. III S. 189: Sieh! ein Bote des Himmels! — und öfter.

Ebd. 'Hectors Abschied' Str. 1:

Willst dich, Hector, ewig mir entreiszen?

Mess. Bd. I S. 69:

Abdiel, mein Bruder, willst du dich mir ewig entreiszen?

Ebd. Str. 3: Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cocytus durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

Vgl. 'Laura am Klavier' Str. 4:
Wie durch todter Wüsten Schauernachtgeflüster,
Wo verlornes Heulen schweift,
Thränenwellen der Cocytus schleift.

'Vorwurf. An Laura' Str. 3:
Jenseits dem Cocytus wollt' ich schweben.

'Klage der Ceres' Str. 10:
Ach, sie sind mir theure Boten,
Süsze Stimmen vom Cocyt!

Auch der Cocytus scheint keine griechische, sondern eine Klopstocksche Reminiscenz zu sein. Vgl. Mess. Bd. III S. 9:

Pilatus: Am Cocytus und nicht in dem Himmel richten die Götter.
S. 56: Bei dem Strome Cocytus, bei dem nur, Jupiter, du schwörst, Fleh' ich.
S. 78: Rauscht hier nah' der Cocytus? und donnern über dem Strome Jupiters Eide?

Ebd. Fr. Moor: Wackerer, willkommener Schlaf! Wir wollen dich Tod heiszen! — 'Morgenlied':
Wenn ich einst von jenem Schlummer,
Welcher Tod heiszt, auferstehe.

Act II Sc. 3. Spiegelberg: Alle Teufel! ich hatte schon den Ellenbogen angesetzt, ihr die übriggebliebenen wenigen edlen vollends in den Mastdarm zu stoszen. — Mess. Bd. I S. 110:
Joseph von Arimathia, ein Weiser,
Unter der ganzen entarteten Nachwelt des göttlichen Abrams
Von der Zahl der übergebliebenen wenigen Edlen.

J. Meyer in seinen 'Neuen Beiträgen usw.' sagt über diese Stelle: 'Die Ansicht, dasz unter den «wenigen edlen» Zähne zu verstehen seien, teilen auch die meisten schwäbischen Sprachforscher, die ich darüber befragte; «in den Mastdarm» wäre nach ihnen nichts als eine Hyperbel: er stöszt sie ihr so heftig ein, dasz sie durch den ganzen Leib in den Mastdarm fahren. Einer meiner Freunde will sich übrigens bei dieser Erklärung nicht beruhigen.' Die Erklärung letzterer Redensart ist die richtige (die von Regis, die Meyer anführt, bedarf wol kaum der Widerlegung) und könnte durch eine noch derbere Redensart unserer Erfurter Straszenjugend unterstützt werden; nur hätte sich Meyer zur Erklärung der 'wenigen Edlen' nicht an die schwäbischen Sprachforscher, sondern, wie obige Stelle zeigt, an Klopstock wenden sollen. Hoffentlich wird Meyers Freund, wenn ihm dieser Aufsatz zu Gesichte kommen sollte, sich beruhigt fühlen. Grimms Wörterbuch III S. 27 bringt unsere Stelle fälschlich mit dem Ausdruck 'edle Körperteile' in Verbindung.

Ebd. Pater: Menschen wägen auf deinem mörderischen Dolch keine Luftblase auf. — Mess. Bd. II S. 140:
Welchem Tadel und Lob der Menschen wie Blasen der Luft wiegt.

Ebd. Pater: Du willst also nicht Schonung und Gnade? — Mess. Bd. III S. 14: Aber ihr wolltet nicht Gnade!

Act III Sc. 2: Hinausschwindelnd ins Grab des Verderbens auf des Lasters schwankendem Rohr. — Mess. Bd. III S. 123:

Hätt' er nicht zu Gott sich gewendet,
Zu dem einzigen Stabe, wenn wir in Finsternis wandeln,
Und an das weichende Rohr nur unserer Tröstung uns lehnen.

Ebd. Mitten in den Blumen der glücklichen Welt ein heulender Abbadona. — Die Person des bereuenden Teufels Abbadona aus Klopstocks Messias ist bekannt. Vgl. zu unserer Stelle besonders Mess. Bd. I S. 70 (Abbadona):

Und nun steh' ich da, verfinstert, verworfen, ein Abscheu
Dieser herlichen Welt.

Ebd. O all ihr Elysiumsscenen meiner Kindheit! — werdet ihr nimmer zurückkehren — nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Busen kühlen? — Mess. Bd. I S. 80:

Die heilige Ruhe
Eilte, gesandt von Gott, vom Allerheiligsten Gottes
Nieder in stillen Düften auf ihn, und kühlendem Säuseln.

Act IV Sc. 4. Amalia: Hier, wo Sie stehen, stand er tausendmal — und neben ihm die, die neben ihm Himmel und Erde vergasz. Vgl. Act III Sc. 1 (Amaliens Lied Str. 4):

Seele rann in Seele — Erd' und Himmel schwammen
Wie zerronnen, um die Liebenden.

Mess. Bd. II S. 177:

Könnt' ich's euch stammeln! Um mich vergiengen Himmel und Erde!

'An den Erlöser':

Erschütterung des Innersten, dasz Himmel und Erde mir schwanden!

Ebd. Moor: Ewigkeit heiszt ihr Name. — Mess. Bd. I S. 184:

Ewigkeit heiszet sein Masz, sein erster Feirer Messias!

Act IV Sc. 5 (Römergesang Str. 2):

Tibersohn, von wannen deine Reise?
Dauert noch die Siebenhügelstadt?

'Die sieben Hügel' für 'Rom' ist ein Klopstock sehr geläufiger Ausdruck. 'Wingolf. Erstes Lied':

Liebling der sanften Hlyn,
Wo bliebst du? kommst du von dem begeisternden
Achäerhämus? oder kommst du
Von den unsterblichen sieben Hügeln?

'Die beiden Musen':

Bin ich es nicht, die schon
Mit der an Thermopyl gestritten
Und mit der hohen der sieben Hügel?

Mess. Bd. I S. 110:

Das, in der Waffen Sturm, die schrecklichen sieben Hügel
Nicht zu erschüttern vermochten.

Bd. III S. 174:

Bist du vom Capitol, dem schrecklichsten Hügel der sieben?

Ebd. Str. 3:

Auf Philippi's eisernem Altare
Raucht der Freiheit letztes Opferblut.

Wenn anzunehmen wäre, dasz dem Dichter, vielleicht aus den Vorlesungen des Professor Nast, Aeschylus bekannt gewesen wäre, so könnte man an einen Ausdruck in den 'Persern' erinnern, wo Salamis 'der blutgetränkte Opferkuchen der Freiheit' genannt wird. Zu dem Ausdruck 'eisern' vgl. Schillers 'Schlacht' Str. 1:

Zum wilden eisernen Würfelspiel
Streckt sich unabsehlich das Gefilde.

'Graf Eberhard' Str. 3:

Und auch sein Bub, der Ulerich,
War gern, wo's eisern klang.

'Elegie auf den Tod eines Jünglings' (Viehoff, Schillers Gedichte I S. 179):

Frisch, wie Rosz im Eisenklang sich brüstet.

(Boas, Schillers Jugendjahre I S. 221, und Düntzer, Schillers Gedichte I S. 70, lesen hier: 'Eisenglanz'. Sollte Düntzer nicht den ersten Druck eingesehen, sondern aus Boas geschöpft haben, so würde ich Viehoffs Lesart wegen der vorher citierten Stelle für die richtige halten. Vgl. jedoch Hiob 39, 21—23: Es (das Rosz) strampfet auf den Boden und ist freudig mit Kraft, es ziehet aus den Geharnischten entgegen. Es spottet der Furcht und erschrickt nicht und fliehet vor dem Schwert nicht, Wenn gleich wider dasselbe klinget der Köcher, und glänzen beide, Spiesz und Lanze.) Klopstock, 'der Lehrling der Griechen':

Den ruft, stolz auf den Lorbeerkranz,
Welcher vom Fluche des Volks welkt, der Eroberer
In das eiserne Feld umsonst.

'Friedrich der Fünfte':

Lockt mit Silbergetön ihn die Unsterblichkeit
In das eiserne Feld umsonst.

Mess. Bd. I S. 135:

Schon ertönen ihm süsz in dem Ohre des eisernen Feldes
Dumpfe Gewitter!

Schillers 'Melancholie. An Laura.' Str. 4:

Heulten tausend Schlachten fürchterlich.
In den eisernen Fluren
Suche ihre Spuren!

Ebd. Str. 5. Brutus:

Vater, halt! — Im ganzen Sonnenreiche
Hab' ich Einen nur gekannt,
Der dem groszen Cäsar gleiche;
Diesen Einen hast du Sohn genannt.
Nur ein Cäsar mochte Rom verderben,
Nur nicht Brutus mochte Cäsar stehn:
Wo ein Brutus lebt, musz Cäsar sterben;
Geh du linkwärts, lasz mich rechtwärts gehn.

Klopstock, 'Delphi', Str. 8:

Denn wen nannt' ich! so grosz war Cäsar,
Dasz er nur Brutus nicht glich!

Ebd. Wenn du mir irgend einen eingeäscherten Weltkreis allein lieszest, den du aus deinen Augen verbannt hast, wo die einsame Nacht und die ewige Wüste meine Aussichten sind? — Ich würde dann die schweigende Oede mit meinen Phantasieen bevölkern und hätte die Ewigkeit zur Musze, das verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern. — Mess. Bd. I S. 67 (Adramelech zu Abbadona):

Entfleuch in die Leere!
Lasz dir da vom Allmächtigen Reiche des Jammers erschaffen!
Bringe da die Unsterblichkeit zu!

S. 72: — — Ein irrender Weltkreis
Näherte sich, schon dampft' er, und schon war ihm sein Gericht nah'.
Auf den stürzte sich Abbadona, mit ihm zu vergehen.

Vgl. Schillers 'Freundschaft' Str. 7:

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine
Und umarmend küszt' ich sie,
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug, der süszen Sympathie.

Ebd. D. a. Moor: Wenn du ein Mensch bist und ein menschliches Herz hast. Mess. Bd. II S. 21:

O wenn es wäre, was viele der Mütter
Von dir, Portia, sagen, dasz du ein menschliches Herz hast.

Act V Sc. 1. Fr. Moor: Da war mir's, als hört' ich meinen Namen zuerst genannt aus den Wettern des Berges. — Mess. Bd. I S. 46:

Gottes Schrecknisse giengen nicht mehr, mit dem Rauschen Euphrates,
Ihm in Wettern vorüber, als wären's des Sinai Wetter.

Ebd. Pastor Moser: Dieser allwissende Gott braucht sich nicht durch den Mund des Staubes zu rechtfertigen. — Dasz 'Staub' für 'Mensch' Klopstockisch ist, bemerkt Düntzer, Schillers Gedichte I S. 5. Vgl. Mess. Bd. I S. 218:

Diesen Gebornen
Aus der Erde, den Staub, den sterblichen Sünder seit gestern.

Bd. II S. 103:

Ich soll ihn mit feierlicher Würdigkeit singen,
Und ich bin Staub.

Lessings 'Nathan' III 3. Saladin:

Ich Staub? ich Nichts?
O Gott!

Act V Sc. 2. D. a. Moor: Aber er liegt schon fern im engen Hause, schläft schon den eisernen Schlaf. — Mess. Bd. I S. 211:

Schlaf dort,
Dort den eisernen Schlaf.

Bd. III S. 53:

Aber die himmlische Schwester schlief den eisernen Schlaf fort.

Ebd. Aber der im Himmel sprach: Es soll nicht sein. — Mess. Bd. III S. 37: Wie der in dem Himmel von ihm zeugt.

Vgl. IV 1 Moser: Darum winseln auch die Geister des Abgrunds, aber der im Himmel schüttelt das Haupt.

ERFURT. BOXBERGER.

8.

VORTRAG ÜBER DAS NIBELUNGENLIED UND DIE DEUTSCHE HELDENSAGE

AM 16 JANUAR 1867 IN DARMSTADT GEHALTEN.[1]

Hochgeehrte Versammlung!

Das Nibelungenlied, von aller deutschen Poesie die deutscheste, ist erst zur Zeit der Fremdherschaft bei uns recht in Umlauf gesetzt worden. Es war im Jahre 1814, da Max von Schenkendorf in seinem herlichsten Gedichte den Rhein ausrufen liesz:

O meine hohe Zeit!
Mein goldner Lebenstag!
Als noch in Herlichkeit
Mein Deutschland vor mir lag
Und auf und ab am Ufer wallten
Die stolzen adligen Gestalten,
Die Helden, weit und breit geehrt
Durch ihre Tugend und ihr Schwert!

Es war ein frommes Blut
In ferner Riesenzeit
Voll kühnem Leuenmut,
Und mild als eine Maid.
Man singt es noch in späten Tagen,
Wie den erschlug der arge Hagen.
Was ihn zu solcher That gelenkt,
In meinem Bette liegt's versenkt.

Seitdem dieses fromme Glockengeläute erklang, ist weder die Liebe zu den Nibelungen, noch die Bemühung um ihr Verständnis bei uns jemals erkaltet. Dennoch fehlt es nicht an Ungläubigen oder Lauen, welche, durch geschmeidigere Formen des Schönen verwöhnt, von dem Fremdartigen, was Gegenstand, Sprache und Behandlung für sie haben, sich abgestoszen fühlen. Es ist darum wol gut, in öffentlichen Vorträgen wieder und wieder daran zu erinnern, welch ein Kleinod uns in so

1) Die eingelegten Eddaverse sind von Simrock, die Stellen aus dem Nibelungenlied von mir übersetzt. F. Z.

schlichter Fassung sich anbietet. Auch ich entschlosz mich, meine geringe Kraft an diese Aufgabe zu setzen und mit Wenigem den Werth und Charakter des Nibelungenliedes zu besprechen. Es sind anspruchslose Randbemerkungen zu dem am Ende doch 'incommensurablen und dem Verstande unfaszbaren' Gedichte, und ich begleite sie nur mit dem einzigen Wunsche, dasz sie hier und da alte Liebe bestätigen oder neue anfachen mögen. Da jedoch die Nibelungen nicht am Eingang des deutschen Volksepos stehen, sondern der Inbegriff und Abschlusz eines vielhundertjährigen Entwicklungsprocesses unserer Heldensage und Heldendichtung sind, so scheint es mir schon für die ästhetische Verständigung unerläszlich, dasz ich zuvor einen Blick auf die Heldensage werfe. Ich wähle aus dem weiträumigen Gebiete eine Haupterscheinung heraus, indem ich ein sehr verjüngtes Bild der skandinavischen Sigurd- und Niflunga-Sage zur Vergleichung mit dem Nibelungenlied aufstelle.

Bei den phantasiereichsten Völkern der indogermanischen oder arischen Familie existieren aus unvordenklichem Altertum umfassende, vielverzweigte Heldensagen, welche aus der Naturreligion entsproszt und zu Göttermythen erwachsen, weiterhin geschichtliche Elemente in sich aufgenommen und, von einer sich fortbildenden Tradition wie von Volkssängern gehegt, sich erst spät zu organischen Körpern ausgestaltet haben. An diesen Sagen und Epen besitzen wir gleichsam ideale Abbilder der heroischen Vorzeit, welche von den Genien des indischen, iranischen, griechischen und germanischen Volkes in freigeschaffenen Begebenheiten gegeben sind[2]), so zwar, dasz ihre nahe Verwandtschaft, welche auf anderen Gebieten menschlicher Entwicklung, Sprache, Religion, Staats- und Rechtsordnung, Familienleben und dgl., so lebhaft überrascht, nicht minder an vielen Zügen des Epos sich in nicht abzuweisender Bestimmtheit dem Betrachter aufdrängt. Inwiefern nun das Nibelungenlied stofflich auf diese dunklen Tiefen des Ursprungs zurückweist, das gehört nicht hierher, wol aber der Umstand, dasz die Nibelungensage als Gemeingut allen germanischen Volksstämmen angehört. Wahrlich ein unschätzbares Gut! Denn es hat diese Sage, was Hoheit der Anschauung, Mächtigkeit und Innigkeit des Gemütes und echten Zauber poetischer Ideen betrifft, kaum an der griechischen Mythe, sonst aber an keiner Sage der Welt ihres Gleichen. Sie liegt hauptsächlich in zwei Formationen vor, einer älteren des Nordens und einer jüngeren des Südens. Trotzdem gilt es heutzutage für ausgemacht, dasz sie im deutschen Mutterland ihre wahre Heimat hat. Tief in das religiöse und sittliche Leben des deutschen Heidentums eingewurzelt wie sie ist, verlieren sich ihre problematischen Anfänge bis in eine unbestimmbare Zeitferne hinein. Aus mythischen Bestandteilen und Göttergeschichten hervorgegangen, entfaltete sie ihren heldenhaften Charakter wol zumeist unter Einwirkung der Völkerwande-

2) Dies und einiges andere in Theorie und Geschichte des Epos Einschlagende, das mein Vortrag berührt, ist genauer in meiner Schrift 'über den Begriff des Epos' (Darmstadt 1848) erörtert. Indem ich darauf verweise, bemerke ich doch, dasz ich manche dort aufgestellte Ansicht nicht mehr festhalte.

rung und fixierte sich wahrscheinlich gegen die Mitte des 5n Jahrhunderts, also in einer Zeit des noch unverkümmerten Heidentumes. In dieser ursprünglichen Zusammenfassung — es wird sogar vermutet, als wirkliches Epos — wanderte sie sodann während des 6n Jahrhunderts zu den skandinavischen Völkern, welche sie mit ihrem kolossalen Dichterschwunge forttrugen, und wenn sie ihr auch den Stempel einer wilderen Natur aufdrückten, sie doch ungetrübter bewahrten, als dies im Stammlande möglich war, weil sie selbst dem Heidentume noch Jahrhunderte lang aufs Zäheste anhingen. Als Freiheit und alter Glaube nach Island flüchteten, sammelte man dort die Früchte einer überaus reichen Sagenpoesie. Es sind hauptsächlich die Heldenlieder der älteren und die Prosaerzählung der jüngeren Edda, sowie die prosaische Völsungasaga (so genannt vom Geschlechte der Völsungen, welchem Sigurd, der nordische Siegfried, entstammte), endlich die gleichfalls prosaische Vilkina-, besser Thidreksaga, die ihren Namen von Dietrich von Bern führt und nach ihrem eignen Zeugnis aus sächsischen Liedern und mündlichen Berichten geschöpft hat. Alle stimmen mit dem Nibelungenliede in so vielen Einzelheiten überein, dasz, wenn man die gewisse Herkunft der Dietrichsage hinzunimmt, an der deutschen Abkunft der Nibelungensage kein Zweifel bleibt. Als die Blütezeit vorüber war, lebte die Heldensage im Norden noch als Märchen und Lied fort, und jetzt noch wird sie auf den Färöerinseln zum Tanze gesungen.[3]) Von dem Continent nahmen sie die Angelsachsen nach der britischen Insel mit. In Deutschland selbst zeigen sich ihre Spuren bereits im 6n Jahrh. Von da läuft eine sehr lange Reihe von Zeugnissen ihres lebendigen Daseins bis in das 17e Jahrh., wie denn im 16n Hans Sachs und Fischart genau mit ihr vertraut sind.[4]) Von lateinischen und deutschen Dichtern behandelt, müste sie schon vor dem Nibelungenlied in vielen Dichtungen vorliegen, wenn nicht leider das Meiste verloren gegangen wäre. Ein um so freundlicherer Stern hat über den epischen Productionen vom 11n oder 12n Jahrh. an gewaltet. Wir sind nun doch im Stande, unsere Heldensage von vielen Seiten und in den Hauptmomenten ihres geschichtlichen Fortganges kennen zu lernen.

Es bestehen sehr eingreifende Unterschiede zwischen dem Inhalte des Nibelungenliedes und der altnordischen Heldenpoesie. Um sie ins Licht zu setzen, gebe ich einen Abrisz der letzteren. Ich ignoriere der Kürze wegen die Thidreksaga, welche eigentümlich für sich dasteht, während die beiden Edden und das Volksbuch von den Völsungen im Groszen und Ganzen zusammenklingen. Dieses dichtgewobene Sagenwerk des Nordens gehört zum Kühnsten und Grandiosesten, was irgend die Poesie hervorgebracht hat. Die wortkarge, gedankenschwere, abgerissene Manier der Eddalieder, welche nur einzelne Puncte beleuchtet und das Uebrige der Phantasie anheimgibt, die fast durchgängige Einkleidung in Gespräch, mit samt den gigantischen Metaphern und räthselähnlichen Umschreibun-

---

3) Die deutsche Heldensage und ihre Heimat von August Raszmann (Hannover 1857/58) liefert die nordischen Hauptsagen in Uebersetzung.
4) Siehe W. Grimms deutsche Heldensage (Göttingen 1829).

gen, die granitfeste Sprödigkeit der Sprache, das Alles paszt in das Uebermenschliche der hier auftretenden Geschicke. Keine ruhige Freude ist in diesen Regionen zu gewinnen. Finstere Naturmächte des Gemütes, Hasz, Tücke, Eifersucht, Grausamkeit und Schadenfreude werfen darüber ihre breiten Schatten. Aber daneben sind die Lieder doch voll von Stimmen der Wahrheit, Herzenseinfalt und Seelengrösze, selbst der weichsten Innigkeit und einer träumerischen Vertiefung in die keuscheste Liebe. Nichts fesselt mehr an sie als diese Liebe, die stark und treu ist wie der Tod, unergründlich wie die See, heisz wie das Feuer, aber ohne Unreinheit der Sinne. Götterverwandt, mit Götterkräften begabt steht im Vordergrunde Sigurd als ein dem Tode geweihter Geist des Lichtes, der Güte, des freundlichsten Heldentumes, und Brynhilt als Weib vom geschlossensten und kühnsten Charakter, für den Einen ganz Liebe und Treue, reich an Weisheit und Thaten, aber dabei überstark, in die Notwendigkeit des éinen Gefühls verstrickt bis zum Verbrechen. Die Geschichte dieses Paares ist ein Epos, innerlich, wenn auch nicht nach auszen fertig, und anderseits eine erhabene Tragödie. Der Mann, der ihr als Künstler gerecht sein wollte, müszte von Shakspeares Odem durchhaucht sein. An Festigkeit der Fügung übertrifft, wie gesagt, die ältere Sage überhaupt noch ihre jüngere Schwester, die Fabel des Nibelungenliedes. Ein auf dem Golde der unterirdischen Mächte lastender Fluch ist der Alles durchzuckende und bei jedem neuen Besitzer des Goldes neu aufblitzende Gedanke. Bis zu den Göttern hinauflangend und sich von da über die Erde bis zum Verschwinden des Goldes, ja darüber hinaus erstreckend enthüllt er leicht einen nicht blosz mythischen, sondern zugleich innerlich religiösen und sittlichen Sinn. Neben ihm greift eine Zeit lang Odhin sichtbar-geheimnisvoll ein, bis er plötzlich ausbleibt und die finstre Macht für sich gewähren läszt, im Hintergrund das kalte, grundheidnische Weltschicksal. Eine Art von Gegenwirkung üben wol die von Anfang bis zu Ende wie Stimmen der Rettung einfallenden Weissagungen, Träume und Ahnungen; aber sie können, wie Raszmann bemerkt, die Gewalt des Fluches nicht aufhalten, vielmehr ruft jede Erfüllung derselben nur die Ueberzeugung von einem unausweichlichen Geschicke hervor. Hinter dem Golde wühlen menschliche Leidenschaften wie eine Gespensterschaar nach. Unter ihnen fordert die Blutrache mit unbarmherziger Consequenz ihre Opfer als von dem Fluche unzertrennliches Motiv, dämonischer im ersten, entsetzlicher im zweiten Teile, der mit Brynhilts Tod eintritt. Demungeachtet erquickt die Heldenliebe und Heldentreue, wie sehr sie auch in dieser Umgebung befremden mag, das menschliche Gefühl und bleibt ihm unverlierbar, wenn Fluch und Tod mit dem Abscheuwürdigen auch das Schönste fortgemäht haben. Gleichwie alle deutsche Heldensage die deutsche Treue verherlicht, ja, noch mehr, wie alles Volksepos der indogermanischen Völker in der Treue sein heiligstes Leben[5]) hat, so ist Treue auch das Herz der Bryn-

5) Ich wage also noch viel weiter zu gehen als Holtzmann, welcher vor der Ausgabe des Wolfdieterich S. IV bemerkt: 'Das Gedicht

hiltsage. Wiewol nun das Nibelungenlied dieses Motiv vielseitiger verwerthet, so gibt ihm doch auch die Poesie des Nordens eine hochernste Bedeutung, und das mit einer oft an Shakspeare streifenden genialen Nacktheit der Gefühle und einem frappanten Verständnis für die Wunder der Liebe. Diese Treue, die ohne Befriedigung der Sehnsucht nur von sich selbst lebt, ist in Sigurd mit soviel zarter Scheu, soviel Entsagung, Selbstlosigkeit und Opferfähigkeit verbunden, dasz er zur anteilwürdigsten Person der ganzen Sage wird. In Brynhilt, die noch grӧszer als Sigurd angelegt ist, wirkt die Treue als verzehrendes Feuer, weil dieser reichen und hochgeschwungenen Seele das sittliche Masz Sigurds und die Demut, des Weibes schönstes Juwel, abgeht; eine einzig herliche Frau, wie sie ist, trägt sie eben an dem dämonischen Hinausragen über das Weibliche den Feind in sich selber. Die düstere Schönheit der Sage vollendet sich in der wunderbar kühnen Katastrophe, wo Brynhilts Treue das Leben, das sie gelebt, nur für ein Schattenspiel erachtet und zu ihrer Bewährung die Pforten des Todes durchdringt, ja am Ende ohne Reue und Bruch des Bewustseins in das Jenseits eintritt. In dem ganzen Geflechte ihrer Leidenschaft waltet eine unsträfliche Wahrheit und Fein-

---

ist, wie alle deutsche Heldensage, eine Verherlichung der deutschen Treue, der Treue in der Freundschaft und im Verhältnis des Fürsten und des freien Dienstmannen.' Ich erinnere nur an Einiges. Bei den Hindu drehen sich um die Gattentreue die Sagen von Damajanti und Sawitri. Firdusis Schahnameh verherlicht die Mannentreue Rusthms, die kindliche Treue Suhrabs, die Treue gegen Gott in Key-Chosrews Verschwinden u. s. f. In der Iliade tritt die Treue der Freundschaft einzig grosz und wahr hervor, und die Oekonomie der Dichtung ist von ihr bestimmt; die Gattentreue veranschaulicht sich in Hektor und Andromache, gegenüber dem untreuen Paare, Helena und Paris; Treue der Gastfreundschaft in Diomedes und Glaukos u. s. f. Dem deutschen Treue-Bewustsein unserer Sage liegt die Odyssee noch näher; denn hier prägt sich die gegenseitige Treue des Herrn und der Mannen energischer aus. Aber der schönste Schmuck des Odysseus ist überhaupt die Treue, die er als väterlich sorgender König, als Gatte, Sohn, Freund in seinen Verhältnissen zum Vaterlande und zu den Nahestehenden im Einzelnen bis zum Hunde Argos übt. Und wie er Treue gibt, so empfängt er von den Guten Treue. Wie lauter bewahrt sie ihm Eumäos! Wehmut ergreift uns, wenn wir Vater und Mutter aus Sehnsucht um ihn verkümmern sehen; im mildesten Lichte der Dichtung leuchtet das Bild der treuen Penelope u. s. f. Es wäre leicht dieses Verzeichnis fortzuführen. So ist ein rechtes Kernlied von Treue der ganze Beowulf (man denke nur an die Klage, welche Wiglaf, Weochstans Sohn, in Beowulfs Todesnot erhebt). Wer liest ferner im Wolfdieterich ohne Rührung, wie dieser für seine Mannen betet, und wie Berchtung mit den Söhnen sich für ihn opfert? oder von der Treue Gudruns? oder von dem guten König Ruother, der seinen Mannen ins Elend nachzieht? u. s. f. Dies geht nach der Zeit des deutschen Volksepos in Märchen und Volksbüchern weiter. Das deutsche Kunstepos folgt in seiner besten Erscheinung demselben Zuge; denn in der Erziehung des Parcival durch das Leben handelt es sich wesentlich um die Treue gegen Gott und die Gattin und sich selbst. Auch das erhabenste Denkmal treuer, weltüberwindender Liebe, die divina commedia, darf ich in diesem Zusammenhange nennen, da sie in mehr als éinem Betrachte ein Epos ist.

heit der psychologischen Begründung. Doch hat die Brynhiltsage etwas Eigensinniges, Unerlöstes; sie gleicht der versteinerten Niobe, deren Thränen auch versteinern. Aus den vorhin genannten Quellen ergibt sich nun folgender Verlauf:

Als einst die drei Asen Odhin, Loki und Hönir die Welt durchzogen, kamen sie bei einem Wasserfall dazu, wie eine Otter eben einen gefangenen Lachs verzehrte. Loki, der böse Gott, traf die Otter mit einem Stein am Kopfe, worauf sie die beiden Thiere mitnahmen. Darauf kehrten sie bei Hreidmar, einem zauberkundigen Bauer, ein. Dieser, von seinen Söhnen Fafnir und Regin unterstützt, bindet die Asen, weil sie ihm in der Otter den dritten Sohn erschlagen haben. Die Asen bieten Lösegeld, und Hreidmar bedingt sich aus, dasz sie den Otterbalg mit Gold anfüllen, mit Gold auszen zudecken. Da geht Loki nach Schwarzalfenheim und zwingt den Zwerg Andvari, der als Hecht im Wasser schwimmt, alles Gold aus der Felskluft herzugeben. Der Zwerg sucht zwar einen Ring zu verstecken; aber Loki gewahrt es und nimmt ihn auch mit fort. Da spricht der Zwerg (auch Gustr genannt):

Nun soll das Gold, das Gustr hatte,
Zweien Brüdern das Ende bringen
Und der Edelinge acht verderben.
Mein Gold soll Keinem zu Gute kommen.

Darauf gab Odhin dem Hreidmar zwar das Gold, aber den Ring enthielt er ihm vor. Als er jedoch den Balg mit Gold gefüllt und eingehüllt hatte, sah der Bauer ein einziges Barthaar hervorschimmern, und Odhin muste es nun mit dem Ring zudecken. Von nun an fordert der Fluch fort und fort Opfer. Fafnir durchbohrt den schlafenden Vater, welcher mit den Söhnen nicht teilen gewollt hat. Alsdann dringt Regin auf Teilung; aber Fafnir verjagt ihn, fährt auf die Gnitaheide und legt sich als Schlange über das Gold. Um es zu gewinnen, holt sich Regin den jungen Sigurd, des gefallenen Hunnen-Königs Sigmund Sohn, welcher beim Könige Hialprek aufwächst. Als Schmied dem Könige dienend unterwies Regin den Sigurd und reizte ihn nach dem Fafnirgold. Auf dem Rosse Grani, das ihm Odhin (als alter Mann erscheinend) ausgesucht, und mit dem Wunderschwerte Gram, das ihm Regin geschmiedet hat, zieht Sigurd aus. Erst sucht er seiner Mutter Bruder, den Gripnir auf und läszt sich seine ganze Zukunft enthüllen. Eines frühen Todes gewis, aber auch mit der Aussicht, sich zu keiner Unthat zu erniedrigen, sondern unvergänglichen Ruhm nachzulassen, zieht der Held fröhlich fort. Noch liegt seinem Vorhaben ein Stück Arbeit im Wege: er hat den Vater an den Hundingsöhnen zu rächen. Es ist glücklich geendigt, mit sichtbarer Gunstbezeigung Odhins, und nun unternimmt er die Fahrt nach der Gnitaheide. Von Regin hingeleitet, dann allein gelassen, höhlte er sich eine Grube und setzte sich hinein. Wie nun Fafnir darüber hinwegkriechen wollte, durchstiesz er ihn mit dem Schwerte von unten. Der Sterbende hielt mit ihm noch ein Zwiegespräch und verkündete aufs Neue den Fluch:

Das gellende Gold, der glutrothe Schatz,
Die rothen Ringe verderben dich.

Und das Zweite:

Regin verrieth mich, auch dich verräth er,
Er bringt uns Beiden den Tod.

Als er ausgeathmet hatte, kam Regin zurück, gebot Sigurd ihm Fafnirs Herz zu braten und legte sich schlafen. Als er aber den siedenden Saft am Finger versuchte, so verstand er die auf den Bäumen sitzenden Adlerinnen, die ihn vor des Schmiedes Tücke warnten. Ihrem Rathe folgend erschlug er diesen, asz Fafnirs Herz selbst, trank sein und Regins Blut und belastete sein Graurosz mit dem Golde.

Hierauf ritt er südwärts nach Frankenland. Da leuchtete auf einem Berge himmelan ein Feuer. Als er furchtlos nahte, stand eine von Schilden umzeltete Burg da. Er trat hinein und fand einen Mann in voller Rüstung eingeschlafen; wie er aber diesem den Helm abnahm, so war es ein Weib. Er sprengte den wie festgewachsenen Panzer mit dem Schwert, da schlug sie die Augen auf. Er setzte sich zu ihr, nannte seinen Namen und fragte sie nach dem ihrigen. Da reichte sie ihm Meth als Minnetrank, grüszte betend den Tag, nannte sich Sigurdrifa und erzählte ihr Schicksal. Sie war eine Walküre und hatte sich zwölf Jahre alt dem jungen König Agnar zu Dienst verpflichten müssen. Darum gab sie, gegen den Befehl Odhins, ihres Gebieters, ihm den Sieg und sendete seinen Feind, den alten König Hialmgunnar, zur Hel. Zornentbrannt stach sie nun der Gott mit dem Schlafdorn, liesz Feuer um den Saal auflodern, entzog ihr die Siegesmacht und legte ihr auf, in die Ehe zu treten. Dagegen gelobte sie, keinen Mann zu genehmigen, der von Furcht wisse. Da Sigurd Weisheit begehrte, so unterwies ihn Brynhilt (dies war ihr eigentlicher Name) in den Runen und in guter Zucht. Da hatten sich die Herzen verstanden. Er sagte: 'Kein weiserer Mann als du, und das schwöre ich, dasz ich dich haben will; denn du bist nach meinem Sinn'; worauf sie erwiederte: 'Dich will ich am liebsten haben, hätte ich auch zu wählen unter allen Männern.' Und dies befestigten sie mit Eiden. Eine erhabene Grazie und heroische Unschuld liegt über dieser Scene. Bekanntlich hat sie sich im Märchen vom Dornröschen verjüngt.

Aber die mit aller Welt Mären vertraute und ins Verborgene schauende Schildjungfrau muste begreifen, dasz das Schicksal den Bund nicht billige. Die Lieder melden von keinem Brautstand; Dunkel liegt über dem, was sich zunächst zwischen Beiden begab. Wie sehr sie an einander hingen, läszt sich aus vereinzelten Lauten erschlieszen. Im Begriffe sich zu tödten sagt Brynhilt:

Nicht wollt' ich eines Andren Schätze,
Wollt' Einen lieben, nicht mehr als Einen:
Nicht wankelmütigen Sinns war die Maid.

Die Herzensunruhe Sigurds, dem sie sich entzog, wird in Girpirs Weissagung angedeutet:

Schier alle Freude führt dir dahin
Die schöne von Antlitz, die Heimir aufzieht.
Schlaf wirst du nicht schlafen, nicht schlichten und richten,
Die Männer meiden, du sähst denn die Maid.

Nur noch von einer einmaligen Begegnung wird erzählt. Es war, als

Sigurd von der Schildburg wegritt und in dem Hause Heimirs, des Schwagers von Brynhilt, bei dem sie aufgewachsen war, einkehrte. Lange lebte er dort, ohne zu erfahren, dasz sie wieder angekommen war und seine Heldenthaten in Gold stickte. Eines Tages setzte sich sein Falke auf ein Thurmfenster. Er kletterte nach und entdeckte die Verlobte, die ihm so herlich vorkam, dasz es ihm alle Kurzweil verleidete. Andern Tags trat er in ihre Kammer. Sie erklärte, als Verwandte und Freunde möchten sie zusammenleben; aber er werde die Gudrun heimführen. Doch siegte sein schmerzliches Dringen und sie verlobten sich abermals, worauf er seinen Thaten nachgieng.

Das Schicksal konnte zwar dem Sigurd seine Liebe nicht rauben, aber es umnachtete ihm die Besinnung ohne sein Verschulden. Am Rhein hauste König Giuki mit seinen stolzen Söhnen Gunnar, Högni und Guttorm und der schönen Tochter Gudrun, welche ihm sein zauberkundiges Weib Grimhilt geboren hatte. Schon ehe Gudrun den Sigurd sah, träumte ihr, wie sie einem goldhaarigen Hirsch nachstrebte, Brynhilt aber vor ihren Knieen das Thier zerschosz. Eines Tages kehrte er dort ein und schlosz mit den Jünglingen Freundschaft. Die Mutter, nicht allein, weil er ein solcher Held war, sondern auch des Goldes wegen wünschte ihn zum Eidam. Weil sie ihn aber fest in seiner Liebe sah, gab sie ihm einst aus einem Horne zu trinken, und seitdem dachte er nicht mehr an die Brynhilt. Durch den Trank ist Sigurd dem Fluch unrettbar verfallen, Odhin erscheint nicht mehr, keine Weissagung warnt ihn. Dennoch wirkt auch jetzt eine dunkle Treue nach. Denn fünf Halbjahre vergehen, bevor ihm Gunnar Reich und Schwester anbieten mag und Gehör findet. Geschworene Brüderschaft und die Hochzeit verbanden die jungen Helden aufs innigste; Liebe, Freundschaft, Reichtum, Macht, Ruhm bekränzten das Haus, ein Sohn Sigmund ward geboren. Aber Alles risz der Fluch Andvaris zusammen, der so wenig als Brynhilts Liebe rostete.

Auf Grimhilts Anregung entschlosz sich Gunnar die Walküre zu freien. Von Sigurd begleitet hielt er bei ihrem Vater Budli in der Burg, wo sie damals hauste, an. Der Bruder Atli stimmte, von Furcht und Golddurst bewogen, zu und verstrickte sich dadurch selbst in den Fluch. Von Ahnung beängstigt verhiesz sich Brynhilt erst nach langem Weigern demjenigen, welcher das Rosz sammt dem Schatz durch die Waberlohe ritte. Wie nun Sigurd und Gunnar vor der Schildburg anlangen, so tauschen sie unter einander die Gestalten aus, Sigurd sprengt hinüber, das Feuer sinkt zusammen und er tritt in den Saal. Da sasz Brynhilt in Harnisch und Helm, in der Hand das Schwert, mit wogendem Gemüt, aber sie muste dem Manne, welcher sich Gunnar nannte, Wort halten. Hier verweilte der treue Gast drei Tage und Nächte und wahrte die Treupflicht gegen den Schwager. Wie grosz und lauter singt davon ein Lied[6]:

---

6) Das dritte Lied von Sigurd dem Fafnirstödter. Brynhilt selbst sagt im Lied von ihrer Todesfahrt:

Sigurd der südliche legte sein Schwert,
Die zierliche Waffe, mitten zwischen sie.
Er küszte nicht die Königin,
Der hunnische Held hob in den Arm sie nicht:
Dem Erben Giuki's gab er die junge.

Den Ring Andvaris, den er ihr einst gegeben, vertauschte er mit einem andern. Darauf ritt er zu Gunnar zurück, und sie nahmen die vorige Gestalt wieder an. — Die Hochzeitfeier war zu Ende, da dämmerte ein Licht in Sigurd, er gedachte der Eide, die er mit Brynhilt hatte, und doch hielt er sich ruhig. Auch Brynhilt durchschaute den Betrug ('lange schwieg ich über den Harm, der mir in der Brust wohnte', sagt sie später); ja schon damals war es ihr schwer zu Mute gewesen, als der eintretende Gunnar sie mit Sigurds Augen anleuchtete; aber — so seufzt sie, die Freudlosigkeit ihres Lebens zusammenfassend — ich konnt' es nicht einsehen vor der Hülle, die stets auf meinem Glücke lag. Anders ward Sigurds milde Seele bewegt. 'Stets, wenn ich meines Geistes achtete, so härmte ich mich, dasz du nicht mein Weib warst; aber ich überwand mich, und doch hatte ich meine Wonne daran, dasz wir alle beisammen waren.' Das heimlich gehaltene Feuer, unsanft von Auszen geweckt, schlug auf. Eines Tages, als beide Schwägerinnen am Rheine sich die Haare wuschen, rühmte sich Brynhilt, offenbar absichtlich herausfordernd, mit Hoffahrt ihres Gatten: 'Mein Mann ritt durchs Feuer, aber der deine war Knecht Hialpreks'. Dem entgegnete Gudrun, vom Streit fortgerissen: 'Nein, er ist dein erster Mann, erschlug den Fafnir, durchritt die Waberlohe und nahm dir diesen Ring ab', und sie hielt ihr den Ring Andvaris hin. Brynhilt erkannte ihn, ward todtbleich und sprach am Abende kein Wort mehr. Die Walküre brütete über einem groszen Anschlag, nicht über Untreue — denn eher will sie das Leben lassen, als König Gunnar betrügen — nein, sie sinnt auf Mord. Hier zeigt sich ein schuldiger Fleck an Sigurds reiner Seele; denn durch Ausplaudern des Geheimnisses gegen die Gattin hat er Brynhilts weibliche Ehre gekränkt, noch mehr, er hat dadurch den Eid gebrochen. Diese Zurechenbarkeit schlieszt übrigens nicht aus, dasz im Grunde das Fafnirgold ihn ins Verderben stürzt.

Abends sasz Brynhilt allein drauszen und sprach mit sich; oft auch gieng sie mit ihren bösen Gedanken über Eis und Gletscher fort. Endlich hielt sie's nicht aus, trat vor Gunnar und drohte sein Haus zu verlassen und des Lebens Rest bei ihren Verwandten zu durchschlafen, wenn er dee Sigurd nicht sterben lasse, mit ihm den Sohn. Nachdem er den ganzen Tag geschwankt hatte, fragte er den Högni, ob er ihm helfen wolle das Rheingold zu rauben. Der stiesz den heillosen Antrag von sich um Eid und Treue willen. Als aber Gunnar den Guttorm, der ja nicht geschworen habe, aufzustacheln vorschlug, schwieg Högni dazu. Und schauerlich kurz singt ein Lied:

Wir lagen mit Lust auf Einem Lager,
Als ob er mein Bruder geboren wäre.
Keiner von Beiden konnt' um den Andern
In acht Nächten die Arme fügen.

Leicht aufzureizen war der Uebermütige:
Bald stand dem Sigurd das Schwert im Herzen.

Guttorm erschlug den Sigurd im Bette, an der Seite der eingeschlummerten Gattin (ursprüngliche Sage, wie es scheint). Dem fliehenden Meuchelmörder warf der Todwunde seinen Speer nach und spaltete ihn, dasz er nach zwei Seiten auseinanderfiel. Beim Erwachen sah Gudrun neben sich den Gatten in seinem Blute schwimmen. Nur noch wenige Worte und er starb ihr in den Armen. Da schlug sie so heftig die Hände zusammen, dasz die Gänse auf dem Hofe hell aufkreischten. Aber Brynhilt lachte aus ganzem Herzen. Dann sasz Gudrun im Fürstensaal ohne Thränen, dieweil eine hohe Frau um die andre ihr eignes herzzerreiszendes Leid erzählte, um sie zu erweichen. Niemand tröstete sie, bis eine Tochter Giukis die Linderung fand, indem sie das Leintuch von der Leiche hob und die Wange Sigurds an des Weibes Schosz kehrte. Da stürzte ihr ein Regenstrom von Thränen über das Kleid und sie stöhnte: 'Nun bin ich so geringe, wie oft im Baumsturme das Laub.' Einfältig und grosz hebt sich in diesen Scenen die weichmütigere Gudrun vor der im Rachegenusz verwilderten Brynhilt ab. Aber auch ihr edleres Selbst taucht wieder und wieder herauf. Es überkommt sie ein sanfteres Gefühl, womit sie sich der Gudrun nähern will. Der Grimm gegen Sigurd ist in greuelvollem Blut ausgelöscht, nur die urmächtige Liebe zu ihm ist übrig, und diese zieht die Mörderin ihm nach in den Tod. Im Grunde hat sie nur darum ihren Sigurd hinabgesandt, um den Lebensbund mit ihm, welcher auf Erden den Todeskeim im Entstehen nährte, da unten zur Wirklichkeit zu machen. Mit hoher Ruhe thut sie nun ihre letzten Schritte. Unerschütterlich in ihrem Entschlusz zu sterben verteilt sie ihre Schätze, legt den Goldpanzer an und durchsticht sich mit dem Dolche. Während der Tod herandringt, weissagt sie noch das Leid, welches Gudrun verursachen werde, und Gudruns eigne wehvolle Zukunft. Dann ordnet sie an, dasz sie neben Sigurd und Sigurds Sohn, den sie gleichfalls hatte erschlagen lassen, auf éinem Scheiterhaufen verbrannt werde; zwischen den Verlobten solle das Schwert liegen. So geschah es. Der erste Teil der nordischen Sage schlieszt mit Brynhilts Fahrt nach Helheim, wo sie, von einer scheltenden Riesin vor deren Hof angehalten, ihre Vertheidigung führt und sie dann mit dem hochherzigen Worte abfertigt: 'Wir Beide, Sigurd und ich, werden unser Leben zusammen beendigen, versinke, du Riesenbrut.'

Wenn die Dichtung von Brynhilt voll hochpoetischer Ideen ist, gegen welche Siegfrieds Leben im Nibelungenlied sich fast nüchtern ausnimmt, so ist meines Erachtens der zweite Teil des letzteren dem zweiten der älteren Sage weitaus überlegen. Was hier weiter folgt, die Sage von den Niflungen, ist wol mit starker Phantasie, die mitunter sehr poetische Griffe thut, erfunden, aber durch Barbarei und Greuelmalerei zurückschreckend, ohne dasz die Reinigung durch einen idealen Grundton erfolgt. Ich darf den Inhalt nur mit ein paar Worten skizziren. Nach Sigurds Ermordung bemächtigten sich Gunnar und Högni alles Fafnirgoldes, Gudrun gieng in die Fremde. Als Brynhilt sich den Tod gab, ver-

feindete sich Atli mit den Brüdern, denen er ihren Untergang beimasz. Zur Versöhnung erboten sie sich, ihm die Verwittwete in die Ehe zu geben. Sie näherten sich darum der Schwester, aber noch mehr wirkte ein Zauberbecher Grimhildens, aus dem sie kaum getrunken hatte, als ihr Sigurds Worte aus dem Sinn kamen. Beklemmt von fürchterlichen Ahnungen, gab sie endlich den auf sie eindringenden Verwandten nach. Auch Atli trat unter schauerlichen Vorzeichen in die Ehe. Unsegen für ihn zog mit Gudrun ein, niemals lachte ihm ihr Herz zu und unsanft war ihr Beisammensein. Um so fester hieng dieses Herz an den Brüdern, zumal an Högni, mit dem sie eine köstliche Jugendzeit verbracht hatte, wie sie denn später dem umgekommenen Liebling nachklagt: ‚Auf zog man uns Beide in éinem Hause, wir spielten manches Spiel und im Wald zog man uns auf, uns begabte Grimhilt mit Gold und Halsgeschmeide.' Nun aber kommen die Brüder an die Reihe, vom Fluche verschlungen zu werden, und Atli dazu, weil er mit feiger Hinterlist dem Golde nachtrachtet. Weil nemlich Gunnar und Högni allein wusten, wohin es gekommen war, so lud er sie durch Boten zu sich ein. In ihrer Angst gab diesen Gudrun warnende Runen mit und einen Goldring, an den sie ein Wolfshaar geknüpft hatte. Unterwegs veränderte der eine, Wingi, die Runen, so dasz sie sich in dem Sinne verstehen lieszen, als unterstützte Gudrun die Einladung. Als die Boten den Auftrag vorbrachten, berieth sich Gunnar mit Högni. Weder dieser, welcher die Warnung durch den Ring begriff, noch sonst Jemand stimmte für den Auszug. Da entlockte Wingi dem trunkenen König die Zusage. Vergebens wurde Högni von seinem Weibe Kostbera, welches die falschen Runenstäbe erkannte und auch durch Träume in Schrecken geriet, vergebens Gunnar von seiner Gattin Glamvör abgemahnt. Fünf Herren mit wenigem Gesinde traten die Reise an, nachdem sie das arge Gold in den Rhein versenkt hatten. Atli empfieng sie mit Kriegsmacht und unverblümtem Hasse. Er forderte Sigurds Schatz und auf Gunnars Weigerung drohte er mit Tod und Verderben. Wie der Kampf losbrach, eilte Gudrun um zu versöhnen herbei; als es aber mislang, stellte sie sich mit blankem Schwert zu den Freunden. Wie wunderbar mutig die Giukisöhne rangen, endlich unterlagen sie doch dem Gedränge. Erst wurde Gunnar überwältigt und festgenommen, dann Högni. Nun ergieng an Gunnar die Frage, ob er Freiheit und Leben mit Gold erkaufen wolle. Ehe das geschähe, verlangte er Högnis Herz in Händen zu haben. Man brachte ihm das Herz Hiallis, eines feigen Knechtes. Siehe! es schütterte auf der Schüssel! das konnte nicht Högnis Herz sein. Darauf liesz Högni sich unter Lachen s e i n Herz ausschneiden. Als dieses zu Gunnar gebracht ward, erkannte ers an seiner Ruhe als das echte Högniherz, und nun erklärte er, den Niflungenhort, um den nur er wisse, solle der König nicht anrühren. Gefesselt wie er war, liesz ihn Atli in einen Schlangengarten legen; aber heimlich sandte Gudrun dem Bruder eine Harfe. Dieser schlug sie mit den Zehen so wundervoll, dasz die Schlangen einschliefen, ausgenommen eine Natter, die ihn in die Brust bisz und sich dann an seine Leber hängte, bis er todt war. Bald darauf erschlug Gudrun in wahnsinniger Rachgier ihre Söhne von Atli, den E r z

und Eitil. Beim Mahl kredenzte sie ihrem Gatten den goldnen Kelch; dann sagte sie, er habe seiner Söhne Herzen mit Honig gegessen. Als er in der folgenden Nacht vom Trunke betäubt dalag, erdolchte sie ihn, von Högnis Sohne unterstützt. Den Saal aber steckte sie in Brand und übte so die Blutrache an denen, welche beim Tod ihrer Brüder beteiligt waren. Hiermit hört der mit dem Nibelungenliede parallel laufende Sagengang auf. Was die Sage von Gudruns ferneren Schicksalen gedichtet hat, das gehört nicht hierher.

Vergegenwärtigt man sich nun im Allgemeinen das viel spätere Nibelungenlied (es gehören ja die Eddalieder ins 6e bis zum 8n Jahrhundert), so springt die Uebereinstimmung mit der eben erzählten Sage auf vielen Puncten ungesucht hervor; aber ebenso augenfällig sehr wesentliche, zum Teil das Innerste alterierende Unterschiede. Erstlich löst sich dadurch, dasz in der Nibelungensage jener Fluch seine Bedeutung verloren hat (doch verspürt sich in der Wichtigkeit des Hortes und der Feierlichkeit, mit welcher dessen Erwähnung geschieht, die Nachwirkung), die uralte Grundidee auf. Sodann entweicht das Götterhafte, dessen die nordische Dichtung die Fülle hatte, mitsamt dem Hereinwirken Odhins, so dasz nur an einzelnen Persönlichkeiten, voraus an Siegfried und Brunhilt, ein dämonischer Rückstand verbleibt, desgleichen bei einzelnen Wendungen übermenschliche Mächte sichtbar werden. Empfindlicher ist es, dasz Brunhilt an Adel und Tiefe einbüszt, ihre Beziehung zu Siegfried verdämmert, während Kriemhilt (die nordische Gudrun hoch überragend) an ihre Stelle tritt. Auch sonst deckt sich das Nibelungenlied mit Namen, geographischen Verhältnissen und Ereignissen der älteren Sagenfassung nicht. So z. B. ist Högni äuszerlich und innerlich sehr verschieden von Hagen; Sigurd heiszt hunnischer Fürst am Rhein, im Nibelungenlied liegt das Hunnenland gen Osten und gehorcht dem Etzel, usw. Wichtiger ist die Umkehrung eines Hauptverhältnisses, insofern der Edda zufolge Atli den Niflungen den Tod bereitet, im Nibelungenliede hingegen Kriemhilt die Burgunder verdirbt; und insofern Gudrun den Brüdern zu Liebe die Blutrache an Mann und Kindern vollzieht, während Kriemhilt gerade den Gatten aus Treue an den Ihrigen rächt. In dieser Eintauschung des freien Principes gegen ein blosz natürliches, gegen 'blinde Naturnotwendigkeit' (und solche waltet auch in dem, was Sigurd wie Gudrun ihr Liebstes vergessen macht), noch weit mehr in der sittlichen Klarheit des Nibelungenliedes liegt ein Bruch mit dem germanischen Heidentum, und der rothe Faden der Blutrache ist zerrissen. Grandioser, fester geschlossen, nach einer Seite reicher war das Frühere, ob aber in Wahrheit poetischer, das fragt sich. Ich glaube, wer den Homer über Firdusi, den Sophokles über Aeschylos, den Raphael über Michel Angelo setzt, wird auch unsre Nibelungen bevorzugen. Mancher wird gern die kalte, abstracte Fluch-Idee gegen die eine Welt von kühnen Thaten beseelende Liebe und Treue hingeben und sich der menschlichen Ausfüllung der Charaktere freuen, des psychologischen Zusammenhanges, des schlichten Gemütes und bewusten Geistes an der Stelle, wo die Naturpoesie in phantasievolle Träume verloren war. Zudem entbehrt

die nordische Sage nach Sigurds Tod, wenn wir die Thidreksaga absondern, viele der herlichsten Geschichten und Helden, die später eingedrungen sind, vor Allem des Dietrich von Bern, den sie nur anstreift, und des Rüdiger von Bechlarn, den sie gar nicht kennt. Uebrigens begegnen uns im Norden nur Häuptlinge mit ihren kleinen Fehden, dagegen im Süden auch weltgeschichtliche Könige und Zustände. Woher kommt diese Differenz? Raszmann nimmt an, dasz die Sage sich ursprünglich nur im Gebiete kleiner Stammkönige bewegt, dasz ihre Begebenheiten etwa in Westphalen und den unmittelbar angrenzenden Landschaften ihren Schauplatz gehabt haben. Gibt man dies zu, so ist die Vermutung lockend genug, dasz in der Völkerwanderung, wo die Heldensage ohne Zweifel sich den Neuerungen des Staates und der Kirche anbequemte und neue Heldenideale in sich aufnahm, Atli auf den Hunnenfürsten Attila (Etzel), Thidrek auf den groszen Theodorich (den Helden von Verona), der sagenhafte Jörmunrek auf den geschichtlichen Ermanerich u. s. f. übertragen worden seien. Wie dem auch sei, damals und in der Folgezeit tauchen neue und immer neue Personen auf; ein aus dem alten Kerne neu gezogenes Epos bereitet sich allmählich zu und steht zuletzt vollwüchsig im Nibelungenliede da. Man hat vielfach nach einer geschichtlichen Grundlage des letztern gefragt und geforscht. Wenn, wie gesagt, Vieles auf die Völkerwanderung zurückdeutet, und zwar mehr als blosze Namen (z. B. Etzels mit Liebe ausgeführte Haltung als Gebieter eines Weltreiches und Beschützer flüchtiger Helden), so liegen auszerdem auch noch speciellere urkundliche Data vor. Das lateinisch geschriebene Gesetzbuch der Burgundionen meldet von einem Könige Gibich mit seinen Söhnen Gundahari, Godmari, Gislahari, und es ist nebenbei überliefert, dasz Gundicar im Jahre 437 dem Attila erlag (was freilich neuerdings für Misverständnis ausgegeben wird). Ferner: ein König Sigbert, der Ripuarier, ward auf Chlodwigs Anstiften, als er über dem Rhein jagte, in der Mittagsruhe meuchlings erschlagen; hat sich vielleicht danach die Ansicht von Siegfrieds Tod modificiert? Noch mehr überrascht manches vom jüngeren Sigbert, dem austrasischen Könige, Erzählte. Sein Bruder hiesz Guntram, dessen Feldherr Heune, der einen Schatz im hohlen Berg besasz. Sigbert schlug Dänen und Sachsen. Er führte mit seiner Gattin Brunhild Unheil ins Haus. Er war ein rechtschaffner, tapfrer Herr u. s. f. Ich kann hierbei nicht verweilen. Soviel aber scheint mir klar zu sein, dasz das Nibelungenlied einerseits in gewisser Geschichte nicht aufgeht, andrerseits unverkennbare geschichtliche Spuren an sich trägt.

Ferner hat die neuere Wissenschaft nicht selten unsre Heldensage auf mythische Vorstellungen als Ursprung zurückzuführen gesucht. Vornehmlich die Geschichte von Sigurd und Brynhilt gilt für einen von der Poesie mit schönen Bildern durchwirkten Schleier, der nur weggezogen werden darf, damit sich als ihr eigentlicher Bestand eine Idee enthülle. J. Grimm[7]) entdeckte in Sigurd Nachklänge der Götter Baldr und Freyr. Lachmann[8]) wollte, dasz Siegfrieds Verhältnis zu den Nibe-

7) Deut. Mythol. S. 344 f. 358.
8) Anmerkungen zu den Nibelungen S. 342 ff.

lungen uns ganz in ein wundervolles mythisches Leben führe. Danach stehen Sigurd und die Völsunge als ein Geschlecht der Herlichkeit den Nibelungen als Nebelkindern gegenüber. Letztre (vom Lied später hinaus mit den Burgundern verwechselt) sind übermenschliche Wesen aus dem kalten Todtenreich, besitzen den Schatz und bekommen ihn wieder. Weil Siegfried ihr Gold genommen hat, geräth er in ihre Knechtschaft. Er musz die strahlende Jungfrau nicht für sich, sondern für den König des Todtenreiches gewinnen. Das Gold kehrt in die Rheintiefen zu den dunklen Geistern zurück. Das Gold ist zwar begehrenswerth, aber es bringt in die Gewalt der dämonischen Mächte, das wäre die Idee. Doch hinter Siegfried, d. h. dem Gotte des Friedens durch den Sieg, vermutet er weiter jenen jugendlichschönen, liebenswerthen Gott Baldur, der vom blinden Hönir, wie Siegfried vom einäugigen Hagen, getödtet wird. Und so wäre Siegfried nicht mehr ein Held, sondern ein in Herlichkeit leuchtender Gott, der durch das geraubte Gold den Unterirdischen verfällt. — Sodann W. Müller[9]) wurde auf den Gott Freyr aufmerksam, von welchem die Edda eine dem Flammenritt Sigurds sehr ähnliche Sage enthält. Eines Tages nemlich erblickte Freyr von Odhins Hochsitz herab in Jötunheim die Riesentochter Gerdhr, die so schön war, dasz von ihren Armen Luft und Meer erglänzten. In Schwermut versunken schickte er, um sie zu gewinnen, seinen Diener Skirnir ab. Ein hohes Gehege, rings von Feuer umlodert, versperrte die Wohnung. Dennoch ritt der Kühne auf Freyrs Rosz hinüber und erlangte mit Mühe die Gewährung. Auch in anderen Beziehungen Freyrs und seiner Schwester Freya gieng Müller dem Ursprung der Sigurdsage nach. In dieser, welche den Helden eine Jungfrau, seine nachherige Gattin, aus der Unterwelt heraufholen läszt, hätten wir etwa folgenden Naturmythus. Die lebendige Auffassung der Vorzeit dachte sich den Anbruch der schönen Jahreszeit als den Sieg eines milden Gottes über wilde Dämonen, das Hervorbringen und Blühen der Gewächse erschien als Segen der Verbindung, welche der Gott mit einer tellurischen Göttin eingeht; und das Absterben der Natur im Herbste stellte man sich als den Untergang dieses milden Gottes selbst vor. Nun ist der milde Jahresgott Siegfried Eins mit Freyr, aber Freya verteilt sich nach ihrer lichten und finstren Seite an Brynhilt und Kriemhilt. Nicht unähnlich urteilt Simrock (in der deutschen Mythologie). Soviel im Vorbeigehen über so wichtige Probleme.

Auf die sehr lückenhafte Geschichte der Heldensage bei uns von ihrer ersten Ansetzung bis dahin, wo das Nibelungenlied zu Stande kommt, näher einzugehen, erlaubt mir die Zeit nicht. In Deutschland, wo der Untergang des Heidentumes und Naturstaates soviel früher als im Norden eintrat, und die Geistlichkeit der Sagenpoesie nachdrücklich entgegenarbeitete, muste diese vielfacher Wandelung unterliegen, zumal da mit der Kirche auch lateinische Sprache und Geschmacksrichtung herschend wurden. Trotzdem wehrte sich die Heldensage mit Erfolg ihres Lebens und hatte sich zudem der Teilnahme des groszen Karl

9) Altdeutsche Religion S. 303 ff.

zu erfreuen, welcher die alten Lieder sammeln liesz. Im 10n und 11n Jahrh. eignete sich sogar die lateinische Gelehrtenpoesie von ihren Stoffen an und bewies dadurch schlagend, wie treu diese Schätze von der Nation festgehalten wurden. Der geretteten Ueberbleibsel sind wenig, aber der Nachrichten genug, um auf einen reichen Flor schlieszen zu lassen. Ja, es gab vor Ende des 10n Jahrh. erweislich deutsche Liederbücher über einen Teil der Heldensage. Die Quellen ergeben, dasz sich vorzüglich vier Sagenkreise gebildet haben: 1) der gothische von Ermanerich. 2) Die Siegfriedsage, die sich bei uns als fränkische darstellt. 3) Die Sage von den burgundischen Königen. Alle drei schmolzen in einander; wann und wo? ist streitig. Dasz diese Könige mit den Nibelungen, dämonischen Wesen, vermengt wurden, haben wir gesehen. 4) Endlich verherlichten die Lieder schon im 7n Jahrh. den Dietrich von Bern und brachten ihn mit dem sehr ungeschichtlich charakterisierten Attila und mit Ermanerich zusammen, die doch alle drei in der Geschichte auseinander liegen. Ueberhaupt rückte die Phantasie des Volkes in aller Unbefangenheit Helden und Begebenheiten in eine neue Ordnung und beseelte die Massen mit neuem Lebenshauch. Das Hauptsächlichste, was sich von deutschen Gedichten erhalten hat, ist das fragmentierte Hildebrandslied, um 700 entstanden, um 800 aufgezeichnet, worin wir ein Stück Dietrichsage, aber keine Spur des Nibelungenkampfes haben. Von lateinischer Poesie hat die meiste Wichtigkeit der Waltharius, im 10n Jahrh. vom Mönch Ekkehard III in Hexametern vollendet, auch so ein gewaltiges Werk, worin Walthers und Hildegundens Flucht vor Attila bis an den Rhein und seine Kämpfe mit den Mannen Gunthers, dann mit diesem und Hagen erzählt werden, so zwar, dasz die rheinischen Recken noch Franken heiszen.

Man hat vermutet, das 9e Jahrhundert sei die Blütezeit des deutschen Volksgesanges gewesen. Die Heldensage müssen wir wol als Habe des ganzen, daran fortschaffenden Volkes ansehen. Daneben gab es aber gewis berufsmäszige Sänger, welche die Heldenlieder hauptsächlich abfaszten und bei Hohen und Geringen herumwandernd sie aus mancherlei Anlässen sangen, unter Begleitung von Saiten-Instrumenten. In umfassende Sagenkreise eingelebt, konnten sie, Vieles als bekannt voraussetzend, sich leicht einen Gegenstand derselben vereinzelen und innerlich anschaulich zur Einheit abrunden, eine Art von Balladen gestalten, die einen gröszeren Zusammenhang durchfühlen lieszen. Auf die Form derselben erlaubt das Hildebrandslied, mit Hinzunahme der angelsächsischen Poesie, voraus des Beowulf, sowie der Eddalieder, Schlüsse zu ziehen. Demnach waren sie von energischer Knappheit, oft springend, oft in Gespräch übergehend. Ihr rhythmisches Gesetz war die Langzeile mit acht durch den Ton gehobenen Silben (Hebungen) und einem Einschnitt in der Mitte, aber ohne metrische Regelrichtigkeit. Mit ihr verband sich die Allitteration, d. h. das Gesetz, wonach mehrere sinnschwere Silben der Langzeile, gewöhnlich drei, mit demselben Consonanten oder mit Vocalen anlauten. Erst allmählich verschwand die Allitteration vor dem später aufkommenden Reim; aber spurweise taucht sie wieder und wie-

der auf. Noch im Nibelungenvers, dem Abkömmling der Langzeile, thut sie oft gute Wirkung, die auch in der neuhochdeutschen Nachbildung nicht erlischt, z. B.

Wie Liebe mit Leide am Ende lohnen kann;

oder:

Da hob sein schönes Haupt sie empor mit weiszer Hand.

An solchen Stellen ist die Allitteration ein Leitfaden des Rhythmus und sehr verschieden von dem malerischen Effect, zu dem sie Vergil in der Aeneide als überlegter Künstler verwendet.

Wann nun aber grös̈zere, in epischer Breite entwickelte Heldengedichte zuerst aufgekommen sein mögen, fragt sich. Dabei scheint jedoch über das 12e Jahrh. hinaufgegangen werden zu müssen. Mit Wahrscheinlichkeit deuten manche Spuren auf umfassendere Dichtung. Um 1061 beklagt sich der Probst Hermann von Bamberg über den Erzbischof Siegfried von Mainz, weil er ungeistlicherweise nie den Augustin oder Gregorius cultiviere, sondern immer den Attila, den Amalungus (d. i. wol den Amelungenkönig Dietrich) bei sich trage. Um 1160 erwähnt der Mönch Metellus ein berühmtes deutsches Gedicht, worin Rüdiger von Bechlarn und Dietrich von Bern vorkamen — eine Verbindung, die kaum an vereinzelten Volksgesang zu denken erlaubt. Ferner erzählt Saxo Grammaticus, dasz etwa 1131 ein sächsischer Sänger den Herzog Knut von Schleswig, welcher von dem dänischen Königssohne Magnus in hinterlistiger Absicht eingeladen war, durch ein Gedicht von der höchst bekannten Treulosigkeit Kriemhildens gegen ihre Brüder gewarnt habe — dies scheint nicht auf ein kleines Gedicht zu passen.[10]) — Von diesen verloren gegangenen Epen abgesehen, besitzen wir von dem 12n Jahrh. an (gesetzt, dasz das Nibelungenlied nicht älter ist) gröszere epische Ganze, welche zum Teil noch der classischen Zeit mittelhochdeutscher Poesie angehören, zum Teil nur mit späterer Verunstaltung auf uns gekommen sind und, oft von Schlacken versteckt, ein unerschöpfliches Gold der Poesie in sich bergen. Diese Denkmäler der deutschen Heldensage, deren Aufzählung ich mir erlassen kann, machen auf das Gemüt den entschiedenen Eindruck des Volksmäszigen und heben sich scharf von der höfischen Kunstpoesie ab. Sie kleiden sich zumeist in Strophen nach Weise des Nibelungenliedes. Die Personen der Verfasser treten gegen die Sache zurück, ja sie werden nicht genannt. Man möchte deshalb auf Sänger aus dem Volke rathen, und doch macht sich wiederum Kostüm, Denkweise, Kunst des Rittertumes geltend. Welcher Art und wer die Verfasser gewesen, wie man sich das Entstehen der Gedichte und ihr Verhältnis zu Sage und Lied denken möge, das sind höchst schwierige Fragen,

---

10) Vgl. Chuonrad, Prälat von Göttweih und das Nibelungenlied. Eine Beantwortung der Nibelungenfrage von W. Gärtner (Pest, Wien und Leipzig 1857) S. 22 ff. Die dort hervorgehobene lateinische Anmerkung zu den von Diemer herausgegebenen deutschen Gedichten des 11n und 12n Jahrhunderts stellt freilich viele Personen des Nibelungenliedes zusammen. Musz aber deshalb der Verfasser ein Nibelungenbuch vor sich gehabt haben?

die ich bei Seite lege. Nur erlauben Sie mir einiges Wenige über die berühmte Nibelungenfrage zu referiren, d. h. von einigen dahin einschlagenden Hypothesen zu berichten.

Unter allen jenen Epen ist das Nibelungenlied oder der Nibelungen Not die wichtigste und ein organischer Abschlusz des ganzen Sagenkreises jüngerer Bildung — wozu ein Gedicht in kurzen Reimpaaren, die Klage, sich wie ein episch-lyrischer Reflex darstellt. Die frühe Verbreitung unsers Gedichtes, mit dem bereits Wolfram von Eschenbach (im Parcival) sich wohl bekannt zeigt, erhellt aus den zahlreichen, zum Teil sehr alten Handschriften, die sich teils vollständig, teils unvollständig erhalten haben. Darunter zeichnen sich drei aus, durch Buchstaben so unterschieden: A die Hohenems-Münchener, B die St. Galler, C die Hohenems-Laszbergische. Sie und andre ergeben bei der Vergleichung mannigfaltige und auch für den Inhalt wesentliche Variationen des Textes. Auf ihrer kritischen Behandlung und Beurteilung fuszt groszenteils die sogenannte Nibelungenfrage, welche sich eigentlich erst von Karl Lachmann (dem preiswürdigen Meister philologischer Kritik und, was nicht hätte verkannt werden sollen, einem Manne von tief poetischem Gefühle) seit dem Jahre 1816 herschreibt und die Kenner in zwei Lager scheidet. Nachdem F. A. Wolf mit der epochemachenden Hypothese aufgetreten war, dasz wir in der Iliade und Odyssee nicht die Schöpfungen des Einen Homer, sondern Complexe von Volksliedern verschiedener Verfasser besäszen, so stellte Lachmann, von dem Glauben erfüllt, denselben Procesz im Nibelungenliede aufzeigen zu können, sich die Sache so vor: Von der Nibelungensage gab es nur kürzere Volkslieder oder Teile derselben, eine Art Romanzen. Es gab solcher Lieder schon zwischen 1170 und 1190; aber zwanzig jüngere Lieder entstanden seit 1190 und wurden 1210 von einem Unbekannten aufgeschrieben und zusammengereiht. In ihnen stecke der Kern, und ihn herauszuschälen unternahm Lachmann, indem er Zusätze und Aenderungen des Sammlers wegschnitt. Zu diesem Ende erklärte er A für den ursprünglichen Text, B für eine Verbesserung und Vermehrung, C für eine abermalige. Darüber hat sich eine noch nicht geschlossene Debatte erhoben. Einsprache gegen die sog. Kleinliedertheorie wurde vielfach seit der entschiedenen Protestation Adolf Holtzmanns[11]) erhoben, unter Andrem wegen der scharf ausgeprägten Einheit des Gedichtes. Nie hätte, sagt Zarncke[12]), ein so einfach und symmetrisch, so planvoll und zweckmäszig disponiertes Gedicht aus einer Anzahl unabhängig von einander entstandener Gedichte zusammengeflickt werden können. Selbst in der Handschrift A lägen die Widersprüche nur auf der Oberfläche, sie berührten den Organismus des Gedichtes nicht. Er gleiche einem ursprünglich in einheitlichem, harmonischem Stile aufgeführten Dom, den später Ungeschmack und Fahrlässigkeit nur von auszen verunziert habe. Zudem könne unmöglich eins der 20 Lieder je

11) Untersuchungen über das Nibelungenlied (Stuttgart 1854). Kurze Andeutung vor der Schulausgabe des Nibelungenliedes (1859).

12) Einleitung zur Ausgabe des Nibelungenliedes. Siehe noch Zarncke, zur Nibelungenfrage (Leipzig 1854).

in dieser Form selbständig dagestanden haben. Zugleich tritt Zarncke in der Handschriftenfrage seinem Vorgänger Holtzmann bei, dessen Doctrin ungefähr auf Folgendes hinausläuft: In Auftrag des Bischofs Pilgrin von Passau (971—991) erzählte ein Meister Conrad die Geschichte der Ungarn in einem deutschen Gedicht. Er besang im ersten Teil nach den vorhandenen deutschen Heldenliedern die Geschichte Attilas bis zum Tode seiner ersten Gemahlin Helche, im andern die zweite Ehe Etzels mit Grimhilde, wobei die frühere Geschichte derselben und Siegfrieds Ermordung eingeschaltet wurde. Dieser Teil ist die Grundlage des Nibelungenliedes. Nachher macht die Trauer der Hinterbliebenen, die Abreise Dietrichs, der Tod Etzels den Uebergang zur [eigentlichen] ungarischen Geschichte. Dieser Abschnitt ist in der Klage, einem Gedicht des 13n Jahrh., erhalten. Das Nibelungenlied wurde aber schon sehr frühe als selbständiges Werk davon abgelöst; es wurde mehrmals überarbeitet, und teils verkürzt, teils erweitert. Ende des 12n Jahrh. erhielt es durch Einführung strengerer Reime und Scheidung der Strophen die Gestalt, wie es C liefert. Diese wurde sodann gegen die Mitte des 13n Jahrh. geändert und abgekürzt (gemeiner Text [wie in B]); aus nochmaliger Abkürzung endlich entstand die Handschrift A. C aber enthält den besten, ältesten, originellsten Text. Uebrigens soll Conrad es gewesen sein, der zuerst die Nibelungen- und Dietrichsage verschmolz, die Nibelungen als Burgunder darstellte, mehrere Helden, auch Volker und Rüdiger, in die Sage einführte; ja er hätte nach Holtzmann die Liebe und Treue der Kriemhild an die Stelle des auf dem Schatze ruhenden Fluches zur bindenden und leitenden Kraft des Gedichtes erhoben. — Ein andrer Gegner der Lachmannschen Lehre, Wilhelm Gärtner[13]) nimmt einen schöpferischen und zwar Einen Dichter des Nibelungenliedes an, welchem er eminente Gelehrsamkeit und Bildung zuschreibt. Er erklärt, das Gedicht sei so sehr ein organisch gegliedertes Ganze, dasz nicht eine einzige Lücke habe nachgewiesen werden können, und bemüht sich, eingänglich die Einheit desselben sowol in seinem historischen als poetischen Bewustsein nachzuweisen. Für den besten und ältesten der aufgefundenen Nibelungentexte gilt auch ihm die Handschrift C. Andrerseits opponiert er nicht minder entschieden gegen Holtzmann.[14]) Er verwirft dessen Annahme eines dreiteiligen Epos, demonstriert, dasz der Dichter nicht ins 10e, sondern ins 11e Jahrh. gehöre, und an Conrad als diesem Dichter festhaltend nimmt er ihn natürlich nicht für Eine Person mit dem in der 'Klage' genannten Schreiber Pilgrims. Nachdem bereits zu wiederholten Malen, auch von anerkannten Gelehrten, auf einen österreichischen Dichter des Nibelungenliedes hingewiesen war[15]), begrüszt Gärt-

13) Chuonrad, Prälat von Göttweih. S. 60—68.
14) Daselbst S. VII f. 137 ff., besonders 149 ff. 162 ff.
15) W. Wackernagel erklärte sich dafür, dasz die grosze Epopöe von der Nibelungen-Not in Oesterreich gestaltet worden sei. Diemer nimmt gleichfalls österreichische Heimat des Liedes an. Müllenhoff aber äuszert (bei Gärtner a. a. O. S. 74): 'Ich bin der Ueberzeugung, dasz nicht nur fast sämtliche mittelhochdeutsche, volksmäszige, nationale

ner[16]) als solchen den Conrad, welcher 1065 nach Jerusalem wallfahrtete und von 1085 bis 1093 in dem österr. Stifte Göttweih Prälat war. Als Entstehungszeit des Liedes werden die Jahre 1074—1088 bezeichnet[17]), der Zeitraum von 1125 bis 1190 als derjenige, in welchem dasselbe, wenn es anders eine Umdichtung erfahren habe, in die Form des Textes C umgestaltet worden sei. — Heinrich Fischer[18]) bekämpfte sodann die Lachmannsche Regel, dasz Lieder von den Nibelungen eine durch 7 teilbare Strophenzahl haben müssen, und die vielen Kennzeichen, an welchen Lachmann die Unechtheit einzelner Stellen absah. Er bemüht sich ausführlich nachzuweisen, dasz die 20 Lieder und die Aussonderung des Echten und Unechten gröstenteils unhaltbar ist, das die sog. Lieder vorwärts und zurückgreifen und in einander eingelebt sind. Er rüttelt an dem Bau der Liedertheorie selbst, indem er die Grundlagen angreift, auf denen sie ruht, insbesondre die Beweiskraft, welche der wirklich vorhandenen Verschiedenheit des Tones und den schlechten Strophen beigemessen ist, desgleichen die häufig sein sollenden Widersprüche, die er nicht anerkennt, das spätere Vergessen früherer Lieblingspersonen, das ihm taktgemäsz scheint, wo es vorkommt. Das Nibelungenlied in der Gestalt C ist ihm das Werk éines Dichters. Dessen Quellen mögen zum Teil schriftliche gewesen sein, daneben aber auch Volkslieder. Bei so ungleichen Quellen hätte der Dichter auch ungleich verfahren und, wo es Not that, selbstschaffend eingreifen müssen. Da sich aber die fahrenden Sänger des neuen vollkommenern Gedichts bemächtigten, so erklärten sich hieraus die Wandelungen in den Handschriften. Uebrigens sei die Heimat des Gedichtes in Tirol und zwar in vornehmen Kreisen zu suchen, wie Zarncke nachweise. — Ein neues Licht steckte F. Pfeiffer[19]) auf. Um 1140 nemlich lebte ein österreichischer Dichter, der Kürenberger genannt, von welchem wir lyrische Gedichte in der Strophenform des Nibelungenliedes besitzen, und der in einem derselben als Urheber dieses Tones genannt wird. Diese stimmen aber auch in Behandlung der Strophe, in Behandlung und Ausdruck mit unsrem Gedichte auffallend überein. Da nun im 12n Jahrh. die von einem Dichter erfundene lyrische oder epische Strophenform von einem Andern nicht benutzt werden durfte, so soll der Verfasser des Nibelungenliedes mit dem jener Strophen éine Person sein.

Heldengedichte österreichischen Ursprungs sind, sondern dasz Oesterreich auch die Stätte ist, wo ein groszer Teil der alten Sagen, namentlich die Dietrichs- und Etzelsage, entstanden und ausgebildet ist.'

16) Siehe das 8e Capitel des angeführten Buches (S. 231 ff.).

17) Das. S. 272.

18) Nibelungenlied oder Nibelungenlieder? Eine Streitschrift (Hannover 1859). — Dasz ich bei der Nibelungenfrage auszer Lachmann nur Gegner desselben erwähne und nicht einen oder den andern von den hochachtbaren Vertretern seiner Ansicht, möge mir zu Gute gehalten werden in Anbetracht der ungemeinen Schwierigkeit, welche die Bemühung zugleich in gelehrtes Detail einzugehen und populär im Ausdruck zu bleiben, gehabt haben würde.

19) Der Dichter des Nibelungenliedes (Wien 1862). Obiges nach Bartsch.

Für diese Hypothese erklärte sich auch Karl Bartsch.[20]) Er vermutet, die ursprüngliche, verloren gegangene Gestalt des Nibelungenliedes sei zwischen 1140 und 1150 zu Stande gekommen, und gibt zu, dasz der Dichter Volkslieder benutzt haben könne, erklärt aber, die Gestaltung derselben zu einem Ganzen, die Umgieszung in die Strophenform sei sein Eigentum. Es habe zu seiner Zeit und früher epische Lieder der Heldensage, kurz, abgeschlossen, einen gröszeren Zusammenhang voraussetzend, gegeben. Dabei sei nicht wol an ein umfassendes deutsches Epos zu glauben, welches an die Spitze der Sagen-Entwicklung gestellt erst allmählich in Stücke zerfiel, aber an ein allmählich erweitertes über eine Hauptbegebenheit, wie über den Fall der Burgunder; von diesen könnten einzelne Stücke als Lieder gesungen worden sein. Daneben habe gewis eine traditionelle mündliche Erzählung bestanden. Was die Form betrifft, so findet Bartsch es wahrscheinlich, dasz der epische Volksgesang des 12n Jahrh. allgemein sich der Reimpaare mit vier Hebungen bedient habe. Wenn Grimm die Nibelungenzeile aus der epischen Langzeile entspringen lasse, so habe sie doch ein einzelner Dichter erfunden. Uebrigens sei die Nibelungenstrophe zum Gesang bestimmt gewesen. Ferner: das Original habe etwa 1170—80 eine erste Umarbeitung erfahren (deren Text wir in demjenigen besäszen, was die zwei jüngeren Bearbeitungen Gemeinsames haben), zwischen 1190 und 1200 eine zweite, und zwar diese ziemlich gleichzeitig durch zwei Dichter (sie findet sich in C und AB). Das Original selbst gilt für verloren, und es bleibt der Kritik vorbehalten, es so gut als möglich aus den Handschriften herzustellen.

Nach diesen flüchtigen Andeutungen finde ich mich nicht dazu berufen, meine eigene Ansicht von der Nibelungenfrage zu entwickeln. Doch erfordert es die Klarheit, dasz ich an dem Wendepunkte unsrer Betrachtung mich mit éinem Worte über die Einheit oder Mehrheit der Dichter erkläre. Ich bin fest überzeugt, dasz das Nibelungenlied einem einzigen Dichter, und zwar einem kunstbewusten, sein Dasein verdankt, dasz aber dieser grosze Meister sich vielfach an ihm zu Gebote stehende Volkslieder eng angelehnt hat. Ich nehme auch so den Namen Volksepos für das Gedicht in Anspruch. Ob es aber des Kürenbergers Werk sei, lasse ich fürs Erste dahingestellt sein. Ich habe mich bisher über das Lied mehr vom historischen Standpunkte ausgesprochen; ich thue es nun in gedrängter Kürze vom ästhetischen.

(Schlusz folgt.)

DARMSTADT. FRIEDRICH ZIMMERMANN.

---

20) In seinen gründlichen und lehrreichen Untersuchungen über das Nibelungenlied (Wien 1865). Hierher gehört besonders V. Ergebnisse.

9.

BERICHT ÜBER DIE VERHANDLUNGEN DER FÜNFUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER ZU HALLE AM 1—3 OCTOBER 1867.

Die vierundzwanzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, welche 1865 in Heidelberg tagte, hatte Halle zum Ort der nächsten Zusammenkunft gewählt. Die grosze Erregung der Gemüter aber, die durch die Ereignisse des Sommers 1866 hervorgerufen wurde, liesz es dem Präsidium, welches aus den Herren G. R. Prof. Dr. Bernhardy, Prof. Dr. Bergk, Dir. Prof. Dr. Kramer und Prof. Dr. Pott bestand, räthlich erscheinen, die Versammlung auf ruhigere Zeiten zu verschieben. Im Juni 1867 wurde bekannt gemacht, dasz die fünfundzwanzigste Versammlung vom 1 bis 3 October dieses Jahres in Halle abgehalten werden sollte. Halle darf sich rühmen, die zahlreichste Vereinigung deutscher Philologen und Schulmänner in seinen Mauern gesehen zu haben. Das officielle Mitgliederverzeichnis weist 479 Nummern nach. Am stärksten war natürlich Norddeutschland vertreten; aber auch mancher Fachgenosse aus den süddeutschen Staaten, aus Oesterreich und der Schweiz war erschienen. Die anerkennenswerthe Gastfreundlichkeit, welche Halles Bürger auch bei dieser Gelegenheit bewährten, machte es möglich, selbst einer so unerwartet groszen Zahl von Gästen ohne Schwierigkeit Aufnahme zu schaffen.

Beim Empfang wurden den Mitgliedern die Schriften eingehändigt, welche zur Begrüszung der Versammlung bestimmt waren. Es sind folgende: Philologorum et paedagogorum ordinem spectabilissimum iam vicesimum quintum conventum in hac urbe acturum xenia offerentes salvere iubent scholae latinae quae in orphanotropheo est magistri. Insunt 1. Salutatio. scr. Dr. Th. Adler, Rector. 2. Dr. Alberti Imhof emendationes Statianae. 3. Prof. Guilelmi Scheuerlein commentatio syntactica. Halae 1867. — Philologos et paedagogos Germaniae per dies I—III m. Octobris in hac urbe conventum agentes salvere iubent paedagogii regii director et collegae. Insunt Georgii Thilonis quaestiones Servianae. Halis Saxonum 1867. — Philologis Germaniae anno MDCCCLXVII mense Octobri Halis Saxonum congregatis commentationem de consolatione ad Apollonium pseudoplutarchea observantissime obtulit Ricardus Volkmann gymnasii Iauraviensis director. Iauraviae. Typis H. Vaillant. — Ein Blick auf die Geschichte von Halle. Halle 1867. — Auszug aus dem Verlags-Katalog der Buchhandlung des Waisenhauses. — Die Mitglieder der archäologischen Section erhielten auszerdem: Conze, Prof. A., Die Familie des Augustus. Ein Relief in S. Vitale in Ravenna. Mit 2 photographischen Abbildungen. Halle 1867. — Die der germanistischen: Zacher, Prof. Dr. Julius, Julii Valerii epitome. Zur Begrüszung der germ. Section der 25n Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Halle den 1 October 1867. 5 Bog. — Heyne, Dr. M., Altniederdeutsche Eigennamen aus dem neunten bis elften Jahrhundert. Als Grusz an die germ. Section der 25n deutschen Philologenversammlung. 1867. $2^3/_4$ Bog. 8. — Lucae, Dr. C., Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide in seinen Grundzügen geschildert. 1867. $2^1/_4$ Bog. — Die der orientalistischen: Pott, Prof. Dr. Aug., die Sprachverschiedenheit in Europa. An den Zahlwörtern nachgewiesen, sowie die quinäre und vigesimale Zählmethode. 7 Bog. gr. 8. — Gosche, Prof. Dr. R., Studien zur

arabischen Litteraturgeschichte mit besonderer Rücksicht auf al-Soyūṭī's Kitāb al-awāil. ca. 8 Bog. gr. 8. — Auszerdem stellte am ersten Tage der Versammlung Herr Prof. Bindseil dem Präsidium einige Exemplare seiner eben erschienenen Schrift: Concordantiarum Homericarum specimen, cum prolegomenis, in quibus praesertim concordantiae biblicae recensentur earumque origo et progressus declarantur zur Disposition. Am zweiten Tage endlich konnten zahlreiche Exemplare zweier Abhandlungen des Prof. F. Fritzsche in Rostock zur Verteilung kommen: 1) Emendationum Lysiacarum pars prima. 2) Adnotatio ad Luciani convivium.

Zum ersten Male fanden sich die Mitglieder am Abend des 30 September in den Räumen des Stadtschieszgrabens zu gegenseitiger Begrüszung zusammen.

ALLGEMEINE SITZUNGEN.

Erste Sitzung am 1 October.

Präsident: Geh. Rath Professor Dr. Bernhardy.

Anfang 9 Uhr.

In der Aula der Universität, die festlich geschmückt, besonders durch die Liberalität des Herrn Kunsthändler Eichler in Berlin mit Gruppen trefflich ausgeführter Büsten reich verziert war, eröffnete der Präsident die fünfundzwanzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in längerer Rede. Zuerst wurde der Verhältnisse gedacht, welche die für das vergangene Jahr bestimmte Versammlung in Halle verhindert hatten. Hierauf bewillkommnete der Redner die Gäste und sprach für den zahlreichen Besuch freudigen Dank aus; zugleich rühmte er das bereitwillige Entgegenkommen der städtischen Behörden und Bürger und die Liberalität des Cultusministeriums, welches die Mittel zu einer würdigen Abhaltung der Versammlung in reichlichstem Masze gewährt habe. Er schilderte sodann den wunderbaren Aufschwung, den Halle in den letzten Jahren genommen habe, und hob rühmend hervor, dasz im Gegensatz zu anderen Orten hier über der Förderung der materiellen Interessen die der geistigen durchaus nicht vergessen würde, wie sich das in der Gründung eines städtischen Gymnasiums nach den groszartigsten Verhältnissen deutlich documentiere. So werde denn, fuhr der Herr Redner fort, Halle seinen Charakter als bedeutende Universitäts- und Schulstadt nicht verlieren. Dies bot Gelegenheit, die Aufmerksamkeit der Versammlung auf den bewundernswerthen Complex öffentlicher Schulanstalten zu lenken, welchen die Stiftungen A. H. Franckes bieten, die mit der Universität stets in nahem Zusammenhang und lebendiger Wechselwirkung gestanden haben. Die Rede wandte sich dann den Fortschritten zu, welche die philologische Wissenschaft bedeutenden Lehrern der Halleschen Universität zu danken habe. Vor allen Anderen wurde da Friedrich August Wolfs gedacht, von dessen dreiundzwanzigjähriger Lehrthätigkeit in Halle ein anschauliches Bild entworfen wurde. Unter Wolfs Nachfolgern hob der Herr Redner besonders Reisig hervor, von dessen anregender Wirksamkeit die Erfolge vieler bedeutender Schüler glänzendes Zeugnis ablegen. Am Schlusz seiner Rede widmete der Herr Präsident den in den beiden letztvergangenen Jahren gestorbenen namhaften Philologen und Schulmännern (Böckh, Gerhard, Haase, Bäumlein, Poppo, Kohlrausch, Hartung) Worte pietätsvoller Erinnerung.

Hierauf wurde ein Schreiben des Herrn Cultusministers Excellenz verlesen, in welchem das lebhafte Interesse, welches er an der Versammlung nehme, ausgedrückt war. Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen schlug der Herr Präsident der Versammlung zu Secretairen vor die Herren Dr. D. Volkmann aus Pforta, Dr. H. Hagen aus Bern, Dr. G. Thilo und Dr. Richter aus Halle. Da gegen diesen Vorschlag nichts eingewendet wurde, forderte er die genannten Herren auf, an dem für das Bureau bestimmten Tische Platz zu nehmen. Nach einer kurzen Bemerkung des Herrn Prof. Gosche in Betreff des Festmahls erhielt der Herr Oberbürgermeister v. Voss aus Halle das Wort. Er hiesz die Gäste im Namen der Stadt willkommen und sprach den Wunsch aus, dasz alle sich in dem alten Halle recht wohl fühlen möchten. Zum Schlusz lud er die Versammlung ein, an der von Seiten der städtischen Behörden beabsichtigten Festlichkeit am Abend des 2 October im städtischen Schieszgraben Teil nehmen zu wollen. Hierauf erhielt Herr Director Eckstein aus Leipzig das Wort, um nach dem Wunsche des Präsidenten die Vorträge dieser 25n Versammlung mit einem kurzen Ueberblick über die bisherigen Erfolge und Erlebnisse des Vereins zu eröffnen.

Den ersten Gedanken zur Gründung einer jährlich wiederkehrenden Vereinigung deutscher Philologen und Schulmänner hat Rost im Jahre 1836 auf der Naturforscher-Versammlung in Jena gefaszt. Am 20 September 1837, am Tage nach dem Jubelfest der Georgia-Augusta, wurden sodann in Göttingen, im Hause Otfried Müllers, in Gegenwart Alexanders von Humboldt die Statuten beschlossen und von 27 Anwesenden unterzeichnet. In dem ersten Paragraphen sind die Zwecke der Gesellschaft angegeben. In der Betreibung der philologischen Studien war damals ein scharfer Gegensatz hervorgetreten, der Gegensatz zwischen historischer und sprachlicher, zwischen realer und formaler Philologie. Der persönliche Verkehr der Fachgenossen auf den Philologenversammlungen hat viel dazu beigetragen, eine Vermittelung der ja gar nicht unversöhnbaren Principien herbeizuführen, und besonders Thiersch hat sich um die Ausgleichung dieses wissenschaftlichen Gegensatzes das gröste Verdienst erworben. Ein anderer Zweck, den der Verein von seinen Anfängen an energisch verfolgt hat, tritt in den Statuten weniger deutlich hervor, die Bekämpfung derjenigen nemlich, welche den Unterricht in den alten Sprachen als unnütz von den Gymnasien entfernen wollten und in den Realschulen allein zeitgemäsze Bildungsanstalten sahen. Diese gegnerischen Bestrebungen, zu deren Abwehr beide oben bezeichneten Schulen in und auszer der Versammlung sich vereinigten, wurden namentlich gefährlich, als auf der Dresdener Zusammenkunft aus dem Kreise der Philologen selbst Stimmen laut wurden, welche die philologische Partie des Gymnasialunterrichts zurückdrängen wollten und dem Verein durch Zuziehung der Reallehrer eine neue, kräftige Stütze zu geben riethen. Diese aber haben sich selbst lieber separieren wollen, ihre Sonderversammlungen haben jedoch nicht lange gedauert. Dieser Streit zwischen Humanismus und Realismus ist in Deutschland jetzt zur Ruhe gekommen. Die Realschulen sind bei uns organisiert und durch Humanisierung den Gymnasien mehr und mehr nahe gebracht, die Reallehrer nehmen als wissenschaftlich gebildete Schulmänner an den Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner auch ohne specielle Einladung regen Anteil.

Mit Rücksicht auf die Schulferien sind die Versammlungen gewöhnlich Ende September oder Anfang October abgehalten worden, obwol die Verschiedenheit der Ferienordnung in den einzelnen deutschen Staaten es nicht gestattet hat, allen Wünschen gerecht zu werden. Bei der Wahl der Orte war man stets auf einen Wechsel zwischen Süd- und Norddeutschland bedacht, wobei es freilich an geographischen Vergewaltigungen nicht gefehlt hat, wie wenn z. B. Altenburg zu einer

süddeutschen, Frankfurt dagegen zu einer norddeutschen Stadt gemacht wurde. Vom Jahre 1838 an hat die Versammlung getagt in Nürnberg, Mannheim, Gotha, Bonn, Ulm, Cassel, Dresden, Darmstadt, Jena, Basel, Berlin, Erlangen, Göttingen, Altenburg, Hamburg, Stuttgart, Breslau, Wien, Braunschweig, Frankfurt, Augsburg, Meiszen, Hannover, Heidelberg. Man sieht, der Verein hat sich am liebsten in den Mittel- und Kleinstaaten oder in Republiken zusammengefunden. Die Frequenz der Versammlungen war zwar je nach der Lage und Anziehungskraft der gewählten Städte verschieden, hat sich aber doch im Ganzen stetig gehoben: in Nürnberg fanden sich nur 81, in Heidelberg 477 zusammen. Die Landschaft, in der der Verein tagte, lieferte jedesmal die meisten Besucher und dadurch wurde natürlich jeder Versammlung ihr besonderer Charakter aufgeprägt: es ist ein Irtum, wenn man gesagt hat, eine Philologenversammlung gleiche der anderen, wie ein Ei dem anderen. — Mit der Zahl der Teilnehmer muste selbstverständlich auch die Zahl der Männer steigen, die man jedes Mal mit der Leitung der Versammlung beauftragte. — Getagt haben die Versammlungen in verschiedenartigen Localen: in den Aulen der Universitäten, in den Rathhäusern der alten Reichsstädte, in den Ständesälen der Residenzen, sonst in den Versammlungssälen der Gymnasien.

Mistrauen bei den Staatsbehörden hat der Verein, der sich grundsätzlich von Politik fern hält, fast nie erweckt. Nur bei der ersten Versammlung in Nürnberg kam Thiersch, der für die friedlichen und ausschlieszlich wissenschaftlichen Tendenzen der Versammlung dem Minister Abel gegenüber die Verantwortung übernommen hatte, in die Lage, um bei einer geselligen Vereinigung der Unterhaltung, die sich auch politischen Dingen zuzuwenden begann, ein Ziel zu setzen, 'eigenmündig' die Lichter auszublasen. Und in Berlin entzog ein Antrag Jacob Grimms, die Versammlung möge die Sache Schleswig-Holsteins für eine heilige der gesamten deutschen Nation erklären, dem Verein die Gunst des verewigten Königs, Friedrich Wilhelm des Vierten.

Die durch die Göttinger Statuten fest geschlossene Einheit der Versammlungen ist zuerst in Darmstadt erweitert worden durch Gründung der sodann in Berlin statutenmäszig anerkannten pädagogischen Section. In Dresden 1854 traten die Orientalisten, 1861 in Frankfurt die Germanisten als besondere Sectionen auf. Dasz seit der Berliner Zusammenkunft die Archäologen sich öfter zu besonderen Sitzungen vereinigt haben, ist insofern zu bedauern, als dadurch mehrfach höchst werthvolle Vorträge von allgemeinem Interesse der Gesamtheit entzogen sind. Noch weitere Zersplitterungen, wie sie durch Bildung noch speciellerer Sectionen (z. B. für Mythologie, Kritik und Exegese, für Aristoteles) verursacht worden wären, sind glücklicher Weise nur versucht, aber nicht durchgeführt worden.

Die Wirksamkeit der Versammlungen hat man oft unterschätzt und wol gesagt, die Vorträge würden mit mehr Nutzen gedruckt gelesen, als gesprochen gehört. Aber die Wirkung des lebendigen Worts und der Persönlichkeit, die Erkenntnis der Methode, mit der ein Meister der Wissenschaft seinen Gegenstand behandelt, darf nicht gering angeschlagen werden. Und welch reichliche Fülle anregender und belehrender Vorträge, gleich ausgezeichnet nach Form wie Inhalt, sind den Versammlungen von Männern der Universität wie der Schule dargeboten worden: kein Mann von Bedeutung in unserer Wissenschaft hat sich geflissentlich fern gehalten. Es wird den Jüngeren nicht leicht sein, den Vorgängern nachzukommen.

Die pädagogische Section, die wol keinen Zweig des Gymnasialunterrichts nicht in den Bereich ihrer Berathungen gezogen hat, hat nicht nur auf ihre Mitglieder anregend, belehrend, ermutigend gewirkt, sondern die Resultate, die durch den Austausch neuer Gedanken und Erfahrungen gewonnen waren, haben auch auf die Entschlieszungen

der dem Schulwesen vorgesetzten Behörden wohlthätigen Einflusz ausüben müssen, wenn ein solcher auch in keinem Fall ausdrücklich beabsichtigt wurde.

Eine Aufgabe, welche die Göttinger Statuten dem Verein gleichfalls zur Pflicht gemacht haben, nemlich gröszere philologische Unternehmungen, welche nur mit vereinigten Kräften sich ausführen lassen, zu unterstützen, diese Aufgabe ist am wenigsten erfüllt worden. Um nur einige Beispiele anzuführen, ist es weder gelungen, Halms wohl durchdachten Plan zur Herausgabe eines thesaurus linguae latinae auszuführen, noch sind Hermanns und Otfried Müllers kleine Schriften gesammelt und ediert worden, was entschieden eine Pflicht der Pietät gegen die groszen Männer ist: und für die Gebote der Pietät hat doch der Verein der Philologen und Schulmänner sonst Ohr und Herz stets offen gehabt, wie nicht nur die schönen Epitaphien der Präsidenten beweisen, sondern auch gerade die Aula der Halleschen Universität vor Augen führt, welche durch die Beisteuern der deutschen Philologen mit einer Büste F. A. Wolfs geschmückt ist, die an diesem Feste wol mit einem Lorbeerkranze hätte geziert werden können.

Die Hauptbedeutung der Philologenversammlungen liegt unbestreitbar darin, dasz sie den Fachgenossen vielfache Gelegenheit zu persönlichem Verkehr geben. Der Jüngere wird durch das Anhören des Meisters angeregt und zum Nachstreben ermutigt, Jugendfreunde sehen sich wieder, neue Verbindungen schlieszen sich, reiche Erfahrungen werden ausgetauscht. Und auch die Vereinigungen zu geselligen Freuden nützen mehr, als man denkt, indem sie vorzugsweise es sind, die die Teilnehmer einander persönlich nahe bringen. Deshalb hat man auch mit Recht dem Departement der Vergnügungen von Seiten der Präsidien eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet: mit ausgewählten Theatervorstellungen und Musikaufführungen sind die Versammlungen erfreut worden, genuszreiche Ausfahrten zu Wasser und zu Lande, ja selbst Bälle haben die Städte ihren Gästen zu Ehren veranstaltet, damit sie in heiterem Genusz die Beschwerden des Amtes vergessen sollten.

Aus so glänzender Vergangenheit läszt sich dem Verein deutscher Philologen und Schulmänner eine nicht minder schöne Zukunft weissagen. Die Trennung der Gemüter, die jetzt noch herscht, wird schwinden, denn 'deutsche Sprache und deutsche Wissenschaft, deutscher Geist und deutsche Jugend kennen keine Mainlinie, kein Deutsch-Oesterreich. Wir sind Deutsche, soweit die deutsche Zunge klingt.' Und dasz die Misstimmung sich lege, daran zu arbeiten ist Aller Pflicht, der Alten wie der Jungen. Diese Letzteren haben auch daran zu denken, dasz die Generation, die den Verein gegründet und bisher gehalten hat, bald abtreten wird, dasz sie daher statt der Nehmenden die Gebenden werden müssen 'zur Ehre des Vaterlandes, zur Förderung deutscher Wissenschaft und tüchtiger Jugendbildung'.

Herr Präsident dankt dem Redner für diesen 'erschöpfenden, launigen, kräftigen' Vortrag und fordert nunmehr die Sectionen auf, in den ihnen angewiesenen Localen zu ihrer Constituierung zu schreiten. Nach einer Pause von ungefähr einer halben Stunde wird die allgemeine Sitzung gegen 12 Uhr wieder eröffnet mit dem Vortrage des Herrn Prof. Dr. Bergk 'über den Dreifusz des Gelon und die Münzen der Damarete.'

Als Griechenland von Xerxes bedroht war, wandte man sich auch nach Sicilien mit einem Gesuch um Hilfe. Gelon von Syrakus versprach Zuzug zu leisten, wenn man ihm den Oberbefehl über die gesamten Streitkräfte oder wenigstens über die Flotte geben wollte. Die Athener und Spartaner wiesen diese Forderung als übermütig zurück, obgleich Gelon nur in richtiger Erwägung seiner Lage gehandelt hatte. Denn er war von den Karthagern hart bedrängt, die aus eigenem Antriebe oder von den Persern aufgefordert die griechischen Colonieen

Siciliens unterwerfen wollten. Der Tapferkeit und patriotischen Aufopferung der Sikelioten — Gelons Gemahlin Damarete z. B. hatte ihren gesamten Schmuck in die Münze gegeben, woraus das νόμιςμα Δαμαρέτειον geprägt wurde — gelang es die Karthager zu überwinden; am Flusse Himeras wurden sie aufs Haupt geschlagen. Nach Diodor fällt diese Schlacht mit der bei den Thermopylen zusammen, nach Herodot mit der bei Salamis, eine Angabe, die von Aristoteles poet. 23 bestätigt und von den Neueren, wie von Niebuhr, ohne jeden Grund bezweifelt wird. Nur in einem Punct darf man dem Aristoteles widersprechen. Er sagt, beide Begebenheiten stünden in keinem inneren Zusammenhang. Dasz das Gegenteil richtiger angenommen werde, lehren Simonides und Pindar: jener, wenn er in einem Epigramm sagt, Gelon habe den Griechen hilfreiche Hand dargeboten, um ihre Freiheit zu behaupten, dieser, indem er in der ersten pythischen Ode neben den Schlachten bei Platää und Salamis auch die am Himeras unter den wichtigsten des griechischen Freiheitskrieges nennt. Ihnen läszt sich noch Diodor zugesellen, der erzählt, die Griechen seien bei Platää durch die Nachricht vom Siege des Gelon sehr ermutigt worden.

Die Karthager musten nach ihrer Niederlage unterhandeln. Sie schickten Gesandte und erhielten Frieden unter günstigen Bedingungen: 2000 Talente musten sie als Kriegssteuer entrichten. Gelon weihte, wahrscheinlich in Folge eines im Anfang des Krieges gethanen Gelübdes, einen goldenen Dreifusz von 50 Talenten Gewicht nach Delphi, auf dem folgende Inschrift stand, wahrscheinlich auf der Basis:

Φημὶ Γέλων', Ἱέρωνα, Πολύζηλον, Θραςύβουλον
παῖδας Δεινομένευς, τὸν τρίποδ' ἀνθέμεναι,
ἒξ ἑκατὸν λιτρῶν καὶ πεντήκοντα ταλάντων
Δαμαρέτου χρυςοῦ, τᾶς δεκάτας δεκάταν,
βάρβαρα νικήςαντας ἔθνη· πολλὴν δὲ παραςχεῖν
ςύμμαχον Ἕλληςιν χεῖρ' ἐς ἐλευθερίην.

Man hat dieses Epigramm, welches in der Anthologie sowol als beim Scholiasten des Pindar erhalten ist, ohne allen Grund dem Simonides absprechen wollen. Die Lesarten stehen fest, nur hat der Scholiast τοὺς τρίποδας in V. 2, und im folgenden ist ἒξ eine Vermutung von Böckh.

An dieses Epigramm knüpft der Herr Vortragende folgende weitere Erörterungen. Was er vorher über die patriotische Handlungsweise der Damarete mitgeteilt hatte, stützt sich auf Notizen bei Hesychius und Pollux, von denen der Letztere namentlich bei allen Angaben über Münzen sich als einen sorgfältigen Sammler bewährt. Ganz anders lautet eine Erzählung bei Diodor XI 26, nach der Damarete von den Karthagern, die ihr vorzugsweise die günstigen Friedensbedingungen zu danken hatten, einen Kranz von 100 Talenten Gold erhalten hat, den sie in die Münze gab, wo aus ihm das nachher νόμιςμα Δαμαρέτειον genannte Geldstück geprägt wurde. Wenn auch Diodor in den Partieen seiner Geschichte, die Sicilien betreffen, vielleicht mehr Glauben verdient als sonst, so erregt diese Erzählung doch gewisse Bedenken. Zunächst musz das colossale Gewicht des Kranzes auffallen. Einer Dame einen Kranz von gegen 50 Centner Gewicht zu verehren, verräth einen so barbarischen Geschmack, dasz man ihn den Karthagern nicht zutrauen darf. Hultsch sucht in einer Abhandlung de Damareteo argenteo Syracusanorum nummo Dresdae 1862 und Metrologie S. 109 Anm. 22 diese Schwierigkeit durch die Annahme zu beseitigen, Diodor habe nach kleinen Goldtalenten zu 6 Drachmen gerechnet. Dann würde aber das Geschenk von zu geringem Werth gewesen sein, und man könnte es nicht erklären, dasz der Kranz in die Münze gegeben wurde, um ein besonderes Geldstück daraus zu prägen. Die ganze Geschichte ist eine ungeschickte Anekdote, die man erfand, um die auffallend günstigen Friedensbedingungen zu erklären, die Gelon den Karthagern

gewährte. Sie steht schlieszlich mit dem Epigramm des Simonides, das urkundliche Geltung hat, in entschiedenem Widerspruch. Simonides nemlich gibt das Gewicht des Dreifuszes, den Gelon nach Delphi geweiht hat, auf 50 Talente an, Diodor weiter unten in demselben Capitel auf 16. Diesen Widerspruch will Hultsch durch die Hypothese heben, dasz Diodor wieder nach kleinen Goldtalenten zu 6 Drachmen, Simonides aber nach einem noch kleineren, speciell auf Sicilien üblichen Goldtalent zu 2 Drachmen gerechnet habe. Diese scharfsinnige Combination scheint aber nicht haltbar. Denn einmal ist von einem Goldtalent zu 2 Drachmen nichts überliefert, ja sogar das zu 6 Drachmen kommt erst in der Zeit der Ptolemäer vor, und dann wäre nach dieser Rechnung das Weihgeschenk des Gelon so gering gewesen, dasz es unmöglich zu den kostbarsten Werthstücken des Delphischen Tempels hätte gezählt werden können und des Simonides Aufschrift nur Spott hervorgerufen haben würde. Zudem haben Hultsch und Andere eine Stelle des Athenäus übersehen, der VI p. 231 neben Gyges und Kroisos die sicilischen Fürsten Gelon und Hieron als die Hauptwohlthäter des Heiligtums in Delphi nennt und speciell erwähnt, Gelon habe dem Gott einen Dreifusz und eine Nike aus Gold geweiht. Wenn man bedenkt, dasz die Weihgeschenke des Kroisos im Ganzen etwa 300 Talente gewogen haben, so kann Athenäus unmöglich ihnen die des Gelon zur Seite gestellt haben, wenn sie nicht ein colossales Gewicht hatten. Und weiter läszt es sich feststellen, dasz Athenäus nach sehr guten Quellen, besonders nach Theopomp schrieb, der in seiner Jugend vielleicht noch die Schätze in Delphi selbst gesehen hat, zum mindesten aber Berichte von Augenzeugen benutzen konnte. Also 50 Talente wog der Dreifusz des Gelon, repräsentierte demnach eine Summe von ungefähr 2 Millionen Thaler. Dasz ein Geschenk von solchem Werth nichts Unerhörtes gewesen sei, kann noch die Vergleichung mit dem Golde lehren, das an der Parthenos auf der Akropolis angebracht war, dessen Gewicht auf 40 bis 44 Talente angegeben wird. Der Künstler, der den Dreifusz gemacht hat, wird das allerdings ungeheure Material in der Weise bewältigt haben, dasz er sowol die Basis als den eigentlichen Dreifusz massiv bildete.

Noch eine Stelle des Epigramms bedarf der Erläuterung. Simonides sagt, Gelon habe mit dem Dreifusz τᾶς δεκάτας δεκάταν geweiht, also wie es scheint den hundertsten Teil der Beute. Diese Erklärung ist aber nicht haltbar. Erstens war es stehende Sitte, den zehnten Teil der Beute für die Götter abzusondern, sodann würde die Beute ins Unglaubliche wachsen, wollte man 50 Talente als ihren hundertsten Teil annehmen. Hultsch, der, wie oben gesagt, den Werth des Dreifuszes auf etwa 100 Drachmen berechnet, nimmt an, Gelon und seine Brüder hätten den hundertsten Teil des ihnen speciell überwiesenen Beuteanteils dem Apollon dargebracht. Diese Annahme kann nicht als Lösung betrachtet werden. Dunker in seiner Geschichte des Altertums ist der Ansicht, 5000 Talente hätten die Syrakusaner von der Gesamtbeute erhalten, den zehnten Teil davon hätten sie den Göttern in der Weise dargebracht, dasz sie sowol mehrere Tempel davon erbaut, als dem Apollon ein Weihgeschenk im Werth von 50 Talenten gewidmet hätten. Dabei nimmt Dunker an, dasz χρυσοῦ τάλαντον eine Quantität Goldes bedeute, die an Werth einem Talent Silbers gleich sei. Abgesehen davon, dass auch durch diese Berechnung der Werth des Geschenkes so herabgesetzt würde, dasz es sich mit denen des Gyges und Kroisos nicht mehr zusammenstellen läszt, wird jener Ausdruck nie in dem angenommenen Sinne gebraucht. Auszerdem würde auch bei Dunkers Ansicht die Masse der Gesamtbeute viel zu grosz erscheinen. Der Herr Vortragende gibt folgender Erklärung den Vorzug. Die Beute betrug im Ganzen 5000 Talente Silber. Der zehnte Teil davon ist 500 Tal. Silb. Diese tauschte Gelon in Gold um, also, da im sa-

cralen Recht das Verhältnis der beiden Metalle wie 1 : 10 war, in 50 Talente Goldes, so dasz der Dreifusz dem Werthe nach der zehnte, dem Gewichte nach der hundertste Teil der Beute war. Der Ausdruck des Simonides leidet an einer gewissen Unklarheit, die aber vielleicht beabsichtigt war, um die Beute gröszer erscheinen zu lassen, als sie es in der That war.

Darin dasz die Söhne des Deinomenes den Dreifusz in ihrem eigenen Namen weihen, sieht der Herr Vortragende nichts Auffallendes und glaubt an die Inschriften des Hieron und Xenophon, auch an die des Pausanias erinnern zu dürfen. Diese letztere freilich wurde bekanntlich durch eine andere ersetzt, auf der die Namen aller Städte, die an der Schlacht bei Platää teilgenommen hatten, verzeichnet waren. Es wird die Vermutung geäuszert, vielleicht habe Gelon durch sein Epigramm zeigen wollen, dasz, was dem stolzen Spartanerkönig nicht gestattet sei, ihm, dem Herrn von Syrakus freistehe.

Es erübrigte noch zu erklären, wie Diodor oder vielmehr sein Gewährsmann dazu gekommen sei, das Gewicht des Dreifuszes auf 16 Talente anzugeben. Dem Manne, meint Bergk, lag wahrscheinlich keine zuverlässige Angabe über das Gewicht des Weihgeschenks vor. Da erinnerte er sich an die 2000 Talente Silb., welche die Karthager als Kriegskosten zahlen musten. Davon sind der zehnte Teil 200 Tal. Zur alexandrinischen Zeit war das Verhältnis von Gold zu Silber wie $1 : 12^1/_2$. Also sind 200 Talente Silb. = 16 Talente Gold. Vielleicht war Timaeus die Quelle des Diodor.

Zum Schlusz gibt der Herr Vortragende Aufschlusz über das νόμιϲμα Δαμαρέτειον selbst. Scaliger und Böckh halten es für ein Goldstück, Hultsch und Mommsen hingegen für eine Silbermünze. Nach dem Epigramm des Simonides und auch nach dem ἐξέκοψε des Diodor wird der ersten Ansicht der Vorzug gegeben, denn ἐκκόπτειν sei nicht soviel wie κόπτειν, und auf die weiteren Angaben des Diodor über Werth und Gewicht der Münze sei nichts zu geben. Das Gewicht der Münze wird auf 5 Obolen bestimmt, der Werth nach dem Verhältnis von 1 : 12 auf 10 attische Drachmen. Der Typus der Münze war eigentümlich: auf der einen Seite der Kopf des Apollon, auf der anderen ein Dreifusz. Vielleicht war damit auf das Weihgeschenk des Gelon hingedeutet. Dasz uns kein Exemplar des νόμιϲμα Δαμαρέτειον erhalten ist, läszt sich teils daraus erklären, dasz Gelon für den Dreifusz diese Münzen benutzte, teils daraus, dasz die Syrakusaner, wenn sie in Finanzverlegenheiten waren, die älteren besseren Geldstücke einzogen und schlechtere daraus prägen lieszen.

Der Vortrag rief eine kurze Erwiderung von Seiten des Herrn Prof. Hultsch aus Dresden hervor. Er nimmt an dem enormen Werthe des Weihgeschenks Anstosz, da Gelon doch nicht wol hätte 2 Millionen, die streng genommen den Syrakusanern gehörten, verschwenden können; ferner erinnert er daran, dasz die Beute sich danach auf 200 Millionen belaufen haben würde. Endlich bemerkt er in Betreff des ἐξέκοψε, dasz in der κοινή der Gebrauch von Compositis für die Simplicia nichts Auffallendes habe. Prof. Bergk antwortet, dasz nach seiner Berechnung die Beute nur 20 Millionen betragen habe. Damit wird die Discussion geschlossen. Da die erste Stunde nach Mittag schon vorüber war, schlug der Herr Präsident vor, die anderen für die erste Sitzung bestimmten Vorträge auf die folgende zu verschieben.

Zweite Sitzung am 2 October.

Präsident: Geh. Rath Professor Dr. Bernhardy.

Anfang 10 Uhr.

Nachdem der Herr Präsident die Sitzung eröffnet hat, erhält Herr Rector Dr. Eckstein aus Leipzig das Wort, um über die Beschlüsse der Commission, welcher die Wahl des nächsten Versammlungsortes oblag, zu referieren. Er teilt mit, dasz die Commission sich dahin geeinigt habe, der Versammlung Würzburg vorzuschlagen, ein Vorschlag, der sowol durch geographische Lage als persönliche Motive empfohlen werde. Zu Präsidenten der nächsten Versammlung werden von der Commission die Herren Prof. Dr. Urlichs und Studiendirector Weigand aus Würzburg, Prof. Dr. v. Spiegel aus Erlangen vorgeschlagen. Alle diese Propositionen werden von der Versammlung ohne Widerspruch genehmigt. Prof. Urlichs erklärt sich zu der Annahme berechtigt, dasz die städtischen Behörden Würzburgs die Wahl ihrer Stadt zum Ort der nächsten Zusammenkunft nur gern sehen würden, und nimmt seinerseits die Wahl zum ersten Präsidenten dankend an. Rector Eckstein spricht darauf noch den Wunsch aus, dasz Prof. Urlichs für die nächste Versammlung eine Revision der Statuten, welche unbedingt nötig sei, vorbereiten möge.

Nach diesen geschäftlichen Verhandlungen ersucht der Herr Präsident Herrn Prof. Dr. Tischendorf aus Leipzig, seiner Ankündigung gemäsz der Versammlung einen Vortrag über griech. Paläographie zu geben. Nach einer kurzen Uebersicht über die bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete, welche für wissenschaftliche Zwecke wenigstens als ganz unzureichend bezeichnet werden, sucht der Herr Vortragende festzustellen, was zu thun sei, um ein neues, auch dem wissenschaftlichen Forscher genügendes System der griechischen Paläographie zu gewinnen. Zweierlei wird dazu nötig befunden. Erstens eine möglichst vollständige und genaue Sammlung von Nachbildungen griechischer Schriften von den ältesten Zeiten an, danach Ergründung und Zusammenstellung des der Schrift eines jeden Jahrhunderts Eigentümlichen. Für die Sammlung von Schriftproben ist der Vortragende seit 1840 ununterbrochen thätig gewesen und hat nicht weniger als 30 Palimpseste und 200—300 griechische Uncialhandschriften gesehen und für diese Zwecke benutzt. Aber Schriften auf Papyrus und Pergament sollen nicht ausschlieszlich berücksichtigt werden; auch die Inschriften älterer Zeit auf Steinen, Münzen, Scherben, Holzstücken werden in Betracht gezogen werden, weil in ihnen sich doch Vieles findet, was über die späteren Schriftzüge Aufklärung geben kann. Die Zahl der Papyrusrollen hat sich in neuester Zeit sehr vermehrt; unter anderem wird ein Fragment der Korintherbriefe erwähnt, etwa aus dem vierten Jahrhundert, welches um so interessanter ist, als die gröste Wahrscheinlichkeit vorliegt, dasz der Apostel Paulus selbst seine Briefe auf Papyrus geschrieben habe. Auch auf umfangreiche Reste einer in Aegypten gefundenen Homerhandschrift macht der Herr Vortragende aufmerksam. Leider ist es ihm nicht möglich gewesen, dieselben zu benutzen, weil der Besitzer, ein Engländer, den Codex seinen Töchtern als Erbschaft hinterlassen will, und deshalb seinen Werth durch eine, wenn auch nur teilweise Veröffentlichung nicht glaubt verringern zu dürfen. Auf die Papyrusrollen würden die Pergamenthandschriften in Uncialen folgen. Von den 200 bis 300 etwa, die existieren, kommen $^9/_{10}$ auf die heilige Schrift, $^1/_{10}$ nur auf die gesamte classische Litteratur. Zu diesem Zehntteil gehören die Fragmente des Menander, die der Vortragende an dem codex Sinaiticus gefunden hat, die Fragmente des Euripides, der Dio Cassius und einiges Andere, von welchem Allem in dem groszen Werke Abbildungen gegeben werden sollen. Prof. Tischendorf richtet hierbei

eine Frage, respective Bitte an die Versammlung. Wenn nemlich Jemand Gelegenheit gefunden hätte oder finden sollte, eine solche Uncialhandschrift zu benutzen und dabei eine Handhabe zu entdecken für genaue Fixierung des Alters der Handschrift, so möge er es ihm doch ja mitteilen. Er weist dabei besonders auf lateinische oder syrische Beischriften hin, die sich vielleicht finden könnten. Diese haben zu einer sicheren Datierung des codex Sinaiticus die Möglichkeit gegeben. Auch auf den Unterschied zwischen der Schrift von Gelehrten und Kalligraphen bittet er die Aufmerksamkeit zu lenken, weil die erstere in mancher Beziehung über die Entstehung der späteren Minuskelschrift aufklären könne.

Auf diese vorläufigen Mitteilungen glaubt sich der Herr Vortragende beschränken zu sollen. Einige Specimina von Nachbildungen in Photographie und Lithographie hat er zur Besichtigung gütigst ausgelegt. Er schlieszt, indem er sein Werk, an dem er so lange gearbeitet, der Unterstützung der Fachgenossen empfiehlt und namentlich um Beiträge bittet, die zur Datierung verschiedener Handschriften, auch zu Aufklärung der Geschichte des vielfältigen Schreibmaterials beitragen könnten. Auf die Aufforderung des Herrn Präsidenten, über Umfang und Preis des Werkes eine vorläufige Andeutung zu geben, erwidert Prof. Tischendorf, dasz seine Publication in zwei Teile zerfallen werde; der erste werde die Nachbildungen auf etwa 50 bis 100 Tafeln enthalten und allerdings theuer werden, der zweite, eine systematische Darstellung der griechischen Paläographie gebend, werde auch dem Einzelnen zugänglich sein.

Herr Professor Teichmüller aus Göttingen besteigt hiernach auf Aufforderung des Herrn Präsidenten die Tribüne, um seinen Vortrag 'über die Lehre des Aristoteles von der Unterscheidung der Tragödie vom Epos' zu halten. Der Vortragende hebt zunächst dasjenige hervor, was nach Aristoteles der Tragödie und dem Epos gemeinsam ist, und geht dann zu den Unterschieden über, von denen zwei, welche die Form der Darstellung und das Metrum betreffen, einem Misverständnis nicht ausgesetzt sind, während der dritte Unterschied sehr controvers ist. Aristoteles sagt nemlich Poet. 5, 8: ἔτι δὲ τῷ μήκει· ἡ μὲν γὰρ ὅτι μάλιστα πειρᾶται ὑπὸ μίαν περίοδον ἡλίου εἶναι, ἢ μικρὸν ἐξαλλάττειν· ἡ δὲ ἐποποιία ἀόριστος τῷ χρόνῳ· καὶ τούτῳ διαφέρει. In dieser Stelle hat man μῆκος nur auf die Zeit der erdichteten Handlung bezogen und die Franzosen sind so auf ihre Theorie von der Einheit der Zeit gekommen. μῆκος könnte aber auch den äuszeren Umfang einer Tragödie bezeichnen. Um zu ergründen, welche Bedeutung das Wort hier habe, will Prof. Teichmüller streng hermeneutisch zu Werke gehen und die dunkle Stelle, um die es sich handelt, durch andere, klarere zu erläutern suchen. Zunächst bemerkt er, dasz Aristoteles in ausführlicheren Stellen (es werden cap. 8, 23 und 24 gemeint sein) auch für das Epos die Einheit des Gegenstandes in Anspruch nehme, die nach der gewöhnlichen Erklärung μῆκος bezeichnen würde (vergl. auch cap. 18 a. E.), so dasz für beide Dichtungsgattungen in dieser Beziehung dieselben Regeln gälten. Da ferner Aristoteles in der Rhetorik Anleitung gibt, zu verlängern (μηκύνειν) und zu verkürzen, μῆκος sodann ihm nie etwas Anderes ist, als der äuszere Umfang eines Gedichts und gleichbedeutend mit μέγεθος (cf. 24, 4), ja er sogar 24, 5 sagt, ein Epos solle nicht länger sein als die Summe der Tragödien, die an einem Tage zur Aufführung kommen könnten, so ist es klar, dasz auch im fünften Capitel Aristoteles μῆκος in keinem anderen Sinne gebraucht habe. Die alte Erklärung und damit die Theorie der Franzosen ist also gefallen: die Zeit der erdichteten Handlung kommt bei Unterscheidung der Tragödie vom Epos nicht in Betracht. Prof. Teichmüller führt dann zur Begründung seiner Ansicht noch an, dasz Aristoteles cap. 7 a. E. sage, man könne die Tragödieen auch nach der

Wasseruhr abspielen lassen, und dasz er kurz vorher ausgesprochen habe, eine längere Tragödie sei einer kürzeren vorzuziehen, vorausgesetzt, dasz sie übersichtlich sei. Unter μία περίοδος ἡλίου, meint der Herr Vortragende, sei dasselbe zu verstehen, wie cap. 24, 5 unter μία ἀκρόασις. An der Stelle des fünften Capitels bezeichne τραγῳδία natürlich nicht eine einzelne Tragödie, sondern das ganze tragische Spiel, eine Tetralogie. Die mitgeteilten Ergebnisse würden besonders für die Achäologen von Interesse sein, da durch sie bewiesen würde, dasz nicht an demselben Tage auf die tragische Vorstellung noch eine komische folgte.

Herr Hofrath Sauppe aus Göttingen glaubt an der hergebrachten Erklärung der Worte des Aristoteles festhalten zu müssen. Da eine Frage, die so viele Eigentümlichkeiten der künstlerischen Anschauungen und des religiösen Lebens der Hellenen berühre, sich nicht in der Kürze entscheiden lasse, so begnüge er sich mit zwei Bemerkungen. Erstens sei es undenkbar, dasz Aristoteles cap. 5 unter τραγῳδία eine Tetralogie, an den andern Stellen eine einzelne Tragödie verstehe: die letztere Bedeutung habe das Wort vielmehr überall. Sodann würde man, wenn Teichmüllers Ansicht richtig wäre, annehmen müssen, es sei in Athen gleichzeitig an zwei verschiedenen Orten Komödie und Tragödie gegeben worden, so dasz die Athener nach Belieben tragische und komische Vorstellungen hätten hören können. Davon sei aber nichts überliefert, nicht einmal durch irgend eine Anspielung in einer Komödie. Endlich hätten wir nur von éinem Theater Kunde, von dem unterhalb der Burg.

Prof. Teichmüller gibt zu, dasz der verschiedene Gebrauch von τραγῳδία auffallen müsse; für unmöglich könne er ihn trotzdem nicht halten. Auf das Archäologische näher einzugehen, hält er für unangemessen und fügt noch zu, dasz Aristoteles, wenn er von der ἐποποιία sage, sie sei ἀόριστος τῷ χρόνῳ, sagen wolle, sie sei wegen der Unbestimmtheit ihrer Dauer nicht geeignet, in ihrer Ganzheit bei öffentlichen Aufführungen dargestellt zu werden.

Prof. Ueberweg, der hierauf das Wort ergreift, constatiert zunächst seine Uebereinstimmung mit Herrn Hofrath Sauppe in Betreff der Bedeutung von τραγῳδία. Sodann bemerkt er, dasz Aristoteles, wenn er hätte sagen wollen, die Aufführung eines Complexes von Tragödieen sei an die Dauer eines Tages gebunden, das Epos aber unterliege keiner zeitlichen Beschränkung, sicherlich einen erläuternden Zusatz gegeben haben würde. Aristoteles spreche an einer anderen Stelle aus, die Tragödie wirke auch gelesen; wenn er jetzt aus einem Puncte argumentieren wolle, der an die Aufführung geknüpft sei, so hätte das ausdrücklicher Erwähnung bedurft. Schlieszlich äuszert sich Herr Ueberweg gegen Teichmüllers Behauptung, dasz Aristoteles Einheitlichkeit der Handlung für Epos und Tragödie gleichmäszig gefordert habe. Nach Aristoteles dürfe die Einheit des Epos eine lose sein und deshalb auch sein Umfang gröszer, weil mehr Begebenheiten hineingezogen werden könnten. Die Einheit der Tragödie sei nach Aristoteles strenger und deshalb es ästhetisch nicht berechtigt, in einem Stücke Dinge zusammenzubringen, während deren Vorgang man sich einen Wechsel von Tag und Nacht denken müsse.

Nachdem Prof. Teichmüller noch einmal an seine Erklärung von μῆκος erinnert hat, die Prof. Ueberweg nicht weiter bestreiten will, bemerkt der Herr Präsident, dasz die Debatte an sich zwar höchst erfreulich sei, aber zu keinem Resultate führen werde. Es scheine daher besser, zu dem angekündigten Vortrag des Herrn Prof. Steinhart überzugehen. Prof. Steinhart folgt dieser Aufforderung und spricht 'über den gegenwärtigen Stand der platonischen Forschungen'.

Der Umfang und die Tiefe, welche die platonischen Studien in unseren Tagen gewonnen haben, lassen es räthlich erscheinen, auf den

Jahresversammlungen der Philologen von Zeit zu Zeit eine Umschau zu halten über das Erreichte sowol als über das, was noch zu thun bleibt. Ein derartiger Bericht müste eigentlich 5 Gebiete umfassen: die Textkritik, die Frage über die Echtheit der Platons Namen tragenden Schriften, die Untersuchungen über die Zeitfolge der Dialoge, die Interpretation, die Darstellung der platonischen Philosophie. Der Herr Vortragende will sich auf den zweiten und dritten dieser Puncte beschränken, die übrigen nur flüchtig berühren.

Die Texteskritik ist nach Beckers und Heindorfs Vorarbeiten durch genaues Anschlieszen an Parisinus A und den Clarkianus in Oxford zuerst durch Stallbaum, dann durch Schneider, die Züricher Herausgeber und K. F. Hermann bedeutend gefördert worden.

Der Streit über die Echtheit der platonischen Schriften schien vor einiger Zeit insoweit beendigt zu sein, als man nur über den Ursprung einiger unbedeutender Dialoge noch nicht einig war. Diese Ruhe ist aber in unseren Tagen von Ueberweg und Schaarschmidt gestört worden, welche die Echtheit gerade der Schriften anfochten, die man als die Grundlagen der platonischen Dialektik anzusehen pflegt. Den Versuchen dieser beiden Männer gegenüber, die zu bekämpfen die Zeit nicht ausreicht, will der Herr Vortragende nur allgemein die Grundsätze andeuten, nach denen man bei Untersuchungen über die Echtheit platonischer Schriften zu verfahren habe.

Bei jeder Kritik müssen 2 Seiten der Betrachtung Hand in Hand gehen: die diplomatische, welche sich auf Zeugnisse stützt, und die frei combinierende: keine kann der anderen entbehren. Fragen wir nach den Zeugnissen, so finden wir schon von der alten Kritik zehn Dialoge, von denen fünf uns erhalten sind, verworfen; für eine Reihe anderer haben wir das vollwichtige Zeugnis des Aristoteles, der allein eigentlich als genügender Zeuge gelten darf. Hier entsteht die Gefahr einer doppelten Einseitigkeit. Entweder nemlich könnte man an der Tradition des Altertums unerschütterlich festhalten. Das ist auch lange Zeit hindurch geschehen, bis Schleiermacher und Böckh die Glaubwürdigkeit des überlieferten Canons erschütterten. Oder aber man könnte Alles, für dessen Echtheit das Zeugnis des Aristoteles fehlt, dem Platon absprechen. Das haben Ueberweg und Schaarschmidt gethan, wobei sie aber allerdings eine auf der Analogie unzweifelhaft platonischer Schriften beruhende Combination nicht ausschlossen. Zeller und Ueberweg haben sich dadurch ein groszes Verdienst erworben, dasz sie die Anführungen des Aristoteles genau untersucht und ihren Werth für sichere Bezeugung der platonischen Schriften bestimmt haben. Am besten bezeugt sind die Republik, die Gesetze und der Timäus, da Aristoteles sie als platonische Bücher anführt und bekämpft. Deshalb ficht auch jetzt Niemand mehr die Echtheit der Gesetze an, wenn sie auch manches enthalten, was nicht platonisch ist; über die beiden anderen Dialoge ist nie gestritten worden. Weniger sicher ist das Zeugnis des Aristoteles, wo er nur den Namen eines Unterredners nennt, ohne den Dialog zu bezeichnen, oder den Dialog ohne Platon, oder endlich Platon ohne den Dialog anführt. Zu der Zahl der in dieser Weise weniger schlagend bezeugten Dialoge gehören der kleine Hippias und der Menexenos, auch der Phädon, Phädrus, Gorgias und Menon. Die Apologie, Theätet, Philebos, Symposion, Lysis, Laches sind nur insofern bezeugt, als Aristoteles aus ihnen lange Gedankenreihen anführt, ohne Platon zu nennen und nur mit Anklängen an seine Worte. Als ganz unbezeugt von Aristoteles müssen auszer den von der neueren Kritik einstimmig aufgegebenen Dialogen noch gelten Protagoras, Parmenides, Sophist, Staatsmann, Eutyphron, Kriton und Kritias, vielleicht auch Euthydemos und Kratylos. Zur Verwerfung des Parmenides, Sophisten und Staatsmann sind denn auch Schaarschmidt und Ueberweg besonders durch das Schweigen des Aristoteles bestimmt worden, welches beim Parme-

nides am meisten auffallen musz. Aber man darf dieses Schweigen nicht überschätzen. Einmal sind uns viele Schriften des Aristoteles verloren, namentlich das wichtige Buch über die Ideen, und dann musten ja nicht alle Dialoge Platons dem Aristoteles Anlasz zur Polemik geben.

Diejenigen, welche ohne die Zeugnisse besonders zu berücksichtigen nach freier Combination über die Echtheit der platonischen Schriften entschieden, maszen entweder an dem Unvollkommenen das Vollkommene, oder an dem Vollkommensten das Unvollkommene ab. So gieng man einerseits von den schon im Altertum verworfenen Dialogen aus und verwarf, was ebenso wie sie Platons Art und Kunst zu verleugnen schien, oder man nahm das nach Inhalt und Form Vollkommenste als Norm und verdammte, was hinter ihm zurückblieb. Diejenigen, welche den letzteren Weg einschlugen, waren schärfer in ihren Forderungen, als die, welche den anderen giengen; beide aber lieszen sich mehr von einem gewissen ästhetischen und philosophischen Gefühl, als von sicheren Grundsätzen leiten. Diesen Charakter trägt namentlich Asts Kritik, die nur das Vollkommenste anerkennen wollte; und auch Socher kann von dem Vorwurf der Subjectivität nicht frei bleiben, wenn er einerseits Parmenides, Sophist, Staatsmann als dem Platon fremd verwarf, andererseits aber entschieden unechte Dialoge als Jugendarbeiten oder Skizzen sich gefallen liesz. Seit Schleiermacher hat die Kritik dann durch gleichmäszige Erwägung aller Momente, die zu einer sicheren Trennung des Platonischen und Unplatonischen führen können, sicheren Halt gewonnen. Er verwarf die beiden Alkibiades, den Kleitophon, die Erasten, den Minos und Hipparch, den Ion und den gröszeren Hippias; den kleineren Hippias und den Menexenos nahm er nicht ohne Bedenken auf. K. F. Hermann liesz den ersten Alkibiades, den gröszeren Hippias und den Ion wieder zu und zweifelte an der Echtheit des kleineren Hippias und Menexenos nicht mehr. Der Herr Vortragende selbst bekennt, dasz er jetzt den gröszeren Hippias, den Menexenos, auch den ersten Alkibiades für unecht halte, dasz ihm aber die Frage über den Ion, den kleineren Hippias und den Eutyphron noch eine offene sei. Susemihl und später auch Zeller haben sich der gleichen, so zu sagen, milderen Ansicht zugewandt. Um so mehr musten Ueberwegs und Schaarschmidts Urteile überraschen, in denen, wenn auch mit gründlicherer Forschung, Asts Verfahren wieder aufgenommen wird. Der Herr Vortragende macht an einigen Beispielen klar, wie wenig begründende Kraft die Beweisführung beider Männer habe, und welcher Natur die Argumente sein müssen, mit denen allein man die Unechtheit einer dem Platon zugeschriebenen Schrift erweisen kann. Vor allen Dingen aber weist er darauf hin, dasz Ueberweg und Schaarschmidt die Entstehung, ja nur die Möglichkeit derartiger Fälschungen in keiner Weise erklärt haben. Im Gegensatz dazu will der Herr Vortragende erklären, wann und mit welcher Tendenz die wirklich unechten Dialoge geschrieben sind. Der Menexenos ist das Werk eines dem Platon nahe stehenden Sokratikers, vielleicht seines Bruders Glaukon, so dasz er leicht unter Platons Schriften kommen konnte. Aehnlich ist über den kleineren Hippias zu urteilen. Der erste Alkibiades und der gröszere Hippias sind von Platonikern vielleicht schon zu Platons Zeit geschrieben; der zweite Alkibiades und die Erasten von Kynikern; in dem zweiten Dialog tritt sogar, ebenso wie im Kleitophon, eine Neigung zur Polemik gegen Platon hervor. Die Epinomis ist eine Schrift des Philippos von Opus, der damit die scheinbar unvollendeten Gesetze ergänzen wollte. Späteren Jahrhunderten gehören der Theages, der Eryxias und der Axiochos an. In einigen Briefen finden sich Anklänge an neuplatonische Geheimlehre; andere von ihnen haben, wie auch der Hipparch und Minos, der Sisyphos und Demodokos den Zweck, Platon als einen Vertheidiger des monarchischen Princips erscheinen zu lassen,

und sind wol in der Zeit der makedonischen und Diadochenkönige entstanden.

Die Frage nach der Zeitfolge der Dialoge, die der Herr Vortragende für sehr wichtig und berechtigt hält, ist schwierig zu beantworten, weil uns Angaben des Platon selbst sowol als Zeugnisse der Zeitgenossen fast gänzlich fehlen. Als jene lassen sich höchstens einige wenige Anspielungen auf Zeitereignisse ansehen: als Zeugnis kann nur die Angabe des Aristoteles gelten, dasz die Gesetze nach der Republik geschrieben seien. Nichtsdestoweniger darf man hoffen, durch Erwägung des genauen, öfter sogar offenbar trilogischen Zusammenhangs der Dialoge, ihres vielfachen Ineinandergreifens usw. zu wahrscheinlichen Ergebnissen in diesem Puncte zu kommen. Bisher sind sich bei Beantwortung dieser Frage zwei Richtungen entgegengetreten: die Einen sahen in Platon, sobald er zu schreiben anfieng, einen fertigen Denker, der in seinen Schriften ein vorher entworfenes System ausführte; die Anderen glaubten, Platon habe sich von sokratischen Anfängen durch mannichfache Entwickelungen und Einflüsse zu der Höhe, auf der wir ihn schlieszlich finden, emporgeschwungen. Das erste Princip vertrat Schleiermacher, der sich freilich genötigt sah, höchst bedeutende Dialoge als Nebenschriften anzusehen, weil sie sich der systematischen Folge nicht anbequemen wollten. Mit Abweichungen im Einzelnen folgten ihm Böckh, Brandis, Ritter. Socher und Stallbaum machten hiergegen zuerst darauf aufmerksam, dasz die Ideenlehre nicht in allen Dialogen vorkomme und eine Fortentwicklung des philosophischen Systems überall klar hervortrete. So leiteten sie gewissermaszen zu dem anderen, dem genetischen Princip über, welches besonders K. F. Hermann vertrat. Eigentümlich verfuhr Munck, welcher in der Folge der Dialoge nur ein Lebensbild des Sokrates sah. Der Herr Vortragende hat sich an Hermann angeschlossen, obwol er schon in den ersten Dialogen rein Platonisches erkannt hat und in der Folge der Dialoge einen wohl gegliederten Organismus zu erkennen stets bemüht gewesen ist. Auch Zeller und Ueberweg haben sich immer mehr dem genetischen Princip genähert. Eine Vermittelung kann durch eine richtige Auffassung der gediegenen Einheit des platonischen Geistes erreicht werden, der sich in stetiger Folge entwickelt hat und auf verschiedenen Stufen die gewonnenen Resultate in geschlossenen Gruppen von Dialogen vereinigte. Platon bezeichnet seine Schriften selbst als ὑπομνήματα. Den Mittelpunkt seines Systems bildet die Ideenlehre, und eine Genesis derselben deutet schon Aristoteles metaphys. I 6 an. Halten wir uns an diese Andeutungen und fassen wir den Kern der Ideenlehre fest ins Auge, so werden wir Schweglers Einteilung der Entwickelung Platons in Lehr-, Wander- und Meisterjahre nicht unpassend finden. Die erste Periode, in der Platon noch von Sokrates abhängig ist, repräsentieren die Trilogie Lysis, Charmides, Laches, dann der Protagoras. Mit dem Tode des Sokrates beginnen die Wanderjahre, die den Philosophen nach Megara, Kyrene, Aegypten, Groszgriechenland und Sicilien führen. Dieser Zeit gehören an Apologie, Kriton, Eutyphron, Gorgias. Schon in den beiden letzten Dialogen taucht die Idee als das wahre Selbst der Dinge auf. Noch näher tritt er dieser Erkenntnis in der Trilogie Euthydemos, Menon und Kratylos. Gegen den Heraklitismus und die eleatische Philosophie wird die Ideenlehre dann verteidigt in der folgenden Trilogie Theätet, Sophist und Staatsmann. Zu dieser Gruppe gehört auch der Parmenides, der wol nach dem Theätet verfaszt ist. Das Buch, in dem die Philosophie selbst in ihrer Reinheit dargestellt werden, und welches einen Abschlusz dieser Periode bilden sollte, ist nie geschrieben worden.

Es folgt nun die groszartige Lehrthätigkeit in den Gärten der Akademie zu Athen. In das erste Jahrzehnt derselben fällt die in formeller Beziehung unvergleichliche Trilogie Phädros, Symposion, Phädon, deren

Gedankeninhalt der Herr Vortragende kurz skizzirt. Im zweiten Jahrzehnt, in dem durch Reisen nach Sicilien die Lehrthätigkeit mehrmals unterbrochen wurde, entstand die fünfte Trilogie, ursprünglich als Tetralogie entworfen, in der wir 'den Denker auf dem Höhepuncte seiner Forschung über die ganze Fülle des Daseins Licht verbreiten' sehen. Diese Gruppe bilden der Staat, Timäus und das Fragment Kritias, zu dem noch der Hermokrates kommen sollte. Auch der Inhalt und das gegenseitige Verhältnis dieser Dialoge wird in der Kürze angegeben. Von einer letzten, wenn auch ihren Kern nicht berührenden Wandelung der Ideenlehre legt der Philebos Zeugnis ab. Den Schlusz der schriftstellerischen Thätigkeit Platons bilden die Gesetze, die zwar noch reich, überreich an geistreichen Gedanken sind, aber doch durch die Breite und Nachlässigkeit der Entwickelung überall an das hohe Alter Platons erinnern.

Der Interpretation des Platon bleibt noch Vieles zu thun. Die sprachliche Erklärung hat die rhetorische Kunst, die Mannigfaltigkeit der Periodik, die in den einzelnen Dialogen eine verschiedenartige ist, nicht genug berücksichtigt, ebenso wenig die Fülle neuer Worte und Wortbedeutungen. Die ästhetische und philosophische Erklärung haben noch mehr nachzuholen.

Der Herr Vortragende schlieszt mit einem kurzen Ueberblick über die bisherigen Darstellungen des gesamten Platonismus, unter denen besonders die des 'unvergeszlichen' Brandis und Zellers rühmend hervorgehoben werden.

Da eine Discussion über diesen schwierigen und umfangreichen Gegenstand unthunlich erscheint, so wird auf Vorschlag des Herrn Präsidenten die Sitzung gegen 1 Uhr geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Halle a./S. G. Thilo.

PERSONALNOTIZEN.

(Unter Mitbenutzung des 'Centralblattes' von Stiehl und der 'Zeitschrift für die österr. Gymnasien.')

Ernennungen, Beförderungen, Versetzungen, Auszeichnungen.

Bernays, Dr., ord. Professor an der Universität Bonn, zum corresp. Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen ernannt.

Brockhaus, Dr., ord. Professor an der Universität Leipzig, zum corr. Mitgl. der k. Akademie der Wiss. in Berlin ernannt.

Brunzlow, ord. Lehrer an der Realschule in Perleberg, zum Oberlehrer befördert.

Fleischer, Dr., ord. Professor an der Universität Leipzig, erhielt den k. preusz. Orden pour le mérite.

Gädke, Dr., Professor, Director des Friedrichsgymnasiums in Breslau, zum Director des Gymnasiums in Ratibor ernannt.

Gebauer, Dr., Conrector am Gymnasium zu Zwickau, als Professor prädiciert.

Gleditsch, ord. Lehrer am Wilhelmsgymnasium in Berlin, zum Oberlehrer befördert.

Günther, Dr., Professor, zum Director des Karlsgymnasiums in Bernburg ernannt.

Ilberg, Dr., Professor, Director des Gymnasiums in Zwickau, erhielt das Ritterkreuz vom k. sächs. Verdienstorden.

Koch, Dr., ao. Professor an der Univ. Berlin, erhielt das Offizierkreuz des kais. franz. Ordens der Ehrenlegion.

von Kozlowski, Dr., ord. Lehrer am Gymnasium in Gnesen, zum Oberlehrer ernannt.

Naumann, Dr., Geh. Bergrath, ord. Professor an der Univ. Leipzig, erhielt von der Royal Geological Society in London die goldene Wollastonmedaille.

Radebold, ord. Lehrer am Gymn. in Dortmund } zu Oberlehrern ern.
Rautenberg, ord. Lehrer am Gymn. in Rössel }
Sénéchaute, ord. Lehrer am Gymn. in Düren }

Scheibner, Dr., ao. Professor an der Univ. Leipzig, zum ord. Professor der Mathematik ernannt.

Voigt, Dr., Oberlehrer am Gymn. in Zwickau } als Professoren präd.
Zestermann, Dr., Oberlehrer an der Thomas-schule in Leipzig }

In Ruhestand getreten:

Aschenbach, Director des Pädagogiums zu Ilfeld.

Behn, Dr., Professor der Univ. Kiel.

Bendemann, Historienmaler, Professor, Director der Kunstakademie zu Düsseldorf.

Brauer, Professor an der Akademie der bildenden Künste zu Cassel.

von Kittlitz, Dr., Oberlehrer an der Ritterakademie zu Liegnitz.

Koch, Dr., Professor, Conrector der Thomasschule zu Leipzig.

Koppe, Professor, Prorector am Gymnasium zu Soest, unter Verleihung des k. pr. rothen Adlerordens IV Cl.

Gestorben:

Benseler, Dr. Gust. Ed., Lehrer am modernen Gesamtgymnasium in Leipzig, † 62 Jahre alt am 1 Februar. (Herausgeber von Passows griech. Wörterbuch, Uebersetzer griech. Redner usw.)

Brilka, ord. Lehrer an der Realschule in Neisse.

Hagen, Dr. Karl, ord. Professor an der Univ. Bern, starb daselbst 58 Jahre alt am 24 Januar. ('Deutschlands litterarische und religiöse Verhältnisse im Zeitalter der Reformation.')

Hauptmann, Dr. Moritz, Cantor der Thomasschule und Musikdirector beider Hauptkirchen zu Leipzig, starb das. am 3 Januar. (Auch als musikalischer Theoretiker bedeutend.)

Lentz, Dr. Aug. Ferd., Professor am Gymnasium zu Graudenz, erlag noch nicht 48 Jahre alt dem Typhus am 11 Februar. (L. hat sich um das Schulwesen von Graudenz bedeutende Verdienste erworben; ungleich bedeutendere aber um die griechische Sprachwissenschaft durch sein 'groszartiges Buch' (Lehrs) über Herodian. Mitten in seinen Vorarbeiten zu einer kritischen Ausgabe des Apollonios Dyskolos überraschte ihn der Tod.)

Schimper, Dr. Karl Friedrich, ausgezeichneter Naturforscher, starb am 21 Dec. v. J. nach schweren Leiden zu Schwetzingen. (S. war 1803 in Mannheim geboren.)

Schopen, Dr. Ludwig, Director des Gymnasiums und ord. Professor der class. Philologie in Bonn, starb daselbst am 20 Novbr. v. J. (Sch. war 1799 in Düsseldorf geboren.)

Smidt, Heinrich, beliebter Erzähler, starb am 3 Septbr. v. J. zu Berlin. (Sm. war früher Seemann, später geh. Registrator im Kriegsministerium. Schrieb vorwiegend sog. Seeromane.)

Stifter, Adalbert, kais. Schulrath a. D. in Linz, starb am 28 Januar. (St., der Sohn eines Bauern, war am 23 Octbr. 1805 zu Oberplan in Böhmen geboren, besuchte das Gymnasium in Kremsmünster, studierte anfänglich Rechtswissenschaft, wandte sich dann aber philosophischen und litterarischen Studien zu. Spät erst trat er mit seinen Dichtungen hervor, die in ihrer bewundernswürdig sauberen und zarten Zeichnung der landschaftlichen Natur einen bleibenden Werth haben.)

ZWEITE ABTEILUNG
FÜR GYMNASIALPÄDAGOGIK UND DIE ÜBRIGEN LEHRFÄCHER

MIT AUSSCHLUSZ DER CLASSISCHEN PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. HERMANN MASIUS.

(8.)
VORTRAG ÜBER DAS NIBELUNGENLIED UND DIE DEUTSCHE HELDENSAGE

AM 16 JANUAR 1867 IN DARMSTADT GEHALTEN.

(Fortsetzung und Schlusz von S. 112.)

Jedes wahre Volksepos entfaltet seine Begebenheiten innerhalb einer Welt inneren und äuszeren, sinnlichen und sittlichen Lebens, dessen Seele die heroische Sitte und Sittlichkeit ist, und wird dadurch zu einem Spiegel der Nationalität, welcher es entstammt. Am glücklichsten haben die homerischen Gesänge dieses Heroentum als ein vom Genius der Kühnheit zu hoher Tugend emporgetragenes Jugendalter, als Tempelhalle frischer, unbefangener Schönheit im Lichte der Poesie verklärt, und der griechische Mensch steht im Uebergange aus patriarchalischen Zuständen zum prosaischen Ernste geschichtlicher Arbeit, so zu sagen, in frei poetischer Naivetät vor uns da, in seiner ganzen Existenz und vom Rahmen einer in sich vollständigen Welt umzogen. Weder diese Fülle allgemeinen Lebens, noch jene Ursprünglichkeit der Nationalität eignet dem Nibelungenliede. Denn einerseits gebricht ihm die behagliche Ruhe und Breite Homers, welche wie der Vater Okeanos die mannigfaltigsten Bilder in den unendlichen Schosz aufnimmt; andrerseits aber hat das Werk nach vielhundertjähriger Wanderung der Sage durch stets umwechselnde Zeiten, deren Farben sich ihr anlegten, schlieszlich mit Anschauung und Gewohnheit des Rittertums sich dergestalt vermählt, dasz eine Ausscheidung des Urgermanischen nicht mehr gelingen kann. Demungeachtet erfüllt es, der Iliade und Odyssee gegenübergehalten, im Ganzen die wesentlichen Anforderungen an einen allgemeinen Weltzustand und gibt, was genau damit zusammenhängt, die deutsche Eigenart, wenn auch mit

Ermäszigung der einst gewaltigeren Kräftigkeit, getreulich wieder. Aus keiner zweiten Dichtung schöpfen wir die gleiche Gewisheit und Herzensfreude an den edelsten Tugenden, die schon Tacitus, unser Ehrenherold, an den Germanen bewundert hat, und die noch heute zwischen Corruption und Ueberbildung oft genug als das unverlierbare, obschon vom Fluch der Ausländerei und Zwietracht bedräute Nibelungengold im Dichten und Trachten des Deutschen hervorblicken — voran die Treue und ihre Geburtsstätte, die Innerlichkeit und Gründlichkeit der Seele. Ziehen wir die ungeheuren Leidenschaften und Unthaten ab, welche das Gedicht aufrollt, aber auch mit deutscher Redlichkeit richtet, so fordert uns die biedere, geradsinnige Denkart und selbstwüchsige Wackerheit dieser Menschen nicht allein zum Nachdenken über uns selber auf, sondern auch zu dem Bestreben, uns an ihnen zu so manchem Guten und Echten wiederherzustellen. Freilich stehen die Menschen des Nibelungenliedes den homerischen an Erregbarkeit des Geistes und Willens nach; aber sie wiegen dies durch die Gediegenheit ihres Gemütes auf, die sich langsamer entschlieszt und mit Zurückhaltung enthüllt, oft gar nicht aus sich herausgeht, sondern errathen sein will, aber eine nur auf die Gelegenheit wartende Fähigkeit zum Höchsten der Kraftanstrengung und zur reichsten Empfindung in sich trägt. Sie haben bei ihrer völlig sentimentalitätslosen Geschlossenheit, Nüchternheit und Derbheit eine Hochherzigkeit, bei der Gleichmäszigkeit ein geheimes Feuer, bei der Besonnenheit eine Anlage zur Hingebung an eine grosze Sache, wie das Alles gerade in der deutschen Gründlichkeit beisammenliegt. Daher die sprechenden Geberden, das seltne Weinen, das Verhalten des Schmerzes, die Sparsamkeit im Reden, das Räthselhafte in manchem Zug, die Ausdauer in Thun und Leiden, das hochgetragene Haupt im Unglück, der wie von Stahl geschmiedete Heldenmut im Kampfgewühle.[21]) Sie steigern diesen Mut zur fröhlichen Lust am blutigen Spiel, ja bis zu Mutwill und genialer Laune. Und mitten in der rauhen Arbeit behalten sie die Empfänglichkeit, sich aufs Innigste ergreifen zu lassen. Und wie verstehen diese Männer zu sterben! Auch ein Heiszsporn ist unter ihnen, der Amelunge Wolfhart. Hören wir nur, wie er vom Oheim Hildebrand Abschied nimmt:

Hin gieng Hildebrand,
Da Wolfhart war gefallen nieder in das Blut: [gut.
Er umschlosz mit seinen Armen den Recken kühn im Streit und

Er wollt' ihn aus dem Hause mit sich tragen fort:
Doch schwer ward ihm die Bürde, er must' ihn lassen dort.
Da blickt' aus dem Blute der sterbensmatte Mann:
Er sah wol, dasz der Vetter darauf ihm fortzuhelfen sann.

Da sprach der Todtwunde: viellieber Oheim mein,
Ihr könnt in diesen Zeiten mir nicht zum Frommen sein:
Nun hütet euch vor Hagen, es dünkt mich wahrlich gut.
Er trägt in seinem Herzen gar einen zorngrimmen Mut.

21) Vergleiche das an schönen Beobachtungen über den Charakter des Nibelungenliedes reiche Buch von Trimm: Das Nibelungenlied nach Darstellung und Sprache ein Urbild deutscher Poesie (Halle 1852).

Und bin ich todt und wollen die Freunde mich beklagen,
Dann sollt ihr den Nächsten und Besten von mir sagen,
Dasz sie nicht nach mir weinen: das ist ohne Not.
Von eines Königs Händen ja lieg' ich hier herlich todt.

Ich hab' auch so hier innen vergolten meinen Leib,
Dasz darum wol noch weinet manches Ritters Weib.
Geschieht bei euch die Frage, so mögt getrost ihr sagen,
Von mein des Einen Händen liegt ein Hundert wol erschlagen.

Die hervorstechenden Seiten der Sitte und des sittlichen Lebens im Nibelungenliede gehen alle auf die Innerlichkeit zurück. So die überall gerühmte Milde, d. i. aus Freiherzigkeit geübte Freigebigkeit. Dieselben Menschen, die mit ihrem Inneren geizen, lassen bei jedem Fest oder Abschied Geld und Gut treuherzig aus den Händen stieben, als ob es sie drückte. Von der ernsteren Schwester dieser Tugend, der Gastfreundschaft, sind die edelsten Bilder in das Gedicht verwebt. Sie erscheint in all ihrer Würde und Heiligkeit und greift in das Innerste der Handlung ein, insofern eben dadurch der Anteil an Siegfried und später an den Burgundern wächst (wird doch an jenem und an diesen das Gastrecht schnöde gebrochen, wie es Gunther dem Etzel in dem rührenden Worte vorhält: 'Ich kam zu dir auf Treue'), und insofern darauf die verlorene Situation Rüdigers beruht. Ferner wie spricht das schlichte und gesunde Familienleben mit seiner Zucht und Ehrbarkeit und dem traulichen, herzlichen Wesen den deutschen Sinn an! Von derselben einfachen Innigkeit ist das eheliche und bräutliche Verhältnis und durch einen Anflug von ritterlicher Schwärmerei nicht entstellt. Man ahnt die tiefste Liebe; aber in ihrer Unschuld und Keuschheit ist sie zu verschämt, um viel Worte zu machen. Im Weibe sieht der Mann ein Heiliges, zu dem er hinanblickt, wie es der Germane des Tacitus that, und von der Möglichkeit erkaltender Liebe zwischen Beiden ist nichts zu finden. Recht holdselig und deutsch äuszert sich hin und wieder die Schüchternheit des liebenden Mädchens, und wie ist das reine Natur! So bei Dietelinds[22]) Verlobung mit Giselher:

Da begann man zu fragen die minnigliche Maid,
Ob sie den Recken wollte. Ein Teil war ihr das leid,
Und dacht' ihn doch zu nehmen, den herlichen Mann.
Sie schämte sich der Frage, wie manche Maid hat gethan.

Es rieth ihr Vater Rüdiger, dasz sie spräche ja,
Und dasz sie gern ihn nähme. Gar schnell war er da'
Mit seinen weiszen Händen, der sie fest umschlosz,
Giselher der junge, wie wenig sie sein genosz!

In deutscher Wahrheit, prunklos, stetig, hingebend tritt auch die Freundschaft auf, und zwar, wie bei Homer, die Waffenfreundschaft, ein köstlicher Schmuck des Epos, in Not und Tod erst recht sich herauslebend, ja über den Tod hinausgreifend; denn

Nie ward ein Dienst so gut,
Als den der Freund dem Freunde nach dem Tode thut.
Das heisz' ich stete Treue, wer diese üben kann.

---

22) Der Name steht in der 'Klage'.

Ueberhaupt ist die Treue in allen Verhältnissen das treibende Leben unsrer Dichtung, das sich bis in den treuen Ausdruck und Ton der Sprache hinein erstreckt. Wohin wir blicken, sieht uns das Auge der Treue an. Selbst die verwilderten Menschen Hagen und Kriemhilt sind es, weil von der Treue misleitet. Diese Tugend, vielmehr dieser Seelen- und Wesensgrund ist von der Innerlichkeit der deutschen Anlage unzertrennlich und ihre Bewährung. Auf der Messerschneide des Elends schreitet sie in Rüdigers Gestalt am ergreifendsten, die dreifache Treue gegen sich und Menschen und Gott. Ihre umfassendste Gewalt übt sie in Kriemhildens Lebensgang. Grosz und rein gedacht ist das überall gleiche Treueverhältnis zwischen dem Könige und seinen freien, stolzen Mannen, worin sich die alten Gefolgschaften und das Lehnwesen zwar idealisiert, aber ihrer innern Wahrheit nach wieder erkennen lassen. Ganz unberührt von künstlichen Begriffen ruht es durchaus im Volksgemüte und bietet dadurch auch für die epische Behandlung die grösten Vorteile. Hier herscht die würdigste Anschauung von der Gegenseitigkeit der Pflicht und Liebe, und von dem Ernste, mit dem man beiderseits die Treue behandelt. Beispiele lieszen sich mit Händen greifen; manche fallen erst dem genauer Zusehenden auf. So kommt der Markgraf Ekkewart selten vor; wo es geschieht, redet er — als ein rechtes Vorbild des treuen Eckhard — nichts als Treue. Aber ein schönstes Wort von dieser Treue bricht brennend wie Abendroth mitten durch Tod und Grausen im 36n Abenteuer. — Die Burgunder, blutgefärbt, im geschwärzten Harnisch, unterhandeln; sie verlangen nur zum Saal hinaus, um fechtend zu sterben. Kriemhilt will ihnen Schonung gewähren, wenn ihr der einzige Hagen als Geiszel ausgeliefert wird.

> Verhüte Gott vom Himmel, sprach da Gernot.
> Ob unser tausend wären, wir alle lägen todt,
> Wir Freunde deiner Sippschaft, eh' wir dir Einen Mann
> Zu Geiszel hingäben. Nein! nun und nimmer wird's gethan.
>
> Wir müssen doch ersterben, sprach da Giselher.
> Uns mag Niemand scheiden von ritterlicher Wehr.
> Wer gern mit uns föchte — wir sind halt wieder hier,
> Da meiner Freunde keinem die Treue fehlt, liegt's an mir. —

Wendet man sich nun von den nationalsittlichen Momenten des Gedichtes zum Ganzen, indem man auch nur die Umrisse der Erzählung auf sich wirken läszt, so ist der Eindruck überwältigend. Schon der Dichter der 'Klage' hat gesagt: 'Das ist die gröste Geschichte, die zur Welt je geschah.' Dies liegt zumeist an den ungeheuren Unglücksscenen, welche ohne jeden rohen Effect mit Grauen und Begeisterung die Brust erschüttern, an der sich Glauben erzwingenden Grösze der Menschen und Thaten, an dem geheimnisvollen Ineinanderwirken einer unsichtbaren Gewalt und menschlicher Willensschlüsse zur immer hoffnungsloseren Verstrickung eines endlich vom Tode durchhauenen Knotens, an der wachsenden Gewisheit, dasz der Mensch für die Dinge zu klein sei, an der sich drängenden Fülle groszmächtiger Phantasieen. Welch einziges Wunderwerk der Poesie wäre das, wenn die Form dem Gehalte gleichkäme!

Wenn nun dem nicht so ist, so spricht das Nibelungenlied doch immerhin als Kunstwerk seine Geltung an, sehr mit Einschränkung freilich von Seiten der Darstellungsweise, aber ein hoher Ruhm gebührt der Composition und der Charakterzeichnung. Wie abhängig auch der Dichter von Volkspoesie und Tradition gewesen sein mag, als eine Künstlerseele bewährt er sich denn doch wol durch die der Natur abgelauschten, im Leser den ganzen Menschen packenden Einzelgedanken, wie durch den mutigen und sinnvollen Wurf des Planes, durch die Kindeseinfalt neben weltumspannendem Ernste, durch die ahnungsreichen Tiefen der Erzählung, durch jene Abbreviaturen, wo ein Wort, eine leise Beziehung, ein Uebergang das Bedeutende in der Knospe zeigt, durch die Meisterschaft im goldnen Schweigen, durch das Vermögen, die Einbildung des Lesers selbstthätig zu machen, durch jene Idealität, die aus der Versenkung in die Wahrheit der Objecte entstammt und dem kalten Verstande wie dürftige Natürlichkeit vorkommt, durch die Gegenwärtigkeit und Klarheit der Dinge, durch die reflexionslose Einheit mit der Sage, durch das selbstlos geöffnete Weltgemüt, aus welchem er eine Sagenwelt leibhaftig, nicht auslernbar, bis ins Kleine organisiert, geboren hat. Ein Solcher kann in äuszerer Kunst empfindliche Blöszen geben, eine innere steht gewis in seiner Gewalt.

Der gröste Werth liegt in der Composition, die bei jeder unbefangenen Prüfung eine durchdringende Geistesschärfe offenbaren dürfte, nicht blosz einen glücklichen Instinct. Man sehe nur zu, wie streng der Dichter seine Idee, die Liebe und Treue, im Leben Siegfrieds und Kriemhildens entfaltet, wie straff er alles Uebrige darauf bezieht, wie ökonomisch er die herumgelagerten Sagen nutzt, wie er aus diesem Gesichtspuncte alle aufgeführten Helden und Begebenheiten gruppiert. Das Gedicht hebt mit einem Traum der Königstochter als Anmeldung ihrer Liebe an und schlieszt nach einer langen Reihe wechselnder Geschicke mit ihrem letzten Athemzuge. Somit erstreckt sich die Erzählung durch viele Jahre, während Iliade und Odyssee ihren Stoff in wenige Wochen zusammendrängen. Dadurch war unserm Dichter ein fast geradliniger Fortschritt, ein Streben nach dem Ziel, Enthaltsamkeit in Episoden, ein präciserer Stil vorgezeichnet. Jene erhabene Ruhe, welche auch das Nibelungenlied umfängt, muste, da die Liebe und Treue sich zuletzt in Not und Untergang verzehrt, aus der tragischen Würde und Weihe hervorgehen, nicht aus der behaglichen Breite des Epos, welche hier fehlt. So wächst denn nach anfänglich gelaszneren Erzählungen je weiter je energischer eine wahrhaft dramatische Spannung. Scene löst Scene ab, drastisch und schlagartig, ohne die gemächlichen Uebergänge der Iliade. Helden kommen auf die blutige Bühne und treten ab nach dem Rhythmus dramatischer Steigerung, mit den Schrecknissen der Collision wächst die Wichtigkeit der Motive und rücken immer mächtigere, teilnahmwürdigere Menschen und Ereignisse auf, bis Kriemhilt gefallen ist. Von vorn herein bereitet sich dieses Ende vor, und nicht blosz in der Anlage der Fabel. Denn eine elegische Stimmung weht alle Teile an. Ein düsteres Vorgefühl begleitet unser Gedicht auf Schritt und Tritt, und zwar im Dichter wie in der

Handlung. Wie oft erzählen die Handelnden prophetische Träume oder empfinden den Druck einer trüben Ahnung! wie häufig weissagt der Sänger kommendes Unheil, welches dann jedesmal mit der letzten Wendung zusammenhängt! Es sind scheue Blicke, die er hinter den Vorhang des Schicksals wirft. Bisweilen erwecken sie ein Grausen, bisweilen stimmen sie zur Wehmut. So spricht eine milde Trauer bei Brunhildens Abreise:

Zu ihres Vaters Lande kam die Frau nimmermehr.

So von Siegfrieds hinterlassenem Sohne:

Seinen Vater und seine Mutter sah das Kindchen nimmermehr.

Schon Goethe hat das Nibelungenlied ein Epos mit der erschütternden Wirkung einer Tragödie genannt. Keine Tragödie der Griechen erregt inniger Furcht und Mitleid als diese deutsche. Zumeist rührt diese Wirkung von der ganzen Conception und der darin Leben gewordenen Idee. Liebe und Treue sind dem Verderben geweiht und reiszen nicht blosz Siegfried und Kriemhilt, sondern auch, was in ihre Nähe kommt, mit hinunter. Aber eine tragische Schöpfung haben wir daran auch insofern, als es Verirrungen, Leidenschaften, Willens- und Gemütsregungen der Menschen sind, die einem ihnen überlegenen Schicksale zuarbeiten, selbst dann, wenn sie ihm ausweichen oder der Güte des Herzens folgen oder etwas an sich Harmloses unternehmen. Diese Gegenseitigkeit ist von ungemeiner Spannkraft. Einerseits motiviert sich der Fortschritt aufs genaueste durch die Charaktere, andrerseits ist in solchen eine Schicksalswendung angelegt, die mitunter erst durch viele Uebergänge vermittelt wird. Dahin gehört das Versprechen, welches Rüdiger bei seinem ersten Auftreten der Kriemhilt gibt, oder der Umstand, dasz Brunhildens Hoffahrt zu Liebe Siegfried eingeladen wird. — Bei der tragischen Wirkung des Nibelungenliedes ist die Bewandtnis, welche es mit seiner religiösen Anschauung hat, wol mitzuerwägen. Das christliche Element ist im Liede allerdings erheblich, insofern man gerade in der menschlicheren Gestaltung der jüngeren Sage den vertiefenden, mildernden Einflusz des Christentums verspürt, und recht eigentlich seinen Lebensodem in der Seele des Markgrafen von Bechlarn. Dabei bewegt sich aber, was von kirchlichem Wesen hier vorkommt, mehr nur auf der Oberfläche der Dichtung. Andrerseits ist, wie ich schon sagte, das als selbständige Macht in den Eddaliedern ausgesprochene Schicksal und die germanischen Götter entwichen. Dennoch hat unser Gedicht etwas Fatalistisches. Es weist in Ton, Haltung, Andeutungen auf ein dunkles Wirken einer unabwendbaren, blosz geahnten, nicht zum klaren Begriff gebrachten Gewalt. (Besonders merkwürdig ist mir, wie an einem Knotenpuncte der Handlung die Ansicht, dasz die Folgen des Frauenzankes ein über Menschenwitz erhabenes Verhängnis seien, mit der Bemerkung von Siegfried und Kriemhilt: 'Was er ihr geben sollte, wie wenig er's bleiben liesz!' deutlich ausgesprochen wird.) Die Unentfliehbarkeit eines furchtbaren Geschickes spielt Präludien des Todes zwischen den Gängen der Erzählung; aber es wird nicht gesagt, wie die Ursache dieser Wirkung heisze. In eine solche Atmosphäre passen vollkommen die Aussprüche

der Donauweiber. Sie reden als der Mund einer furchtbaren Macht, die sich jeder Ergründung entzieht. Dies übt einen starken poetischen Zauber und klingt bedeutsam in die tragödienähnliche Structur des Liedes ein.

Wie planmäszig der Dichter im Groszen und Kleinen gebahrt, erhellt unter Anderm aus seiner auffallenden Neigung zur Symmetrie. Ich denke dabei ebensowol an das Entsprechende in gewissen durch die Sage vorgebildeten Haupterscheinungen, wie z. B. daran, dasz Rüdiger ein ethisches Gegenstück zu Siegfried heiszen darf, oder daran, dasz Etzel und Gunther als passive Charaktere auf beiden Seiten sich in ähnlicher Weise verhalten; als an die feine Arbeit, in der ich die Hand des Dichters zu sehen glaube. Dahin zähle ich die Einordnung der Vorzeichen. Alles wird durch Kriemhildens Traum vom Falken und den Adlern eingeleitet. Vor der ersten Katastrophe träumt ihr jenem entsprechend von Ebern und zusammenstürzenden Bergen; wie ihre Rache anhebt, so träumt ihrer Mutter Ute, alle Vögel im Lande lägen todt; endlich vor dem fatalen Donau-Uebergang erfolgt die bestätigende Weissagung der Wasserweiber. Mit welchem Takte überhaupt Alles an die rechte Stelle gebracht ist, davon lieszen sich leicht viele Proben beibringen; hier nur Einiges. Man hat die Erzählung Hagens von den früheren Thaten Siegfrieds als späteren Zusatz verworfen. Sie ist aber im Zusammenhange wohl berechtigt. Denn Hort und Drachenkampf greifen tief in sein Leben ein. Wir werden zugleich dort auf seinen Besuch im Nibelungenlande vorbereitet, und die Hornhaut ist uns bekannt, wenn später Kriemhilt gegen Hagen der verletzbaren Stelle Erwähnung thut. Ebenso richtig ist der Platz für die prächtige Beschreibung des Schatzes gewählt, nemlich im schicksalschweren Momente seiner Abholung. Ferner: ein Bild von Siegfried entwirft das Gedicht leise andeutend bei der ersten Begegnung mit der Geliebten, dann aber ausführlich dicht vor dem Tode, wo der Held in all seiner Herlichkeit erscheinen soll. Und Hagens Bild wird in der Stunde aufgenommen, wo er den Hof Etzels betritt. Endlich spart der Dichter an mehreren Hauptpersonen das Beste bis dahin auf, wo sie es naturgemäsz entfalten, wie z. B. das Edle und Königliche, was Gunther doch eines Teils hat, erst im Ernst der Lage hervorkommt. — Gleiches Lob gebührt der Beherschung des Sagenkreises. Die vielen daraus gebliebenen und im Liede verstreuten Reminiscenzen halten das lebendige Gefühl der Zusammengehörigkeit wach und wirken auch an sich hochpoetisch, nicht weniger als in der homerischen Dichtung. Wen liesze Nudungs Schild, über dem die Mutter weint, ungerührt? wen erquickte nicht die Wiederauffrischung Walthers da, wo Hagen und Hildebrand sich zanken? wem gienge der Anteil, welchen Etzel an Hagen wegen alter traulicher Zeiten nimmt, nicht nahe? Dergleichen Griffe thun eben grosze Dichter. — Ein so straffer Zusammenhang, wie der des Nibelungenliedes, gattet sich mit der epischen Freiheit der Bewegung, die hier bald auf den einen, bald auf den andern Helden das Hauptinteresse sammelt, ganz wohl, weil sie doch durch feste Fäden unter einander und mit der Sache verknüpft sind. Ferner sehen wir die an den epischen Künstler zu stellende Forderung, dasz er seine Helden rechtzeitig einführe und nicht eher entlasse,

als bis sie ihre Mission bei der Idee des Gedichtes erfüllt haben, vortrefflich befriedigt. So z. B. spukt Hagen, der böse Schatten Siegfrieds, bereits vor dessen erster Reise nach Worms, und begleitet seinen und Kriemhildens Lebensgang bis zuletzt. Freilich hat man dem Dichter das Verschwinden mancher Personen, für die er ein Interesse erregt, vorgeworfen. Mir scheint dies aber nur bei der Brunhilt gerechtfertigt, da sie sich der im Gedichte sonst consequenten Nemesis entzieht. Es fragt sich noch, ob etwa infolge ihrer der älteren Sage gegenüber ganz veränderten Stellung die Composition leidet. Ich glaube nicht. Uebrigens konnte der Dichter die ursprüngliche Brunhilt nicht brauchen, ohne seine Idee zu durchbrechen. Damit Kriemhilt nicht verliere, stellt er (oder die Sage) jene tiefer, und wenn Siegfrieds Charakter nicht getrübt werden sollte, war es notwendig, dasz er keinen früheren Brautstand mit Brunhilt annahm; auch wäre unter Voraussetzung eines solchen, wie mir scheint, die Schüchternheit und blöde Verschämtheit in Siegfrieds Liebe zur Kriemhilt nicht natürlich. Der ganze Sachverhalt liegt in einem anziehenden Halbdunkel. Offenbar kennt Siegfried, als er nach Isenlant kommt, bereits die Brunhilt, und sie grüszt ihn als alten Bekannten. Wenn sie ihn im Grusz unterscheidet, so möchte man an das Schmollen verschmähter Liebe denken, und ihre heiszen Thränen, da sie ihn bei der Schwägerin sitzen sieht, noch unbedenklicher dahin auslegen. Gegen die Brynhilt des Nordens gehalten kommt sie zu kurz: ein herbes, hoffährtiges Weib, in seiner physischen Mächtigkeit noch die Walküre, aber ohne Hoheit und tragischen Adel.

Wie die Compositionsweise, so hat auch die Darstellung des Nibelungenliedes[23]) etwas Eigenständiges und vom homerischen Stil gar sehr Abweichendes, ungeachtet Vieles mit ihm und allem Volksepos übereinstimmt — vorzüglich die Naivetät und groszsinnige Einfalt des Vortrages und die mancherlei darin wurzelnden Angewöhnungen des Epos, wie die Benennung nach Vater und Mutter, stehende Epitheta oder Prädicate, oder Umschreibungen einer Person (Merkzeichen, um sie in Herz und Phantasie einzuprägen, viele von der schönsten Innigkeit), Wiederkehr derselben Gedanken und Wortläufe usw. Jene volle, gesättigte Gegenständlichkeit des in all seiner Sinnlichkeit ausgewirkten Lebens, jene harmonische von Licht übergossene Schönheit, jenes reine Aufgehen der poetischen Absicht in der Form, kurz, das Plastische des homerischen Epos dürfen wir hier nicht suchen; daher keine solche Offenbarung der Menschennatur in groszen, gesättigten, weit auseinandergebreiteten Darstellungen, wie das eheliche Leben Hektors und Andromaches, die auf dem Schlachtfelde herzlich plaudernden Gastfreunde, die Erweichung des zürnenden Achilleus durch Priamos' grosze Worte oder das Zusammentreffen des Odysseus mit Nausikaa, dieses köstlichste Idyll der Welt; ebenso wenig viele Einzelbilder in künstlerischer Gruppierung umfassende und bei aller Lebendigkeit am Zügel der Schönheit gelenkte Schlachten oder Versamm-

23) Siehe die angeführte Schrift von Timm, welcher ich besonders in diesem Abschnitte verpflichtet bin.

lungen mitsamt dem geistigeren Zauber der vielbeliebten umständlichen Rede. Arm und eintönig tritt, mit diesem Masz gemessen, unser Gedicht auf; überdies wie unbeholfen ist es oft im Ausdruck[24]), wie betüncht von Flick- und Füllwörtern[25]), wie vielmal am Gegenstand ermattet! Man glaubt den Dichter mit dem Stoff ringen zu sehen und bekommt es von ihm selber gesagt. Er gleicht dann einem Menschen, der vor lauter Gemüt um Worte verlegen ist. Dazu fast gar kein Wiederscheinen auszermenschlicher Natur ins Gedicht — kaum dasz hier und da der Mond aus den Wolken bricht. Und doch wird der Dichter nicht fertig, Feste, Turnier und Putz zu beschreiben, wovon man auch das Wenigste sich vorstellig macht, weil dergleichen gewöhnlich farblos, schlaff und matt erzählt wird. Wie verschwindend klein ist ferner die Zahl der Vergleichungen! Ausführlich sind auch die wenigen nicht, mit éiner, freilich liebenswürdigen Ausnahme. Diese Blume ist an warmer Liebe aufgeblüht, die, wo sie eintritt, den Dichter beflügelt und seiner Darstellung hohe Anmut einhaucht: Ich meine die Scene, wo Siegfried die Kriemhilt zum ersten Male sieht.

Nun kam die Minnigliche, wie das Morgenroth
Scheint aus trüben Wolken. Da schied von mancher Not
Der sie da trug im Herzen, was lange war gescheh'n:
Er sah die Minnigliche in Herlichkeit vor sich steh'n.

Ihr leuchtete vom Kleide gar mancher Edelstein,
Ihre rosenrothe Farbe gab minniglichen Schein.
Hätt' Einer wünschen sollen, er muste zugesteh'n,
Dasz er doch etwas Schöner's auf dieser Welt nie geseh'n.

Wie der lichte Vollmond vor den Sternen steht,
Dessen Schein so lauter von den Wolken geht,
Dem war sie zu vergleichen vor manchen Frauen gut.
Davon wurde Siegfried, der edle Held, hochgemut.

Manche der Mängel (diese finden sich übrigens vorzugsweise im ersten Teil[26]), und das Gedicht ist nicht durchweg gleichartig gearbeitet) sind von den Tugenden der Darstellung nicht zu trennen, manche zeugen von unzureichendem Geschick. Man vermiszt die Vollendung. Darüber vergesse man jedoch die Lichtseiten nicht und wünsche auch nicht, dasz das Gedicht im homerischen Feuer, sondern dasz es im Schmelztiegel seiner eigenen Kunst geläutert sein möchte. Denn, wie ich schon berührt habe, das Nibelungenlied steht in dem deutschen Stile einer inneren Kunstform, welcher die schlichte Andeutung des Inhaltes und das blosze Be-

---

24) Doch kann ich nicht zustimmen, wenn Gärtner (Chuonrad S. 59) äuszert, die Sprache des Nibelungenliedes sei von Anfang bis zu Ende dieselbe wenig entwickelte, in schwierigen Fällen fast lallende Sprache, vermöge welcher die Nibelungen ebenso weit hinter der ausdruckreichen Ilias stünden, als sie im eigentlichen Ideeninhalte diese hoch überragten.

25) Indessen mag Goethe richtig gefühlt haben, wenn er sie als Glockengeläute ganz wohlthätig auf sich wirken liesz.

26) Aber auch da hinreiszend lebendige Erzählungen, z. B. der Zweikampf auf Isenlant.

zeichnen der Sache in ihrer Wahrheit genügt, so dasz das Seelenspiel der Poesie von dem Erscheinenden nicht erschöpft wird. Es ist der Stil gesunder Romantik. Unser Dichter hatte ihn meist in seiner Gewalt, bewunderungswürdig vom Auszuge der Burgunder an. Die Glut der Phantasie wächst fort mit dem Interesse an der Handlung, das Auge des Meisters funkelt uns an, die Wange röthet sich höher, er kann nicht anders als auch in der Darstellung ganz vortrefflich werden. Hier, wo ihn Alles anstrammt, welche ausdauernde Kraft und Gewisheit, welche in das Bild hinein lodernde Begeisterung! Hier die edelsten Effecte, die raschesten Uebergänge, und dabei auch wieder eine drängende Fülle, immer aber die im Wucher der Begebenheiten ausschneidende Hand, weil er ja des Endes gedenkt. Viele dieser Partieen gehören zu dem genialst Erdachten, aber auch zu den mächtigsten Ausführungen dichtender Phantasie. Sie sind getragen von einem groszen, starken, humanen Gemüte. Sie laben uns durch das menschlichste Mitgefühl an dem Entsetzlichen, Heldenhaften, Rührenden, was all ineinander wogt. Sie zeugen zugleich von der maszvollen Würde, die Alles behersch. Hier spricht am seelenvollsten zu uns die echt künstlerische, diesem Erzähler eignende Subjectivität. Sie ist nicht ein Hinspielen eigenwilliger Gedanken und Regungen über die Sache weg, mit denen das eigne Ich geltend gemacht wird, wie bei höfischen Dichtern der mittelhochdeutschen Zeit, nein, ein treues Mitleben in der Sache, welcher er mit Pietät nahe tritt, als ob er dazu gehörte. Wie Volker mit der Fiedel hochgemut durch die brausenden Schwertkämpfe hinstürmt, so durchtönt sie unser Dichter mit der milderen Musik des liebreichen Herzens. Diese Musik hat eine Art Rückhalt an der nicht rein epischen, sondern episch-lyrischen Textur der Nibelungenstrophe, an ihrer musikalischen Einrichtung. Wie vortrefflich sie behandelt ist, erkannte schon August von Platen, der grosze Lyriker. Von ihren Flügeln getragen, die Allitteration, den Wohllaut seiner holdseligen Mundart verwerthend, hat der Sänger (denn ohne Zweifel ist das Nibelungenlied für den Gesangvortrag berechnet) oft wundervollen lyrischen Anstrich. Dahin gehört die Nachtscene, wo Volker mit Freund Hagen der Schildwache pflegt:

> Volker der Schnelle an des Saales Wand
> Lehnt' er seinen guten Schild von der Hand.
> Da gieng er hin wieder, die Fiedel nahm er auf,
> Nun dient' er seinen Freunden und spielte Kampfweisen auf.
>
> Unter Hauses Thüre da sasz er auf dem Stein,
> Kühner mochte nimmer ein Fiedelspieler sein.
> Da ihm der Saiten Tönen so wundersüsz erklang,
> Gewann sich Herr Volker der stolzen Elenden Dank.
>
> Da klangen seine Saiten, dasz all das Haus erscholl,
> Er war bei seinen Kräften und weiser Künste voll.
> Süszer immer und sanfter zu fiedeln er begann.
> Da umdämmert' er in den Betten so manchen sorghaften Mann.

Mit der Subjectivität steht die unmittelbarste Anschaulich- · dem Dichter meistens gelingt, in Harmonie. Diese zieht

uns gleichsam in Mitthätigkeit, ja erzwingt dieselbe, wie Zarncke vortrefflich bemerkt, indem der Fortgang der Handlung uns nicht einfach für die Auffassung des inneren Sinnes erzählt, sondern der als Zuschauer gedachte Hörer auf den äuszerlich erscheinenden Verlauf derselben aufmerksam gemacht werde. Sehr erheblich gefördert wird aber die ihm eigene Anschaulichkeit auch durch das Uebergewicht, welches er den Gesprächen zuteilt, sowie dadurch, dasz diese nicht, wie es homerischer Stil ist, in epischer, sondern in dramatischer, oft pathetischer Weise gepflogen werden. Was man plastisch nennt, ist dieser Stil deshalb nicht, weil in der Energie des Fortschreitens nicht ein Moment der Handlung nach dem andern — oft bei Homer eine lange Reihe — heraustritt, woraus dann éine Anschauung erwüchse, vielmehr ein bedeutender Augenblick, Umstand, Zug (oder einige wenige) aufgegriffen und der Einbildung des Hörers das Ausführen überlassen wird. Mit éinem oder ein paar Strichen ist in diesem Verstande nicht selten ein ganzes Bild fertig. Welche stolze Kürze in der Ankündigung Hagens:

Der Held war wohl gewachsen, das ist all wahr:
Grosz war er an den Brüsten, gemischt war sein Haar
Mit einer greisen Farbe, die Beine waren lang
Und grosz des Mannes Antlitz, er hatte herlichen Gang.

Aehnlich wirken gedrungene Worte von dem Eindruck, den Jemand auf Andre macht. Wie malt sich Volkers und Hagens fürchterliche Heldenkraft in dem Ausruf jenes Hunnen:

Wenn Jemand mir Thürme böt' aus rothem Gold,
An diesen Fiedelspieler möcht' ich nicht heran
Ob seiner wilden Blicke, die ich geseh'n an dem Mann.

Auch den Hagen kenn' ich von seinen jungen Tagen:
Drum braucht man von dem Recken nur wenig mir zu sagen.
In zweiundzwanzig Stürmen hab' ich ihn geseh'n,
Wo gar mancher Frauen ist Herzeleid wol gescheh'n.

Er und der von Spanien traten manchen Stieg,
Da sie hier beim Etzel noch fochten manchen Krieg
Um des Königs Ehre — und viel ist desz gescheh'n.
Drum musz man auch billig dem Hagen Lob zugesteh'n.

Und doch war der Recke an Jahren noch ein Kind,
Was blöde Jungen waren, wie greis die nun sind!
Nun ist er witzig worden und gar ein grimmer Mann,
Auch trägt er Balmungen, den seine Hand arg gewann.

Viele Bilder des Nibelungenliedes sind von einer greifbaren Körperlichkeit dadurch, dasz malerische Mittel im Groszen und im Detail angewendet werden. Daher das Mimische eine so wichtige Rolle spielt (hat doch Gervinus unser Epos ein physiognomisches genannt), wie es denn sprechender Seelen-Ausdruck ist, wenn Hagen bei Kriemhildens Kusse den Helm fester bindet, oder wenn er das Siegfriedschwert Balmung über das Knie legt. Daher die feine Benutzung von Contrasten, wie der Abstich von Gold und Edelstein gegen rosenrothe Wangen, der von Licht und Schatten in der preiswürdigen Stelle, wo Kriemhilt den todten Mann

findet, das Gegenspiel von Farben u. s. f. Leiser waltet eine mehr fühl- als erweisbare, in verstreuten Einzelheiten sich anmeldende innere Romantik. Mitunter ist es etwas Symbolisches, z. B. die rothe Fahne, welche Volker todesmutig beim Fortrücken aufpflanzt. Mitunter trifft das Gemüt eine nachdenkliche Beziehung, die sich nicht verstandesmäszig erklärt, wie das seltsame Zusammentreffen, dasz Kriemhilt von roth gewordenen Blumen träumt, und dasz es sodann bei der Erfüllung heiszt:

Da fiel in die Blumen der Kriemhilde Mann.

Auch hier wieder das Ahnungsreiche, wozu die feste innere Bildung dieser Darstellungen mitsamt ihrer anspruchslosen Form trefflich paszt. Uebrigens wird das Malerische von der musikalischen Kraft des Verses unterstützt. — Derselben Gemütsart, welche sich in der von mir beschriebenen Darstellungsweise kund gibt, entstammt die oft gerade am tiefsten anregende Trockenheit und Nüchternheit und die einsilbige Herzlichkeit, welche hier und da ihre Treue in die bündigste Kürze zusammenpreszt. Wenn der Dichter in dem Jagdabenteuer hinwirft: 'Die Tugenden Siegfrieds waren sehr grosz', und wieder: 'der herliche Gast!' so ist dies eine wahrhaft geniale Abkürzung des Eindruckes, welchen die Herzensgüte des Helden, wie er sie unmittelbar vor seinem Tode kund gibt, und die Herzlosigkeit des Mörders verbunden mit dem Bruche des Gastrechtes hinterläszt. Ebenso innig ist es, wenn Kriemhilt ihren Siegfried im Blute erkennend aufschreit: 'Nein, es ist Siegfried, mein vielliebe. Mann!' und das 'viellieber Mann' refrainartig wieder und wieder kehrtr — Soviel von der Darstellungsform. Auch eine Betrachtung über den Humor, welchen das Nibelungenlied in reicher Abstufung produciert, läge hier nahe genug; doch verzichte ich darauf. Das Beste hat der Dichter an seinem Collegen Volker gethan. Dieser spielt vor uns, nicht ohne rothen Anstrich, germanischen Humor auf von jener Art, die im bittern Ernste des Lebens munter aufwächst, ja jenen höchsten Humor, den tragischen, den König aller Sorgenbrecher, der hier mit rheinländischer Lustigkeit über Not und Tod weggaukelt. Sehr wahr bemerkt Trimm: 'Im Gebiete des naiven Humors ist die Person Volkers ein Gebilde, das an innerer Frische und eiserner Markigkeit seines Gleichen sucht.' Der Fiedler, so hart und rauhschälig er ist, darf sich getrost neben einen Hamlet oder Mercutio stellen. Warum er aber ins Gedicht gekommen ist? Grund genug wäre der prächtige Abstich gegen den finsteren Hagen. Auszerdem hat er als erfrischender Gegenzug durch die Nibelungennot zu streichen, und das ist der Humor davon.

Es bleibt schlieszlich noch ein groszes Capitel aufzuschlagen übrig, in welchem ich aber auch nur blättern darf, ich meine die mit Recht bewunderte Charakterzeichnung. Alle erheblichen Menschen des Nibelungenliedes sind von so fest umrissener Bestimmtheit, dasz auch nach der ersten aufmerksamen Lesung ein Eindruck von ihnen haften musz. Dazu mag unter Anderm Dreierlei zusammenwirken: erstens das streng Individuelle der Zeichnung, d. h. dasz nicht nur allgemein menschliche Eigenschaften, sondern auch solche Züge hervortreten, welche das

oft unaussprechliche Besondere einer Persönlichkeit abschatten; zweitens die malerische Behandlung des Seelenspieles; drittens die Consequenz des Willens, das Markige, Zuverlässige, das Beruhen auf klaren Principien. Damit eigentlich éins ist ihre Wahrheit. Lang ausgetragene Charaktere des Volksepos sind überhaupt immer von Wahrheit erfüllt und aus éinem Gusse, weil sie aus den geheimen Tiefen des naiven Gemütes ohne Beihilfe der Reflexion entstammen. Uebrigens producieren sich die Hauptpersonen des Liedes in ihrer ganzen Persönlichkeit und in sehr mannigfaltigen Lagen. Der kühne, oft derbe Realismus, welcher die Wahrheit allein anstrebt, schlieszt aber die Idealität nicht aus. Wenige haltungslose Naturen abgerechnet, begegnet uns an den ausgearbeiteten Helden, wo die Gelegenheit ruft, Schwung und Groszheit der Seelen, das über sich steigende Ich, und bei riesenhaft gesteigerter Leidenschaft selbst in tiefgesunkenen, schulddumnachteten Seelen noch ein sittlicher Rückstand. Nirgends nistet sich das Dämonische, das Einzelnen von Alters her anhaftet, in die Persönlichkeit selbst, dem Menschlichen sie entfremdend, ein. In psychologischer Hinsicht ist dem Dichter überhaupt nichts anzuhaben, vielmehr ein seltner Ruhm zu zollen; des Wurfes seiner Charaktere brauchte sich wol ein Shakespeare nicht zu schämen. Preiswürdig wie ihre Schöpfung ist aber auch die Gruppierung und Contrastierung. Wie bedeutsam stehen Hagen und Siegfried, Kriemhilt und Brunhilt sich entgegen, Hagen und Volker neben einander! wie bedeutsam löst Dietrich den Rüdiger ab! Mit der reichsten Poesie aber sind fünf Hauptträger der tragischen Idee, Siegfried, Kriemhilt, Hagen, Rüdiger und Dietrich, ausgestattet.

Das epische Leben begeht die höchste Feier seiner Schönheit da, wo die glänzende Grösze mit dem Merkzeichen des nahen Todes entfaltet wird. Siegfried musz wie Achilleus seine Lebensblüte und Jugendfrische dem Pfeil des Todes hergeben und dem Gedächtnis der Menschen allein das unsterbliche Fortblühen seines Namens überlassen. Sein Leben ist ein Blumenkranz hoher Tugenden, von der Lauterkeit des Heldenherzens um die groszen Thaten gewunden. Ihn hat die wärmste Liebe des Dichters ausgestattet. Ueberall ein biederes, offenes Auftreten und jene Sinnesart, welche um der eigenen Vortrefflichkeit willen Andren nichts Arges zutraut, eine jungfrauenhafte Keuschheit, ein Herz voll Güte, die fleckenloseste Treue und eine Selbstlosigkeit, welche das Opfer ohne Besinnen bringt. In Heldenkraft und Heldenlist grosz, mit dem gefeiten Leib, der Tarnkappe, dem mächtigen Bau der Gestalt, ist er eine milde Maid an Schönheit, der minnigliche Mann. Sein Selbstgefühl kann sich überheben, die Menschlichkeit sich nie verleugnen. Dabei eine fröhliche Seele und gesellige Natur, ein Wildfang, der sich in Kampf und Jagd durch Humor Luft machen musz. Und wiederum athmet im Herzensgrund die zarteste Liebe, verschämt, kindlich, schwärmerisch in der bräutlichen Verklärung des Gemütes, von ungeschwächter Macht im edlen, klaren Ernst seiner Ehe. Wie schön kleidet ihn das selige Erschrecken vor dem Mädchen, das ihm in seiner holden Pracht allen Glauben an sich selbst raubt!

Er dacht' in seinem Herzen: Wie gienge das nur an,
Dasz ich dich minnen sollte? das ist ein dummer Wahn.
Soll aber ich dich meiden, so wär' ich sanfter todt.
Er ward von den Gedanken gar manchesmal bleich und roth.

Da stund so hold und minnig das Sigelindenkind,
Wie Bilder entworfen auf Pergamente sind
Von guten Meisters Künsten, der Preis ward ihm da,
Dasz man einen Helden noch nie so schön vor sich sah.

Und nun geht es als ein Grundton durch sein kurzes Leben: 'Sie ist mir wie meine Seele und wie mein eigner Leib.' Wir lieben in ihm aber auch den theilnehmenden, festen Freund. Als ihm Gunther seine Not klagt, spricht er: 'man soll steten Freunden klagen Herzensnot', und bietet ihm bleich und roth von Anteil die gewaltige Hand. Von der Höhe seines Glückes sinkt er in den Tod, und die Dichtung sammelt hier alle Strahlen seines Werthes, um den Fall desto erschütternder zu machen. Während die Tücke um ihn unentrinnbare Netze zieht, ist er noch treu für die Freunde besorgt. Was er Groszes geleistet und erwiesen, wirkt zu seinem Untergange. In seiner ganzen Liebenswürdigkeit und Herlichkeit tummelt er sich auf der Jagd. Sein Untergang wird dadurch hochtragisch, dasz er ihm von derselben Seite zubereitet wird, nach welcher er auch jetzt Herzensgüte verschwendet; denn trotz seines brennenden Durstes läszt er den König zuerst trinken. Und bis zu seinem letzten Athemzuge rührt er durch sein Schicksal, wie durch Kundgebungen des edelsten Sinnes; ja, wie er mit dem Tode ringt, erhöht sich noch sein Bild durch die würdige Fassung, die Wehmut und die treuen Sorgen um sein Weib. Und wenn ihn das nicht priese, so würde das vieljährige Fortleben seines Werthes in Kriemhildens Erinnerung und in ihrem wachsenden Rachegefühl für ihn zeugen. Uebrigens fällt er nicht ganz ohne seine Schuld; ein Fehltritt bringt ihn in der That zu Fall — doch ein verzeihlicher! — da er, ganz im Einklang mit seiner Arglosigkeit, das delicate Geheimnis der Gattin preisgibt, wenn auch nicht ausplaudert.[27])

Wenn Siegfried tief rührt, so hat dagegen der Umschlag in Kriemhildens Charakter und die wilde Entsittlichung dieser Frauenseele, welche weiland einen Siegfried mit Himmelsgewalt erfaszte, eine Mark und Bein durchdringende Furchtbarkeit, weil sich in ihrer Entwickelung nicht der Unbestand äuszerer Lebensgüter und die Lieblosigkeit des Welt-

27) Siehe Gärtner, Chuonrad. S. 302. Ich kann nicht zustimmen, wenn dieser Gelehrte (daselbst S. 48) hinsichtlich der von Siegfried an den Nibelungen, um ihrer Schätze und Macht willen, verübten Gewaltthat bemerkt: 'Diese Gewalthandlung jenes sonst so hohen, reinen Helden Siegfried, der aus dem Bade des Drachenblutes die vom Lindenblatte bedeckt gewesene verwundbare Stelle auf dem Schulterblatt mit herausnahm, ist seine Schuld, ist seine moralisch wunde Stelle.' Siegfried wird ja von den dämonischen Besitzern des Schatzes angegriffen, wehrt sich seiner Haut und behält nachher den Schatz als ehrliche Kriegsbeute. Dasz vielmehr ohne Siegfrieds Schuld dieser Schatz die Basis seines Schicksals bildet, ist meine Meinung.

wesens abbildet, sondern der Abgrund sich aufthut, dem selbst sittlich Schönes und Hohes im Menschen rettungslos verfällt, wenn die Brandfackel der Leidenschaft darin wütet. Der Dichter verfährt hier mit seiner vollen Besonnenheit und Humanität. Er wühlt nicht in Greueln herum, noch wirft er den ersten Stein auf die Kriemhilt. Tiefernst webt er ihr Bild zu einem Bilde der sündigen Menschennatur, die nach Gesetzen innerer Notwendigkeit unter ähnlichen Umständen ähnlich verderben musz, wenn sie nicht von dem Heiligen gewarnt sich aus dem Strudel der inneren Empörung losringt und zu ihrem Heile das irdische Wollen, in dem sie verloren war, aufgibt. Es ist keine Stolze, Herschbedürftige, keine Männin, welche da die Zierden ihres Geschlechtes, Demut, Selbstverleugnung und Herzensgüte, abwirft, nein, ursprünglich ein recht weibliches Weib, ein sonniges, sanftes, liebereiches, in sich befriedetes Gemüt, das in gräszlicher Herzenspein die Probe nicht besteht, weil die Stärke ihres Wollens zu einseitig gerichtet, die Phantasie zu lebendig und reizbar, vor Allem aber doch — und das ist tief tragisch — die Treue zu unbedingt ist, zu ausschlieszlich in Einem aufgeht, als dasz sie entsagen, vergeben, vergessen könnte. Dennoch bleibt ihr bis zuletzt eine Spur ihrer ehemaligen Seelenschönheit. Noch sieht man ihr im zweiten Teil die Anlage, gut, mild und edel zu sein, deutlich ab. Spät noch melden sich leise Stimmen aus einer Unschuldszeit, um so mitleidwürdiger, wenn man bedenkt, welche ungeheuren Erlebnisse, welcher Wust der Verkümmerung sie heruntergezogen hat. Vergegenwärtigen wir uns die sinnige, ahnungsreiche Jungfrau, ein herziges Wunder von Schönheit und Anmut, eben aus dem Kinde zur Besinnung des Mädchens aufgewacht, wie sie den Einzigen kennen lernt — die anschmiegsame, sorgliche Gattin — die auf den Tod getroffene Wittwe, welche sich von des viellieben Mannes Sarg nicht trennen mag — das vereinsamte Weib, welches mit nagendem Weh Jahr um Jahr verzehrt und darüber sein Kind vergiszt — die Langrächige, wie sie mit der Treue ihren wachsenden Hasz vereinigt — ihren Entschlusz, der Rache halber den Wittwenstuhl zu verrücken — das endliche Gelingen des grauenhaften Anschlages, nachdem die Wittwenthränen fast Alles in ihr bis auf den éinen Siegfried mit der langen, langen Zwischenzeit zugleich weggeschmolzen haben — zuletzt die hartnäckige Tücke und Bosheit, die einen Mordgehülfen um den andern aufsucht, die einen Rüdiger mit seinen Mannen, die ihre Bluts- und Hausfreunde in den Tod reiszt und mit dem Haupte des Bruders vor Hagen nach seinem Blute lechzend hintritt, als rechtes Teufelsweib — so ist ein Dichter aller Ehre werth, wenn er einen solchen Lebensgang nicht nur mit unsträflicher Wahrheit, sondern auch dem Gemüte erträglich, in Würde und Wehmut gesänftigt, darstellt. Das hat der unsrige geleistet, in seiner sparsamen Manier freilich, aber mit so viel Feinheit als Freiheit und Kühnheit des Stiles. Auch Kriemhildens Schuld, von der sie zum Verderben aussetzt, ist mäszig. Durch ruhmredige Worte von ihrem Siegfried, durch die Unwahrheit, mit der sie Brunhilden herabwürdigt, durch ihre Hagen gegenüber begangene Unvorsichtigkeit führt sie Siegfrieds Tod herbei. Eben diese Schuld scheint an ihrer Rachsucht mit zu schüren. Bis an ihr Ende

aber bleibt ihr der, zwar mit Blut verzeichnete, Ruhm: 'Nie war zu einem Helden eines Weibes Treue so grosz.'

Keine Persönlichkeit hat der Dichter so leibhaftig vor Augen gestellt wie den seltsamen, unheimlichen, imposanten Hagen. Die Friedlosigkeit dieses Menschen spukt schon in gewissen mephistophelischen Angewöhnungen, den schieszenden Blicken, dem Ueberdieachselsehen, der Manier, den Teufel im Munde zu führen. Er ist der Antipode Siegfrieds, mit dem eingefleischten Widerwillen eines kritiksüchtigen Verstandesmenschen gegen einen Idealisten. Ohne Frohsinn, Humor und Jugendlichkeit, finster, scharf, sarkastisch, knapp und schlagend im Reden, umsichtig, von eiserner Tapferkeit und rücksichtsloser Mannentreue, steinhart wo er haszt, und wo er liebt selten mild, aber bei all dem von einer enormen Groszheit, wie ein von keiner Vegetation bekleideter Riesenfels, ist er nur zum Zerstören in der Dichtung da. Abenteuerliche Vergangenheit, Länder- und Menschenkunde, unbeugsame Ausdauer vergleichen ihn dem Odysseus. Ueber seiner Ruchlosigkeit darf ihm die verirrte Treue gegen seine Frau, welche er von Siegfried verhöhnt glaubt, nicht vergessen werden; sie eben treibt ihn zu Siegfrieds Ermordung. Ein hämischer Zug, nicht Neid, verräth sich, wo er nur auf Siegfried zu sprechen kommt. Arg aber schändet ihn die Falschheit gegen Kriemhilt und die eiskalte Hinterlist gegen ihren Gatten. Von da umnachtet sich das in ihm angelegte Gute mehr und mehr. Das böse und reuelose Gewissen hetzt ihn zu neuen Unthaten und stempelt auch sein Aeuszeres so übel, dasz es zurückschreckt. Gleichfalls aus seinem Schuldbewustsein entspringt die Stärke seines Ahnungsvermögens, wiewol auch die Todesgewisheit ihm den Mut nicht verkürzt. Todesverachtung, erfinderische Praxis, dämonische Verstockung arbeiten in seinem Begegnen mit den Wasserweibern, mit Fährmann und Kapellan den verlorenen Mann zur unvergleichlichen Titanenfigur aus. Diese Scenen sind wie Allegorie seines bösen Gewissens. Kein Wunder, dasz die junge Markgräfin vor eines Mannes Kusz erbleicht, dem das Alles auf die Stirn geschrieben ist. Und doch erweckt sein Bild, wie es beim ersten Auftreten an Etzels Hof aufgenommen ist, eine Art Ehrerbietung. Jetzt erst kommt Hagen dazu, seine Herzenshärtigkeit gegen die Königin auf die Spitze zu treiben: einmal, wo er ihr auf der Bank sitzen bleibend das freche Geständnis thut; dann fürchterlicher, wo er im Speisesaal vor den Augen der Mutter des Sohnes Haupt abschlägt, nachdem er in den höllischen Sarkasmus ausgebrochen ist:

Nun trinken wir die Minne und opfern des Königs Wein.

Wie meisterhaft beide Darstellungen motiviert sind, brauche ich nicht auseinander zu setzen. — Aber ein völliges Ungeheuer ist Hagen auch gegen Ende seines Lebens nicht, schon darum nicht, weil der Mann, mit welchem Volker kurz vor der letzten Stunde eine enthusiastische Freundschaft schlieszt, ein gelinderes Urteil fordert. Mit grimmiger Liebe und Freude lehnt er sich an diesen Getreuen, der sein Schatz, sein Alles ist und mit dem er nun als Schrecknis unter den Feinden waltet. Das ist

t, noch gröszer, dasz die früher nicht merkbare Freundschaft

sich offenbar erst in der bösen Zeit entsponnen hat. Auch einer milden Rührung ist dieser Hagen fähig. Das Eis schmilzt ihm an Rüdigers Edelmut. Es erbarmt ihn dessen Gabe so sehr, dasz er ihn nie im Streite antasten zu wollen verheiszt. Genug, wenn man diese unholde Natur näher ansieht, so mischt sich in das Grausen etwas wie Liebe, und es greift wahrlich ans Herz, wenn Herr Etzel am Ende jammert:

> Waffen! sprach der König. Wie ist nun todt gelegen
> Von eines Weibes Händen der allerbeste Degen,
> Der je kam zum Sturme und Schildfessel trug!
> Wie feind ich ihm auch wäre, mir ist um ihn leid genug.

Der rührendste Mensch des ganzen Gedichtes ist Rüdiger von Bechlarn, ein elender Mann, weil er nicht nur die schönste Lebensharmonie, sondern den Frieden der Seele dazu einbüszt, in einer so erhaben-schrecklichen Collision der Pflichten, dasz sich ein herzzerreiszendes Trauerspiel aus dem tragischen Epos abhebt. Jedenfalls spät in die Sage gekommen[28]) dankt diese Geschichte ihre Ausbildung einem frommen und gründlichen Christen-Gemüte; ja, sie beurkundet mitten in Rüdigers Grauen vor innerem Tode die tiefste Christlichkeit. Von Auszen und Innen trifft alles Liebenswerthe zusammen, um diesen Fall bejammernswerth zu machen. Der Vater aller Tugenden musz in Rüdiger todt da liegen, der getreue, der gute Rüdiger, der edle Markgraf, der vielgetreue Recke. Er hat ausgerungen den qualvollen Seelenkampf, welcher sein Gewissen marterte, und zwar nicht um einer Frevelthat willen, sondern nur, weil er aus Uebereilung der Güte einstmals der Kriemhilt zuschwur, ihr gewärtig zu sein, wenn Jemand ihr Leid zugefügt habe. Das ist die einzige Verschuldung dieses Herzens, das da Tugenden wie der süsze Mai Gras mit Blumen gebiert. Fragen wir nach dem Mittelpuncte von Rüdigers Charakter, so bestimmt sich all seine Treue näher als die Gründlichkeit des Gewissens und die schrankenlose Fähigkeit der Liebe, Beides in éins verschmolzen, und darum ist er recht eigentlich eine schöne Seele. Alles, was er ist, macht ihn des besten Glückes würdig, und doch mit seiner Arglosigkeit, welcher auch bei der Burgunder Anzug nichts schwant, ist er für diese Welt zu gut. Von Anfang an umflieszt ihn ein mildes Licht. Nicht nur, dasz er jene Milde des groszherzigen Herrn übt und gar nicht sich bedenkt. Noch eine zartere Milde des Wohlwollens beglückt Alles, was in seine Nähe kommt. Welterfahren, fein, seiner Weisheit sich bewust, ist er ein bescheidner Mann und zu warm, um immer klug zu sein. Er ist ein Herbergsvater der Bedrängten, ein Mann, der an der Strasze auf Gäste lauert, wie ihm denn Siegstap nachklagt:

> Elender Leute Freude liegt von euch erschlagen.

Die Herzensgüte, überhaupt bei ihm Leidenschaft, erschlieszt sich doch am anmutigsten in der gastlichen Gesinnung, die freilich zuletzt bis zum ernstesten Pathos aufsteigt. Wie glücklich ist er über dieses Wirtschaften! Der ungeheure Haufe heranziehender Burgunder stimmt ihn nur fröhlich. Er macht es den Gästen mitten in ihrer hoffnungslosen

28) Siehe Gärtner, Chuonrad. S. 92 ff.

Situation durch treuherzige Gespräche so behaglich. Er läszt sie andern Tags nicht fort, will sie noch 14 Tage speisen, es gehe darauf, was wolle. Was die Knechte verlieren, wird ersetzt. Und wie sie am vierten Morgen sich nicht halten lassen, schenkt er sich arm; noch mehr, er gibt ihnen mit 500 Mannen das Geleit an Etzels Hof. Aber zu welchem Dank? Seine redlichsten Thaten werden ihm schneidende Messer; seine Geschenke, seine Sorglichkeit stürzen ihn; sein Weinen, da der Streit in hellen Flammen steht, sieht der Himmel, aber die Menschen beachten es nicht. Auszerdem, wo er auftaucht, dieselbe Lichtgestalt. Er ist ein trauter Ehegemahl, er hegt um sich her das edelste, sittigste Familienleben als Wiederschein seiner Tugend. Kann eine so reine Hand so unglückselig zum Eide aufgehoben werden? Er meint es ja so treu und bieder mit den Fremden, wenn er sich mit ihnen durch das Verlöbnis seiner Tochter noch fester verbindet und dabei das ehrenhafte Wort spricht: 'Dieweil ich keine Burgen han, so will ich euch mit Treuen immer bleiben hold;' so treu und freundlich mit der zweiten Königin, während er das Gedächtnis der alten warm im Busen trägt. Er hält beiden Teilen sein Wort so lange er vermag, und greift an den Scheideweg gestellt, irre an sich selbst, doch im dunklen Drange nach dem Rechteren, der unerbittlichen älteren Pflicht, nun erst zu seiner ganzen Seelen- und Heldenpracht ermannt. Da ihm angemutet wird, für die Kriemhilt sein Schwert zu ziehen, weigert er sich zunächst nur darum, weil die Burgunder in seinen Schutz gekommen seien, mit Beiseitsetzung seiner persönlicheren Motive. Er bekommt darauf die Vorwürfe des Königspaares zu hören, und wie kann er ableugnen, dasz er ihr zu Etzel gerathen, sich ihr zu Dienst bis in den Tod erboten habe? Ohne Besinnen widerlegt er sie aber mit dem goldnen Wort von der Treue gegen die eigene Seele, die er nicht opfern dürfe:

> Das ist ungelogen, ich schwör' euch, edles Weib,
> Dasz ich um euch wagte die Ehr' und auch den Leib:
> Die Seele zu verlieren, das hab' ich nicht geschworen.
> Zu diesem hohen Feste bracht' ich die Herr'n wohlgeboren!

Heftiger dringt nun Kriemhilt auf ihn ein, mahnt ihn bei Treue und Eid, fällt neben Etzel ihm zu Füszen. Wohin soll sich der Markgraf wenden? Der Mut entsinkt ihm. Es ist ihm ja, als sei er von Gott selbst verlassen.

> O weh mir Gottesarmen! must' ich das erleben?
> All meiner Ehren musz ich mich begeben,
> Aller Zucht und Treue, die mir doch Gott gebot.
> Weh, Gott vom Himmel! es wendet mir's nicht der Tod.
>
> Welch eines ich nun lasse und fang' ein andres an,
> So hab' ich böswillig und übel gar gethan:
> Und lass' ich aber Beides, so schilt mich alle Welt.
> Nun wolle der mir rathen, desz Rath mich am Leben hält.

So versucht er sein Letztes, indem er auf Land und Burgen verzichtet, um ohne Harm auf seinen Füszen ins Elend zu gehen, wenn er nur seine Gäste schonen darf, und nun erst beruft er sich auf das ihm Nächste, die Verschwägerung. Ach das ist verlorene Mühe. Da geht er entschlossen von dannen, mit der Gewisheit zu sterben, und aus Bravheit an seiner

Seele Heil verzweifelnd. Es liegt eine wunderbare Tiefe in dem kurzen Uebergang zum Kampfe:

> Da setzt' er auf die Wage die Seel' und auch den Leib.
> Da begann zu weinen König Etzel's Weib.
> Er sprach: ich musz euch leisten, was ich gelobt, und geh'n.
> Weh um die armen Freunde, die ich mit Leid musz besteh'n!

Alles Folgende ist von überwältigender Herzlichkeit und Einfalt. Durch diesen himmlischen Charakter sind auch die härtesten unter den Feinden betroffen und Alle weinen (auch Kriemhilt hatte geweint!), als die Treue schon aufgesagt ist und Hagen noch von Rüdiger, dem immer Milden, den Schild empfängt. Im Kampfe verrichtet Rüdiger Wunder der Tapferkeit, bis Gernot unter seinem Schwerte, er aber durch dasselbe Schwert fällt, womit er den Gegner beschenkt hatte. Nun fühlt man erst ganz, welch ein Mann dahin ist. Etzel und seine Recken sind vor Jammer auszer sich.

> Wie den Markgrafen sie sah'n als Todten tragen,
> Da mochte kein Schreiber auch schreiben oder sagen
> Die manche Ungeberde von Weib oder Mann,
> Die sich von Herzensjammer zu zeigen allda begann.
>
> Des Herrn Etzels Jammer war so mächtig grosz,
> Es brach mit Löwenstimme der reiche König los
> Sein Herzleid zu schreien, und also that sein Weib.
> Sie klagten aus der Maszen um Rüdigers Heldenleib.

Vor Wemut ergrimmen nun die Amelungen und scheuen, die Leiche fordernd, nicht den Tod. Aber noch schwerer fällt der Schmerz ihres Gebieters **Dietrich von Bern**, da er die Nachricht von Rüdigers Ende empfängt, ins Gewicht. Der herliche König der Gothen, der grosze vertriebene Held, betritt zuletzt den blutgetränkten Schauplatz, um auf demselben die vornehmste Arbeit, die Ueberwindung Hagens und Gunthers, zu verrichten, nachdem die Burgunder alle gefallen sind. Von vielstimmigem Ruhm der Sage umstrahlt krönt er schicklich das Gedicht als der Besonnene und Parteilose. Ernst, Selbstbeherschung und die Maszhaltigkeit eines hohen Sinnes kündigen ihn durchweg als reifen, ganzen Mann und richtigen König an. Im Contraste mit Rüdiger ein vorschauender Geist, im Gegensatze zu Hagen ein wohlwollendes Princip in der Nibelungenmäre, tritt er vor die ankommenden Burgunder von vorn herein als Mahner, vor die Kriemhilt wie die Stimme ihres Gewissens. Seiner Gelassenheit merkt man die Schule der Leiden an, die er durchlaufen hat. Sie ist nicht ohne die Schwermut, welche die Gewöhnung an Mislingen erzeugt. Sein Heldenfeuer ist gewöhnlich ins Innere zurückgedrängt und hält sich da still. Er musz erst die Ueberlegung durchgearbeitet haben, bevor er handelt. Ist aber der Entschlusz einmal gefaszt, dann bricht sich der Wille Bahn, die Kampflust kommt langsam ins Glühen (in andren Sagen schlägt ihm dann wol Feuer aus dem Munde). So sehen wir ihn bei der Mordscene im Saale eine Weile zuwarten, ehe er aufspringt und wie ein Büffelhorn hineindonnert und es durchsetzt, das Königspaar hinauszugeleiten. Alsdann hebt ihn bis ans Ende dieses Gleichgewicht zwischen Humanität und Thatkraft dermaszen, dasz er nach einem Rüdiger

auftreten darf. Auch steigert sich an ihm das Tragische des Gedichtes noch einmal, da er ja mit Rüdiger alle seine Mannen, den alten Hildebrand ausgenommen, zu beweinen hat. All seine Vorsicht und Ueberschau der Lage hilft ihm nicht. In Trauer dasitzend empfängt er von Hildebrand, der aus dem Blutbade der Amelungen entronnen ist, die entsetzliche Nachricht von Rüdigers Tode. Er rafft sich auf und heiszt den Fechtmeister seine Mannen entbieten, weil er hingehen und Rechenschaft fordern will. Da hört er noch Schrecklicheres aus des Alten Munde:

Wer soll zu euch gehn?
Was ihr am Leben habet, seht ihr hier bei euch stehn.
Das bin ich mutteralleine: die andern die sind todt.

Dietrich klagt darüber mit würdevoller Haltung, doch mit einem Anfluge gegen sich gekehrter Verzweiflung, wenn er seinem Unglücke Schuld am Tode seiner Treuen beimiszt. Mit dem Seufzer:

O weh! dasz vor Leide doch Niemand sterben mag!

zieht er in den Kampf. Hier ist seine Mäszigung nach dem eben erst Erlebten wahrhaft erhaben zu nennen; etwas wunderbar Versöhnendes aber hat das schonende Verfahren gegen die endlich besiegten Feinde, die Wehmut, mit welcher er den Streit führt, das Mitleid und die Fürsorge, welche er ihnen (ohne Erfolg jedoch) widmet. Als der einzig Würdige steht Dietrich von Bern auf dem ungeheuren Trümmerfelde da. Er und Rüdiger in ihrer Leben athmenden Wahrheit sind uns zuletzt ein Trost; denn sie stärken unsern Glauben, dasz die Treulosigkeit des Glückes, welche Triumphe sie auch über irdische Herlichkeit davon trage, doch über das Gold in der Seele, den treuen Manneswerth, nichts vermag.

DARMSTADT. FRIEDRICH ZIMMERMANN.

10.

DIE FAMILIENNAMEN AUF -HOLZ, -WALD UND -GOLD.

1.

Die heutigen Familiennamen auf *-holz* (*-holtz*) scheiden sich in zwei Hauptclassen: entweder sind sie wirklich und ursprünglich mit 'holz' zusammengesetzt, oder es liegt ihnen ein ganz anderes Verhältnis, das sogleich näher erörtert werden soll, zu Grunde. Jene Zusammensetzungen gewähren ein geringeres Interesse; sie sind teils entweder speciell geographisch, wie *Buchholz*[1]), *Hohnholz*, *Marenholtz*, oder bezeichnen einen mehrfach vorkommenden örtlichen Gattungsbegriff, wie *Juffernholz*, *Klingholz*, *Mohrholz*, *Paffenholz*, eine Unterscheidung, die gleichwol bisweilen erhebliche Zweifel zuläszt oder etwa einer sehr ausgedehnten, für jeden einzelnen Fall den wenigsten zu Gebote stehenden geogra-

1) Alle mit Cursiv gesetzten Wörter sind heutige Familiennamen.

phischen Kenntnis anheimfällt, teils liegt in ihrer Zusammensetzung eine besondere Art Holz, ein Material, welches in irgend einer Weise dem Gebrauche dient, z. B. *Aderholz*, *Bandholz*, *Birkholz*, *Brennholz*, *Castenholz*, *Eichholz*, *Ehrlenholz*, *Kienholz*, *Knüppelholz*, *Krumbholz*, *Löffelholz*, *Nusholz*, *Schierholz*, *Sponholz*, *Stuckenholz*.[2]) Die andere Classe dieser Namen gründet sich auf die Bildung *-olt*, der eine ziemliche Menge der ältesten deutschen Personennamen angehören, unter welchen unentstellt sich nur wenige gangbare bis jetzt erhalten haben, wie *Arnold*, *Gerold*, *Hunold*, *Landolt*. Dieses *-olt* gehört zu *walten* (herschen), einem für die älteste deutsche Namengebung gleich anderen ähnlichen Inhalts sehr bezeichnenden Worte. Daher wechseln heute *Arnold Arnholdt* und *Arnwaldt*, *Berold Beerhold* und *Bärwald*, *Gotthold* und *Gottwald*, *Huhold* und *Huwald*, *Meinhold* und *Meinwald*, *Reichhold* und *Reichwald*, *Reinhold* und *Reinwaldt*. Durch den Abfall der spirans *w* erscheint die Form als Ableitung und pflegt auch dafür zu gelten, gerade wie *-olf* (wolf) in *Adolf* und *Rudolf* (vgl. *Egloff* und *Eckwolf*, *Gangolf Gangloff* und *Wolfgang*). Auf Anlehnung an ein bekanntes Wort beruhen die Namen auf *-hold*; aus ihnen gehen jene auf *-holz* hervor, welche sämtlich patronymisch sind. Durch Berührung des genetivischen *s* der Abstammung mit dem den Namen schlieszenden Linguallaut entsteht das *z*, wie in *Alertz*, *Arntz*, *Behrenz*, *Herbertz*, *Lieberz*, *Linnarz*, *Roppertz*, *Schmitz*, *Wirtz* u. a.[3]) Ich verzeichne nun folgende Beispiele: *Ahrenholz* (*Arnold*, Aranold), *Archenholz* (Erchanold; von ērchan, echt, edel), *Bartholz* (*Barthold*), *Berholz* (*Berold*, Pērold), *Fromholtz* (Frumold), *Helmholz* (*Hellmoldt*, Hēlmold), *Leutholz* (*Leuthold*, Liutold, von liut, volk), *Rachholtz* (Rachold), *Reinholz* (*Reinhold*, Reginold, von ragin, auctoritas), *Warnholz*, *Warmholz* (Warinold), *Weinholz* (*Weinhold*, *Weinnoldt*, Winold). In *Liebholz* steckt das adj. *balt* (audax), der name geht mit *Liebhold*, *Liebaldt*, *Leybold*, *Leopold* u. a. auf Liutbald zurück. Unvorsichtig rechnet Hoffmann von Fallersleben in seinem ohne Ernst geschriebenen Namenbüchlein *Frommholtz* und *Helmholz* unter die wirklichen Zusammensetzungen mit *holz*. Welchen Sinn gäbe das?

2.

Schon aus der vorhergehenden Untersuchung geht hervor, dasz auch die Familiennamen auf *-wald* einer doppelten, gründlich verschiedenen Deutung unterliegen. Bei den wirklichen Zusammensetzungen mit *wald* tritt derselbe geographische Unterschied entgegen wie bei denen mit

---

2) Unter diesen Namen können sich *Ehrlenholz*, *Eichholz*, *Nusholz* auch auf einen örtlichen Begriff beziehn, vielleicht noch andere.

3) Dasz das auslautende *z* in einsilbigen Namen wie *Burtz*, *Foltz*, *Güntz*, *Hinz*, *Lanz*, *Meinz*, *Pertz*, *Reiz*, *Seitz*, *Waitz*, *Walz* ganz anderer Art ist, daran darf hier blosz erinnert werden; sie stehen bekanntlich auf gleicher Linie mit *Fritz* und *Kunz*. *Geerz* und *Görz* dagegen halte ich für unmittelbar aus den zusammengezogenen Formen *Gerth Gehrt* und *Gördt* (*Görhardt* neben *Gerhard*) entstanden; zwar *Görz* kann auch die Stadt bedeuten.

holz, z. B. *Grunwald*, *Schwarzwald*, *Steigerwald*, dagegen *Buchwald* (*Bockwoldt*), *Düsterwald*, *Eichwald*, *Hirschwald*, *Howaldt* (? Hochwald?), *Krautwald*, *Ostwald*, *Rewald* (*Rewoldt*). Ebenfalls mag geographische Gelehrsamkeit einige der letzteren als bestimmte Ortsnamen nachzuweisen im Stande sein; dies verschlägt jedoch wenig oder nichts, zumal da der Familienname ebensowol von dem örtlichen Gattungsbegriff als von dem speciellen Orte stammen kann. Wichtiger und lehrreicher ist auch hier wieder der Ursprung aus *walten*. Den oben bereits mitgeteilten Namen *Arnwaldt*, *Bärwald*, *Gottwald*, *Huwald* (v. hugu, mens), *Meinwald* (Meginold, v. magan, megin, vis), *Reichwald*, *Reinwaldt* füge ich folgende hinzu: *Fridewald* (Fridold; vgl. *Waltfried*), *Herwald* (Herold; vgl. *Walther*), *Maiwald Mehwald* (Magoald; vgl. Meinwald), *Rohdewald* (Hrôdold, v. hrôd, gloria), *Oswald* (ôs, deus), *Ewald* (ê, lex), *Seewald*, *Seiwald* (Sigiwalt). Einigen dieser Namen kann auch wiederum das adj. *balt* zu Grunde liegen, z. B. *Huwald* aus Hugibald (rom. Ubaldo) entstanden, *Seewald* gleich *Seebald* (*Seebold*, *Siebold* d. i. Sigibald) sein. Denselben Zweifel erregen *Ditwald* und *Dewald Thewald*[4]), weil sowol ahd. Dietbald (woher *Diebold*, *Theopold*, *Debold*, *Debald*) als heute *Diethold* begegnet, welches letztere nur aus Dietold hervorgehen kann. Neben *Mehwald* scheint auch *Mebold* zu berücksichtigen. Mit Sicherheit glaube ich *Liewald*, *Lewald* auf *Liebaldt* (Liutbald) beziehen zu dürfen.

Auch hier begegnen wir der Flüchtigkeit Hoffmanns. In seinem Breslauer Namenbüchlein hat er unter der Ueberschrift 'Pflanzenreich' die Namen *Diewald*, *Liewald* und *Lewald*, *Rodewald*, *Seewald*, sogar *Oswald*. Zwar *Rodewald* und *Seewald* können als Wald verstanden werden, schwerlich *Oswald* als Ostwald. Wer aber will mit *Diewald*, *Liewald* fertig werden? Und wie wäre *Gottwald*, das ich aus ahd. Godolt leite, formell und materiell als Wald zu deuten?

3.

Endlich verdienen noch Berücksichtigung die wenigen Namen auf *-gold*, weil ihr Verhältnis mit dem bisher Besprochenen zusammenfällt, d. h. nicht sowol weil sie sich im Ursprunge gleichfalls scheiden, da diese Eigenschaft oder Eigentümlichkeit begreiflich sehr vielen Namen zukommt, als vielmehr weil wir es innerhalb dieser Scheidung wieder mit jenem *-olt* zu thun haben. Denn diese alte Form, glaube ich, ist in folgenden heutigen Familiennamen erkennbar. *Purgold*, gleich *Burghold* (vgl. *Burgwart*), *Vollgold*, aus Folcold[5]) (vgl. *Volkwarth*), *Weygold*, entstellt *Weichhold*, ahd. Wigold (v. wîg, pugna). *Mangold* (ahd. Manakold, Manikold) scheint jedoch wirkliche Zusammensetzung mit *gold*, mögen auch über den ersten Teil derselben die Ansichten noch nicht feststehen.

BONN. K. G. ANDRESEN.

4) Diese beiden Namen sind vielleicht nicht wie *Ditwald* mit diet, sondern wie *Demuth* (Diemuot), *Dereich*, *Diemar Diemer*, *Dewin* mit dio zusammengesetzt.

5) Zu *Voll-* aus *Volk-* vgl. *Vollmer* (*Volkmar*), *Vollpracht* (Folcpë-ht), *Vollrath* (Folcrât).

11.

HORATIUS ALS PATRIOTISCHER DICHTER.

EIN PÄDAGOGISCHER EXCURS.

In dem Bestreben auf die sittlichen Zustände der Römer bessernd einzuwirken, sucht der Dichter die Quelle der bestehenden Uebel auf. Sie lag nahe genug; die Bürgerkriege sind es, die freilich wieder die Folge des überhandnehmenden Sittenverfalls waren. So heiszt es I Od. 35, 33 ff.:

Eheu cicatricum et sceleris pudet
Fratrumque. Quid nos dura refugimus
Aetas? Quid intactum nefasti
Liquimus? Unde manum inventus
Metu deorum continuit? quibus
Pepercit aris?

Und II Od. 1, 29 ff.:

Quis non Latino sanguine pinguior
Campus sepulcris impia proelia
Testatur auditumque Medis
Hesperiae sonitum ruinis?
Qui gurges aut quae flumina lugubris
Ignara belli? quod mare Dauniae
Non decoloravere caedes?
Quae caret ora cruore nostro?

Vergleiche noch I Od. 2 und 14, II Od. 7 V. 11 f., Epod. 16. Daher die trostlose Klage über das jetzige Geschlecht, die 'impia devoti sanguinis aetas', welches eine noch verderbtere Nachkommenschaft erwarten lasse:

Aetas parentum peior avis tulit
Nos nequiores mox daturos
Progeniem vitiosiorem.

Siehe III Od. 6 am Schlusse. Daher auch der verzweifelte Rath, wie einst die Phokäer die Heimat zu verlassen und sich durch ein heiliges Gelübde zu verpflichten nie dahin zurückzukehren (Epod. 16). Dabei bot sich leicht eine Vergleichung der Vergangenheit und der Gegenwart dar, und wie es einst dem Vater des Dichters am Herzen lag die altrömische Einfachheit und Reinheit der Sitten (den mos maiorum, traditus ab antiquis mos I Sat. 4, 117) seinem Sohne zu bewahren, so schildert Horatius mit Wärme die alte Zeit und mit sittlichem Zorne die verderbte Gegenwart. Selbst Barbaren steht er nicht an wegen der Einfachheit und Keuschheit ihrer Sitten, namentlich in Beziehung auf Ehe und Familienleben, zu preisen, wie die 'campestres Scythae' und die 'rigidi Getae', III Od. 24. Welch herliche Worte:

Illic matre carentibus
Privignis mulier temperat innocens
Nec dotata regit virum
Coniux nec nitido fidit adultero;

Dos est magna parentium
Virtus et metuens alterius viri
Certo foedere castitas;
Et peccare nefas aut pretium est mori.

Und welch ein Gegensatz zwischen diesen Völkern:

Immetata quibus iugera liberas
Fruges et Cererem ferunt
Nec cultura placet longior annua
Defunctumque laboribus
Aequali recreat sorte vicarius

und der rastlosen Habsucht der Römer (Vers 36 ff.), die vor keinem Betrug zurückscheut, die Grenzsteine auf dem Acker des Clienten verrückt und den Armen aus seinem Besitze vertreibt, während das feste Land nicht genügt, um glänzende Paläste zu erbauen, sondern in das Meer hinein Dämme zu Prachtgebäuden geführt werden (II Od. 18, III Od. 1). Einst war ein anderer Geist im Volke (II Od. 15):

Privatus illis census erat brevis,
Commune magnum; nulla decempedis
Metata privatis opacam
Porticus excipiebat Arcton,
Nec fortuitum spernere cespitem
Leges sinebant, oppida publico
Sumptu iubentes et deorum
Templa novo decorare saxo.

Da herschte Einfachheit und strenge Zucht im elterlichen Hause, da lebte

Rusticorum mascula militum
Proles Sabellis docta ligonibus
Versare glebas et severae
Matris ad arbitrium recisos
Portare fustes, Sol ubi montium
Mutaret umbras et iuga demeret
Bobus fatigatis amicum
Tempus agens abeunte curru,

da wurden Pyrrhus, die Punier, Antiochus und andere Feinde besiegt (III Od. 6, Epod. 16), während jetzt in Folge des Sieges der Parther römische Krieger mit Schmach bedeckt und ihres Namens uneingedenk im Barbarenlande Ehen eingegangen sind und sogar die Waffen gegen Rom getragen haben (III Od. 5 und 6), der Schall von dem Sturze Italiens aber bis zu den Parthern gedrungen ist (II Od. 1, 31 f.). Früher erzog 'saeva paupertas' und 'recte facere' Helden, wie Fabricius, Curius und Camillus (I Od. 12, 40 ff., I Epist. 1, 64), jetzt hat der Jüngling das Reiten verlernt und scheut die Beschwerden der Jagd und erfreut sich lieber am griechischen Spielrad und dem ungesetzlichen Würfelspiel (III Od. 24, 54 ff., II Sat. 2, 10), die Jungfrau aber hat ihre Freude an üppigen Tänzen und lernt früh die Künste der Buhlerin, und wird sie Gattin, sucht sie erst heimlich verbotenen Genusz, später aber thut sie es mit ... ihres Gatten (III Od. 6). Und wie kann man sich darüber verwun-

dern, da man die Götter nicht mehr ehrt, ihre Tempel verfallen, ihre Altäre und Bilder vernachlässigt sind (III Od. 6, II Sat. 2, 104)? Daher das Sinken der Grösze Roms, daher der Zorn der Vesta, daher die Notwendigkeit der Sühne (I Od. 2). So spricht denn der Dichter die Mahnung aus, die Tempel der Götter wieder herzustellen und dessen eingedenk zu sein: dis te minorem quod geris, imperas, darum fordert er die Jugend auf durch Entsagung sich für den Kriegsdienst zu kräftigen (III Od. 2).

Wie aber Horatius in den lyrischen Gedichten auf den sittlichen Zustand seiner Zeitgenossen einzuwirken suchte, so auch in den Satiren, in denen er die hauptsächlichen Gebrechen des socialen und staatlichen Lebens aufdeckt: avaritia, luxuria, ambitio. Er thut dies aber nicht in allgemein gehaltenen Betrachtungen und Theoremen, sondern er verfährt dabei so, wie sein eigener Vater bei der Erziehung des Sohnes verfuhr: insuevit pater optimus hoc me, ut fugerem exemplis vitiorum quaeque notando (I Sat. 4, 105 f.). Er führt daher Personen vor, an denen sich jene Gebrechen offenbaren. Aus demselben Grunde schlägt er auch in dem Briefe an den jungen Lollius (I Epist. 2) den Homerus höher an als Chrysippus und Crantor, weil er nicht durch Lehrsätze, sondern durch Beispiele und Persönlichkeiten 'stultorum regum et populorum aestus' zeige und auf der anderen Seite in gleicher Weise darthue, 'quid virtus et quid sapientia possit'.

Wie sollte nun der Dichter, der die Greuel des Bürgerkrieges mit empfunden hatte, der ein lebendiges Gefühl für Roms Grösze besasz, der endlich den Verfall der Sitten erkannte, nicht seine Freude darüber aussprechen, dasz es endlich besser zu werden begann?

Diese Freude bezieht sich aber zunächst auf den Sieg bei Actium über Antonius oder vielmehr über Cleopatra, das königlich gesinnte, aber üppige Weib, welches Rom mit orientalischer Verweichlichung und Knechtschaft bedrohte (I Od. 37, Epod. 9, womit die Ode an Agrippa [I 6] und IV Od. 14 V. 34 zu vergleichen ist). Was war aber natürlicher, als dasz der Dichter nach wieder hergestelltem Frieden den Mann pries, der vom Glücke begünstigt allein die Macht besasz den zerrütteten Staat wieder zur Ordnung und Zucht zu führen, der den alten Glanz Roms wieder herstellte, seinen Feinden wieder Furcht einflöszte und so das Nationalgefühl wieder zu beleben verstand? So ist Jupiter der Herr des Himmels und der Erde, die Herschaft der Erde aber hat er dem Octavianus übergeben und dieser erkennt den Gott über sich (I Od. 12, III Od. 5). Er erfüllt aber auch die Pflichten des Fürsten: armis tutari, moribus ornare, legibus emendare (II Epist. 1). Wie kann ein Herscher besser gepriesen werden als Horatius IV Od. 5 V. 17 ff. den Octavianus erhebt:

Tutus bos enim rura perambulat,
Nutrit rura Ceres almaque Faustitas,
Pacatum volitant per mare navitae,
  Culpari metuit Fides,
Nullis polluitur casta domus stupris,
Mos et lex maculosum edomuit nefas,

Laudantur simili prole puerperae,
Culpam Poena premit comes.
Quis Parthum paveat, quis gelidum Scythen,
Quis Germania quos horrida parturit
Fetus incolumi Caesare? quis ferae
Bellum curet Hiberiae?

Und in gleicher Weise heiszt es IV Od. 15:

Tua, Caesar, aetas
Fruges et agris rettulit uberes
Et signa nostro restituit Iovi
Derepta Parthorum superbis
Postibus et vacuum duellis
Ianum Quirini clausit et ordinem
Rectum evaganti frena licentiae
Iniecit emovitque culpas
Et veteres revocavit artes,
Per quas Latinum nomen et Italae
Crevere vires famaque et imperi
Porrecta maiestas ad ortus
Solis ab Hesperio cubili.
Custode rerum Caesare non furor
Civilis aut vis exiget otium,
Non ira quae procudit enses
Et miseras inimicat urbes.

Und ferner carm. saecul. V. 57:

Iam Fides et Pax et Honos Pudorque
Priscus et neglecta redire Virtus
Audet apparetque beata pleno
Copia cornu.

Vergleiche dazu IV Od. 14, 41 ff., I Epist. 12, 25 ff., Epist. 18, 56 ff., II Epist. 1, 251 ff. Auszerdem widmet Horatius den Stiefsöhnen des Augustus, Drusus und Tiberius, wegen ihrer Siege über die Raetier und Vindelicier besondere Gedichte (IV Od. 4 und 14), ohne zu vergessen, welche Verdienste dabei Augustus habe.

So mag denn der Dichter mit vollem Rechte und, wie der Scholiast bemerkt, mit Beziehung auf Worte des Varius im Panegyricus Augusti I Epist. 16, 25 ff. sagen:

Si quis bella tibi terra pugnata marique
Dicat et his verbis vacuas permulceat aures:
'Tene magis salvum populus velit an populum tu,
Servet in ambiguo qui consulit et tibi et Urbi
Iuppiter', Augusti laudes agnoscere possis.

Eisenach. K. H. Funkhaenel.

12.

Deutsches Lesebuch für höhere Unterrichtsanstalten von Dr. Hermann Masius. Dritter Teil. Für höhere Classen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1867. X u. 694 S.

Der deutschen Lesebücher gibt es nahezu eine Legion, jedoch sind fast alle über den gleichen Leisten geschlagen: fast alle ihre Verfasser meinen durch eine mannigfaltige Auswahl von prosaischen Musterstücken den Stil der jungen Leute darnach bilden zu können und durch die bunteste Anthologie von Poesien die Werke der Dichter selbst überflüssig zu machen. Wenigstens führt die ganze Gestalt dieser Lesebücher dazu, diese Ansicht ihren Verfassern zuzuschreiben. Nach der Meinung des Ref. dagegen soll das Lesebuch für Gymnasien vorzüglich zur Unterstützung der schriftlichen Arbeiten der Schüler, also insbesondere der sg. deutschen Aufsätze dienen. In dieser Beziehung sind mir bisher nur wenige praktische und im Ganzen genügende Lesebücher zu Gesicht gekommen, wie die von Götzinger, Mozart, Bone (besonders dessen 1r Teil), denen sich nun das vorliegende in würdiger Weise anreiht. Es zerfällt in einen prosaischen und poetischen Teil. Jener enthält als 1e Rubrik die erzählende Darstellung: Scenen, Erzählungen und Novellen. Darunter befinden sich auch zwei Stücke des mecklenburgischen und dithmarsischen Dialektes, mit beigefügter Erklärung der schwierigeren Wörter. Wir billigen die Aufnahme dieser zwei Nummern sowol ihrem Inhalte nach als auch deswegen, damit die Süddeutschen eine anschauliche Vorstellung von der niederdeutschen Sprache erhalten und auch an dieser ihre Uebersetzungskunst üben können. Nur hätten wir etwas mehr Reciprocität gewünscht, da auch in dem poetischen Teile der süddeutsche Dialekt etwas zu kurz gekommen ist. Wie nahe liegen die Producte eines Kobell und Seidl! Die Erzählungen selbst sind schöne Muster von Frische und Lebendigkeit und geeignet, begabtere und mit etwas Phantasie ausgestattete Jünglinge zur Nachahmung zu reizen.

Für viel wichtiger aber hält Ref. die folgenden Abteilungen, denen auch der meiste Raum gewidmet ist. Es bringt nemlich die 2e Rubrik die beschreibende Darstellung: Bilder aus Natur und Kunst, Sitte und Leben, — stilistisch lauter vollgültige Muster, was bekanntlich nicht alle Beschreibungen sind. Für besonders zweckdienlich möchte ich bezeichnen Nr. 10. 12. 13. 15. 17. 18. 22. 32 ff. — 43. Was aber Ref. noch wünschte, sind Schilderungen von dem Schülerhorizonte näher liegenden Gegenständen, z. B. der Jahrmarkt einer Stadt oder noch lieber Bilder aus der Natur, wie deren so treffliche Herr Masius in seinen 'Naturstudien', die in allen Schülerbibliotheken sein sollten, gegeben hat.

Ganz vorzüglich ist die 3e Rubrik, die geschichtliche Darstellung: Biographisches, Abschnitte aus der Litteratur-, Kirchen- und Staatsgeschichte. An der Hand dieser Muster werden viele Themen in den

Sammlungen von Saupe, Hartung, Cholevius usw. eine gute Verwendung finden.

Ebenso ist die didaktische und rednerische Darstellung in der 3n Rubrik, welche Aphorismen, Betrachtungen, Abhandlungen und Reden enthält, sehr praktisch. Wir treffen da eine Reihe von in der Schule beliebten Aufsätzen, vorzüglich Nr. 84 — 110, z. B. der Geizige und der Verschwender, der Sammler, Hausmenschen und Weltmenschen, das Vaterland, die vier Jahreszeiten, Geringes die Wiege des Groszen, der Ackerbau eine Schule der Religiosität, Bildung das Ziel der Schule, Sprache und Gedanken usw. Vielleicht könnte bei einer neuen Auflage des Buches des Guten hierin noch mehr geschehen. Recht praktisch sind auch Nr. 114. 115. 120. 129. Die Themata der Reden sind: der Wettkampf, ein Bild des griech. Lebens (von E. Curtius); über das Alter (v. J. Grimm, gekürzt); an die Deutschen (v. Fichte). Unter die didaktischen Abhandlungen sind einige hierher gehörige von Lessing und Schiller nicht aufgenommen, weil der Herr Verf. die Erwartung hegte, 'dasz jetzt beim Erlöschen der betreffenden Druckprivilegien bald auch jene Abhandlungen in besonderen Schulausgaben zur Hand sein werden.'

Eine viel geringere Seitenzahl als der Prosa (550 S.) ist der Poesie (144 S., wovon noch einige auf die biographischen Notizen treffen) gewidmet. Mit vollem Rechte. Der Zweck der poetischen Muster für höhere Classen nemlich ist — um von den wohlfeilen Declamatorien abzusehen — entweder ein litterarhistorischer oder litterarisch-didaktischer oder didaktischer. Die beiden ersten Zwecke erheischen aber, um auch nur ein wenig zu genügen, eine grosze Auswahl, die die Grenzen eines gewöhnlichen Lesebuches überschreitet. Auch auf 500—600 Seiten, wo zudem vielleicht noch biographische oder erklärende Bemerkungen einen bedeutenden Raum beanspruchen, eine alle wichtigeren Schriftsteller von Ulfilas bis zu P. Heyse herab wirklich charakterisierende Anthologie unterzubringen ist schwer, ja unmöglich. Selbst W. Wackernagels ausgezeichnetes Lesebuch läszt hierin zu wünschen übrig. — Für die dritte der angegebenen Absichten aber genügt eine mäszige Auswahl, da die verschiedenen Dichtungsformen auch daran sich aufweisen lassen. Ja, man könnte die Poesie aus den Lesebüchern für höhere Classen ganz weglassen, wenn die Poetik, die für diese Classen gehört, die sie illustrierenden Muster enthielte. Da aber dies in der Regel nicht der Fall ist und durch einen solchen Anhang das Lehrbuch der Poetik umfangreicher und mithin theuerer würde, so können die poetischen Muster ebenso gut dem Lesebuch einverleibt werden, womit zugleich einer lieben Gewohnheit Rechnung getragen wird.

Die Auswahl der Gedichte selbst ist gut; dabei hat Hr. M. sich nicht blosz auf der breiten Bahn seiner Vorgänger bewegt und nicht nur solche Muster aufgenommen, die bereits in 100 andern Sammlungen stehen, sondern endlich auch unsere neueren und neuesten Lyriker (Uhland, Geibel, Mörike, Freiligrath, Hebbel, Kinkel, Lenau, Rückert usw.) in verdienter Weise berücksichtigt und wie aus diesen, so auch aus Schiller, Goethe, Klopstock usw. nicht die abgenutztesten Stücke entnommen. Wenn andere

Lesebücher (meist gekürzte) Dramen, Teile von 'Hermann und Dorothea' und dgl. aufgenommen haben, so ist dieser Mangel im vorliegenden Lesebuch nur zu loben. Was sollen jene Fragmente, die gegenwärtig um so ungerechtfertigter sind, als die ganzen Stücke um wenige Kreuzer von Jedem acquiriert werden können!

Obschon das Lesebuch für die Schulen bestimmt ist und der Lehrer da, wo eine Erläuterung und Belehrung nötig ist, vermittelnd einzutreten hat, so wäre es doch, vielleicht auch im Interesse des Lehrers, nicht überflüssig gewesen, wenn hie und da sowol im prosaischen als poetischen Teil eine kurze Anmerkung Platz gefunden hätte. Desgleichen hätte durch Ueberschriften für eine erleichterte Uebersicht gesorgt und hätten im poetischen Teile die einzelnen Dichtungsarten durch die entsprechende Titelangabe äuszerlich geschieden werden können. Indes können die Schüler letztere leicht ergänzen und dabei zugleich ihre Kenntnisse und ihre Urteilskraft an den Tag legen.

Ref. kann demnach das gut ausgestattete Buch für Schüler und Lehrer bestens empfehlen.

EICHSTÄTT. GROSS.

13.

BRAUT VON MESSINA.

In der Rede der Fürstin, welche beginnt 'Jetzt weisz ich nichts mehr. Ausgeleert hab' ich der Worte Köcher usw.' (Bd. VIII S. 37 der Cottaschen Ausgabe in XVIII Bänden) hat sich ein häszlicher Fehler — wer weisz wie lange schon — eingenistet, welchen alle mir zugänglichen Ausgaben getreulich wiederholen. Die betreffende Stelle lautet:

> Des unterird'schen Feuers schreckliche
> Geburt ist Alles, eine Lavarinde
> Liegt aufgeschichtet über den Gesunden
> Und jeder Fusztritt wandelt auf Zerstörung.

Dasz das Wort Gesunden hier schlechterdings unmöglich, bedarf keines Beweises. Moriz Rapp, welcher in seinem Buch 'Das goldene Alter der deutschen Poesie' Bd. II 145 sich über den Passus äuszert, hält denselben für 'vielleicht unrettbar verloren'. Doch ist ihm wahrscheinlich, dasz Schiller geschrieben habe: Gesunknen. Er wird wenig Gläubige finden für seinen Vorschlag. Ich denke, das zweifellos Richtige ist: über den Gefilden. Schillers eigene Handschrift möchte zu dem Verstosz Anlasz gegeben haben.

BASEL. J. MÄHLY.

14.

H. Guthe, Lehrbuch der Geographie für die mittleren und oberen Classen höherer Bildungsanstalten, sowie zum Selbstunterricht. Ie Hälfte. Hannover, Hahnsche Buchhandlung. 1868. 208 S. 8. 12 Sgr.

Den zahlreichen trefflichen, für den Unterricht in höheren und niederen Schulen bestimmten geographischen Lehrbüchern und Leitfäden, welche auf dem Grunde unserer vorzüglichen geographischen Handbücher (von Klöden, Stein und Hörschelmann, Daniel, Cannabich-Oertel, Ungewitter-Hopf u. a.) in neuerer Zeit erschienen sind, reiht sich das vorliegende Buch ebenbürtig an. Der durch seine gediegene Monographie „die Lande Braunschweig und Hannover“ (Hannover 1867) rühmlichst bekannte Verfasser ist Lehrer der Mathematik und Mineralogie am Polytechnicum in Hannover, und es wird uns dadurch um so erklärlicher, dasz derjenige Teil seines Lehrbuchs, welcher die mathematische und physische Geographie enthält, mit besonderer Vorliebe und Gründlickeit behandelt ist. Es ist allbekannt, wie sehr früher diese Abschnitte vernachlässigt worden sind; es kann gegenwärtig nur éine Stimme darüber sein, dasz dieselben das belebende Element der Geographie bilden, und dasz ihnen ihr volles Recht gegönnt werden musz. Indessen darf dabei auch die Topographie nicht zu kurz kommen, und in dem vorliegenden Buche dürfte für die Schule wie für den Privatgebrauch eine angemessene Erweiterung und gleichmäszige Behandlung des topographischen Teils wünschenswerth sein. So ist z. B. Australien, dessen frische kräftige Entwickelung das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt, recht kurz abgefertigt; Städte wie Geelong mit 23,500 Einwohnern und Ballaratt mit 22,000 Einwohnern, jene als Hafenplatz, diese als Mittelpunct eines der wichtigsten Goldbezirke wichtig, sind übergangen; von der Getreideausfuhr Süd-Australiens (im Jahr 1865 gegen 9 Millionen Thaler an Werth) und dem bedeutenden Weinbau dieser Colonie ist nichts gesagt. In Kanada fehlt die Hauptstadt Ottawa (seit 1858) usw. Wie schwierig es ist, das neueste statistische Material für ein geographisches Werk zu sammeln, vermag nur derjenige vollständig zu ermessen, der die damit verbundenen Sorgen und Mühen aus eigner Erfahrung kennt. Darum befremdet es uns — namentlich bei einem zum ersten Male erscheinenden Werke — nicht, wenn die Zahlen für Einwohner und Quadratmeilen nicht immer die neuesten sind. So finden wir für Newyork 600,000 statt 815,000 (im J. 1860), für Brooklyn 100,000 statt 275,000, für Montreal 60,000 statt 90,000, für Toronto 30,000 statt 50,000, für Havana 180,000 statt 206,000 Einwohner angegeben. So ist für das Kapland die nach längst antiquierten Grenzen berechnete und in vielen geographischen Handbüchern noch immer fortgeführte Zahl von 5000 statt 9000 Quadratmeilen wiederholt. Uitenhaage hat 27,000 statt 2700 (jetzt 3300) Einwohner. Der Zusammenhang des Luta-Nzige mit dem Tanganyika dürfte trotz der hartnäckigen Behauptungen englischer Geographen sich doch als haltlos erweisen. Die Zuflüsse des Ukerewe von den Schnee-

bergen her sind (wie namentlich der Jordans Nullah) nur periodisch und darum wird auf sie nicht ein besonderes Gewicht gelegt werden dürfen, als ob jener See „durch diese Zuflüsse gespeist würde.“ Der Illampu ist mit 23,127 Fusz Höhe angegeben; Pentland hat in späterer wie es scheint zuverlässigerer Messung nur 19974 Fusz gefunden.

Solcher Einzelheiten könnten noch mehrere aufgezählt werden — aber wo wäre ein geographisches, aus tausend und aber tausend Einzelheiten zusammengetragenes Buch, in dem sich nicht derartige Mängel nachweisen lieszen! Wir wünschen dem vorliegenden Werke, welches durch klare Darstellung, gute Anordnung und Uebersichtlichkeit sich auszeichnet, den besten Erfolg und hoffen, dasz neue Auflagen dem Verfasser Gelegenheit geben werden, am Einzelnen zu bessern und fortzuarbeiten.

Eine Erleichterung für den Schulgebrauch liegt in den fleiszigen Beziehungen des Buchs auf die treffliche Schulnaturgeschichte von Leunis und auf den Schulatlas von Sydow. Eine Anzahl in den Text eingedruckter Holzschnitte erläutert das Verständnis nicht wenig: wir möchten inskünftige eine Vermehrung dieser Illustrationen wünschen, welche durch Vorzeichnungen an der Wandtafel beim Schulunterrichte nur dürftig ersetzt werden können. —

Die zweite Hälfte des Lehrbuchs soll noch vor Ostern 1868 erscheinen, damit das Buch schon von diesem Termine an in Schulen eingeführt werden kann.

Leipzig. Otto Delitsch.

(9.)
BERICHT ÜBER DIE VERHANDLUNGEN DER FÜNFUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER ZU HALLE AM 1—3 OCTOBER 1867.

(Fortsetzung und Schlusz von S. 127)

Dritte Sitzung am 3 October.

Präsident: Geh. Rath Professor Dr. Bernhardy.

Anfang 10 Uhr.

Der Herr Präsident erteilt das Wort an Herrn Prof. Urlichs aus Würzburg zu seinem Vortrag 'über den Tempel des Zeus zu Olympia'.

Der Herr Vortragende bestimmt sein Thema zunächst genauer dahin, dasz er über die Zeit der Erbauung des Tempels von Olympia reden wolle. In dieser Frage sind die meisten Archäologen der Ansicht O. Müllers gefolgt, der Bau des Tempels sei eine Folge des Sieges gewesen, den die Eleer um Ol. 50 über die damals von Damophon und Pyrrhos beherschten Pisaten davongetragen hätten. Müller meint, der Ertrag der Beute habe etwa 150 Jahre gelegen, ehe er benutzt wurde, Andere sagen, der Bau sei sofort nach jenem Siege begonnen, aber so

langsam und mit solchen Unterbrechungen gefördert worden, dasz er erst 150 Jahre später zur Vollendung gekommen sei. Das wäre aber eine in der griechischen Baugeschichte fast unerhörte Verschleppung, der sich nur die durch politische Verhältnisse bewirkte Verzögerung des Baues des ephesischen Dianatempels an die Seite stellen liesze. Die Müllersche Ansicht wird auf die Nachricht gegründet, dasz der Eleer Libon den Tempel erbaut habe, sodann auf folgende Stelle des Pausanias V 10, 1 ἐποιήθη δὲ ὁ ναὸϲ καὶ τὸ ἄγαλμα τῷ Διὶ ἀπὸ λαφύρων ἡνίκα Πίϲαν οἱ Ἠλεῖοι καὶ ὅϲον τῶν περιοίκων ἄλλο ϲυναπέϲτη Πιϲαίοιϲ πολέμῳ καθεῖλον. Da sich ἡνίκα unmöglich mit ἀπὸ λαφύρων sondern nur mit ἐποιήθη ὁ ναὸϲ καὶ τὸ ἄγαλμα verbinden läszt, so ist klar, dasz Pausanias nicht den Krieg um Ol. 50, sondern einen anderen gemeint hat, der der Erbauung des Tempels und der Aufstellung des Zeusbildes möglichst gleichzeitig war. Welcher Krieg und Sieg der Eleer kann das sein? Herodot erzählt IV 148, dasz Minyer den südlichen Teil von Elis eingenommen und daselbst sechs Städte, unter ihnen Phrixae, gegründet hätten: τούτων δὲ, führt er fort, τὰϲ πλεῦναϲ ἐπ' ἐμέο Ἠλεῖοι ἐπόρθηϲαν. Es ist nun zu fragen, ob während der Lebzeiten des Herodot wirklich ein Krieg in Elis geführt wurde, der den Eleern eine bedeutende Bereicherung zuführte. Die Antwort gibt uns Xenophon, welcher Hell. III 2 erzählt, dasz die Eleer Ol. 95, 3 von den Spartanern genötigt worden seien, eine Anzahl bis dahin von ihnen abhängiger Städte für unabhängig zu erklären, unter diesen auch Phrixae, trotzdem dasz die Eleer angaben, sie hätten die Gebiete durch Eroberung erlangt. Es blieb ihnen nur ihr Land in seinen ursprünglichen Grenzen und die Vorstandschaft in Olympia, die man ihnen nicht nahm, um sie nicht an Bauern geben zu müssen. Hieraus geht hervor, dasz nach dem Krieg um Ol. 50 einige Aufstandsversuche der Pisaten gegen Elis gemacht wurden, von denen einer, wie man aus anderen Angaben sicher schlieszen darf, nach den Perserkriegen zu Lebzeiten des Herodot mit einer neuen Unterwerfung der Angreifenden endigte. Also der Krieg, den Herodot erwähnt, ist mit dem von Pausanias angedeuteten identisch. Aber wann zu Lebzeiten des Herodot wurde der Sieg erfochten und dann der Tempel erbaut? Man weisz, dasz noch unmittelbar nach der Schlacht bei Plataeae Weihgeschenke in Olympia nur im Freien, in dem heiligen Bezirk des Zeus aufgestellt worden sind, dasz hingegen nach der Schlacht bei Tanagra Ol. 80, 3 die Lacedämonier von dem zehnten Teil der Beute ein Geschenk weihten, welches auf den Akroterien der Vorderseite des Tempels zu stehen kam. Also zwischen Ol. 75 und 80 musz der Tempel erbaut sein. Noch genauer läszt sich vielleicht sagen, doch stützt sich das mehr auf Vermutungen, der Bau ist Ol. 77, 3/4 begonnen und Ol. 80, 3 vollendet worden, so dasz der Bau mit einer bewundernswerthen Energie gefördert ist, und Libon der Eleer dem Erbauer des Parthenon Ictinos ebenbürtig zur Seite tritt.

Nach Feststellung dieser Resultate unterzieht der Herr Vortragende die ältesten Weihgeschenke einer Musterung und kommt dabei auch auf das des Etruskerkönigs Arimnestus oder Arimnus zu sprechen, welches von Pausanias V 12 erwähnt wird. Er glaubt, dasz ebensowol durch die Zeugnisse der Pausaniashandschriften, als durch die über die Bauzeit des Tempels gewonnenen Ergebnisse die Vermutung gerechtfertigt werde, dasz unter jenem etruskischen König kein Anderer zu verstehen sei, als der Consul Herminius (305 u. c. 448 a. Chr.), den man wegen seiner etruskischen Abstammung Lar genannt habe. Die Verwechselung eines römischen Consuls mit einem tuskischen König sei nicht auffallend in der damaligen Zeit. Die Vertreibung der Decemvirn sei vielleicht das Motiv des Weihgeschenks gewesen.

Zum Schlusz bespricht Urlichs noch den plastischen Schmuck des Tempels. Es ist überliefert, die Giebelgruppe der Vorderseite sei von

Paionios aus Mende gearbeitet worden. Man hält diesen gewöhnlich für einen Schüler des Pheidias. Diese Ansicht aber wird verworfen, vielmehr angenommen, dasz Paionios mit dem athenischen Meister gar nicht zusammenhänge und schon vor dessen Erscheinen in Olympia thätig gewesen sei und auch die Metopen gearbeitet habe, die dem Stile des Pheidias fremd sind und mehr dem des Myron zuneigen. Pheidias selbst ist nach der Ansicht des Vortragenden etwa um Ol. 83 oder 84 aufgefordert worden, an den Arbeiten für den Tempel Teil zu nehmen, aber durch die Arbeiten, die sich in Athen ihm boten, wurde er aufgehalten. Nachdem er wol schon an dem Modell der Colossalstatue des Zeus in Athen selbst gearbeitet haben mochte, erschien er nicht viel vor Ol. 86 mit seinen Schülern Alkamenes, Kolotes u. A. persönlich in Olympia und führte seine Aufgaben rasch und glänzend zu Ende.

Herr Prof. Curtius aus Göttingen sieht sich zu einigen Einwendungen veranlasst. Zunächst bemerkt er, dasz sich nicht nur in Ephesos, sondern auch bei den Tempeln in Samos und Delphi eine Verschleppung des Baus mehrere Menschenalter hindurch, ähnlich wie bei den Dombauten des Mittelalters, nachweisen lasse. Sodann spricht er aus, dasz die Eleer nach Besiegung der Pisaten um Ol. 50 jedenfalls mit der Vorstandschaft von Olympia auch die Verpflichtung zum Bau eines neuen glänzenden Heiligtums übernommen haben, und dasz demgemäsz die Angabe des Pausanias kaum auf die Beute eines andern Krieges gehen könne. Eine von der bisherigen Annahme abweichende Fixierung der Bauzeit des Tempels von Olympia scheine also nicht nötig.

Prof. Urlichs antwortet, dasz die Vergleichung antiker Tempelbauten mit den Dombauten des Mittelalters insofern nicht zutreffe, als diese hoch hinausgewollt, jene sich in bescheidenem Masz gehalten hätten. Ausserdem hätten mit den wenigen Ausnahmen, die er zugibt, die Griechen, wie z. B. in Agrigent, mit ganz auszerordentlicher Energie gebaut. Dem zweiten Einwand des Prof. Curtius könne eine Berechtigung nicht zugestanden werden. Denn Zeus, der sich 50 Olympiaden mit einem Altar begnügt habe, hätte sich noch länger ohne Tempel behelfen können. Ferner sei der Zeustempel nicht etwa in Erfüllung einer frommen Pflicht, sondern als ein Pracht- und Luxusbau errichtet worden; der Tempel der Hera sei der religiösen Erhebung bestimmt gewesen. Seine Erklärung von ἡνίκα sei zweifellos. Damit ist die Discussion geschlossen.

Hierauf erhebt sich Herr Hofrath Sauppe aus Göttingen, um über eine Inschrift zu sprechen, welche vor kurzer Zeit in Attika gefunden ist und zur Entscheidung der Frage über die Echtheit der Urkunden in den attischen Reden von Wichtigkeit zu sein scheinen könnte. Der Herr Vortragende gibt zuvor einen Ueberblick über die vielfachen Wandelungen, welche die Untersuchung über diese Frage durchgemacht hat. Diese höchst interessanten Mitteilungen dürfen hier wol übergangen werden, da sie zum grösten Teil auf schon anderweitig publicierten Forschungen des Herrn Vortragenden beruhen. Jene neu entdeckte Inschrift nun hatte Herr Hofrath Sauppe erst in Halle durch Prof. Konze kennen gelernt: sie enthält das Psephisma aus § 75 der Rede des Demosthenes über den Kranz. Im Vorhergehenden hat der Redner erzählt, was die Athener bestimmt habe, den Frieden des Philokrates als gebrochen anzusehen und weshalb ihn die Schuld des Wiederausbruchs des Krieges nicht treffen könne: Philipp habe Schiffe der Athener und ihrer Bundesgenossen aufbringen lassen, und die letzten Psephismen seien von anderen ausgegangen, nicht von ihm. Diese Psephismen sollen dann vorgelesen werden, es folgt aber nur eines. § 75 werden die Verfasser der nicht vorhandenen Psephismen genannt und darauf folgt dann das oben bezeichnete, welches aber kein Psephisma ist, sondern höchstens als eine protokollarische Bemerkung b-

zeichnet werden kann. Die Inschrift stimmt mit den Ausgaben des Demosthenes, nur steht Νικομάχου statt Νεοκλέους, was sehr willkommen sein wird, denn in der Mitte des Jahres 341, in welches die Wegnahme der Schiffe fällt, trat Nikomachos das Archontat an. Ebenso wird es nur erwünscht scheinen, dasz am Ende der Inschrift 'Αριστοφῶν 'Αζηνιεύς steht statt A. Κολλυτεύς. Es bleibt nun freilich trotzdem mehr als wunderbar, dasz ein Actenstück so unbedeutenden Inhalts sollte auf Stein gehauen sein, und zwar in so ungewöhnlicher Form, dasz der Antragsteller und die die Prytanie habende Phyle am Ende genannt sind. Auszerdem sind die Männer, welche zu Gesandten gewählt worden sein sollen, ganz unbekannt. Prof. Rusopulos, welcher die Inschrift in einer athenischen Zeitschrift veröffentlicht hat, hat sie nicht selbst gesehen, auch keinen Abklatsch gehabt. Er hat sie von einem ἀγαθὸς ἀνήρ erhalten, der versicherte sie selbst gesehen zu haben. Der Herr Vortragende schlieszt, dasz man es fast sicher mit einer Fälschung zu thun habe und getrost dabei stehen bleiben dürfe, dasz fast alle Psephismen in den attischen Reden unecht seien.

Eine Debatte knüpft sich an diesen Vortrag nicht an.

Es folgt der Vortrag des Herrn Prof. Linker aus Lemberg über eine besondere Art von Interpolationen in den lyrischen Gedichten des Horatius. Bisher hat man die Frage über die Interpolationen in den Oden des venusinischen Dichters immer nur vom ästhetischen Standpunct aus erörtert. Der Herr Vortragende will einen neuen Weg eröffnen, indem er die bisher ungebührlich vernachlässigte politische Interpretation zur Geltung bringt und an einigen Proben nachweist, wie bei richtigem Verständnis von Anspielungen auf öffentliche Verhältnisse sich öfter in denselben Gedichten derartige Widersprüche herausstellen, dasz die Annahme von Interpolationen zur zwingenden Notwendigkeit werde, wie z. B. wenn in der éinen Ode im Anfang unter schnödester Herabsetzung Caesars Cato verherlicht wird und am Schlusz dem Augustus Huldigungen dargebracht werden, deren der niedrigste Schmeichler sich nicht zu schämen hätte.

Zuerst wird das dritte Gedicht des ersten Buches betrachtet. Die Verse qui vidit mare turbidum et | infames scopulos Acroceraunia? | nequiquam deus abscidit | prudens Oceano dissociabili | terras, si tamen inpiae | non tangenda rates transiliunt vada sollen Anspielungen auf Caesars Unternehmungen gegen Britannien und die bekannte Expedition nach Dyrrhachium enthalten: es gehe das besonders daraus hervor, dasz die Schiffe inpiae genannt seien, ein Epitheton, mit dem während der Bürgerkriege die Parteien stehend sich unter einander beehrt hätten. In dem Juppiter am Schlusz des Gedichts, dem das sündige Menschengeschlecht nicht gestatte, seine Blitze aus der Hand zu legen, erkennt der Herr Vortragende den Augustus, unter dessen Höflingen die Vergleichung der Bürgerkriege mit den Gigantenkämpfen auszerordentlich beliebt gewesen sei.

Ein nicht minder scharfer Gegensatz wird in dem zwölften Gedicht des ersten Buches gefunden. In der neunten Strophe zweifelt der Dichter ob er die superbi fasces des Tarquinius oder das nobile letum Catonis besingen solle. 'Welcher zeitgenössische Leser', fragte Herr Prof. Linker, 'konnte hierbei an etwas Anderes denken, als an den Gegensatz des Cato zu dem Manne, den Cicero in den Officien und sonst als den Typus und die Verkörperung einer jeden Tyrannis hinstellt und direct mit dem Namen des Tarquinius superbus schmäht?' Und wie stimme nun dazu am Ende des Gedichts die Vergötterung des Augustus, der nur dem Zeus nachgestellt wird?

Schlieszlich wird die Aufmerksamkeit der Versammlung noch auf das zweite und dritte Gedicht des dritten Buches gelenkt. In der ersten und zweiten Strophe des dritten und in der fünften und sechsten des zweiten Gedichtes, die er in dieser Folge zu einem Lied ver-

bunden in Uebersetzung mitteilt, sieht der Vortragende eine laus Catonis, die uns den Verlust aller Schriftstücke gleichen Inhalts könne verschmerzen lassen. Nicht blosz die iustitia und integritas des Cato, nicht blosz seine Opposition gegen den instans tyrannus, den Caesar, nicht nur das geläufige Bild des fractus orbis für Roms Gefahr beim Sturz der Republik finde man wieder, sondern auch die repulsae, durch die Cato sich nicht beugen und beirren liesz: eine Festigkeit, die ihm bis in die spätesten Zeiten ungeteilte Bewunderung eintrug. Die Vereinigung der oben bezeichneten Strophen scheint auch die Notiz des Porphyrio, dasz das zweite und dritte Gedicht ein einziges bilden, erst in das rechte Licht zu stellen. Diesem Preis des Cato tritt nun im vierten Gedicht des dritten Buchs die Schilderung der Bürgerkriege unter dem schon erwähnten Bild der Gigantenkämpfe gegenüber, in welcher der Dichter sich sogar zu den Worten versteigt idem (dii) odere vires omne nefas animo moventes, denn unter nefas ist, wie eine analoge Stelle des Ovid lehrt, nur das Unternehmen des Brutus und Cassius zu verstehen, deren Fahnen der Dichter einst selbst gefolgt war. Nachdem der Herr Vortragende noch eine allgemeine Bemerkung angeknüpft hat, dasz nemlich in allen Gedichten des Horatius, die mehr als 6—7 Strophen hätten, sich grosze Anstösze nach Form und Inhalt fänden, richtet er an die Versammlung, speciell an Herrn Rector Eckstein die Frage, ob man solche Widersprüche in denselben Gedichten wol dulden dürfe. Herr Rector Eckstein bekennt sich kritischen Bestrebungen, wie die des Prof. Linker, gegenüber als einen Reactionär vom reinsten Wasser, glaubt auch abwarten zu müssen, was denn als interpoliert bezeichnet werden solle, die Aeuszerungen republikanischer oder die monarchischer Gesinnung. Inzwischen glaubt er den Vortragenden zu weiterer Verfolgung der von ihm so benannten politischen Interpretation auffordern zu sollen. Prof. Wolff aus Berlin bemerkt dann noch, dasz Cato im Altertum von Jedermann, auch von Augustus so hoch gestellt worden sei, dasz eine Erhebung desselben keinerlei Opposition gegen Augustus involviere. Prof. Linker repliciert, dasz eine Gegenüberstellung des Cato und Caesar und ein Preis des nobile letum sich doch noch von einer einfachen lobenden Erwähnung des Cato unterschieden. Damit ist die Discussion geschlossen.

Nach den Vorträgen fand die Berichterstattung über die Sectionen statt, und zwar von Director Prof. Kramer über die pädagogische und zugleich stellvertretend über die mathematische, von Prof. Conze über die archäologische, von Dr. Mühlau aus Leipzig über die orientalistische und von Prof. Zacher über die germanistische Section.

In dem darauf erfolgenden Schluszwort gab Geh. Rath Bernhardy einen Rückblick auf den Gang und die Verhandlungen der Versammlung, in deren Namen er lebhaften Dank aussprach für alle die Förderung und Freundlichkeit, welche sie von Behörden des Staates und der Stadt, von Universität und Einwohnerschaft von Halle, von den Comitémitgliedern und Rednern aus ihrer Mitte erfahren hat.

Professor Eckstein ergriff darauf noch das Wort, indem er an die löbliche Sitte, dem Präsidium einen Dank auszusprechen, erinnerte und dabei zugleich im Hinblick auf Halle der groszen Vorzüge gedachte, welche diese Stadt durch das Zusammentreffen zahlreicher, der wissenschaftlichen Cultur äusserst günstiger Verhältnisse besitzt. Ein von ihm ausgebrachtes und von den Anwesenden mit lebhafter Beteiligung aufgenommenes Hoch auf das theure deutsche Vaterland! schlosz diese Sitzung und damit zugleich die fünfundzwanzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

VERHANDLUNGEN DER PÄDAGOGISCHEN SECTION.

Die pädagogische Section versammelte sich, wie oben bemerkt ist, zuerst in der Pause, welche nach den einleitenden Reden der ersten allgemeinen Sitzung stattfand. Herr Director Kramer forderte zunächst zur Wahl eines Vorsitzenden auf und teilte sodann, als er durch Acclamation zur Leitung der Verhandlungen berufen war, mit, dasz sowol von Herrn Rector Prof. Dr. Eckstein in Leipzig, als von Herrn Prof. Dr. Baltzer in Dresden Thesen über eine neue Ordnung der Ferien eingegangen seien. Die Thesis des Prof. Eckstein laute: 'Die Beseitigung der Hundstagsferien ist in dem Interesse der Schüler sehr wünschenswerth', oder eventuell: 'Die jetzige Ferienordnung der Schulen bedarf einer gründlichen Revision.' Die Thesen des Prof. Baltzer über das Schuljahr seien folgende:

1) Durch den beweglichen Schlusz des Schuljahrs (Ostern) wird die Durchführung der Lehrcurse beeinträchtigt.
2) Die kürzern Ferien, durch welche das Schuljahr öfter unterbrochen wird (Ostern, Pfingsten, Hundstage, Michaelis, Weihnachten), schaden dem Unterricht, indem sie hauptsächlich zerstreuend wirken.
3) Längere Ferien gestatten nicht nur die nötige Erholung, sondern auch Rückkehr in das Familienleben und vertiefte Beschäftigung nach individueller Neigung. Längere Ferien während der heiszen Zeit schaden weniger, wenn sie das Schuljahr beschliessen.
4) Aus diesen Prämissen würde folgen:
   Schlusz des Schuljahrs im Juli, dann längere Ferien.
   Beginn des Schuljahrs im Herbst. Zweites Semester, z. B. vom 1 März ab.
   Verminderung der kleinen Ferien innerhalb des Schuljahrs.
5) Die üblichen 8 Nachmittagslectionen möchten (namentlich in den gröszern Städten) Vormittags unter Einschaltung einer entsprechenden Pause angefügt werden.

Er selbst, fährt der Herr Vorsitzende fort, habe den Wunsch gehabt die wichtige Frage, inwieweit die Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft für den griechischen Unterricht zu verwerthen seien, zur Verhandlung zu bringen, und Herrn Prof. Curtius in Leipzig ersucht, der Versammlung einen Vortrag über diesen Gegenstand zu halten und damit die Debatte einzuleiten. Leider sei Herr Prof. Curtius durch Unwohlsein verhindert zu erscheinen, aber Herr Director Haacke aus Torgau habe sich bereit finden lassen, eventuell einige Thesen über die durch den heutigen Standpunct der Wissenschaft bedingten Modificationen des griechischen Unterrichts zu stellen und zu vertheidigen. Der Herr Vorsitzende ersucht die Versammlung sich zu entscheiden, ob man über die Ferienordnung oder über den von ihm in Vorschlag gebrachten Gegenstand berathen wolle. Herr Director Eckstein macht darauf aufmerksam, dasz schon auf der vorigen Versammlung in Heidelberg man über die von ihm angeregte Frage habe verhandeln wollen und diese Verhandlung ausdrücklich für die nächste Zusammenkunft bestimmt habe. Mehrere Herren aber, unter ihnen Director Dietrich aus Hirschberg und Rector Peter aus Pforta, bemerken, dasz über die Ferienfrage, bei der eine Menge localer Verhältnisse berücksichtigt sein wollten, eine Einigung sich schwer werde erzielen lassen, so dasz die Verhandlung vermutlich ziemlich resultatlos verlaufen würde. Der andere Gegenstand hingegen sei so wichtig und eigne sich so vortrefflich zur Besprechung in einer Versammlung von Männern reichster Erfahrung, dasz er unbedingt den Vorzug verdiene. Die Majorität schlieszt sich dieser Ansicht an und der Herr Vorsitzende ersucht demgemäsz Herrn Director Haacke, die ihm nötig scheinenden Thesen aufzustellen und die Debatte der ersten ordentlichen Sitzung, die für die Morgen-

stunden des folgenden Tages festgesetzt wird, durch Erläuterung derselben einzuleiten. Damit wird diese vorbereitende Sitzung geschlossen.

Erste ordentliche Sitzung am 2 October.

Präsident: Director Prof. Dr. Kramer.

Anfang 8 Uhr.

Der Herr Vorsitzende ersucht den Referenten, Herrn Director Haacke aus Torgau, nach einigen einleitenden Worten die Thesen zu verlesen, die er in Vorschlag zu bringen gedenke.

Director Haacke: Die Geschichte einer jeden Sprache zerfällt in zwei grosze Perioden: in der ersten bildete sich die Sprache, in der zweiten war sie fertig und im täglichen Gebrauch. Bisher hat sich die Philologie in Wissenschaft und Schule nur mit der fertigen Sprache beschäftigt und das sichere Können derselben erstrebt. Jetzt aber wo durch etymologische Zergliederung auch die Entstehung der Sprache wenigstens teilweise auf bestimmte Gesetze zurückgeführt ist, ist dieser Standpunct alteriert worden. Das Können der Sprache bleibt zwar immer die Hauptsache, aber das Verständnis, wie das Historische geworden ist, musz nach dem jetzigen Stand der Wissenschaft ebenfalls erstrebt werden, schon um das sprachliche Interesse im Schüler zu wecken. Schon im Jahr 1850 hat der Referent eine Darstellung des griechischen Verbums nach den Resultaten der Sprachwissenschaft gegeben.

Nach Feststellung dieses allgemeinen Grundsatzes fragt sich aber nun, ob die Gewinne der Sprachforschung gleichmäszig für Latein und Griechisch benutzt werden sollen. Der Referent wünscht das Lateinische aus zwei Gründen in der alten Weise weiter behandelt zu sehen: erstens weil Sextaner noch nicht zur Reflexion über Spracherscheinungen fähig und reif seien, sodann weil die Geschichte des Lateinischen noch zu wenig aufgeklärt sei und des Räthselhaften zu viel enthalte. Man habe sich also besser darauf zu beschränken, gelegentlich in den oberen Classen Andeutungen über die Entstehung der Wortformen zu geben. Im Griechischen sei das anders. Die Schüler seien vorgerückter und sprachlich gebildeter, die Wissenschaft habe über das Meiste sichere Aufklärung gegeben, ausserdem gewähre der Umstand, dasz der Schüler die griechische Sprache sich nicht zum selbständigen Schreiben und Sprechen aneignen solle, mehr Zeit.

Herr Referent wendet sich zu der Frage, ob nach einer Grammatik unterrichtet werden solle, und dann nach welcher? Er hält ein Lehrbuch für überflüssig und glaubt, dasz man sich mit Paradigmen begnügen könne. Freilich habe der Lehrer die Pflicht, sich aus grószeren Werken, nicht aus Handbüchern und Schulgrammatiken, über den Gegenstand selbständig und auf das Genaueste zu unterrichten. Dabei macht der Herr Referent darauf aufmerksam, dasz auch für die Syntax, genauer für die Bedeutung und den Gebrauch der einzelnen Wortformen im Zusammenhang der Rede, von ihrer Bildung und Form auszugehen sei.

In Betreff der homerischen Formen räth der Referent, dieselben als eine Weiter- und Umbildung der Analogieen der gewöhnlichen griechischen Sprache aufzufassen. Bei Erklärung schwieriger homerischer Wörter soll die Sprachforschung benutzt werden; der Lehrer hat die Pflicht, auf diesem Gebiete selbständig zu arbeiten, wo noch Vieles zu thun ist.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wendet Herr Referent sich zur Vorlesung seiner Thesen. Sie lauten:

1) Die Schule ist verpflichtet, von den Resultaten der vergleichenden Sprachforschung beim griechischen Unterricht in der Art Gebrauch zu machen, dasz sogleich beim ersten Unterrichte die Formenlehre denselben gemäsz gestaltet und eingeübt wird.
2) Der Unterricht in der lateinischen Formenlehre ist wie bisher zu geben. Die Resultate der Sprachvergleichung sind nur gelegentlich in den oberen Classen mitzuteilen.
3) Der Unterricht in der homerischen Formenlehre auf der zweiten Stufe des griechischen Unterrichts hat sich durchaus an die elementare Formenlehre anzulehnen, so dasz die homerischen Formen nur als Fortbildung und Umbildung der in der gewöhnlichen Sprache ausgeprägten Analogieen erkannt werden. Auch ist bei der Erklärung schwieriger und dunkler homerischer Wörter in den beiden oberen Classen von den Resultaten der Sprachvergleichung Gebrauch zu machen.
4) Der Unterricht in der griechischen Syntax ist der durch die Formenlehre gewonnenen Einsicht gemäsz zu gestalten, indem zunächst der Sinn der jedesmaligen Sprachformen festgestellt und dann in seinen verschiedenen Anwendungen verfolgt wird.
5) Das Haupterfordernis für den griechischen Unterricht in der bezeichneten Weise liegt zunächst nicht in Schulgrammatiken, in welchen die Resultate der Sprachvergleichung vorgetragen werden, sondern darin, dasz die beteiligten Lehrer aus gröszeren Werken und durch eigenes Nachdenken sich mit der Sache bekannt machen, für die Schüler genügen dabei zunächst Paradigmen.

Der Herr Vorsitzende eröffnet zunächst die Discussion über die erste These.

Conrector Dr. Lattmann aus Göttingen will zuerst seine Uebereinstimmung mit dem Referenten in Betreff der fünften These aussprechen: er habe 10 Jahre lang nach Rosts Grammatik unterrichtet, aber ohne dieselbe viel zu berücksichtigen.

Der Herr Präsident bittet, bei der ersten These zu bleiben.

Lattmann erwidert, er hätte seine Zustimmung zur fünften Thesis deshalb zunächst constatieren wollen, weil er anderen nicht so zustimmen könne. Die erste zwar billige er auch, die zweite aber müsse er bekämpfen. Wenn auch die Forschung noch Manches dunkel lasse, so sei doch so viel gewonnen, dasz man selbst in Sexta den Unterricht mehr historisch gestalten könne. Er wisse das aus eigener Erfahrung.

Herr Präsident bemerkt, dasz das die zweite Thesis sei und dasz man doch zuvor über die erste im Reinen sein müsse, ehe man weiter gehe. Er hält die erste für wenig disputabel und allgemein annehmbar, fragt aber doch, ob Jemand dagegen reden wolle.

Rector Peter aus Pforta hält die Frage, wie weit man in Aufnahme der Resultate der Sprachforschung gehen solle, für sehr schwierig. Solle man z. B. bei εἰμί ausgehen von der Sanskritwurzel *as*, von da auf εϲ kommen, μι dann als das pronomen personale bezeichnen, so ἔϲμι gewinnen und daraus endlich εἰμί? Er bittet den Referenten, über die Grenze, bis zu der man gehen solle, Aufschlusz zu geben.

Director Haacke: Das Sanskrit sei vollständig auszuschlieszen, für den Tertianer gehe es mit ЄC los. Im Uebrigen wäre er dafür, das Verbum εἰμί gleich im Anfang des Unterrichts mechanisch auswendig lernen zu lassen, damit die Schüler bald Sätze bilden könnten. Später könne man ihnen dann sagen, dasz μι ϲι τι Personalsuffixe seien, und wie sie mit dem Personalpronomen zusammenhängen.

Herr Präsident schlägt in Berücksichtigung des von Herrn Rector Peter gemachten Einwandes vor, der ersten Thesis zuzufügen: 'wobei

jedoch auf Lautverschiebungen, die auszerhalb des Griechischen liegen, keine Rücksicht zu nehmen ist.'

Director Wentrup aus Salzwedel macht darauf aufmerksam, dasz man ohne die Lautverschiebungen nicht auskommen könne und namentlich nie zu dem letzten, tiefsten Grund einer Sprachform gelange. Es sei deshalb genauer festzustellen, wie weit man da gehen solle.

Herr Präsident erwidert, auf einzelne Fälle könne man da nicht eingehen, sondern habe sich an allgemeine Normen zu halten.

Director Haacke erinnert, dasz er in seiner schon genannten Darstellung des griechischen Verbums sehr gut ohne Sanskrit ausgekommen sei.

Director Wentrup bemerkt, dasz μι als Personalpronomen im Griechischen und Lateinischen nicht vorhanden sei.

Director Haacke: μι ist blosz ein anderer Vocal neben μου μοι με.

Schulrath Dr. Schrader aus Königsberg hält die erste These doch nicht für so unanfechtbar, wie der Vorsitzende. Hauptsache sei es doch jedenfalls, die Schüler in Besitz eines bestimmten Materials zu setzen, mit dem sie arbeiten können. Die Belehrung über die innere Genesis der Sprache sei bis dahin aufzusparen, wo der Schüler dafür Verständnis habe und sie praktisch verwerthen könne. Demnach sei es die wichtigste Frage, wie weit soll man die Resultate der Sprachforschung anwenden? Dasz die Lautverschiebungen und das Sanskrit bei Seite bleiben sollten, damit sei noch nicht viel gesagt. Daher empfehle es sich vielleicht an Stelle des von dem Vorsitzenden proponierten Zusatzes zu sagen 'unter der selbstverständlichen Beschränkung, welche die Bewältigung des Sprachmaterials erfordert' oder 'mit der Rücksicht und derjenigen Beschränkung, welche durch die notwendige Bewältigung des Sprachmaterials geboten ist.'

Nachdem der Vorsitzende sich verwahrt hat, dasz er mit seinem Vorschlage bestimmt habe die Grenze bezeichnen wollen, bis zu der man gehen solle, schlägt

Schulrath Schrader vor, für 'notwendige Bewältigung' vielleicht 'feste Erlernung des Sprachmaterials' zu setzen: eine Besserung, welche allgemeinen Beifall findet.

Dr. Pfitzner aus Parchim. In Mecklenburg werde das Griechische in Quarta begonnen. Der Cursus dieser Classe sei einjährig, aber die meisten Schüler müsten 2 Jahre sitzen, weil sie das Griechische nicht behalten könnten. Wie wolle man es verantworten, die Schwierigkeiten durch Hinzunahme der Sprachvergleichung noch zu vermehren? Zudem könne er davon für den Unterricht in Quarta keine ersprieszlichen Resultate erwarten. In den oberen Classen möge man auf die Erfolge der Sprachwissenschaft hinweisen. Endlich sei zu bedenken, dasz die Ansichten der einzelnen Lehrer über diese Dinge sehr auseinander gehen, und dasz daher Schüler, welche die Anstalten wechselten, leicht in die übelste Lage kommen könnten.

Dr. Lattmann erwidert gegen das Amendement des Schulrath Schrader, man schiene sich zu denken, dasz beim Unterricht nach der neueren Methode eine rationelle Erklärung neben dem Erlernen der Formen hergehe. Das sei durchaus nicht der Fall. Die neue Methode wolle vielmehr nur ein Mittel zu einer schnelleren, festeren, tüchtigeren Erlernung als früher sein.

Director Wentrup constatiert diese Bemerkung durch seine Erfahrungen, fügt jedoch zu, dasz man bei Einführung der neuen Methode die Vorkenntnisse und Ansichten der Lehrer sehr in Betracht ziehen müsse.

Herr Präsident bemerkt, dasz die Worte der Thesis 'die Schule ist verpflichtet' natürlich keine andere Bedeutung hätten, als 'es ist wünschenswerth, dasz die Schule usw.'

Schulrath Schrader bemerkt, Lattmann und Wentrup hätten ihn

misverstanden, er hätte sagen wollen, dasz manche Entdeckungen der Sprachwissenschaft noch nicht so sicher gestellt seien, dasz man davon in der Schule Gebrauch machen dürfe, um das feste Gefüge der Sprache zur Anschauung zu bringen. Da sei es besser, auf dem alten Wege zu bleiben.

Herr Präsident glaubt die didaktische Bemerkung einschieben zu müssen, dasz es nicht gut sei, schon beim ersten Erlernen der Sprache die Reflexion zu wecken. Dadurch leide gewis die sichere, gedächtnismäszige Aneignung der Thatsachen Schaden.

Dr. Lattmann erwidert, dasz die Lautgesetze und die danach zu gestaltende Formbildung natürlich gedächtnismäszig eingeprägt werden müsten.

Rector Peter stimmt dem Vorsitzenden zu und bemerkt, dasz auch aus pädagogischen Gründen die Erweckung der Reflexion bei Knaben in so zartem Alter bedenklich erscheine.

Herr Präsident bittet statt des Wortes 'verpflichtet' ein anderes in Vorschlag zu bringen.

Rector Peter: man möge sagen 'die Schule mag immerhin einen Versuch machen'. (Heiterkeit.)

Director Wentrup hält an dem 'verpflichtet' fest. Wer meine, dasz die Schule nicht die Pflicht habe, den Fortschritten der Wissenschaft zu folgen, der leugne die Wissenschaftlichkeit der Schule. Die erste Thesis könne unbedenklich angenommen werden.

Prof. Schmalfeld aus Eisleben bemerkt, nicht jeder Lehrer passe für jede Methode und nicht jede Methode für jeden Lehrer. Man möge es also denjenigen Lehrern, die im Stande wären, die Resultate der Sprachforschung so für den Unterricht zu verwenden, dasz das Können der Schüler darunter nicht Mangel leide, immerhin gestatten, nach der neuen Methode zu unterrichten, die übrigen möchten bei der alten bleiben.

Schulrath Schrader teilt mit, er sei mit Rector Peter übereingekommen vorzuschlagen 'Es ist der Schule gestattet usw.'

Rector Eckstein beantragt, man solle setzen 'die Schule ist berechtigt und verpflichtet usw.': ein Vorschlag, den der Vorsitzende ablehnt, da in der Verpflichtung die Berechtigung notwendig enthalten sei.

Director Haacke bemerkt gegen Rector Peter, dasz wie dieser in der Geschichte darauf hingearbeitet habe, dasz die Schüler nicht blosz Material sich einprägten, sondern auch die historischen Processe zu verstehen lernten, so auch in dem Sprachunterricht es an der Zeit sei, neben dem Erlernen auch das Verständnis zu fördern.

Der Herr Präsident spricht, um nur zum Schlusz zu kommen, die Absicht aus, darüber abstimmen zu lassen, ob man sagen solle 'die Schule ist verpflichtet' oder 'der Schule ist es gestattet'? Für die erstere Fassung ergibt sich eine entschiedene Majorität. Damit ist die erste Thesis angenommen.

Man geht zur zweiten über und zwar ersucht der Herr Vorsitzende den Dr. Lattmann seine oben schon angedeuteten Bedenken gegen dieselbe jetzt zu begründen.

Dr. Lattmann: er habe nur die factische Mitteilung machen wollen, dasz in Göttingen man bisher auch die lateinische Formenlehre nach der neuen Methode erfolgreich eingeprägt habe. Man brauche im Verhältnis zum Griechischen im Lateinischen nur wenige Lautregeln zur wissenschaftlichen Begründung der grammatischen Thatsachen. Und die Vorbereitung im lateinischen Unterricht sei für den griechischen später von groszem Werth.

Director Haacke wiederholt, dasz für ihn die Ergebnisse der lateinischen Sprachforschung noch so unsicher und undurchsichtig seien, dasz er einen Sextaner nicht für den Mann halten könne, sie zu verstehen.

Dr. Lattmann: es komme ja nicht darauf an, jeden einzelnen Punct dem Sextaner begreiflich zu machen. Wenn man auch nicht soweit in den Gründen zurückgehe, wie im Griechischen, so lieszen sich doch gewisse Grundsätze zur Förderung des Unterrichts benutzen.

Director Wentrup und Rector Peter bitten das Verfahren im Lateinischen an einigen Beispielen deutlich zu machen, z. B. am Verbum oder an der Behandlung des Locativs.

Dr. Lattmann: beim Verbum müsse man allerdings für jetzt wol die frühere Behandlungsweise noch beibehalten, die 5 Declinationen lieszen sich aber leicht auf ein den drei griechischen entsprechendes Schema zurückführen.

Der Vorsitzende macht darauf aufmerksam, dasz die didaktischen Bedenken, die er vorher schon gegen die neue Behandlung des Griechischen in Quarta und Tertia geltend gemacht habe, in Sexta für das Lateinische natürlich in erhöhtem Masze Geltung hätten.

Rector Peter gibt zu, dasz sicher einmal unsere Grammatiken nach den Resultaten der Sprachwissenschaft unter Berücksichtigung des praktischen Bedürfnisses durchcorrigiert werden müsten. Aber er müsse wiederholt fragen, wie z. B. der Locativ behandelt werden solle, und ob die 5 Declinationen cassiert werden sollten.

Director Haacke verneint das Letztere.

Rector Peter meint, dann würden wir aber auch keine Sprachvergleichung haben.

Rector Eckstein bittet abzuwarten, bis Schwabe in Dorpat und Schweizer-Sidler in Zürich einmal das ganze Gebiet der lateinischen Grammatik nach den neuen Grundsätzen übersichtlich dargestellt haben würden. Dann werde sich das Urteil vielleicht anders gestalten. Er ist einverstanden, dasz in der These eingeschoben werde 'für jetzt' vor 'wie bisher'.

Schulrath Gravenhorst aus Braunschweig findet es nicht rationell, dasz das Griechische anders behandelt werden solle, als das Lateinische. Im Princip müsse jedenfalls für beide Sprachen gleichmäszig die der Wissenschaft entsprechende Behandlungsweise in Anspruch genommen werden, wenn auch das Lateinische von den Resultaten der Sprachforschung in der Praxis noch weniger afficiert werde. Was die vom Rector Peter in Betreff des Locativus aufgeworfene Frage betreffe, so möge man bedenken, wie sehr durch die Zuziehung des Locativs die Lehre von der Construction der Städtenamen an Klarheit und Verständlichkeit gewinne.

Director Haacke erinnert erwidernd daran, dasz es beim Lateinischen noch viel mehr als beim Griechischen auf das Können ankomme, auf das Können, welches jetzt von Tag zu Tag mehr abnehme. Man dürfe dieses auf keinen Fall durch Antrieb zur Forschung noch mehr einschränken. Auch weist er wiederholentlich auf die Unsicherheit der Resultate der lateinischen Sprachforschung hin.

Prof. Dinter aus Grimma kann nicht einräumen, dasz der Zweck, zu dem man lateinisch lerne, ein wesentlich anderer sei, als zu dem man das Griechische betreibe. Die Erlernung beider Sprachen habe die Lectüre der lateinischen und griechischen Schriftsteller zum Zweck, und das Sprechen und Schreiben in beiden Sprachen, im Lateinischen allerdings in erhöhtem Masze. Also entweder keine oder beide Sprachen müsse man nach der neuen Methode behandeln; er sei für das zweite.

Der Vorsitzende bittet, der Discussion wieder mehr eine Wendung auf praktische Gesichtspuncte zu geben und sich weniger mit allgemeinen Fragen zu beschäftigen. Sextaner mit Resultaten der Sprachwissenschaft zu behelligen, scheine ihm nicht in der Ordnung.

Schulrath Gravenhorst will an die Behauptung des Referenten, dasz die Fertigkeit im Lateinschreiben fortwährend abnehme, eine

Bemerkung anknüpfen. Wie früher es eine Zeit gegeben habe, wo auf die Beherschung der Sprache ein geringeres Gewicht gelegt sei, als auf Kenntnis der Mythologie, der Antiquitäten usw., so drohe jetzt es einzureiszen, dasz junge Philologen auf die wissenschaftliche Erforschung der Sprachformen mehr Werth legten, als auf die Kenntnis der alten Litteraturen. Man habe zu erklären, dasz Philologen, welche die Sprachforschung als Zweck und nicht blosz als Mittel ansähen, allerdings für die Schule nicht brauchbar wären: als Mittel dürfe man aber die Sprachforschung nicht verschmähen.

Director Wentrup will eine Entscheidung über die zweite Thesis, zu der man bei dem Stande der Wissenschaft noch nicht recht befähigt sei, vertagt wissen.

Der Vorsitzende schlägt, um nur zum Schlusz zu kommen vor, man solle abstimmen, ob die Thesis des Referenten mit dem Zusatz des Rector Eckstein anzunehmen sei, oder ob gesagt werden solle anstatt dessen 'dasselbe wie in der ersten These gilt für den lateinischen Sprachunterricht'? Die Versammlung entscheidet sich für das erste.

Man geht zur dritten These über, welche den Unterricht in der homerischen Formenlehre und die Erklärung schwieriger homerischer Wörter betrifft. Namentlich den letzten Gegenstand glaubt der Vorsitzende der Versammlung ans Herz legen zu sollen, da das durch die neuere Sprachforschung herbeigeführte Schwanken anfange der Schule gefährlich zu werden.

Director Haacke macht vor Beginn der Debatte darauf aufmerksam, dasz er in bewustem Gegensatz zu Ahrens behauptet habe, die homerische Sprache solle als eine Umbildung der attischen behandelt werden. Für die Erklärung dunkler Worte bei Homer empfiehlt er eine vorsichtig prüfende Benutzung der Sprachvergleichung, da durch sie wir in den Stand gesetzt wären über viele Worte richtiger zu urteilen, als die Alten.

Conrector Lattmann bemerkt, dasz Müller und er in ihrer Grammatik, abweichend von dem hergebrachten sowol als dem von Ahrens eingeschlagenen Weg, die homerische und attische Formenlehre zugleich abhandelten, was, wenn man einmal das Werden der Formen zur Anschauung bringen wolle, sehr leicht sei (λύεσαι λύεαι λύῃ). So pflegten sie auch in Tertia Homer und Xenophon jeden zweistündig neben einander zu lesen.

Dr. Müller aus Hameln fügt zu, dasz in Hannover seit mehreren Jahren schon nach Ahrens Elementarbuch mit dem homerischen Dialekt der griechische Unterricht begonnen werde, und dasz damit treffliche Erfolge erzielt seien.

Director Dietsch aus Grimma bemerkt, daraus, dasz ein Mann wie Ahrens mit seinem Lehrgang gute Resultate erreicht habe, folge noch nicht, dasz Andere sie auch erreichen würden. Er müsse sich also für die These des Referenten aussprechen, selbstverständlich unter der Bedingung, dasz schon für die attische Formenlehre die Resultate der Sprachforschung benutzt wären.

Der Vorsitzende erklärt, dasz ihm die von Conrector Lattmann empfohlene Methode bedenklich erscheine, obwol er keinerlei Erfahrung darüber habe. Ihm erscheine es als die wesentlichste Frage, ob man vom attischen oder homerischen Dialekt ausgehen solle.

Director Dietsch glaubt constatieren zu können, dasz in der Versammlung wol darüber, dasz vom attischen Dialekt auszugehen sei, kein Zweifel hersche.

Director Wentrup nimmt sodann an dem Ausdruck 'Fortentwickelung', der in der These gebraucht ist, Anstosz und schlägt folgende Fassung vor: 'der Ausgangspunct ist die attische Formenlehre und an diese hat sich die homerische anzuschlieszen.'

Nachdem Herr Director Haacke den Ausdruck 'Fortentwickelung'

erklärt, der Herr Vorsitzende ihn aber auch als misverständlich bezeichnet hat, nimmt Herr Dr. Haacke aus Burg die Bemerkung Lattmanns wieder auf und führt an einigen Beispielen (am Genetiv der zweiten Declination und der zweiten Person singularis von εἰμί) durch, dasz wenn man die attische Formenlehre genetisch behandele, wenigstens ein groszer Teil der homerischen gleich anfangs mit gelernt werden müsse. Das erste dieser Beispiele wird jedoch vom Herrn Vorsitzenden und dem Herrn Referenten als nicht ganz zutreffend zurückgewiesen.

Director Lotholz aus Roszleben will nicht unterlassen, auf die Protokolle der Directorenconferenzen von Preuszen und Pommern hinzuweisen, auf denen die Frage über den griechischen Unterricht eine eingehende und anregende Behandlung erfahren habe.

Director Wentrup schlieszt daran den Wunsch, dasz man diese Protokolle doch allgemeiner zugänglich machen möge: in den acht Tagen, die einem ganzen Lehrercollegium für den Gebrauch derselben gestattet würden, liesze sich eine erfolgreiche Benutzung nicht ermöglichen.

Geh. Oberregierungsrath Dr. Wiese aus Berlin nimmt Anlasz zu bemerken, dasz dieser Wunsch erfüllt werden solle, erklärt aber, nicht einsehen zu können, was die Verweisung auf jene Protokolle hier für einen Zweck habe.

Der Herr Vorsitzende macht darauf aufmerksam, dasz die Zeit nötige, auch über diese Thesis zum Abschlusz zu kommen. Der erste Teil derselben wird in der von Director Dietsch vorgeschlagenen Fassung angenommen: 'Der Unterricht in der homerischen Formenlehre hat sich durchaus an die elementare attische Formenlehre anzuschlieszen, und Alles, was dort gewonnen, ist in analoger Weise auch hier zu verwenden und zu verwerthen.'

Damit ist die Discussion für diesen Tag geschlossen; für die folgende Sitzung wird als Tagesordnung festgesetzt: 1) die Verhandlung über die Thesen des Herrn Prof. Dr. Zacher über deutsche Rechtschreibung im Verein mit der germanistischen Section. 2) Fortsetzung der Debatte über die Thesen des Herrn Director Haacke.

Zweite ordentliche Sitzung am 3 October.

Präsident: Director Prof. Dr. Kramer.

Anfang 8 Uhr.

Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen ersucht der Herr Vorsitzende Herrn Prof. Dr. Zacher, seine 'Thatsachen und Grundsätze für Regelung der deutschen Rechtschreibung' der Versammlung erläutern zu wollen.

Prof. Zacher: Geschrieben haben die Deutschen erst seit ihrer Bekanntschaft mit dem Christentum. Sie hatten zwar schon vorher das zur Schrift anwendbare und angewandte Runenalphabet, aber die Anwendung beschränkte sich auf wenige Fälle. Ueber die Herkunft des Runenalphabets läszt sich nur sagen, dasz es in einigen Zeichen mit dem unteritalischen, griechischen, phönicischen, selbst dem iberischen stimmt. Nach Einführung des Christentums schuf Ulfilas, da die griechische Kirche ein Aufgeben der nationalen Sprache nicht verlangte, ein eigenes Alphabet aus Elementen des Runen- und des griechischen Alphabets, auch Einflusz des Lateins ist bemerkbar. Die katholische Kirche führte das Latein als Kirchensprache ein, und so gieng das lateinische Alphabet nach Germanien über, obwol es für die deutsche Sprache schlecht passte. Man behalf sich für die deutschen

Laute mit den fremden Zeichen so gut man eben konnte. Anfangs drückte man die Laute sehr genau in der Schrift aus, seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts aber verwildern Sprache und Schrift, bis im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert regellose Willkür zur Herschaft kommt. Luthers Sprachgenie, feines Ohr und musikalische Bildung haben erst wieder einige Gleichmäszigkeit in die Schreibweise gebracht. Eine durchgreifende Regelung der Orthographie gieng aber erst um 1654 von der fruchtbringenden Gesellschaft aus. Ihre Vorschriften, die von Schottel und Gueinzius vertreten wurden, fanden bald allgemeine Aufnahme, und auch im achtzehnten Jahrhundert blieben Gottsched und Adelung im Wesentlichen bei ihnen stehen. Im neunzehnten Jahrhundert bemühte sich Heyse besonders um Rectificierung der Orthographie, und seine Regeln gelten noch heute zum grösten Teil. Dasz die deutsche Orthographie sehr im Argen liegt, ist allgemein anerkannt und man hat viel gethan um dem Uebel abzuhelfen. Die bedeutendsten unter den einschlagenden Schriften sind: 1) Karl Weinhold über deutsche Rechtschreibung, Wien 1852. Der Verfasser geht vom etymologischen Standpunct aus und knüpft die neuhochdeutsche Orthographie an die mittelhochdeutsche. 2) R. v. Raumer über deutsche Rechtschreibung, Wien 1855. R. huldigt dem phonetischen Princip und ist der Ansicht, dasz das Neuhochdeutsche nicht aus dem Mittelhochdeutschen, sondern aus einem Compromisse der im mittleren Deutschland (von Ostpreuszen aus über Schlesien, Thüringen bis Main und Rhein) gesprochenen Mundarten entstanden sei, die in ihrem Bau hochdeutsch waren, aber niederdeutsche Elemente in sich trugen. Auszerdem schreibt R. den verschiedenen Kanzeleien groszen Einflusz auf die Bildung der Orthographie und des Stils zu. Zwischen dem etymologischen und phonetischen Princip sucht zu vermitteln 3) L. Ruprecht die deutsche Rechtschreibung vom Standpunct der historischen Grammatik, 2e Auflage, Göttingen 1857. Seine Resultate sind gut, weniger ihre Begründung. Endlich ist 4) zu erwähnen 'Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung. Gedruckt auf Veranlassung des Königl. Oberschulcollegiums zu Hannover. Clausthal 1855.' Auf dieses Büchlein hat wol Hoffmann in Lüneburg den meisten Einflusz gehabt; für die Praxis ist es das Beste, was wir haben.

So sehr nun die Ansichten auch noch schwanken, so scheint es doch möglich über die streitigen Puncte eine Verständigung herbeizuführen, was für die Schule, namentlich die Bürgerschule eine unbedingte Notwendigkeit ist. Dazu sollen die aufgestellten Thesen dienen. Ihr Verständnis ist aber ohne eine Erläuterung der beigefügten Einteilung der deutschen Consonanten nicht möglich; daher musz diese vorhergehen.

Thatsachen und Grundsätze für Regelung der deutschen Schreibung.

1. So lange die deutsche Sprache geschrieben wird (abgesehen von der Runenschrift und dem Gothischen), hat sie sich mit einem fremden, dem lateinischen, Alphabete beholfen, welches von vornherein sogar nicht für alle ihre wesentlichen Laute ausreichte.

2. Die gegenwärtige deutsche Schreibung ist durch drei Factoren bedingt: durch das phonetische Princip, das etymologische Princip und den Usus.

3. Rein und allein wird das phonetische Princip zur Anwendung kommen, wenn für eine bis dahin ungeschriebene Sprache der erste Versuch schriftlicher Aufzeichnung gemacht wird.

Vollkommen aber kann, will und soll das phonetische Princip für den Gebrauch des praktischen Lebens nicht verwirklicht werden, da

kein Alphabet für die schrankenlose Mannigfaltigkeit des Lautes ausreicht.

4. Die Buchstabenschrift bringt die Articulation, welche das charakteristische Merkmal der menschlichen Sprache ist, zur Anschauung und zum Bewustsein; daher beruht wesentlich auf ihr das Verständnis der Sprache. Ferner wirkt bei einem überwiegend lesenden Volke die Buchstabenschrift wesentlich sowol auf den Leib wie auf den Geist der Sprache zurück und hemmt die Abschwächung des Sprachbewustseins. Wenn wir aber hauptsächlich der Buchstabenschrift verdanken, was wir von Etymologie und Sprachbau wissen, und wenn sie fortwährend eine so bedeutende Rückwirkung auf Sprache und Sprachbewustsein ausübt: dann verlangt es das Interesse des Sprachverständnisses und der Sprache selbst, dasz wir das etymologische Princip nach Möglichkeit aufrecht erhalten.

5. Das phonetische Princip ist in der deutschen Schreibung von jeher das herschende gewesen und soll es auch bleiben. Sein oberster Grundsatz lautet: Schreib wie du sprichst. Es gibt eine mustergiltige neuhochdeutsche Aussprache.

6. Das etymologische Princip ist überall da in Anwendung zu bringen, wo es weder dem phonetischen Princip, noch dem festen Usus widerstreitet.

7. Aus praktischen Gründen fällt nicht der feste, allgemein giltige, sondern nur der schwankend gewordene Usus in den Bereich der orthographischen Reform.

8. Das lateinische Alphabet entbehrt der Quantitätsbezeichnung. Die lebende deutsche Sprache bedarf ihrer auch so wenig als die lebende lateinische ihrer bedurfte. Alle in der deutschen Schreibung dafür üblich gewordenen Surrogate sind theoretisch verwerflich; am verwerflichsten aber ist der Widersinn, die Quantitätsbezeichnung, welche dem Vocale gebühren würde, durch Consonanten auszudrücken. Daher sind diese Surrogate nach Möglichkeit zu beschränken, und überall, wo ihr Gebrauch bereits schwankend geworden ist, zu beseitigen.

9. Weil ie im Gebrauch noch feststeht, ist seine Anwendung soweit irgend möglich etymologisch zu regeln. Namentlich sind mit ie zu schreiben sämtliche reduplicierte Präterita und sämtliche Verba mit romanisch geformten Infinitiven.

10. Alle überflüssigen, etymologisch nicht zu rechtfertigenden, in der Zeit der Sprach- und Schriftverwilderung eingedrungenen Consonanten sind, wo ein schwankend gewordener Brauch es irgend zuläszt, zu beseitigen.

11. Wie unser jetzt übliches Alphabet zuweilen nur ein Zeichen gewährt für verschiedene Laute (z. B. nur ein e, nur ein ch), so gewährt es umgekehrt auch mehrere Zeichen (z. B. f und v) für einen und denselben Laut. Eine solche Mehrheit von Lautzeichen ist nicht durch Machtspruch zu vermindern, sondern nach Möglichkeit etymologisch zu verwenden.

12. In der Reihe der Dentalen, und zwar unter den Dauerlauten, haben wir ein weiches ſ (gesprochen mit verengter Stimmritze) und ein hartes (gesprochen mit offener Stimmritze); das weiche ſ geht nach durchgreifendem Lautgesetz in hartes s über im Auslaute und vor Consonant. Für dieses harte s brauchen wir drei Zeichen: ß, ſſ und s (und vor Consonanten auch ſ). In lateinischer Druckschrift ist seit etwa vier Decennien das ß verschwunden, während man früher ſs dafür druckte. Das im Gebrauch feststehende s ist beizubehalten, die Verwendung von ß und ſſ aber ist nach der Etymologie zu regeln.

Halle, den 1 October 1867. J. Zacher.

Einteilung der

			Conti-	
			Reibelaute	
			harte (tenues) mit offener Stimmritze	weiche (mediae) mit verengter Stimmritze
			h (*spiritus asper*) halt	(*spiritus lenis*) ('alt)
	[*faucales s. gutturales verae*]	[Kehlkopf]	[*arabisch* hha]	[*arabisch* ain]
Palatales	gutturales	Zungenwurzel und weicher Gaumen	ch Joch, Aachen	(obersächs. g) (Tage, Vogel)
	palatales	Zungenwurzel und harter Gaumen	ch ich, Mamachen	j ja
	cerebrales sive linguales (mûrdhanya)	zurückgebogene Zunge und Gaumen	sch scharf	(*französ.* j) (*engl.* pleasure) (*franz.* jamais)
Dentales	dentales	Zungenspitze und Zähne	ß ss s (z) reiszen goszen, Rosse iszt, ist dasz, das	ſ reisen
	(interdentales)	Zunge und Schneide der Zähne	(þ) (*engl.* breath)	(ð) (*englisch* to breathe)
Labiales	dentilabiales	Unterlippe und Oberzähne	f v fiel, viel	w will
	labiales	Unter- und Oberlippe		w Quelle
		(Unter- und Oberl. gerund.)	(w) (*engl.* which)	(w) (*engl.* with)

deutschen Consonanten.

n u a e		Prohibitivae (sive Explosivae)			
		V e r s c h l u s s l a u t e			
Zitterlaute	Nasenlaute	harte (tenues) mit offener	harte (tenues-aspiratae) Stimmritze	weiche (mediae) mit verengter	weiche (mediae-aspiratae) Stimmritze
	n(g) n(k) jung, Trunk	k	(cch) (s. Iw. 4098. s. Kl. 941. Parz. 459, 19 D. rockch.)	g	
	(*spanisch* ñ) (*franz.* Champagne)	(tsch) (*englisch* nature)		(dsch) (*englisch* soldier journal)	
r l	n	t	z (z) reizen	d	
	m	p	pf Pfand	b	

Zwischen dem thierischen und menschlichen Denken ist der Unterschied, dasz der Mensch articuliert denkt. Der Ausdruck seiner Gedanken ist die Sprache, welche eine Seele hat, die Gedanken, und einen Leib, den Laut. Und wie der Gedanke, so ist auch der Laut articuliert. Der Laut wird gebildet durch die Luft, und die verschiedenen Wege, die sie durch die Stimmorgane nimmt, bedingen die Verschiedenheit der Laute. Sind die Stimmbänder oberhalb der Luftröhre und des Kehlkopfes offen, so entsteht der Consonant, sind sie geschlossen, der Vocal. Die verschiedenen Stellungen der Organe noch oberhalb der Stimmbänder: der Kehle, Mund- und Nasenhöhle, geben die Verschiedenheiten der einzelnen Vocale unter sich. Die Vocale werden, wenn man von den Dialekten absieht, im Deutschen rein gesprochen, und da wir gewöhnt werden zu schreiben wie wir sprechen, auch rein und richtig geschrieben.

Etwas anders ist es bei den Consonanten. Diese werden auf der beigegebenen Tafel zunächst geschieden in continuae und prohibitivae. Continuae sind diejenigen, welche mit geöffnetem Luftausgang gesprochen werden und deshalb dauern können, so lange der Athem durch die Oeffnung streicht. Zu ihnen gehören auch die Zitterlaute, welche durch ein Zittern der Zunge mehr nach hinten (r), oder nach der Mitte hin (l) entstehen, und die Nasenlaute. Prohibitivae sind diejenigen Consonanten, welche gesprochen werden, indem die Zunge den Luftausgang verschlieszt, und die deshalb nur einen Augenblick dauern können. Daraus ist es auch zu erklären, dasz, wenn zwei prohibitivae hinter einander zu stehen kommen, eine wirkliche Verdoppelung stattfindet, während eine Hintereinanderstellung zweier continuae nur eine längere Dauer des Lautes bezeichnet.

Indem der Herr Referent zu den einzelnen Consonanten übergeht, erläutert er zunächst, worauf der Unterschied zwischen tenuis und media beruhe. Jene wird mit offener, diese mit halboffener Stimmritze ausgesprochen. Die Deutschen haben grosze Vorliebe für die tenuis und können z. B. im Auslaut eine media nicht aussprechen. — Ist die Stimmritze ganz offen, so tönt das h, der spiritus asper. Der Unterschied zwischen den übrigen Consonanten wird bewirkt durch die Verschiedenheit der Stelle, wo die Verengung stattfindet. Der Laut, welcher durch die Verengung im Kehlkopf entsteht, ist den europäischen Völkern unbekannt, am bestimmtesten haben ihn die Araber. — Legt sich die Zungenwurzel gegen den weichen Gaumen, so entsteht bei vollständigem Verschlusz das k, bei vollständig geöffneter Stimmritze ch nach dunklen und vollen Vocalen, bei verengter Stimmritze das obersächsische g. Das ch, für welchen einfachen Laut die Römer ein zusammengesetztes Zeichen zu nehmen genötigt waren, hat den deutchen Schreibern des achten und neunten Jahrhunderts unglaubliche Schwierigkeiten gemacht. — Von den eigentlichen palatales, welche entstehen, wenn die Zunge an den harten Gaumen genähert oder angedrückt wird, haben die Deutschen nur zwei: das ch, nach dünnen Vocalen mit offener Stimmritze, und das j, mit verengter Stimmritze gesprochen. — Richtet sich die Zunge gegen den Hohldeckel des Gaumens auf, so kommen die Laute, welche im Sanskrit mûrdhanya, sonst in nicht ganz zutreffender Uebersetzung cerebrales genannt werden. Von diesen besitzen die Deutschen nur das sch, ein Laut, der erst mit dem 12n Jahrhundert auftritt, während man früher sc schrieb. Es ist ein Uebelstand, dasz für einen einfachen Laut drei Zeichen nötig sind: man fühlt ihn erst recht, wenn man dem Klang entsprechend ihn doppelt schreiben müste. — Es folgen die dentales, welche sich bilden, wenn die Zungenspitze sich gegen die Zähne wendet. In dieser Reihe machen die Reibelaute (so genannt, weil sie durch Reibung der Luft im Mundrohr entstehen) in orthographischer Beziehung die gröste Not, zunächst, weil die Deutschen im Auslaut keine media sprechen können.

In den Imperativen reis', weis' wird s als media geschrieben und als tenuis gesprochen. Für die tenuis selbst nun gibt es drei Zeichen sz (seit dem 15n Jahrh.), ss, s, welches letztere Zeichen im Deutschen, wo sonst keine besonderen Schluszbuchstaben existieren, eine Abnormität ist. Physiologisch sind die 3 Zeichen identisch, sprachgeschichtlich sind sie identisch geworden. Welches von ihnen man jedesmal setzen soll, über diese Frage herscht die gröste Confusion. Ganz willkürlich ist die Regel, dasz man nach einem langen Vocal sz, nach einem kurzen ss schreiben solle: daraus müssen die schlimmsten Inconsequenzen entstehen. Ueberall s zu setzen, wäre physiologisch richtig, verstöszt aber gegen den Usus. — Ueber die labiales im Deutschen ist nichts zu bemerken, als dasz f und v Zeichen für denselben Laut sind, wie aus der Präposition vura oder vuri entstanden sind vor und für, die ohne jeden rationellen Grund verschieden geschrieben werden. — Ueber die tenues-aspiratae unter den Verschluszlauten verbreitet sich Herr Referent noch ausführlicher. Im Sanskrit sowol als im Griechischen hatte man Aspiraten, über die Aussprache derselben sind wir aber nicht unterrichtet. Im Deutschen fehlen eigentlich Aspiraten, an ihre Stelle aber treten die genannten tenues-aspiratae, welche entstehen, indem man dem harten Verschluszlaut den Reibelaut desselben Organs folgen läszt, so dasz beide zu einem Laute zusammenschmelzen. Die Benennung ist begründet, da die Aspirata nichts ist als ein Prohibitivlaut, hinter welchem sofort eine Oeffnung des Verschlusses mit einem Hauch eintritt.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen geht der Herr Referent zu seinen Thesen über. Die erste ist selbstverständlich. Bei der zweiten scheint es nötig, bei Anwendung des etymologischen Princips, die erst im 17n Jahrhundert aufgekommen ist, zu groszer Vorsicht zu mahnen, indem wol schwerlich alle Lehren der Etymologie Berechtigung haben. — Zu der dritten Thesis wird noch bemerkt, dasz eine lebendige Sprache die Bezeichnung aller Laute durch das Alphabet gar nicht nötig habe. Im Sanskrit sei der Reichtum an Lautzeichen dadurch entstanden, dasz die Sprache bald grammatisch durchgearbeitet sei und die Litteratur eine ausschlieszlich gelehrte gewesen sei. — Bei der vierten Thesis wird auf eine akademische Abhandlung W. v. Humbolds hingewiesen 'über den Zusammenhang der Buchstabenschrift mit dem Sprachbau', die im 6n Band seiner gesammelten Schriften abgedruckt ist. Wie sehr die Buchstabenschrift auch auf die innere Form des Gedankens zurückwirke, könne man in der deutschen Litteratur des 13n Jahrhunderts sehen, wo sich an den Constructionen ein Dichter, der lesen könne, sehr bestimmt von einem, der diese Fähigkeit nicht besitze, unterscheiden lasse. Eine ausschlieszliche Anwendung des phonetischen Princips schwäche das Sprachbewustsein auszerordentlich. Das sei der Grund, weshalb in England, wo die Sprache so abgeschliffen sei, viel Latein gelernt werde. Im Interesse des Sprachbewustseins und der Sprache selbst dürfe das etymologische Princip nicht aufgegeben werden. — Bei Besprechung der fünften Thesis wird für das Vorhandensein einer mustergiltigen neuhochdeutschen Aussprache wenigstens ein negativer Beweis vorgebracht. In einer Gesellschaft von 12 bis 15 Deutschen aus verschiedenen Gegenden werde man den meisten zwar bald an der Sprache anmerken, wo sie her wären, bei einem oder dem andern jedoch würde man es nicht merken. Dieser hätte die richtige deutsche Aussprache. — Die siebente Thesis gibt zu der Bemerkung Anlasz, dasz man ja auch in Deutschland vielleicht den Usus rectificieren könnte, wie es in Frankreich und Italien durch die Akademien und ihre Wörterbücher geschehe; voraussichtlich aber würden die Deutschen nach ihrem Charakter sich durch derartige Decrete nicht bestimmen lassen. — Zu der achten Thesis wird eine kurze Geschichte der Quantitätsbezeichnung im Deutschen gegeben. Im 8n Jahrhundert verdoppelte man einen

langen Vocal oder setzte ein h zu. Im Mittelhochdeutschen kannte man gar keine Quantitätsbezeichnung. Später kam das h wieder auf, oder man setzte dem langen Vocal ein e zu. Dabei herschte aber gröste Confusion, indem man z. B. das h bald vor, bald nach dem als lang zu bezeichnenden Vocal setzte. In manchen Worten ist auch das h hörbarer Laut, wie in Schuhen, hier. Endlich ist noch die Verdoppelung einer Muta nach einem kurzen Vocal zu erwähnen, die in der Beschaffenheit unserer Organe ihren Grund hat und auch in der Schrift Platz griff. In Folge davon spricht man vor doppelten Consonanten auch einen langen Vocal kurz. Wo es der allgemein angenommene, feststehende Usus nicht verbietet, hat man alle Surrogate für Quantitätsbezeichnung herauszuwerfen. — Zur neunten Thesis wird ein praktischer Wink gegeben, dasz man die Verba mit redupliciertem Präteritum leicht daran erkenne, dasz Präsens und Participium denselben Vocal haben. In Betreff der romanisch geformten Infinitive wird auf eine Abhandlung von J. Grimm 'über das Pedantische' verwiesen. — Ueber die Auswerfung überflüssiger Consonanten (Thesis 10) müste, meint Herr Referent, eine Commission Sachverständiger entscheiden, weil da sehr taktvoll zu verfahren sei, damit nicht zu viel beseitigt werde. In Betreff der letzten These fügt Prof. Zacher dem vorhin über die Dentalen Gesagten nur einige Beispiele der etymologischen Regelung zu. Goszen ist zu schreiben, weil sz aus t entstanden ist (goth. giutan), Rosse aber, weil ss hier uralt ist. Ebenso musz aus etymologischen Gründen iszt von ist unterschieden werden. Das und dasz werden getrennt, um die verschiedene Bedeutung zu bezeichnen. Beiläufig wird bemerkt, dasz wider und wieder verschieden zu schreiben, ein vollkommener Widersinn ist.

Eine Discussion knüpft sich, auch wegen mangelnder Zeit, an diesen Vortrag nicht an und der Herr Vorsitzende spricht im Namen der Versammlung Herrn Prof. Zacher für seine belehrende und lichtvolle Darstellung aller für die Feststellung der deutschen Orthographie in Betracht kommenden Fragen den herzlichsten Dank aus.

Die Sitzungen der pädagogischen Section finden ihren Schlusz, indem Herr Provinzial-Schulrath Dr. Schrader auf den hohen Werth der gewonnenen Resultate hinweist und die Versammlung bittet, ihren Dank für die umsichtige und energische Leitung der Verhandlungen durch den Herrn Vorsitzenden durch Erhebung von den Plätzen Ausdruck zu geben.

Die archäologische Section hielt unter Vorsitz des Herrn Professor Conze zwei Sitzungen. In der ersten sprach Herr Prof. Michaelis aus Tübingen über eine kritische Ausgabe des Parthenon mit Vorlage von Probeblättern, sodann Herr Kunsthändler Eichler aus Berlin über eine aufgestellte weibliche, unterhalb der Brust von einem Blätterschmuck umgebene Büste eigentümlicher Art, deren Original sich im britischen Museum befindet. Es erhob sich eine Debatte darüber, ob die Büste antik oder neueren Ursprungs sei. Dieselbe blieb unentschieden. Darauf lenkte Professor Conze die Aufmerksamkeit der Versammlung auf ein von dem Prof. v. d. Launitz aus Frankfurt a/M. aus Gyps angefertigtes und von ihm ausgestelltes Modell der Akropolis von Athen und rühmt dessen Treue. Schliesslich wurden Münzabdrücke und andere Antiken besprochen. Die zweite Sitzung wurde durch folgende Vorträge ausgefüllt. Herr Director Frick aus Burg sprach 'über die Inschrift auf der sog. Schlangensäule zu Constantinopel'. An der Debatte über diesen Vortrag, die ein bestimmtes Resultat nicht hatte, beteiligte sich namentlich Herr Prof. Curtius

aus Göttingen. Es folgte der Vortrag des Herrn Professor Piper aus Berlin 'über classisch-epigraphische Studien und Mitteilungen bei den Kirchenvätern und im Mittelalter'. Sodann legte Herr Prof. Urlichs aus Würzburg einige Antiken vor und erläuterte dieselben. Herr Prof. v. d. Launitz aus Frankfurt a/M. sprach hierauf 'über eine neue Ergänzung der sog. Pasquinogruppe'. Den Schluss machte Herr Prof. E. Wolff aus Berlin, dessen Vortrag zuerst das Verhältnis der Philologen zur alten Kunst und sodann die Frage zum Gegenstand hatte, in wieweit man aus den erhaltenen Kunstwerken auf den Stil ihrer eigentlichen Erfinder schliessen könne.

Die germanistische Section unter Vorsitz des Herrn Prof. Zacher hörte in ihrer ersten Sitzung einen Bericht des Herrn Dr. B. Delbrück aus Halle über einen Aufsatz des Dr. Mannhardt aus Danzig, welcher über Getreide-Dämonen handelte. Hierauf wurde von der Section nach eingehender Debatte eine Petition an das norddeutsche Bundespräsidium um Unterstützung des Grimmschen Wörterbuchs aus Staatsmitteln einstimmig angenommen.

Am 3 October verhandelte die Section zuerst gemeinsam mit der pädagogischen. Für die dann folgende Sondersitzung waren bestimmt 1) der Vortrag des Herrn Dr. Martin aus Heidelberg 'über die mittelniederländische Litteratur und deren Beziehung zur mittelhochdeutschen'. 2) Ein Vortrag des Herrn Dr. W. Treitz aus Bonn 'über einige gothische und angelsächsische Etymologieen'. Hieran knüpften sich höchst interessante Mitteilungen des Hrn. Prof. Hildebrand aus Leipzig über einige gothische Wortformen, die sich in der Volkssprache einiger Striche Mitteldeutschlands bis jetzt erhalten haben.

Die orientalistische Section tagte unter Vorsitz des Herrn Professor Pott. Der erste Vortrag war der des Herrn Prof. Delitzsch aus Leipzig 'über ein bis jetzt unbekanntes räthselhaftes Bruchstück ältester tiberiensischer Grammatik', an ihn schlosz sich auch eine kurze Debatte an. Hiernach sprach Herr Prof. Dr. Weber aus Berlin 'über die Prakrit-Anthologie des Hâla' und las Proben daraus vor. In der zweiten Sitzung hat den Ankündigungen im Notizenblatt zufolge Herr Prof. Gosche über den Eintritt des Islam in die indische Kunst, Consul Wetzstein aus Berlin über den Dialekt der Nomadenstämme der syrischen Wüste, Prof Dieterici aus Berlin über die Philosophie der lauteren Brüder gesprochen. Den Schlusz haben geschäftliche Mitteilungen in Betreff der deutschen morgenländischen Gesellschaft gebildet.

Der Gesamtbericht über die Hallesche Versammlung würde unvollständig bleiben, wenn nicht auch der geselligen Zusammenkünfte gedacht würde. Die Vereinigung im Stadtschieszgraben am Abend des 30 September ist schon erwähnt. Das Festmahl fand am Mittag des 1 October im Gasthof zum Kronprinzen statt; etwa 100 Mitglieder, die hier keinen Platz gefunden hatten, versammelten sich im Gasthof zur Stadt Hamburg. Den Toast auf S. M. den König brachte G. R. Bernhardy aus, welcher selbst von Prof. Schmalfeld aus Eisleben gefeiert wurde. Prof. Gosche begrüszte sodann die anwesenden Gäste, in deren Namen Rector Dr. Eckstein aus Leipzig der Stadt Halle ein Hoch

brachte. Es folgten dann noch Trinksprüche von Prof. Halm aus München auf die deutsche Jugend, von Prof. Hertzberg aus Halle auf die anwesenden Damen, von Prof. Pott dagegen auf die anwesenden Frauen. Ein Gaudeamus Halense, das in der ersten Beilage der Halleschen Zeitung vom 3 October abgedruckt ist, fand den grösten Beifall und wurde von der Versammlung gemeinschaftlich gesungen. Dem anwesenden Dichter, Herrn Dr. G. Schwetschke, wurde von Prof. Steinhart für diese anmutige Gabe der Dank der Versammlung ausgesprochen.

Für die Abendstunden war eine Festvorstellung im Stadttheater bestimmt. Man gab Raupachs 'Vor hundert Jahren' unter dem Titel 'Schwert und Feder'. Ein der 'zehnten Muse Philologia' in den Mund gelegter, von Prof. Gosche gedichteter Prolog 'hatte die Absicht, der Versammlung grosze Puncte der wissenschaftlichen Vergangenheit in dankbare Erinnerung zu bringen und zugleich ein in deutchem Sinne versöhnendes Wort zu sagen'. Er ist bei Emil Barthel in Halle nachher im Druck erschienen.

Die Nachmittagsstunden des 2 October sahen die Festgenossen in den verschiedenen Vergnügungslocalen des Saalthals bei Giebichenstein vereint. Gegen 6 Uhr begaben sich Viele nach dem Saal des Volksschulgebäudes zur Aufführung von Glucks Orpheus und Eurydice. Abends 8 Uhr fand sich die Versammlung wieder in den Sälen des Stadtschieszgrabens zusammen, wo sie von den städtischen Behörden in gastfreundlicher Weise bewirtet wurde. Stadtrath v. Helldorf begrüszte die Anwesenden mit einer liebenswürdigen, humoristisch gehaltenen Ansprache, welche von Prof. Thomas aus München mit einem Toast auf die Stadt Halle erwidert wurde. Herr Oberbürgermeister v. Voss gab sodann deutsch-patriotischen Gefühlen in warmer Rede Ausdruck und schlosz mit dem Wunsche, dasz die heute Versammelten sich recht bald in Halle wieder zusammenfinden möchten. Herr Prof. Dr. Kämptz, Akademiker in Petersburg, forderte die deutschen Philologen auf, ihren humanistischen Bestrebungen treu zu bleiben. Das Fest verlief in behaglichster und heiterster Weise und wird in jedem Teilnehmer lebhafte Befriedigung erweckt haben.

Referent glaubt seinen Bericht nicht schlieszen zu dürfen, ohne den Herren G. R. Prof. Dr. Bernhardy und Director Dr. Kramer auch an dieser Stelle seinen Dank dafür auszusprechen, dasz sie ihm die Benutzung der stenographischen Aufzeichnungen für dieses Referat gestattet haben.

Halle a./S. G. Thilo.

ZWEITE ABTEILUNG
FÜR GYMNASIALPÄDAGOGIK UND DIE ÜBRIGEN LEHRFÄCHER

MIT AUSSCHLUSZ DER CLASSISCHEN PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. HERMANN MASIUS.

15.
NOCTES SCHOLASTICAE.

Nr. 3.
Ehrfurcht und Interesse.*)

Es ist naturgemäsz und erlaubt, wenn man eine gute Strecke sauren Weges zurückgelegt hat, stehen zu bleiben und im Geist zurückzukehren an den Ort, von welchem man ausgegangen ist. Man freut sich doch des Guten, das einem gelungen ist; man freut sich auch, dasz man in alten Tagen noch Kraft genug besessen hat, dies und das zu thun; man denkt auch an manchen freundlichen Grusz, manches liebe Wort, die man von den am Wege Stehenden vernommen hat. Wird man es uns verargen, dasz auch unsere Noctes auf ihrer Wanderung einmal rasten und einen Blick rückwärts thun?

Es ist dies aber nicht blosz erlaubt, sondern selbst nötig, um an das, was sie wollten und erstrebten, zu erinnern, damit Niemand mehr von ihnen fordere, als sie geben konnten oder wollten.

Sie vermaszen sich nicht, Fertiges, Vollendetes zu bieten, sondern Bausteine zu einem Bau zu liefern, den andere Hände ausführen sollten. Sie rangen vielmehr nach Klarheit und Ueberzeugung für sich, als dasz sie Andere hätten belehren sollen. Sie wollten sich von Schwankungen und Zweifeln befreien, die ihnen fast das Herz abdrückten. Sie sind sich selbst die eifrigsten und unverdrossensten Schülerinnen gewesen. Kinder des Augenblicks, bald unter schwerem Druck, bald in froher geistiger Bewegung geboren, traten sie bunt, wechselnd, vielleicht auch nicht ohne Widerspruch mit sich selber hinaus. Warum sollten sie es nicht, da Welt, Leben voll gleichen Widerspruches sind? Von fertigem System war bei ihnen nicht die Rede.

---

*) Vgl. Nr. 10 und Nr. 12 des vorigen Jahrgangs.

Auch so haben sie Freunde gefunden, diese Noctes. Diese Freunde erkannten vermutlich das reine Streben in ihnen nach idealem Thun und den reinen Sinn, welcher die Anonymität nicht zum Deckmantel hämischer Worte oder Gedanken macht. Hätten sie nur auch Genossen des Wegs, Mitstrebende, Mitkämpfende gefunden! Denn Leben ist Kämpfen, Genieszen Arbeit. Zum Kampf wollten, sollten sie aufrufen: zu dem Kampfe, der Geburtsstatt neuer Gedanken, neuen Strebens. Dies Glück ist ihnen nicht beschieden worden: was liegt ihnen an Beifall, an Lob? Es ist ein groszer Morgen über Deutschland aufgegangen: warum regt es sich nicht auch bei uns, wo es so viel zu thun gibt, und wo man nur den Spaten anzusetzen braucht, um auf das Gold schöpferischer Gedanken zu stoszen? Dort oben kämpfen sie bereits wie in Kaulbachs Hunnenschlacht, und wir unten liegen noch in tiefem Schlafe.

Einen Vorwurf, eine Frage müssen diese Noctes noch zurückweisen: Vorwurf und Frage, wie sie freilich von keinem Manne von tieferer Erfahrung zu befürchten sind: wie steht es mit dir selber, deiner Leistung, deinem Gelingen? Erstens ist es eben das Gefühl der eigenen Unvollkommenheit und Schwäche, aus dem sie entsprungen sind. Sodann aber trösten wir uns mit Männern, denen wir nicht gleichstehen, und denen doch Gleiches widerfahren ist: mit Pestalozzi, Fröbel, unzähligen Andern. Sie sind ins Grab gesunken, ohne ihre Ideale erfüllt zu sehen, aber auch: ohne den Glauben an diese Ideale zu verlieren.

Und nun zur Sache!

Wir haben neulich nachgewiesen, welch reiches vielseitiges Interesse die Gegenstände unseres Unterrichts dem Lehrenden wie dem Lernenden darbieten: es scheint, als ob sich jedes edlere Gemüt den edlen Reizen, welche in jenen Gegenständen liegen, öffnen müste: es scheint, als ob Geben und Empfangen sich in heiterster, freiester Weise von selbst begegnen müsten. An den Gegenständen liegt es wahrlich nicht, wenn nicht lebendiges Interesse von ihnen ausströmt und in die Seele der Jugend eindringt. Weshalb ist dem nun nicht so? weshalb sehen wir das geistige Interesse in der Jugend allmählich und langsam, aber unaufhaltsam abnehmen und herabsinken? Welches sind die Quellen, aus welchen ein Strom ins Leben dringt, welcher die Idealität des Strebens zurückdrängt? Sollten diese Quellen nicht zu entdecken, nicht zu verschlieszen sein? Sollte sich nicht auch dem Unterricht, der Erziehung, dem ganzen Leben der Schule eine Richtung geben lassen, durch welche jener das beste Mark des Landes, des Volkes aussaugende Sinn und Geist bekämpft würde? Sollte es nicht, wenn wohlmeinende und denkende Männer sich von allen Seiten bereite Hände zu dieser Arbeit reichten, durch vereintes Bemühen möglich sein, die Richtung auf das Ideale zu befestigen? Schrecklich ist der Anblick einer gleichgültigen, kalten, keiner Begeisterung fähigen Jugend; ebenso erfreulich, wenn edle Männer zu einander stehen für das Gute und Rechte, für die heiligsten Güter, für die Ideale ihrer Jugend gegen das Gemeine, Niedere, Materielle einen guten Kampf zu wagen.

Jedermann sieht, welche Ansicht wir hegen: dasz das Uebel da sei,

leugnen wir nicht; aber wir glauben fest, dasz es zu bekämpfen sei, wenn richtige Einsicht und guter Wille sich dazu vereinen.

Das Interesse, welches wir an auszer uns befindlichen Objecten nehmen, ist ein zwiefaches: entweder ein mittelbares oder ein unmittelbares. Bei dem letzteren findet eine Beziehung unseres Eigenlebens zu dem Objecte dessen selbst wegen statt, bei dem ersteren ist ein Drittes da, welches diese Beziehung, die sonst möglichen Falls nicht statthaben würde, vermittelt. In der That ist es dieses Dritte, welches das Interesse hervorruft, von diesem geht es secundär zu jenem Objecte weiter. Dies mittelbare Interesse hat die weiteste Verbreitung und ist für alle Verhältnisse des Lebens, namentlich des socialen, unentbehrlich, schöpferisch, Menschen mit Menschen verbindend, die Grundlage aller Cultur, von deren ersten Anfängen an bis zu den höchsten Stufen, den feinsten Formen derselben hinauf. Kein Schuhmacher macht einen Schuh um des Schuhes willen, sondern um mit dieser Arbeit etwas zu verdienen; dieser Zweck steht als jenes Dritte zwischen ihm und dem Object seines Thuns. Dasselbe mittelbare Interesse hat der Kunstfreund an einem Gemälde, mit dem er sein Zimmer schmücken möchte; ja der Künstler selber, der ein Gemälde für den Verkauf anfertigt, der Gelehrte, der seine Wissenschaft als Grundlage für seinen zukünftigen Lebensberuf treibt. Es gibt wenige Menschen, die sich über dieses mittelbare Interesse in ihrer Lebensthätigkeit erheben können. Von Felix Mendelssohn forderte dessen höchst einsichtiger Vater, dasz er die Musik triebe als Jemand, der davon sein Brot essen wolle. Die grösten Künstler wie Michel Angelo, Raphael, Tizian haben Zeit ihres Lebens unter der Macht dieses mittelbaren Interesses gestanden. Dichter wie Pindar, die groszen Tragiker und Komiker Athens sind ebenso davon beherscht worden. Und sollen wir nun sagen, dasz sie dadurch niedergedrückt, gefesselt sind, oder vielmehr, dasz sie darin den Sporn, die äuszere Anreizung gefunden haben, deren ihr unsterblicher Genius bedurfte, um in bleibenden Schöpfungen sich zu offenbaren? Ich möchte Jedem, der von dieser Art des Interesses gering denkt, Werke wie das Leben Michel Angelos von Hermann Grimm zur Lectüre empfehlen.

Und doch liegt es in der menschlichen Natur, wie überhaupt inmitten der Dienstbarkeit sich frei zu erhalten, so auch unter dieser Abhängigkeit stehend, sich von ihr zu lösen. Unser Fusz wandelt auf der Erde; unser Auge und unsere Gedanken streben in den Himmel hinein: und was will schlieszlich all unser erzieherisches Thun und Treiben, als dasz der sterbliche, beschränkte, sündhafte Mensch in aller Not und allem Leid dieser Erde im Unendlichen, Ewigen, Göttlichen zu leben beginnen könne? So regt sich schon im Knaben die Macht, der Zug des unmittelbaren Interesses im Spiel. Was ist Spiel als darstellende Thätigkeit ohne Zweck? Und wir sollten die geistige und sittliche Bedeutung des Spiels mehr als zu geschehen pflegt würdigen; der Spielplatz ist für die heranwachsende Generation einer Stadt von groszer Wichtigkeit, nicht blosz, dasz sie körperlich frisch und kräftig gedeihe, sondern auch, dasz sie im Spiel raschen Blick, kühnen Mut, verträglichen Sinn, Gefühl für Recht und Un-

recht gewinne. Im Spiel gibt sich für das beobachtende Auge frühzeitig kund, was der Mann einst sein und leisten wird. Denn die Idealität, welche einst den Mann auszeichnen soll, stellt sich im Spiel des Knaben bereits als eine dem Menschen natürliche vorbildlich dar. Und wie hier das Leben im unmittelbaren Interesse ansetzt, so endet es in dem gleichen Interesse, wenn die letzten endlichen irdischen Zwecke verschwinden, in der Sehnsucht nach dem ewigen und seligen Leben in der Gemeinschaft Gottes.

Es ist nun einleuchtend, dasz mittelbares und unmittelbares Interesse, sogar demselben Gegenstande zugewandt, durchaus nicht unverträglich sind, dasz unsere Lebensverhältnisse vielmehr eine solche Vereinigung mit sich bringen und gebieten; die Frage ist nur die, wie zwischen beiden das rechte Verhältnis zu finden und festzustellen, so dasz weder das mittelbare Interesse unter dem Ueberwiegen des unmittelbaren noch das letztere unter dem Druck des ersteren leide. Denn fordern, dasz der überlegende Knabe und Jüngling nicht an den zukünftigen Beruf denken solle, auf den er seine Studien zu beziehen habe, ist absurd, und sogar nachteilig, da eine verständige Beziehung auf diesen Beruf und eine durch diesen veranlaszte Beschränkung die innere Kraft und Energie zu steigern verspricht. Andererseits ist es nicht unbedenklich, dem mittelbaren Interesse die Herschaft zu bewilligen, da unter dieser jedes höhere, reinere geistige Leben und Streben leicht ersticken kann. In unserer Zeit liegt die letztere Gefahr allerdings näher, und die obige Frage modificiert sich daher so, wie es zu verhüten sei, dasz durch das mittelbare Interesse das unmittelbare Interesse nicht gefährdet oder gestört werde.

Ohne Zweifel hat alles Wissen eine Tendenz, sich für das Leben als brauchbar zu erweisen: in allen einzelnen Wissenschaften läszt sich diese Richtung verfolgen, wenn diese Richtung auch hier eine gröszere Kraft besitzt als dort. Die Geschichte prätendiert eine Lehrerin für das Leben zu sein, sowol Einzelnen als den Staaten und deren Vertretern; die Theologie, die Philosophie laufen in praktischen Disciplinen aus; die Aesthetik will nicht blosz den Begriff des Schönen entwickeln, nicht blosz die Gesetze der Kunst und der einzelnen Künste darlegen, sondern zum Verstehen von Werken der Kunst praktisch anleiten und ein Regulator für die Production von Kunstwerken sein. Ja man kann sagen, dasz gerade dieser Erweis von praktischem Werthe es gewesen ist, welcher den wissenschaftlichen Forschungen neue Impulse gegeben hat. So strebt die Wissenschaft überall dem Leben zu und sucht, schafft sich einen Boden, ein Gebiet, auf welchem sie sich als eine Macht erweisen könne. Denn nur das Wirkende, nur das im Wirken Mächtige hat Geltung vor Andern und vor sich selber. Ebenso aber wie die Wissenschaft das Streben hat, sich im Wirken zu bewähren, hat die Praxis ein Streben zurück nach der Quelle des Wissens, aus der sie entsprungen ist. Je mehr Geist in die Praxis eingeströmt und in ihr enthalten ist, um so mehr fühlt sie das Bedürfnis, sich mit der Wissenschaft in stetiger lebendiger Verbindung zu erhalten; je mehr sie in mechanischem Thun sich bewegt, um so geringer ist dies

Bedürfnis. Nun ergibt sich, Niemand kann dies leugnen, auch im Praktischen eine ununterbrochene Steigerung des geistigen Elementes; zu Verrichtungen, welche des Geistes und des Denkens entbehren können, wird mehr und mehr die Arbeit der Maschine herangezogen. Wie haben sich im Laufe eines Menschenalters die scheinbar einfachsten Thätigkeiten vergeistigt! Welche Intelligenz ist in Ackerbau und Viehzucht, in das Ganze der Landwirthschaft eingedrungen! Welche geistige Kraft ist in der Technik thätig! Welche Studien erfordert die Strategie, die Politik, die Verwaltung! eine Höhe, auf der Praxis und Wissenschaft gleichsam unmittelbar aneinander grenzen. Höchste praktische Tüchtigkeit ist ohne höchste Wissenschaftlichkeit kaum zu denken.

Auf diese Ueberzeugung gestützt wird man der Uebermacht des mittelbaren Interesses dadurch begegnen, dasz man nicht blosz die Harmonie desselben mit dem unmittelbaren Interesse nachweist, sondern die Untrennbarkeit jenes von diesem darthut. Je höher der Beruf ist, desto mehr bedarf er der Wissenschaft; je weniger er mit der Wissenschaft in unmittelbarer lebendiger Verbindung sich erhält, desto rascher sinkt er auf das Niveau der Routine oder der Empirie herab. Von den höchsten Berufskreisen gilt dies am meisten. Denn auch das ist nicht zu übersehen, dasz die Wissenschaften, sofern sie nicht absterbende sind, alle gleichmäszig vorwärtsstreben. Alexander von Humboldt hat einmal in Bezug auf die Naturwissenschaft geäuszert, wenn Jemand nur fünf Jahre fern von Europa und ohne Verbindung mit der europäischen Wissenschaft zu leben genötigt wäre, so würde er zurückgekehrt kaum noch die Sprache der Wissenschaft verstehen. Mehr oder weniger gilt dies von allen höheren Berufen, namentlich aber von denen, wo die Personen nicht in Collegien, sondern mehr vereinzelt stehen. Der Lehrer kann keine fünf Jahre von seinen Errungenschaften zehren und auf seinen Lorbeern ruhen. Auch fehlt es nicht an groszen Beispielen für die Bestätigung des Gesagten. Wir kennen die unermeszlichen Studien eines Scharnhorst, Gneisenau, Stein, um nicht von unsern groszen Zeitgenossen zu sprechen; es ist nicht der Zufall, welcher die beiden Napoleon erhoben hat: Perikles und Caesar standen auf der geistigen Höhe ihrer Zeit. Aristoteles analysiert geradezu, in wie vielen und wie wichtigen Disciplinen der einstige Redner vollkommen unterrichtet sein müsse. Zu welcher geistigen Höhe sucht der Lord Chesterfield seinen zu einer politischen Laufbahn bestimmten natürlichen Sohn zu erheben! Und wie schreitet die Praxis Hand in Hand mit der Wissenschaft vor! Die strategische Kunst war zu Alexanders Zeit leichter zu erwerben als zu Caesars Zeit. Eben das half den Pompejus verderben, dasz er so jung die Höhe erreicht hatte und auf dieser Höhe sich zur Ruhe setzen zu können meinte. Die Strategie Friedrichs des Groszen war eine andere als die des letzten böhmischen Krieges. Sollte es nun nicht möglich sein, junge Leute, welche über die Knabenzeit hinaus sind, von diesem Verhältnis der Praxis zur Wissenschaft zu überzeugen und dadurch in ihnen jenes unmittelbare Interesse zu erwekken und zu stärken? Denn auf Ueberzeugung musz dies Interesse allerdings gegründet sein: nur dasz man nicht an eine Ueberzeugung denke,

welche auf Raisonnement ruht: es gibt auch eine Ueberzeugung, welche aus eigener Erfahrung, aus selbst Erleben, selbst Thun hervorgeht.

Und dies führt uns nun auf einen zweiten Punct und vom Theoretischen der Praxis näher und in die Praxis selber hinein.

Die Schulen früherer Zeit waren fast ganz auf ein Erwerben von Kenntnissen gerichtet, nicht auf den Gewinn von Kräften; denn die rhetorische und polemische Technik, welche sie übten, war doch mehr ein äuszerliches Abrichten als ein Anbilden von Kräften. Im Unterrichten selber war das Docieren und zwar meist ein Docieren in der Form des Einübens und Einlernens die Hauptsache. Erst in neueren Zeiten hat man die Anbildung von geistigen Kräften und die geistige Bildung durch diese eigenen Kräfte als die Aufgabe des erziehenden Unterrichts erkannt. Hierauf besonders ruht das unsterbliche Verdienst Pestalozzis. Pestalozzis eigentlicher Nachfolger ist Fröbel. Fröbel hat die Wahrheit, welche Pestalozzi gefunden, aus der Theorie in die Praxis zu übertragen gesucht; er hat sie nicht blosz für den Unterricht, sondern für die gesammte Erziehung verwerthet. Sein Streben war, wie er einem Freunde ins Stammbuch schrieb, die Menschen ihnen selbst zu geben; allseitige Erregung der menschlichen Thätigkeit, nicht blosz der aufnehmenden, sondern auch der darstellenden, productiven, war das Ziel und der Zweck des Unterrichts für ihn; auf die letztere legte er das Hauptgewicht. Durch die eigene Arbeit, selbst durch körperliche, sollte der Lerntrieb angeregt werden. In der eigenen Arbeit und durch dieselbe sollten Bedürfnis und Trieb nach Aufklärung und Belehrung erweckt werden. Und dies ist nun der Punct, auf den Jeder, der geistiges Interesse schaffen will, hinstreben musz: Bildung durch eigenes Thun, eigene Thätigkeit der Schüler: Bildung basiert auf geistige Kräfte, Kräftigung, Kräftigkeit der Schüler.

Wir gehen bei unserer weiteren Betrachtung von sehr allgemeinen und trivialen Sätzen aus, die wir uns sonst scheuen müsten über unsere Lippen gleiten zu lassen, wenn nicht die Erfahrung lehrte, dasz gerade das Bekannteste das Unbekannte ist.

Alles Leben beginnt mit Bewegung, ist Bewegung. Der in der Schachtel ruhende Apfelkern trägt zwar die Möglichkeit des Lebens in sich, ist aber noch nicht der wirklich lebende. Das Leben beginnt erst, sobald ihm die Bedingungen erfüllt werden, welche er zum Leben bedarf; dann beginnt es aber sofort mit Bewegung, und zwar mit einer doppelten, einer von Innen nach Auszen und einer von Auszen nach Innen strebenden. Die erstere saugt von Auszen her Lebenstoffe ein, die zweite strebt das in ihm noch ruhende verborgene eigentümliche Wesen zu entwickeln. Wenn die Bewegung gehemmt ist, erstirbt das Leben in sich. Auch das menschliche Leben beginnt mit dieser Bewegung. Diese Bewegung ist auch im Schlafe; erst im Tode hört die Bewegung auf. Statt der Bewegung tritt dann Auflösung und Zerfall ein. So ist Bewegung dem Menschen natürlich und Lebensäuszerung wie Lebensförderung. Bewegung hemmen ohne Grund heiszt ihn in seinem Leben stören. Bewegung leiten und dirigieren ist Aufgabe der erziehenden Thätigkeit.

Die Bewegung des Menschen erhebt sich zum Thun; es kommt zunächst wenig auf den Inhalt des Thuns an; ja dieser Inhalt ist dem, der zur Unthätigkeit verurteilt ist, ein gleichgültiger, wenn man ihm nur etwas zu thun geben möchte. Auch bei dem ersten Thun des Kindes zeigt sich dies, das abstracte Thun, ohne Inhalt, ohne Zweck, als seiner Natur gemäsz und von dieser gefordert. Erst später kommt der Inhalt dazu, die Fixierung des Thuns, hauptsächlich auf Nachthun dessen, was es Andere thun sieht, beruhend, also ein nachahmendes, darstellendes Thun. In diesem Streben darzustellen unterscheidet sich früh das sinnige von dem stumpfsinnigen und trägen Kinde. Das abstracte Thun hat sich zum concreten, inhaltvollen, darstellenden Thun erhoben.

Wir folgen dem Gange der menschlichen Natur noch einen Schritt weiter: wir gelangen von dem abstracten und dem darstellenden Thun endlich zu dem zweckvollen Thun. An dem Thun auf seinen niederen Stufen hat das fortschreitende Kind endlich keine Befriedigung mehr; es will, dasz sein Thun einen Werth habe, einem Zwecke diene. Wie glücklich fühlt sich das Kind, wenn die Mutter das Mädchen von seinem Spielzeug wegruft, um ihr das Garn zu halten, das sie aufwickeln will; wie glücklich der Knabe, wenn er dem Vater die Schuhe herbeiholen, die gewohnte Pfeife bringen kann: wie viel Glück könnte in jedem Hause mehr blühen, wenn man den Kindern des Hauses nur eine zweckvolle und geordnete — d. h. jedem die seine — Thätigkeit frühzeitig zuweisen wollte. Die Erziehung des Hauses, namentlich der Mutter, ist wesentlich hierauf gegründet, dasz beides sich vereinige: zweckvolles Thun und feste gleichmäszige Ordnung in diesem Thun. Selbst in spätere Jahre hinein bringt es noch seinen Segen, wenn ein Schüler zu einem regelmäszigen Dienste bestellt wird, den er für seine Klasse oder für einen Lehrer persönlich zu verrichten hat. Es hebt den Schüler eine Stufe höher, wenn er mir nur täglich die Zeitung von der Post zu holen hat. Doch hierauf kommen wir später zurück: jetzt genüge nur die Andeutung, wie viele Kräfte von uns genutzt werden könnten, die wir wie recht schlechte und verächtliche Landwirthe ungenutzt und verkommen lassen!!

Die verschiedenen Stufen dieses zweckvollen Thuns wollen wir hier nicht weiter erörtern.

Man wird nun nicht glauben, dasz, wenn eine höhere Stufe des Thuns erreicht sei, die niedere nunmehr für uns aufgegeben, nicht mehr vorhanden sei; im Gegenteil die niedere erhält sich in der höheren; sie hat nur aufgehört die letzte zu sein. Ein groszer Philosoph verglich dies wol mit den Progressen der Weltentdecker; das Grüne Vorgebirge war damit nicht vergessen, als Diaz das der Guten Hoffnung entdeckte; es war nur nicht mehr der letzte, äuszerste Punct, welcher erreicht war. So auch hier. Wir machen uns um unserer Gesundheit willen Bewegung, indem wir spazieren gehen; wir ziehen einen angenehmen Spaziergang dem langweiligen vor; wir nehmen aber, wenn wir keinen bessern haben, auch mit dem langweiligsten vorlieb; ja um uns nur recht *auszulaufen*, ist uns gerade der langweiligste der liebste. Wir thun,

völlig gedankenlos, dies und das, weil es uns unmöglich ist, die Hände ganz still zu halten: es ist das dem Menschen immer natürlich bleibende abstracte Thun. Wir nehmen an den Spielen der Kinder Teil, und wie freuen sich diese, wenn Erwachsene mit ihnen Kegel schieben, Häuser bauen, um Bohnen spielen — doch nicht blosz, um den Kindern eine Freude zu machen, sondern aus eigener Lust an dem Kindertreiben, und vergessen gern auf Augenblicke, dasz wir alt und grau sind, genieszen gern mit ihnen der unendlichen Seligkeit, die in diesen Spielen ruht. So erhält sich jede niedere Stufe des Thuns in der höheren und durch die höhere. Denn nur diese höhere, ernstere, anstrengendere gibt uns ein Anrecht auf jene. Der Müsziggänger hat kein Bedürfnis spazieren zu gehen. Einen Heinrich IV kleidete es gut, mit seinem Sohne Pferd zu spielen. Und es ist immer ein gutes Zeichen, wenn man einen Erwachsenen mit Kindern kindlich spielen sieht.

Dies Thun nun ist, je nach den dabei gebrauchten Werkzeugen, zunächst ein mehr k ö r p e r l i c h e s, dann ein überwiegend g e i s t i g e s. Denn ohne jede Mitthätigkeit, Mitwirkung des Geistes ist überhaupt kein menschliches Thun zu denken; schon bei dem in der Wiege liegenden Kinde, das nach den bunten vor ihm aufgehängten Bällen sieht, ist der Geist rege und thätig. Der Unterschied zwischen körperlich und geistig ist nur ein relativer, ein flieszender. Aus dem körperlichen Thun wächst das geistige heraus, wie aus dem leiblichen Leben das Seelenleben allmählich hervorbricht. Wollte Gott nun, wir könnten auch hier das körperliche Thun auch bis in die späteren Jahre fortsetzen lassen; nicht blosz die leibliche Gesundheit, Frische und Kraft würde dadurch gefördert, sondern ebenso das geistige Leben gekräftigt werden. Ein wenn auch nicht ausreichender Ersatz dafür ist das Turnen, wie das Künstliche und absichtlich Gemachte nie das Natürliche, Naturwüchsige ganz ersetzen kann. Was würden wir erst gewinnen, wenn wir die körperlichen Kräfte unserer Pfleglinge in einer nicht forcierten Weise verwerthen könnten, wenn wir die Möglichkeit besäszen, ihre körperliche Thätigkeit in die rechten Wege zu lenken! Täglich kann man es beobachten, wie sehr dieses Thun sie reizt, und nicht blosz leichte Beschäftigung, sondern eine anstrengende Arbeit. Bei Fröbel machte dies einen Theil seiner Erziehung aus: er suchte und wuste jede physische Kraft seiner Zöglinge zu verwenden. Auch ältere Personen flüchteten, sonst freilich mehr als jetzt, von ihren ernsten Studien gern zu solchen Arbeiten. Für den Gelehrten ist Holzsägen und Holzhauen Erholung und Erfrischung; wie vielmehr für den Knaben, welcher dabei das Bewustsein hat, in dem, was er thut, sich hülfreich und nützlich zu zeigen! Hiermit soll dem Turnen jedoch kein Abbruch geschehen. Denn auch diese abstracte, d. h. nicht auf unmittelbar vorliegende Zwecke gerichtete körperliche Thätigkeit hat in ihrer Allseitigkeit und Systematik eine hohe Bedeutung.

Das Thun ist dem Menschen ein natürliches, er hat einen natürlichen Trieb zum Thun. Daraus folgt jeduch nicht, dasz man diesen Trieb zur Thätigkeit sich selbst überlassen dürfe, in dem guten Glauben, dasz er von selbst die rechten Gegenstände finden und die rechten Wege einschlagen

werde. Das Denken ist dem Menschen eben so natürlich, aber es bedarf langer Mühe und Arbeit, dasz der Mensch das wirklich werde, was er von Natur ist, denkend. Auch zum Thun hat jeder Knabe einen Trieb, aber er weisz oft nicht, was er thun soll; er weisz nicht, wie er es anfangen, angreifen soll. Daher bedarf die Thätigkeit und das Thun der Sorge, der Leitung, der Regierung im Sinne Herbarts, der Regierung, welche die Hindernisse und Störungen des Thuns hinwegräumt und es in seinem Gange erhält. Die Fröbelschen Kindergärten sind daher einer der glücklichsten Fortschritte und Erwerbungen der Pädagogik, einer der wenigen Gedankenblitze, welche von Zeit zu Zeit einmal in das stumpfe und dumpfe Treiben der Menschen hinabfahren. Die Gegner Fröbels halten sich, wie derartige Leute das immer thun, an diese oder jene Einzelheit und haben weder Auge noch Herz für den genialen Gedanken selber.

Es ist natürlich, dasz überall, wo man bei Erziehung und Unterricht Leben, Bewegung, Thätigkeit sich zum Ziel setzt, die erfreulichste Frucht gewonnen wird. Man erzählt mir, dasz die Eltern, welche z. B. in Berlin ihre Kinder in den Kindergarten schicken, eine unerwartete geistige Frische, Regsamkeit und Freude an denselben wahrgenommen haben: dieselbe Beobachtung, welche schon 1825 der Generalsuperintendent Zeh in Rudolstadt bei einer Revision des Fröbelschen Instituts zu Keilhau gemacht hatte. Und wie sollte es anders sein? denn Thätigkeit erzeugt Kräfte, eigenes Thun gibt ein Bewustsein über die Kräfte, welche man besitzt, ein Bewustsein über die gewonnene Kraft erfüllt die Seele mit Freudigkeit, aus dieser inneren Freudigkeit entspringt herzliche Liebe zu Andern und erhöhte Sittlichkeit. Das Wissen ist nicht die Atmosphäre, in der der Mensch gedeiht: Kenntnisse sind nicht die Stoffe, welche den Menschen stark machen.

Thätigkeit erzeugt Kräfte, dies gilt von körperlicher wie von geistiger Thätigkeit. Es ist derselbe Assimilationsprocess, durch welchen gleichartige Vorstellungen sich mit einander verbinden und zu Gesamtvorstellungen zusammenschmelzen, durch welchen gleichartige Gefühle zu einem Gesamtgefühle sich verdichten, durch welchen aus gleichartigen Willensacten feste Charaktere werden. Wiederholtes gleichartiges Thun gibt diesem Thun eine Leichtigkeit und Festigkeit, welche wir immerhin mit dem recipierten Sprachgebrauch als Kraft bezeichnen dürfen. So wie der Mensch durch Sehen sehen, durch Hören hören lernt, wie er durch Gehen, Tragen usw. zum Gehen, Tragen Kraft gewinnt, so ist es mit jedem Thun der Fall. Das condensierte Thun ist eben die Kraft zum Thun. Wo diese Thätigkeit durch irgend einen Umstand verhindert wird, ist auch ein sich Bilden von Kraft unmöglich. Ist es nun aber die Aufgabe der Erziehung, den Menschen zu dem zu machen, oder ihm behülflich sein, das zu werden, was er zu werden und zu sein innerlich bestimmt ist, oder mit andern Worten, jede in ihm ruhende Kraft zu entwickeln, so kann das eben nur durch eine wohlgeleitete hierauf bezügliche Thätigkeit geschehen, durch eine Thätigkeit, welche dem jedesmaligen Lebensalter und den bereits entwickelten Kräften entsprechend ist, beginnend mit einem Thun, bei welchem die körperlichen Organe vorzüg-

lich in Anspruch genommen werden, bis hinauf zu einem Thun, bei welchem der Geist die innern Kräfte zu verwenden hat. Thun gibt Kräfte, Thätigkeit gibt Kraft; an der Thätigkeit entwickelt sich Leib wie Seele.

Und ferner an diesem Thun gewinnt der Mensch ein Bewustsein über sich selber, über die Kraft, welche er besitzt, sowol die physische als die geistige, über die Sicherheit und Klarheit seines Wissens, über die Stärke und Festigkeit seines Willens, über die Leichtigkeit und Gewandtheit seines Thuns und Handelns, über die Echtheit und Innigkeit selbst seines Fühlens; kurz im Thun erst lernt er sich selber kennen. Wenn ich eine weite Strecke Wegs gegangen bin, so denke ich: nun weisz ich doch, wie weit ich gehen kann, wie weit meine Kraft wirklich reicht: nun habe ich ein Masz für meine Kraft gewonnen. Und nach einem solchen Masze dessen, was er hat, verlangt jeder Mensch, er sei jung oder alt. Daher liegt in der Jugend das Bestreben, sich mit Andern zu messen d. h. das Masz der eigenen Kraft mit dem Masze der Kraft eines Andern zu vergleichen. Und dies Bewustsein über sich selbst ist Jedem in jeder Hinsicht ein notwendiges, sowol um ihn vor Ueberschätzung und Ueberhebung zu warnen, als auch um von dem bereits Gewonnenen zu neu zu Gewinnendem fortzustreben und fortzuschreiten. Daher steigert sich durch gelungene Arbeit und das Bewustsein des Könnens, der Kraft das Streben höher und höher: Künstler ersten Ranges sehen wir mit jeder bedeutenden Schöpfung wachsen; diese ihre Productionen sind die Stufen, auf denen sie emporsteigen. Umgekehrt erlöschen anscheinend bedeutende Talente durch Unthätigkeit, sei es selbstverschuldete, sei es aufgedrungene. Mit Recht beklagt es Tacitus, dasz ihm fünfzehn Jahre aus der Mitte seines Lebens herausgeschnitten seien, in denen er zur Unthätigkeit und zum Schweigen verurteilt gewesen sei. Es ist wichtig, dasz der Mensch durch Thun zur Kraft komme; aber es ist ebenso wichtig wie der Besitz einer Kraft, dasz man sich bewust sei, diese Kraft zu besitzen. Eine nicht bewust gewordene Kraft wäre wie ein tief vergrabener Schatz, d. h. für die Zwecke des Lebens werthlos.

Mit diesem Bewustsein über sich kehrt dann zugleich ein Selbstgefühl, ein inneres Vertrauen, eine Freudigkeit ein, wie sie das blosze Wissen nie geben kann. Man sehe nur, wie sich das Kind freut, wenn es sich zum ersten Male am Stuhle aufrichtet, zum ersten Male auf eigenen Füszen die grosze Fahrt durch die Stube wagt: man sehe, mit welcher Seligkeit die Kinder aus ihrem schönen Kindergarten nach Hause eilen und der Mutter zeigen, was sie dort gelernt oder gethan haben. Mit gleicher Freude blickt der kleine Sextaner auf die mühsam heruntergeschriebene Seite, auf das richtige Exempel. Mit gleichem Gefühle schlieszen wir eine Stunde, in der wir mit unserer Lection uns selber Genüge geleistet haben. Das Können, nicht das Wissen erzeugt dies Gefühl; und die Knaben selbst blicken mit gröszerer Achtung auf ihren besten Turner als auf einen noch so tüchtigen Mitschüler. Denn in dem Können sehen sie nicht blosz die Gegenwart, sondern blicken zugleich in ferne Zukunft hinaus, die noch verhüllt, was aus diesem Können werden kann. Diese innere Freudigkeit ist aber dann wieder die Atmosphäre, in

der allein geistiges und sittliches Leben gedeihen kann. Freies, offenes, gerades Wesen erblüht vor allem aus dem frohen Bewustsein einer tüchtigen, leistungsfähigen Kraft: selbst bei den Turnern, Sängern usw. kann man das wahrnehmen; auch der Wissenschaft öffnen sich solche Gemüter leichter; und wenn auch die Leistungen zurückbleiben sollten, an Empfänglichkeit, Teilnahme und Interesse zeichnen sich solche Schüler sicher aus.

Denn im eigenen Thun reiszt sich der Knabe los aus der Gebundenheit, in der ihn sowol Personen als Sachen gehalten haben, und erklärt sich durch dies Thun als der Freie und Unabhängige: er will nicht mehr blosz der Empfangende sein, sondern sich ebenso als der Gebenkönnende und Gebende fühlen; und in diesem Geben entäuszert er sich, wie jeder Gebende, eines Teils von seinem eigenen Gut. Indem er in sein Thun so einen Teil von seinem eigenen Wesen, seinem Denken, seinem Wollen, seiner Kraft hineinlegt, begleitet dies Thun auch ein natürliches Interesse: es ist ja eben das Eigene darin, von dem er nicht lassen kann. Lieben wir nicht alle inniger die, denen wir Gutes erwiesen, als die, von denen wir Gutes empfangen haben? Mit dem ersten wirklichen Thun hebt das Interesse an dem an, dem dieses Thun gewidmet ist: mit der ersten Gieszkanne Wassers das Interesse an den Blumen, mit dem ersten Spatenstich das Interesse an dem Garten, den wir pflegen. Das Interesse erwächst aus dem Thun. Wenn man über Mangel an Interesse klagt, und mit Recht klagt, so sollte man doch ja bedenken, dasz dies Interesse an das Thun geknüpft ist, und dasz das Interesse abnimmt, weil das Thun abnimmt. Wer gedenkt nicht mit liebevoller Erinnerung der Zeiten, in denen man, wenn die letzte Stunde kaum zu Ende war, das schon gepackte Ränzel auf den Rücken und den schon bereit stehenden Stock in die Hand nahm, um der Heimat und dem Elternhause zuzuwandern! Jetzt stehen für unsere jungen Leute die Wagen bereit, auf denen sie zusammengeschichtet sitzen oder liegen, wenn es nach Hause geht. Und je öfter man dieselbe Strasze gewandert war, desto kürzer wurde diese Strasze; denn überall vom Wege her grüszten den Wandernden liebe Bekannte, hier ein Stein, dort ein einsamer Baum; überall winkten ihm heitere Gestalten zu, welche in der Erinnerung auftauchten. Man that doch etwas und verdiente sich so die sonnigen Tage des Elternhauses, und in diesem Selbstthun wurde die Seele mit Heiterkeit, Selbstgefühl, Interesse, auch an dem Unbedeutenden, auch mit Umsicht, Gewandtheit, Vorsicht erfüllt. Um den Stumpfsinn und die Blasiertheit in der Jugend zu bekämpfen, sollte man die Ferien ja zu Reisen, aber zu Reisen auf eigenen Füszen und mit eigenem Kraftaufwand verwenden lassen. Männer wie Karl von Raumer gedenken noch in ihrem Alter des Segens, den ihnen diese Reisen zu Fusz, weit ins Land hinaus, gebracht haben. Es würde besser gehen, wenn man mehr gienge, es würde besser stehen, wenn man mehr thäte.

Meine Leser werden mir den Vorwurf machen, dasz ich Gesagtes, oft Gesagtes wieder sage: ich bin auf diesen Vorwurf gefaszt. Denn erstens kann das Gute und Rechte nicht oft genug gesagt werden; zweitens ist

von diesem Guten und Rechten nicht eine so reiche Auswahl vorhanden, wie in einem Galanteriegeschäft; drittens endlich sehe ich doch, dasz noch ganz andere Leute, als da sind St. Paulus, Augustin, Luther, Amos Comenius usw., immer nur auf einer Saite gespielt und sich viel mehr wiederholt haben, als ich armer Mann es thun musz.

Es gibt aber nicht blosz ein körperliches Thun, sondern auch ein geistiges, und ferner ein körperliches Thun, das ins geistige Thun und Leben hineinragt, und wieder ein geistiges Thun, das in sichtbaren Leistungen ausläuft. Da nun Leben Bewegung und die wahrhafte Bewegung Thun ist, so wird auch nur da ein Interesse an geistigen Dingen zu hoffen sein, wo diese durch ein eigenes Thun mit dem Eigenleben in Verbindung gesetzt werden. Diese Verbindung zu finden, zu schaffen, herzustellen ist die eigentliche Aufgabe des Unterrichts und der Erziehung.

Das Verhältnis nun der Objecte zu dem Thun ist natürlich nicht das Gleiche. Es gibt Objecte, bei denen es möglich ist den Unterricht, wenigstens auf weite Strecken, zu einem eigenen Thun von Seiten des Schülers zu machen. Abgesehen von dem technischen Thun des Schreibens gehören dahin die Zahlenlehre, die Formenlehre, die Gröszenlehre, die Naturbeschreibung, die Muttersprache, die Anfänge der Erdkunde, die Religion, die Musik. Es existieren Bücher, zum Teil jetzt vergessene, aus Pestalozzis Schule, in denen hierzu der Weg gezeigt ist. Ich bemerke nur, dasz es nicht leicht ist hierin das Rechte zu finden, und dasz man sich nicht allzusehr auf sich verlassen sollte. Die Männer aus jener Zeit, wie z. B. Schmidt, von Türk u. a., haben es sich sehr sauer werden lassen müssen, um eine sichere Methode zu entwickeln. Sie haben mit groszer Mühe einen Weg gebahnt, der jetzt allerdings wieder mit Busch überwuchert ist. Auch ist dieser Weg nicht anscheinend angenehm, sondern er sieht einförmig, langweilig, schleppend aus; aber der Schein trügt; er ist sofort reizend, wenn man ihn mit einer Classe frischer Knaben betritt: ich habe von Anfang bis zu Ende der Stunde das allerregste Interesse dabei wahrgenommen: das macht das T h u n L a s s e n. Ich selbst that dabei nichts als dasz ich thun liesz. Ich rathe also, und zwar aus Erfahrung, dasz der Lehrer den Weg verfolge, welchen andere vor ihm mit groszer Mühe gefunden haben, und sich nicht aus Eitelkeit dieses Weges für nicht bedürftig halte oder sich auf eignes Experimentieren einlasse. Den Dank sind wir wenigstens jenen Männern schuldig, das Gute, was sie anbieten, dankbarlichst anzunehmen. Ich kann mich also der Mühe überheben, methodische Andeutungen zu geben: man hat nur die bekannten Wege zu verfolgen, um neben dem empirischen Interesse auch das speculative im höchsten Grade zu fördern.

In andern Disciplinen sind die Objecte zunächst fremde; man kann nicht auf vorhandene Vorstellungen bei ihnen zurückgehen; man musz sie vielmehr vorzeigen. Dies gilt von den fremden Sprachen, von der Lectüre der Autoren, von der Geschichte: weder jene noch diese lassen sich a priori construieren: es ist ein von auszen kommendes Material. Aber gleich nach diesem Empfangen kann doch das eigene Thun wieder beginnen: teils indem man bei den Sprachen die Schüler zur Verglei-

chung des Unbekannten mit dem Bekannten anhält, aus den einzelnen Erscheinungen den allgemeinen Usus und die sprachlichen Gesetze entnehmen und auch von diesen wieder die allgemeinere Ratio, welche in ihnen wohnt, finden läszt: bei allen diesem kann man den sprachlichen Unterricht in ein Thun des Schülers umgestalten. Und wie wenig geschieht das? Wie wenig sind auch die Uebungen, durch welche die Grammatik befestigt, der Geist der fremden Sprache eingepflanzt, die Kunst des Ausdrucks herausgebildet werden soll, geeignet zu freiem fröhlichen Thun aufzurufen, zu freien Productionen eigener Gedanken, zu freiem künstlerischen Schaffen schöner rednerischer Formen hinanzuführen? Wie wenig denkt man ferner daran, dasz man bei den Autoren, in die man den Schüler einführen soll, nicht grammatische Regeln zu repetieren, nicht Feinheiten des Ausdrucks oder Individualismen dieses oder jenes Autors herauszusuchen berufen ist, sondern dem Schüler eine Welt ewiger Gedanken zu eröffnen, in die er dann mit eigener Kraft vordringen soll, und ihn in der Seele unsterblicher Männer lesen zu lassen, welche in nie wieder erreichter Weise einfach wahre, humane, tiefe, der Jugend verständliche Gedanken in ewige Formen zu fassen verstanden haben. Wie eine Pest ist eine Flut von verderblichen, alle innere Kraft hemmenden oder zerstörenden Hülfsmitteln über die Schulen ausgegossen: Uebersetzungen, Präparationen usw. Niemand kann dieser Flut wehren als eine Methode des Unterrichts, bei welcher alle jene Hülfsmittel sich als nutzlos erweisen, eine Methode, welche völlig auf die eigene Arbeit des Schülers basiert ist. Sollte diese Methode nicht zu finden sein? sollte es nicht eine Art Lectüre geben, bei welcher wirklich eigene Thätigkeit der Schüler erweckt und gebildet würde und dauerndes Interesse an diesen Autoren in der Seele derselben zurückbliebe? Da die Lectüre der Classiker eine so hervorragende Stellung im Gymnasium einnimmt, so ist es verzeihlich, wenn wir gerade hierbei noch einen Augenblick verweilen.

In England werden die classischen Studien nach allen Mitteilungen, die wir dorther erhalten, in einer Weise getrieben, die an Gründlichkeit und Gelehrsamkeit ohne Zweifel weit hinter der unsrigen zurücksteht; aber was sie zu leisten vermögen, wirkliche dauernde Liebe zu denselben zu schaffen, die sich in fortdauernder Lectüre offenbart, können wir nicht leisten. Die grössten Staatsmänner Englands haben es offen ausgesprochen, was sie diesen Studien zu verdanken haben: Lord Chesterfield, die beiden Pitts, Peel, Brougham sind, man sieht es, durch den Geist des Altertums in Form des Ausdrucks und in Gedanken gleichsam geweiht worden. Wir haben unter unsern hochstehenden Geistlichen keinen Thirlwall, unter unsern Kaufleuten keinen Grote, unter unsern Staatsmännern keinen Gladstone, unter unsern Aerzten keinen Musgrave aufzuweisen, d. h. Männer, welche die Liebe zu den Studien ihrer Jugend bis ans Alter treu bewahrt haben. Man sagt uns, das habe in anderen Verhältnissen seinen Grund; aber doch nicht allein; und es ist doch der Mühe werth die Schuld nicht in andern Dingen, sondern zunächst bei uns selber zu suchen.

Erstens nun vergessen wir, dünkt mich, zu sehr, dasz die Schule überhaupt nur einen *propädeutischen* Charakter hat: wir treiben diese Studien so, als ob wir voraussetzen müsten, dasz auszer den zukünftigen Philologen jeder unserer Zöglinge die Beschäftigung mit den Griechen und Römern bei Seite werfen werde, was allerdings geschieht. In Folge dessen heiszt es: sie müssen doch wenigstens etwas von Thucydides, etwas von Demosthenes, etwas von Euripides, etwas von Aristophanes kennen gelernt haben: als ob sie, wenn dies nicht von der Schule mitgegeben würde, ins Grab sinken würden, ohne die Sonne gesehen zu haben. Aus dem vielen Etwas kann natürlich nichts Ganzes, Volles werden; aus den vielen Anreizungen kein dauerndes und tiefes Interesse hervorgehen. Denn in der kurzen Zeit, welche jedem dieser Autoren gewidmet werden kann, kommt keiner der Schüler so weit, dasz er mit eigner Kraft einen jener Autoren lesen könnte. Nehmen wir Thucydides. Es ist lächerlich ihn lesen zu wollen *ohne* die Reden. Sind die Reden zu schwer, so lese man doch den Thucydides überhaupt nicht, anstatt ihn zu verhunzen. Es ist ebenso mit Demosthenes. Wozu ihn denn lesen, wenn man nicht über die kleinen Reden hinausgehen will? wenn man die Reden zur Seite läszt, in denen uns die volle Heldengrösze jenes Mannes vor Augen tritt? Wenn wir uns in Prima auf den einen Plato beschränkten, so würden wir immer dort eine Anzahl von Schülern haben, die mit eigener Kraft ihren Plato lesen könnten, und an diesen Schülern würden die übrigen, welche es noch nicht können, hinaufranken. Sie würden für Plato ein Interesse gewinnen, und dies Interesse, da es dauernd wäre, sich später auch wol auf andere Autoren ausdehnen. Statt dessen treiben wir sie durch eine Flut von Autoren hindurch, von denen keiner sich in der Seele festsetzen kann. In Secunda sollen sie so Livius, Cicero, Sallust, Vergil, Herodot, die Odyssee, Lysias, die Memorabilien lesen. Wenn die Schule sich ihrer Aufgabe als einer propädeutischen bewust wäre und nicht alles oder fast alles leisten zu müssen glaubte, so würde das nicht geschehen. Auch haben dies Schulmänner wie *Gotthold* in Königsberg längst gesehen, welcher in Prima Jahr aus Jahr ein seinen Plato las. Und ich selber bin entschlossen der Vornehmheit zu entsagen und die eigene Liebhaberei an den Nagel zu hängen und jenem Beispiele zu folgen.

Zweitens ist unsere Interpretation, wie man aus den jetzt beliebten Ausgaben abnehmen musz, eine solche geworden, dasz unmöglich daran sich ein Interesse knüpfen kann. Wer Interesse erwecken will, musz nicht *Alles* geben wollen, sondern der späteren Zeit, der sich erhöhenden geistigen Kraft, dem bei wiederholter Lectüre sich vertiefenden oder klärenden Verständnis etwas zu thun übrig lassen. Wenn das Bedürfnis gestillt ist, hört das Interesse natürlich auf. Professor *Ziller* hat dies so schlagend erwiesen, dasz ich nichts hinzuzusetzen weisz. Man sagt uns, die Interpretation solle den Autor so zum Verständnis bringen, wie dieser Autor von seinen Lesern habe verstanden sein wollen. Wir thun mehr als das: wir *unterscheiden* Begriffe, bei denen dem Autor, z. B. Cicero offenbar nicht der *Unterschied*, sondern die *Gleichheit* vor-
bt hat. Unsere Interpretation überschlägt sich hier und wird

unwahr. Wir nehmen bei gewissen Constructionen Absichtlichkeit an, wo diese gar nicht vorauszusetzen ist: höchstens die Absichtlichkeit wie bei manchen Ciceronischen Reden, z. B. den Verrinen, eine gewisse Laxheit der Sprache zu affectieren, woraus ich für meine Person auf eine spätere Conception der uns vorliegenden Reden schliesze. Diese Feinheit, welche das sprachliche Gras wachsen zu hören sich vermiszt, reiszt mehr und mehr ein: der Schüler hat bei dieser Feinheit nichts mehr zu thun als dasz er staunend lauscht und über der Interpretation den Autor verliert. In England ist die Interpretation einfacher geblieben, wie eine ihrer Musterausgaben, die des Arnoldschen Thucydides, Jeden lehren kann. In diesen Grenzen kann dem denkenden Schüler die eigene Lectüre eines Autors möglich sein. Wolfs Symposion und Leptinea sind wahre Musterausgaben für uns d. h. für die Schulen; ebenso Buttmanns Philoctet, die Midiana und die vier platonischen Dialoge. Die jetzige Weise führt Uebersättigung und Widerwillen herbei. Wir müssen auf das Masz beschränken, welches der Schüler durch eigenes Thun, eigene Kraft erfüllen kann.

Drittens ist nicht zu verkennen, dasz wir bei der Auswahl unserer Lectüre und ebenso auch bei der Interpretation der gewählten mehr auf die Form und den Ausdruck als auf den Inhalt Rücksicht nehmen; die Folge davon ist, dasz wir Dinge betonen, bei denen der Schüler durchschnittlich indifferent bleibt, und dagegen Dinge vernachlässigen, für die er ein Interesse und ein gutes Verständnis haben würde. Die Gründe dieser Verkehrtheit liegen teils in alter Tradition aus den Zeiten her, in denen die Griechen und Römer in die Schulen eingeführt wurden: die Reformatoren bedienten sich ihrer doch mehr um ihres formalen Nutzens willen; teils in gewissen Theorieen der neueren Zeit, welche ebenfalls das Formale hervorhoben; teils endlich in der scheinbaren Notwendigkeit den lateinischen Stil auf Autoren von reinster Classicität zu gründen. Diese Gründe haben denn sowol bei der Wahl der Autoren als auch bei der Lectüre maszgebend eingewirkt. Im Griechischen hat man auf reinsten Atticismus, im Lateinischen auf Ciceronianismus gesehen. Man wählt daher denn Autoren, deren Inhalt auf gar keine Sympathie bei den Schülern rechnen kann: Autoren, die eben nicht ihres Inhaltes wegen gelesen und mit Rücksicht auf diesen interpretiert werden, sondern allein um die Schüler an ihnen geistig zu üben und zu schulen, wo nicht gar um an ihnen Grammatik zu tractieren.

Um Beispiele zu geben, welches Interesse kann doch ein lebhafter, denkender, nach Inhalt verlangender Schüler an Xenophons Anabasis haben, von der er, während sie ein in sich völlig geschlossenes Ganze bildet, nur einen sehr geringen Teil kennen lernt, und fast nur die ersten, die am wenigsten bedeutenden Bücher? Ebensowenig kann ihn Lysias fesseln, wenn nicht die Zeit der 30 Tyrannen vorher in den Hellenicis gelesen ist, in welche dann wie in einen Rahmen die von Lysias behandelten Stoffe sich einfügen lassen. Im Lateinischen gilt Caesar als der eigentliche Classenautor für Tertia. Und doch ist gerade dies Lebensalter am allerwenigsten befähigt die leichte und nachlässige, sorglose wundervolle Grazie dieses mit dem Stoff wie mit seinen Lesern fast tändelnden

Autors auch nur zu ahnen, geschweige denn dasz der Inhalt zur Bildung der jugendlichen Seele beitragen könnte. Prima würde allenfalls die Classe sein, in der man ein wirkliches Verständnis für ihn finden möchte, wenn er überhaupt gelesen werden sollte. Man sollte sich doch von dem Vorurteil frei machen, dasz Caesar überhaupt ein Autor für die Schule sei. Für Tertia würden sich, obwol ich gleichfalls dabei nicht ohne Bedenken bin, viel besser Sueton oder Florus eignen, für die man freilich viel zu vornehm geworden ist. Und der Schüler würde mit diesen Autoren viel mehr für sein eigenes Schreiben machen können als mit Caesar, den er dafür gar nicht, absolut gar nicht gebrauchen kann, so dasz Diejenigen, welche auf ihn aus grammatischen oder stilistischen Zwecken halten, sich gerade den am allerwenigsten geeigneten Autor ausgesucht zu haben scheinen.

Die Lectüre, welche dem Schüler zu Herzen gehen soll, musz offenbar Gedankenstoffe enthalten, welche in den Schülern verwandten Gedanken, Gefühlen, Stimmungen entsprechen. Nach zwei Seiten kann dies geschehen: 1) sie musz dem Triebe zur Reflexion, zum Philosophieren, welcher sich zu regen anfängt, entgegenkommen und diesen Trieb in seinem Emporstreben entwickeln und bilden helfen: dies leisten etwa die Memorabilien, die Cyropädie in geeigneter Auswahl, Plato. 2) sie musz der ethischen Richtung der betreffenden Lebensalter sich anschmiegen: dies gewähren, und zwar schon für Tertia, Cicero de senectute und de amicitia, später die Officien, gewisse Bücher der Tusculanen und die letzten Bücher de Finibus, auch eine und die andere Rede; Livius, Sallust und Tacitus, unter den Dichtern Ovid, Vergil und Horaz. Aber auch die Moralien des Plutarch und vor allem Seneca. Homer und Sophocles erwähnen wir nicht besonders, weil über sie kein Zweifel obzuwalten scheint. An diese Seiten schlieszt sich dann noch eine dritte. Der Schüler soll und will die Fähigkeit erwerben, Gedanken aus dem Stoffe hervorzulocken und diesen Gedanken eine Form zu geben, durch die sie wirken. Hierzu wird er durch allerlei Uebungen hingeführt; aber es ist notwendig, dasz er eben dasselbe mit vollem Bewustsein über das Zweckmäszige seines Verfahrens thun lerne. Er musz daher eine der rhetorischen Schriften lesen, welche uns das Altertum hinterlassen hat, und da Aristoteles ihm zu schwierig, Cicero aber zu breit sein dürfte, so ist Quintilian der Autor, der ihm nicht vorenthalten werden darf. Ich weisz aus Erfahrung und Erprobung, dasz die Schüler den Quintilian gern lesen, weil sie sofort merken, dasz sie hier etwas finden werden, was sie werden brauchen können.

Wir sind wieder auf den Boden gerathen, auf den wir zuerst begrifflich gelangt waren: Interesse ruht in der Beziehung des Gegenstandes zu dem eigenen und eigensten Leben. Dies hat unsere Zeit, von falschen Vorstellungen beherscht, vergessen. Wir sprechen von künstlerischer Form und künstlerischem Ausdruck und Kunstformen, und suchen unsern Zöglingen das Schönste und Vollendetste, was jene plastischen Völker geschaffen haben, vorzuführen und aufzuzeigen; es fehlt nicht viel, so würden wir unsere Hörsäle auch mit bildlichen Darstellungen

schmücken, um ihr Auge für das ewig Schöne zu bilden. Dadurch lassen wir uns dirigieren und denken dann, weil uns etwas anschauens- und bewundernswerth erscheint, müsse es auch der Jugend so erscheinen. Das dagegen, was wirklich dort ist, vernachlässigen wir und kommen ihm nicht entgegen. Die Jugend will wol reflectieren und raisonieren: so lehre man sie es doch mit Verstand und mit Ernst thun, wie es bei Xenophon zu lernen ist. Ihre Brust sehnt sich nach Freundschaft, ist empfindend für das Edle, Sittliche, Reine, voll Abscheu gegen absichtliches Unrecht, Lüge, Schmeichelei und Kriecherei: so gebe man ihnen doch was diese Gefühle in ihnen stärken, diese Stimmungen befestigen kann. Sie hat das Bedürfnis Gedanken, deren sie noch nicht hat habhaft werden können, herauszuarbeiten und in Wort und That zu vertreten. Man öffne nun doch ihre ringende Brust, man löse ihre noch schwere, noch stammelnde Zunge; sie wird dem, der ihr diese Dienste zu bringen weisz, nicht undankbar sein. Denn hierdurch wird ihr Eigenleben gefördert.

Ich komme zufällig, indem ich dies schreibe, auf Miltons Abhandlung of education *). 'Zunächst müssen die Knaben, sagt Milton, in den wichtigsten Puncten der Grammatik Erfahrung bekommen, und zugleich musz man, um sie für die Liebe zur Tugend und zu tüchtiger Anstrengung zu gewinnen, ehe irgend eine schmeichelnde Verführung oder ein thörichtes Princip sich ihrer noch schwankenden Gemüter bemächtigt, ihnen irgend ein leicht verständliches und ergötzliches Buch mitteilen. Solcher Art Bücher haben die Griechen in Menge, z. B. Cebes, Plutarch und andere Sokratische Gespräche; im Lateinischen haben wir keins derselben, das auf classische Auctorität Anspruch machen könnte, mit Ausnahme der zwei oder drei ersten Bücher des Quintilian und einiger anderwärts ausgewählter Stücke. Hierbei wird aber die Hauptaufgabe und hauptsächlichste Geschicklichkeit des Lehrers darin bestehen, ihnen bei jeder Gelegenheit solche Bücher und solche Erklärungen dazu zu geben, die sie zum freudigen Gehorsam leiten und führen können, sie zum Lerneifer und zur Bewunderung der Tugend zu entflammen, sie mit der erhabenen Hoffnung anzuregen, einst rechtschaffene Männer und würdige Patrioten zu werden, die Gott angenehm sind und berühmt für alle Zeiten. Sie sollen dagegen alle ihre kindischen und übel angelernten Eigenschaften verachten und verschmähen, um an männlichen und anständigen Aufgaben ihr Vergnügen zu finden. Derjenige, der die Kunst und die gehörige Beredtsamkeit besitzt sie dazu zu bringen, sei es durch freundliche und wirksame Ueberredung, sei es durch die Hindeutung auf Strafe, falls es nötig sein sollte, hauptsächlich aber durch eigenes Beispiel, wird sie in kurzer Zeit zu unglaublichem Eifer und groszer Festigkeit gewinnen können, indem er ihren jungen Herzen eine solche ungeheuchelte und erhabene Glut einflöszt, die nicht verfehlen wird viele von ihnen zu berühmten und unvergleichlichen Männern zu machen.'

'Der nächste Schritt, fährt Milton fort, wäre dann zu den Autoren des Ackerbaus, Cato, Varro und Columella; denn dies ist ein höchst

*) Cösliner Programm 1858.



leichter Stoff, und wenn die Sprache schwierig ist, so ist sie doch nicht über ihre Jahre schwierig. Und hier wird eine Gelegenheit sein sie anzuregen und in den Stand zu setzen künftig den Feldbau in unserm Lande zu heben, den schlechten Boden zu verbessern und der Verödung ehemals guter Landstrecken abzuhelfen, wie auch dies eins von Hercules Verdiensten war. Ehe die Hälfte dieser Autoren gelesen ist (und das wird bald sein, wenn man sie scharf und täglich dazu anhält), müssen sie durchaus jeder gewöhnlichen Prosa gewachsen sein.'

'Zugleich fange man mit ihnen das Griechische an, und zwar in derselben Weise, wie vorher beim Latein vorgeschrieben. Sind erst die grammatischen Schwierigkeiten überwunden, dann öffnet sich ihnen die Naturgeschichte des Aristoteles und Theophrast und wird von ihnen gleichsam durchwühlt. In ähnlicher Weise mögen sie sich dann an Vitruv, an Seneca's Quaestiones naturales, an Mela, Celsus, Plinius oder Solinus machen.' Hieran reiht Milton dann die systematischen Disciplinen der Naturwissenschaft, der Mathematik, usw.

Hierauf folgt gleichsam eine ethische Stufe. 'Während dieser Zeit werden nun die Jahre und gute allgemeine Vorschriften sie näher zu jenem Acte der Vernunftthätigkeit gebracht haben, den man in der Psychologie Proaeresis nennt: nemlich dasz sie ein richtiges Urteil über moralisch Gutes und Böses fällen. Jetzt wird eine ganz besondere Verstärkung im beharrlichen und ungestörten Unterricht erforderlich sein, um sie zu einem richtigen und festen Urteil zu bilden, indem man sie ausführlicher in der Kenntnis der Tugend und im Hasz gegen das Laster unterweist. Dazu führe man sie in ihrer noch unbefestigten und schwankenden Gesinnung durch die moralischen Schriften von Plato, Xenophon, Cicero, Plutarch, Diogenes Laertius und die Fragmente des lokrischen Weisen. Aber stets müssen sie in ihren abendlichen Studien, wenn sie ihr Tagewerk schlieszen, auf einen bestimmten Spruch Davids oder Salomos oder aus den Evangelien oder apostolischen Schriften hingewiesen werden.'

Das System Miltons erstrebt eine Verbindung dieser Studien mit dem praktischen Leben und den dies betreffenden Disciplinen; es ist äuszerst geistvoll und des groszen Denkers wie des tiefsittlichen und wahrhaft christlichen Mannes durchaus würdig, und für die Erziehung eines jungen Engländers ohne Zweifel angemessen; wir finden darin nur bestätigt, was wir oben aus andern Gründen hergeleitet haben, dasz das Studium der Griechen und Römer, wenn es Interesse finden und weiter entwickeln solle, verwandten Seelenzuständen entsprechend sein müsse. Unsere Weise leidet selbst an vornehmer Blasiertheit: wie wollen wir denn nun Anderes ernten als was wir ausgesät haben?

Es ist also der Inhalt, welcher bei der Wahl der Autoren die Direction hat, derselbe Inhalt, auf den bei der Lectüre das vorzüglichste Gewicht zu legen ist; wieder derselbe Inhalt, der endlich 4) für das eigene geistige Thun zu verwenden und zur Anregung des Thätigkeitstriebes zu benutzen ist. Allerdings lassen sich auch aus Caesar, aus der Anabasis und überhaupt aus jedem Werke Stoffe entnehmen, welche zu eigenen

Productionen der Schüler geeignet sind: es macht aber einen Unterschied, ob der Schüler Gedanken, welche in seiner Seele als ein Teil seines eigenen Selbst leben, herausholen und verarbeiten kann, oder mühsam zusammengestoppeltes gleichgültiges Material vor sich hat. Der Schüler hat mehr Gedanken in sich, als es auf den ersten Anblick scheint; diese Gedanken liegen teils chaotisch durcheinander, so dasz er selbst nicht weisz was er hat, teils sind sie noch im Flusz begriffen, so dasz er sie noch nicht fassen, ihrer noch nicht habhaft werden kann. Zu beiden, sowol zu dem Bewustsein über sich als auch zu einer gewissen Fixierung seiner Anschauungen und Vorstellungen, wie sie ja für jeden weiteren Fortschritt notwendig ist, dient die Umsetzung des Erkennens in Thun, was sowol mündlich als auch schriftlich geschehen kann. Wir lassen viel zu wenig producieren und leisten daher auch so wenig. Sollen es die paar kümmerlichen Aufsätze thun, welche wir anfertigen lassen? Wenn man selbst nur den Namen Aufsatz aus dem Kreise der Schule verbannen könnte, geschweige denn die Form, die später so gut wie gar nicht zu gebrauchen ist: Doch hierüber ein andermal; für jetzt genügt uns die Anerkennung, dasz, wer Interesse für eine Sache haben will, es sei eine Wissenschaft, es sei eine Sprache, den Schülern die Ueberzeugung schaffen musz, dasz mit dieser Sache etwas zu machen ist; diese Ueberzeugung aber ist nur auf eine Weise zu schaffen, indem man Erkennen in Thun übergeben läszt, gerade ebenso wie man in gewissen Disciplinen das Erkennen aus dem Thun erwachsen läszt.

Hierzu aber gehört, dasz der Schüler, nachdem er bereits längere Zeit auf diesem Gebiete sich hin- und herbewegt und sowol einen reichen Schatz von Vorstellungen erworben hat als auch Vorstellungen zu Urteilen zu verbinden angeleitet ist, von einer andern Seite die Befähigung erhalte, diese vielen Vorstellungen zu gröszeren Ganzen zu vereinigen und diese Ganzen als das seiner selbst würdigste Besitztum zu erkennen. Wenn bis dahin das Auge auf die Objecte auszer ihm gerichtet war, so wendet sich jetzt das Auge nach innen, dem eignen Selbst zu, welches das dem denkenden Subjecte nächstliegende und wichtigste Object sein musz. Wer bist du selbst? lautet jetzt die Frage; was ist deine eigentliche Natur und dein Wesen? was ist dieser deiner Natur und deinem Wesen entsprechend? welche Ideen sollen an dir und durch dich erfüllt werden? Hierdurch wird der Schritt gebahnt von dem empirischen zu dem idealen Menschen. Dieser Schritt aber ist notwendig zu thun, wenn alle jene flüchtigen und flieszenden Interessen einen Mittelpunct gewinnen sollen, um den sie sich sammeln und zu einem groszen allgemeinen Interesse sich verklären sollen. Die Disciplinen, welche dies zu leisten haben, können nicht selbst empirische sein, da sie über das Empirische erheben sollen: sie sind philosophische. Für uns gehören hierher vornehmlich deren drei: die Psychologie, die Ethik und die Logik. Die Lehre vom Schönen und von der Kunst, die Lehre vom Staate und die Religionsphilosophie reichen über die Grenzen und Mittel der Schule hinaus, obwol auch aus ihnen gewisse Lehrsätze vorläufig entnommen werden müssen. Diese Disciplinen erweisen nun, indem sie vom Wesen des

Menschen und seiner Beziehung zu den Dingen auszer ihm sowie dem Urquell alles Seins ausgehen, dasz jenes vielseitige Interesse, welches uns so lange beschäftigt hat, seiner Natur notwendig sei, wenn er wirklich und wahrhaft Mensch sein wolle. Es ist dem Begriffe seiner Freiheit, einer Freiheit, welche zugleich Macht ist, gemäsz, alles Seiende so weit sein Auge reicht als sich zugehörig zu betrachten und denkend zu erfassen, denkend zu durchdringen; weder die Erscheinung noch das innere Gesetz dürfen es wagen sich seinem Geiste zu entziehen; er ist nicht blosz selbst der im Denken Befreite und Freie, sondern auch der den gebundenen Geist Lösende und Befreiende. Es ist der Idee des Wohlwollens gemäsz, nicht blosz selbst der Freie zu sein, sondern auch in andern Personen das gleiche Wollen, Empfinden, Streben vorauszusetzen und sein eigenes Wollen durch die Rücksicht auf das Wollen Anderer zu beschränken. Das sympathetische Interesse ist ein solches, welches wesentlich zum Begriff des Menschen gehört. Aus den Ideen des Rechtes und der Billigkeit sind die menschliche Gesellschaft und der Staat erwachsen. Die Idee der Vollkommenheit treibt ihn selbst, jede der in ihn gelegten Kräfte bis zur Höhe ihres Maszes herauszubilden, den Offenbarungen dieser Kräfte in Gedanken, Worten, Thaten, Werken eine würdige, gefällige oder schöne Form zu geben, die Harmonie des Wesens und der Erscheinung auszer sich zu erkennen und selbst aus sich heraus zu gestalten, und da ihm weder diese Idee noch eine andere sich ganz erfüllt, dies Sein einer vollkommenen Freiheit, Liebe, Gerechtigkeit, ja einer in sich ruhenden und in sich beschlossenen Vollkommenheit aber als ein notwendiges Postulat seines Wesens erscheint, ein höchstes Wesen über und in allem Seienden anzuerkennen und sich mit diesem unauflöslich verbunden zu fühlen. Jede Art von Interesse ist so im Wesen des Menschen selbst begründet und strömt ebenso aus diesem Mittelpunct seines Seins gleichwie aus einer lebendigen Quelle hervor, wie es von allen Seiten in den Menschen einströmt. So halten wir denn, wenn man Interesse schaffen will, es durchaus für notwendig, dasz dem Menschen ein Bewustsein über sich selber als Menschen, über seine Natur, sein Wesen, seine Bestimmung und seinen Lebenszweck aufgehe, und wenn Anthropologie und Psychologie, Logik und Dialektik mit Recht in dem Unterrichtssystem der Schulen eine Stelle erhalten haben, so wird auch der Ethik, sei es der philosophischen, sei es der christlichen, ein hervorragender Platz nicht vorenthalten werden dürfen.

Wir müssen noch einige Worte über die ethische Seite des Interesses hinzufügen. Diese gliedert sich in das sympathetische, das gesellschaftliche und das religiöse Interesse. Wir haben soeben kurz angedeutet, wie diese verschiedenen Interessen in der sittlichen Natur des Menschen wurzeln: warum, fragen wir auch hier, ist nun dies dem Menschen durchaus natürliche Interesse bei unsern Zöglingen oft so wenig entwickelt? Und wenn wir hierauf im Allgemeinen auf die Selbstsucht in ihren verschiedenen Gestalten als die Ursache davon hinweisen, sollte es nicht auch hier möglich sein, durch ein Thun-lassen dieses Interesse zu fördern? Einige Winke müssen uns genügen.

Alle Thätigkeiten der Seele gewinnen durch Wiederholung von gleichartigen Thätigkeiten Stärke. Wiederholte Vorstellungen, Willensacte, Gefühle bilden ein Vorstellungs-, Willens-, Gefühlsvermögen. Durch Mangel an Wiederholungen in einem Kreise bleibt ein Vermögen oft unentwickelt oder schwindet allmählich, wenn es vorhanden war. Alle diese Interessen werden dadurch durch Gewöhnung, d. h. durch Nötigung zu einem wiederholten Thun allmählich Stärke gewinnen. Die Mutter beginnt das sympathetische Interesse ihres Kindchens zu bilden, indem sie es abgeben läszt, das gesellschaftliche, indem sie es freundlich und verträglich mit andern Kindern zu spielen nötigt, das religiöse, indem sie es beten lehrt und beten läszt. Dies fortgesetzt gibt, ohne viele Theorie, der jungen Seele ein derartiges Interesse. Dies ist das psychologische Motiv zu täglichen Haus- und Schulandachten.

Demnächst aber bietet sich im Schulleben vielfachste Gelegenheit dar, sowol das sympathetische als das gesellschaftliche Interesse zu entwickeln. Vorstellungen fruchten wenig: man musz thun lassen. Die Hauptregel dafür lautet: habe Vertrauen zu der sittlichen Natur deiner Schüler. Durch ein bewiesenes Vertrauen ist mancher Jüngling gerettet worden.

Willst du einen sonst tüchtigen, aber für sympathetisches Thun und Empfinden wenig empfänglichen Schüler diesen Gefühlen öffnen, zeige ihm vor allem Vertrauen, gib ihm Gelegenheit für dich etwas zu thun; er wird sich durch das, was er für dich thut, zu dir hingezogen fühlen, er wird das Vertrauen mit Treue und Vertrauen erwidern. Fortgesetztes Mistrauen verhärtet und verstockt ihn. Und lege das Wohl und Wehe eines anderen Knaben, namentlich eines unglücklichen, verwaisten oder verkommenen in seine Hand, an sein Herz; glaube mir, es wird sich lohnen und segnen. Natürlich darf er es nicht ahnen, dasz deine Hand im Verborgenen ihn selber zu einem guten Ziele führen will.

Und wie wollen wir gesellschaftliches Interesse wecken, wenn wir den Schülern nicht die Möglichkeit geben ein Bewustsein darüber zu erhalten, was es heiszt: Glied in einem gröszeren Ganzen zu sein. Es ist äuszerst wichtig, Schüler, sowie sie dazu heranreifen, zu gesellschaftlichen Functionen heranzuziehen. Der Lehrer musz nicht Alles thun wollen; er musz durch Schüler thun lassen was durch sie gethan werden kann. Natürlich das Auge des Lehrers sei überall, aber er mische sich nicht überall ein. Auf dem Turnplatze mögen die Vorturner eine einfluszreiche Stellung haben, die ihnen Selbstgefühl und Pflichtgefühl gibt. Sie mögen eine Art Turnrath bilden. Die Classen- und Cassenangelegenheiten müssen, in den oberen Classen durchaus, ihnen selbst anvertraut werden; es genügt am Schlusz eines Semesters eine Feststellung des Cassenbestandes bei und mit dem Lehrer, um Misbrauch des Vertrauens zu verhüten. Jeder Schüler hat sich seine Stellung unter seinen Mitschülern selbst zu verschaffen: hier musz er es lernen, wenn er sie sich später im Leben wahren soll. Natürlich hat ihm der Lehrer mit seinem Beispiel voranzugehen. Jeder musz seinen Mann stellen. Denuncieren ist, wenn nicht raffinierte Bosheit vorliegt, widerlich und verächtlich, Frei-

heit, Geradheit, Gerechtigkeit, Liebe, Unabhängigkeit, alle bürgerlichen und christlichen Tugenden haben hier ihre Vorschule. Das gerade fehlt der Privaterziehung, fehlt auch den sogenannten Standesschulen. Ich freue mich hier auf die englischen Schulen verweisen zu können, und zumal auf die eben erschienene schöne Uebersetzung*) des Tom Brown, welcher uns ein wundervolles und wahrhaftes Bild von dem Schulleben zu Rugby unter Arnold gibt. In diesem Buche, einem wahren Lehrbuche für das Verhalten des Lehrers zu seinen Schülern, ist eigentlich Alles enthalten, was hierüber Gutes zu sagen ist.

Ist es aber nicht gerade als ob ich die scrinia Crispini geplündert hätte? Und doch fühle und glaube ich, dasz noch lange nicht genug gesagt sei.

***

*) Bei Justus Perthes.

16.

Gothisches Wörterbuch nebst Flexionslehre von Ernst Schulze. Züllichau 1867. VI u. 265 S. 8.

Der Herr Verfasser ist den Fachgelehrten durch sein im Jahre 1847 erschienenes gothisches Glossar bestens bekannt. Von letzterem scheint er viel schlechter zu denken als der Referent, denn er nennt es in der Vorrede zu seinem jetzt zu besprechenden Werke eine wenn auch nicht nutzlose, doch in mancher Hinsicht verfehlte Arbeit, ein weitschichtiges Glossar. Wir haben das Schulzesche Werk von 1847 in der Anlage nie als ein Musterwörterbuch betrachten können, wir würden es aber zu Gunsten der gegenwärtigen Arbeit keinen Augenblick missen wollen.

Denn zu unserm Bedauern müssen wir aussprechen, dasz wir diese gegenwärtige Arbeit für eine durchaus verfehlte halten. Sie vermag den Nutzen, den sie bringen soll, nicht zu leisten, weder dem Anfänger, der mit einem viel kleinern, aber praktischer angelegten Glossar zufrieden ist, noch dem (laut der Vorrede besonders berücksichtigten) Sprachforscher, für den das Buch überhaupt keinen Werth hat. Warum? wollen wir uns erlauben, darzulegen.

Darüber, dasz dem Fachgelehrten, dem Germanisten, ein gothisches Handlexikon von Nöten ist, kann kein Zweifel obwalten. Es musz sich dasselbe aber nicht nur, wie der Hr. Verf. in der Vorrede bemerkt, durch 'Vollständigkeit und Genauigkeit der Angaben, sowie durch Sicherheit und Schnelle des Gebrauchs' empfehlen, sondern gewis ebenso sehr auch durch eine solide Nüchternheit in Anordnung und Ausführung, die sich unter anderm namentlich darin kund thut, dasz nur diejenigen Formen aufgeführt werden, die wirklich vorhanden und belegt sind, natürlich bei weniger häufig oder nur einmal vorkommenden Formen mit Anfüh-

rung aller, bei den häufiger begegnenden unter Angabe wenigstens einiger besonders bezeichnender Stellen, denn Belege gehören unbedingt auch zu einem Handwörterbuche und dürfen in keiner Weise fehlen. Hierbei scheint mir die Anordnung für das Gothische als vorzüglich empfehlenswerth, dasz man Nomina und Pronomina und die sog. schwachen Verba nach Stämmen, die starken Verba nach Wurzeln aufführt, hinter welchen die wirklich von einem solchen Stamme oder einer solchen Wurzel vorkommenden Formen aufgezählt werden. Ausgeschlossen müssen bleiben alle erschlossenen (richtiger vermuteten, oft auch nur eingebildeten) Formen, denn das Wörterbuch soll nichts geben als eine Nachweisung des wirklich vorhandenen Sprachbestandes.— Die Frage, ob in einem solchen gothischen Handglossare die etymologische Seite zu berücksichtigen sei, bleibe eine offene. Der Bearbeiter mag sie je nach Neigung und Geschick bedenken oder bei Seite lassen; thut er das erstere, so musz er sich bewust sein, für seine Aufgabe nicht nur ausreichende Kenntnisse, sondern auch wieder Nüchternheit und Klarheit des Verstandes mitzubringen.

Sehen wir nun zu, wie das Schulzesche Wörterbuch sich diesen billigen Anforderungen gegenüber verhalte. Die Anordnung ist streng alphabetisch; aber eine solche ist nicht immer auch übersichtlich. Der Hr. Verf. hat durch fetten und magern, durch stehenden und liegenden Druck der Stichwörter, durch einfache, doppelte, gerade und schräge, griechische und lateinische Kreuze, durch Sterne und Fragezeichen möglichst dafür gesorgt, dasz sein Buch nur mit Hindernissen zu benutzen ist. Wenn ich nemlich wissen will, was alle diese chicanösen Zeichen sagen wollen, so musz ich ihre Form und Bedeutung entweder auswendig lernen (und das ist doch zuviel zugemutet), oder ich musz jedesmal in der Vorrede nachschlagen, wo ich denn unter acht Abschnitten (nr. 8 mit den Unterabteilungen a, b, c, d, e) erfahre, dasz alle diese Zeichen eigentlich höchst überflüssiger Natur sind (abgesehen davon, dasz ein 'erschlossenes' Wort durch Cursivdruck ausgezeichnet ist, was uns allerdings sehr nötig erscheint). Denn es wird z. B. ein gothisches Wort, welches nach Hrn. Schulze in sämtlichen urverwandten Sprachen vorkommt, durch einen Stern; dessen Wurzel Hr. Schulze noch nicht ermittelt hat, durch ein X; dessen Echtheit Hrn. Schulze fraglich erscheint, durch ein Fragezeichen usw. bezeichnet. Das ist also kein Vorteil der Anordnung.

Ein anderer Uebelstand ist der, dasz 'jede Ablautsform jedes ablautenden Verbums an der ihr zustehenden Stelle aufgeführt', sowie dasz 'jeder Flexionsform der Pronomina ihre eigene Stelle gegeben' ist. Wozu das? Der Grund, den der Verf. für die erstere Gattung aufführt, damit der Einflusz der Ablaute auf die Wortbildungslehre anschaulich hervortrete, ist nicht stichhaltig. Wer das gothische Wörterbuch benutzt, dem sollen diese Formen gegenwärtig sein und es ist übel mit Angabe derselben Papier und Druck zu belasten.

Was soll man nun endlich zu einer dritten Seite der Anordnung sagen, nemlich zu der Unmasse erschlossener Verben und Verbalformen? Wenn man das Buch durchgeht, und überall, auf jeder Seite, auf diese

Unformen stöszt, so wird das Unbehagen beinahe zu einem physischen gesteigert. Der Gerechte erbarmt sich sogar seines Viehes; hat Hr. Schulze kein Mitleiden mit der gothischen Sprache gehabt? Oder glaubt der Hr. Verf., wenn er seine Wörterbuchsthätigkeit mit der Bemerkung beginnt: *ab* siehe *iban*, es habe wirklich ein starkes Verbum *iban*, *ab*, *êbum*, *ibans* gegeben mit der Bedeutung *complanare*, flach, glatt, eben, gleich machen? Ueber solche Dinge sollten wir doch nun endlich hinaus sein; den deutschen Philologen ziemt nichts weniger, als die Resultate der vergleichenden Sprachforschung auf so crasse Weise zu ignorieren. Auf einem solchen Fusze ist unsere Wissenschaft auch gleich von ihrem ersten Haupte nicht angelegt worden, der sicherlich nichts mehr bedauern würde, als zu sehen, dasz Leute im Jahre 1867 noch immer nicht den Standpunct von 1819—1826 verlassen können. Hr. Schulze steht nemlich noch immer in dem alten Irtume fest, die Wurzeln seien Verba und das Verbum sei eher da gewesen als das Nomen. Dieser Theorie zu Liebe die Ungeheuerlichkeiten in den erschlossenen Verbalformen, die dadurch noch ungeheuerlicher werden, dasz auch bei Hrn. Schulze keine gothische Verbalwurzel vocalisch schlieszen darf, und von denen wir einige Proben geben müssen. Um goth. *fadar* zu erklären, wird ein Verbum *fadan*, *fôd*, *alere*, nähren, angenommen. Das Wort *fadar* ist überhaupt bei Hrn. Sch. das Muster eines lexicographischen Artikels, wir wollen es daher mitteilen.

> *fadar*, m. anom. (!) πατήρ, *pater*, *Vater*. Es kommt nur einmal vor. (Hier folgt ein Kreuz mit zwei Querbalken, welches nach Vorrede 8d die besondern Eigentümlichkeiten der Wortform und des Gebrauchs signalisiert.) Die organische Reihe wäre *pater*, *faþar*, *vader*. Ist es mit *faþs* verwandt? (Hier steht ein Doppelkreuz, das nach Vorrede 8e andeutet, es folgen nunmehr sprachvergleichende Beispiele aus den urverwandten Sprachen, und zwar der griechischen, der lateinischen und der althochdeutschen.) gr. πατήρ; lat. *pater*; ahd. *fatar*.

Der Einsichtige wird aus dieser Klaue den Löwen erkennen. — Ferner, um *svistar* und *svês* zu erklären, ist Hrn. Schulze ein starkes Verbum *svisan* notwendig (man überzeuge sich auf S. 172[b]), dessen Sinn noch unerschlossen ist; um *maúrgins* zu erklären, figuriert ein starkes Verbum *mairgan*, *particulam decidere*, anbrechen; zur Erklärung von *slêpan* schlafen ein Verbum *slipan*, mit welchem aber Hr. Schulze auch wieder nichts anzufangen weisz, denn er bleibt uns die Bedeutung schuldig; überhaupt wirkt es im Ganzen recht komisch, wenn die starken Schulzeschen Geschöpfe sich öfters ohne alle Bedeutung repräsentieren müssen und bisweilen an sie recht merkwürdige etymologische Fragen geknüpft werden, wie z. B. *diuban*, abl. 5. Wie ist *daubs surdus* mit *dubô* (als Druckfehler steht *daubô*) *columba* zu vermitteln? oder: *hvapan* abl. 3. Wie läszt sich *hvapnan exstingui*, *suffocari* mit *hvôpan clamare* verknüpfen? u. ähnl. — Aber ich versage es mir, weiter diese erschlossenen Formen zu berühren. Das Treiben mit

denselben fällt ja Hrn. Schulze nicht ausschlieszlich zur Last; er hat allerdings den Ruhm, es so einfach und schlicht, so ohne allen Aufwand von Esprit und Geistreichigkeit angewendet zu haben, dasz es dadurch jedenfalls seinen Todesstosz empfängt. Bei Hrn. Schulzes Verfahren tritt es deutlich zu Tage: wenn die Etymologie eines Wortes gefunden werden soll, hält man es mit einigen andern 'derselben Ablautsreihe' zusammen, construiert sich daraus ein starkes Verbum mit einer oder auch gar keiner Bedeutung, und die Etymologie ist fertig.

Rücksichtlich der Anordnung ist ferner noch ausdrücklich hervorzuheben, dasz durch das ganze Buch kein einziger Beleg zu einer Stelle verzeichnet ist, wodurch wieder das Werk an einem nicht zu unterschätzenden Mangel leidet; denn wir haben es schon eingangs hervorgehoben, der Belege darf ein gothisches Handwörterbuch schlechterdings nicht entrathen. Auch musz Hr. Schulze, wenn er ausdrücklich für den Fachgelehrten mit zu arbeiten erklärt, eine Controle seiner Arbeit nur billig finden. Dieselbe wird aber durch das Fehlen aller Belege ungebührlich erschwert.

Zu loben ist an der ganzen Anordnung überhaupt nichts, als dasz dem gothischen Stichwort auch die griechische Bedeutung mit zugesetzt ist, und auch dieses Lob wird wieder durch das Fehlen der Belege eingeschränkt. Denn wenn Ulfilas verschiedene griechische Wörter durch éin gothisches überträgt, so sagt uns Hr. Schulze natürlich nicht, an welchen Stellen des gothischen Textes dieses, an welchen Stellen jenes griechische Wort durch das éine gothische übertragen ist. Es heiszt schlankweg: *sunjeins* ἀληθής, ἀληθινός, ἀγαθός; *matjan* ἐσθίειν, βιβρώσκειν, τρώγειν u. ä.

Die Anordnung ist also eine in jeder Hinsicht verunglückte. Aber daraus folgt doch noch nicht ganz die Unbrauchbarkeit des Buches selbst, denn dasselbe besteht nicht nur aus Form, sondern auch aus Inhalt. Wol wahr; aber die halbe Brauchbarkeit eines Wörterbuches beruht auf dem Formengeschick des Autors, die andere halbe auf seinen materiellen lexikographischen Kenntnissen. Auf die erste der beiden Hauptsachen hat Hr. Schulze ein besonderes Gewicht gelegt; er wird sich demnach nicht beschweren können, wenn wir ihm etwas ausführlicher, als es sonst wol unsere Sache ist, zeigen, wie wenig sein Wörterbuchsplan werth ist.

Aber die zweite Hauptsache des Buches? Wie sind die materiellen Kenntnisse des Autors beschaffen? Was seine etymologischen anbetrifft, so haben wir schon im ersten Teile dieses Referates Proben davon gegeben, die uns aller weiteren Worte entheben, zumal der Leser auf jeder Seite des Buches ähnliche Bemerkungen, mögen sie sich als einfache Behauptungen präsentieren oder sich in das bescheidenere, aber immerhin etwas coquette Gewand einer Frage kleiden, antreffen kann. — Nicht zu läugnen und seit 1847 bekannt ist es, dasz Hr. Schulze das enge gothische Sprachgebiet, wie es bis zum Jahre 1855 vorlag, genügend beherscht. Bemerkenswerthe Unrichtigkeiten hinsichtlich derjenigen gothi-

schen Worte, die nach Form und Bedeutung seit lange gesichert sind, laufen daher nicht unter. Hr. Schulze wird sich dies für das vorliegende Buch nicht als Verdienst anrechnen wollen. Neues hat er wenig dazu gelernt. Denn wiewol er uns in der Vorrede versichert, die Forschungen Uppströms sorgfältig benutzt zu haben, so hat er doch offenbar keine Ahnung von den Verdiensten dieses Gelehrten um die Kritik der gothischen Texte und er verhält sich seinen Lesungen gegenüber ganz eigentümlich. Wir können nemlich schlechterdings nicht erfinden, nach welchen kritischen Principien Hr. Schulze die Uppströmschen Lesungen bald einfach, bald mit Reservationen annimmt, bald sie nur in einer Note, oder in der so beliebten Frageform erwähnt, bald wieder sie ganz mit Stillschweigen übergeht. Immer aber ist die Pietät gegen das Alte so weit gewahrt, dasz die alten falschen Formen neben den Uppströmschen noch ihr Plätzchen bewahren. Z. B. Marc. 10, 45 hat Uppström anstatt *saun* zweifellos *lun* Lösegeld gelesen; Herr Schulze führt dieses Wort S. 119 fragend auf, ebenso fragend S. 153 die alte Unform *saun*. Gal. 6, 9 steht, wie Uppström bezeugt, nicht *afmaindai*, sondern *afmauidai*; Hr. Schulze fragt nur unter *afmainds*: ist *ni afmauidai* . . für *ni afmaindai* zu lesen? verschweigt also dem Leser, dasz jene Form von Uppström wirklich schon längst gelesen ist. Das Uppströmsche *bi-mampjan* Luc. 16, 14 wird dagegen wirklich ohne Fragezeichen als richtig angenommen und das alte *bimaminjan* als falsche Form erklärt. Wieder nicht mit einem Worte erwähnt sind die Uppströmschen Lesungen: *salta gasupôþ* Col. 4, 6; *faihu-geigô* Col. 3, 5 und 1 Tim. 6, 10; *nih faihugeigais* Röm. 13, 9; *ni vairþaima flautai* Gal. 5, 26; dafür stehen Hrn. Schulze noch fest die alten Unformen *gasuqôþ*, *faihugeirô*, *faihugeirônjan*, *ni vairþaima flautandans* und noch manche ähnliche und schlimmere. Man lese S. 119 die Meditationen über das Unwort *lôs* (1 Tim. 2, 2): 'wie soll man *sutja lôs bauan* deuten? . . . ein Wort wie *lôs* versagt sich in allen deutschen und verwandten Sprachen.' Sehr natürlich, weil in beiden Codices einfach nicht *lôs*, sondern *ald* steht; wir bedauern einen solchen Schnitzer Hrn. Schulzes, der doch die Uppströmschen Forschungen sorgfältig benutzt haben will.

Doch brechen wir ab. Wollten wir alles nicht Gute, was uns in dem Buche aufstöszt und was das dagegen erscheinende Gelungene in den tiefsten Schatten zurückdrängt, aufzählen, so könnten wir dieses Referat zu einer dreifachen Länge ausdehnen. Der Leser wird auch aus diesen Bemerkungen entnehmen, dasz Herr Schulze seiner Aufgabe, wie er sie sich selbst in der Vorrede vorgezeichnet hat, durchaus nicht gewachsen ist.

Halle a/S. Moritz Heyne.

17.

DEUTSCHE AUFSÄTZE VON SCHULRATH DR. CHRISTIAN VON BOMHARD.

Aus dessen litterarischem Nachlasse mitgeteilt

von

HEINRICH STADELMANN.

Der gute Kopf,

d. h. im Allgemeinen die Fähigkeit leicht zu fassen und nach Maszgabe der fortschreitenden Entwicklung das Erfaszte glücklich zu verarbeiten und zu gestalten, ist eine grosze dankenswerthe Naturgabe und würde noch gröszere Anerkennung verdienen, wäre nur nicht mit solcher Begabung manches Bedenkliche verbunden. Die Lehrer wissen wol, was ich damit meine. Eben weil alles Wissenswürdige die Wiszbegier des Fähigen reizt, so ist er in Gefahr, vom vorgezeichneten Wege abzuspringen und Nichts gründlich zu erlernen, weil er von Allem etwas wissen will. Eben weil er mit ungeduldiger Hast vorwärts eilt, will er die Schwierigkeiten der Anfänge mit leichtem Satze überspringen, und weil er seine Kraft kennt, die Mühe der Arbeit den Minderbefähigten zuschieben, in der Meinung, Fleisz sei nichts als Ersatz für das mangelnde Talent. Wer diese Beobachtung schon als Lehrer und Erzieher gemacht hat, dem wird, wenn er einen guten Kopf unter seinen Schülern bemerkt, oft bange um dessen wissenschaftliches Gedeihen und künftiges Lebensglück. Weit mehr erwartet er von denen, die bei mittelmäszigen Anlagen Lenksamkeit, Fleisz und Ausdauer besitzen. Das werden die brauchbaren, das die glücklichen Männer. Daraus geht für die Pädagogen die Pflicht hervor, die fähigen Köpfe in besonders sorgfältige Pflege und Aufsicht zu nehmen. Aber diese wird ihnen gewöhnlich erschwert durch den Dünkel der Bursche, die gleich meinen, man wolle ihren Pegasus ins Joch an den Pflug spannen. Die Natur nimmt nicht selten den Anlauf zur Production eines schönen Menschenexemplars, aber sie nimmt ihn bald zu kurz, und dann gebricht es an der erforderlichen Elasticität, bald zu lang, und dann fehlt es an nachhaltiger Kraft zum Sprunge. Ein förderndes Geschick musz der guten Anlage zu Hülfe kommen. Nicht eben ein freundlich lächelndes, weil oft gerade das Misgeschick das Beste zur Bildung des Talentes thut, aber ein in dieser oder jener Weise behülfliches. Ja ich möchte sagen, wie Horaz den künftigen Dichter in der Wiege von Melpomene anlächeln läszt, so müsse jedem werdenden Talent irgend eine Gottheit liebend zur Seite stehen. Aber wie selten vereinigen sich Natur, Schicksal und Genius zu gemeinschaftlicher Production! Ueberall nur Halbheit, Stückwerk, Anfänge und Vorbereitungen ohne Ausführung und Vollendung, und in solchem Gedränge und Tumult geht Diogenes mit seiner Laterne umher und sucht vergebens nach einem Menschen.

Geistreich.

Wer ist es? — Ich denke der, welcher einen Blick frei hat über das hinaus, was jeder Andere auch wahrnimmt, und Beziehungen auffindet, die Hans und Kunz nicht kennt; der Ideen zu fassen und eigentümlich zu gestalten vermag; der in der Verwirrung der menschlichen Dinge den Zusammenhang nicht verliert; endlich der, welcher seine Fackel da angezündet hat, von wo Prometheus den ersten Funken ins Dunkel der Welt geholt. Aber, hilf Himmel, welcher Unfug wird mit dem schönen Prädicate getrieben! Geistreich nennen sie den Witzbold, ohne zu bedenken, dasz viel Witz auch bei wenig Verstand und Einsicht wohnen kann; geistreich den Spötter, dem nichts heilig ist; besonders auch den, der Paradoxieen aufzutreiben weisz, die einem vernünftigen Menschen nicht in den Kopf kommen. Das Regellose und Abnorme gilt leicht für geistreich, während gerade der Mann von gesundem Menschenverstand, der doch eine grosze Seltenheit ist, für ganz ordinär gehalten wird. Vollends in der schönen Litteratur achtet man den Schriftsteller für geistreich, der die Misere der Alltagswelt hübsch herausputzt und das Krankhafte der Zustände mit der Tünche der Gesundheit anpinselt.

Darum wenn sie dich etwa geistreich nennen sollten, sei auf deiner Hut, und frage dich ernstlich, ob du doch nichts Dummes gesprochen oder geschrieben. Ueberhaupt sind die Schlagwörter unserer Zeit, zu denen das besagte gehört, verdächtige Passagiere, die mit unechten Pässen reisen.

Die drei Anker.

Das Leben ist der Ocean, auf dem das Menschenschifflein fährt. Allerlei ist diesem vonnöten: Segel, Compasz, Steuermann, Anker. Die Segel sind die Affecte, der Compasz das Wort Gottes, Steuermann soll der Verstand sein, aber die Anker — was sind diese? Sie heiszen:

1) didicisse fideliter;
2) nil conscire sibi;
3) fidere Deo.

Schmiede dir diese, so lange du noch jung bist! Erkaltetes Eisen läszt sich nicht mehr hämmern. Sie halten fest — verlasse dich darauf!

Die Zierden.

Die Natur liebt Schmuck und Putz, denn sie ist eine Dame, und dazu eine sehr reiche, der es zur Befriedigung dieses Hanges nicht an der mannigfaltigsten und prächtigsten Kosmetik gebricht. Doch wem will sie mit ihrer Zierde gefallen? dem Menschen? oder sich selbst? oder dem schönen Geiste? Denn dasz sie gefallen will, scheint keinem Zweifel unterworfen. Sie putzt oft ein genus mit dem andern, wie wenn sie den Fels mit Moos, das alte Gemäuer mit Epheu, der Alpen schneeige Höhen mit Blumen

ziert. Aber sie liebt auch jede Gattung durch sich selbst mit Prachtexemplaren ihrer eigenen Art zu schmücken, als wollte sie dem Betrachtenden sagen: siehe, auch Sonntagskleider habe ich in meiner Garderobe. — Wir bewundern solches, wo wir es treffen, z. B. im Walde, wenn unter tausend Gesträuchen und kleinen oder mittelmäszigen Bäumen plötzlich eine ungeheure Eiche überrascht, deren Stamm kaum sechs Männer umklaftern, die himmelan weit und breit ihre Aeste entfaltet. Oder im Garten, wenn der Reiz einer aufgebrochenen Rose ihre Blumenschwestern ringsumher verdunkelt. Auch in andern Schöpfungsreichen, wo wir ein vortreffliches Exemplar z. B. von einem Pferde, einem Stiere erblicken. Gern scheint die Natur sich im Feierkleide sehen lassen zu wollen. Aber in ihrem königlichen Schmuck mit diamantenem Diadem und goldener Krone läszt sie sich sehen, wenn sie sich manchmal entschlieszt, ein ausgezeichnetes Menchenexemplar hervorzubringen. Hier steht ihr ein Doppeltes zu Gebote, während sie sonst nur auf Eines beschränkt ist. Sie kann beliebig eine Gestalt schaffen, in der die Reinheit der vollendeten Form den sinnlichen Stoff zur Verklärung erhebt; kann aber auch mit kühner Verschmähung des Formenreizes rein geistigen Gehalt verkörpern, der hier durch Kraft und Erhabenheit, dort durch Liebenswürdigkeit und Anmut Bewunderung oder Zuneigung weckt. Doch läszt sie in letzterer Weise unentschieden, ob sie aus eigenen Mitteln genommen oder von fremdem, doch verwandtem Reichtum geborgt hat. Damit aber nicht greller Abstand zwischen dem Gemeinen und solchen auszerordentlichen Exemplaren Misfallen errege, so füllt sie die Intervalle mit allerlei Mischungen aus, die dem Gewöhnlichen einen Zusatz von dem geben, was dem Vortrefflichen eignet. Zu solchen Mischlingen gehören alle bessern Menschen. Wol möchten sie selbst auch Prachtexemplare sein, aber der Mitgenusz ihrer hohen Vorzüge läszt es zu keinem Neide kommen.

Verwandlung.

Ich habe nicht wie Marius auf den Trümmern von Carthago gesessen, aber ich brauche auch nicht so weit zu reisen, wenn ich Ruinen sehen will; der Spiegel in meinem Zimmer zeigt mir sie. Das weisze Haar am kahlen Scheitel, die verschrumpfte Haut, der zahnlose Mund, was sind sie anders als Ruinen, Reste aus einer bessern Zeit? Meine vielen tausend Lebenstage haben in mein Gesicht wie in das Album eines Freundes ihr Andenken eingezeichnet. — Gut, man ist an diesen Anblick so gewöhnt, dasz man nicht mehr darauf reflectirt. Aber nachdrücklicher spricht bei mancher andern Veranlassung die Vergangenheit ans Gemüt. Z. B. du kommst als alter Mann nach vielen Jahren wieder in das Dörfchen, wo du geboren bist und einen Teil deiner Kinderjahre heiter und glücklich verlebt hast. Was siehst du? Fremde Physiognomieen schauen aus deinem Vaterhause und aus andern Häusern, wo sonst wol Bekannte freundlich grüszend auf dich herabgeblickt: willst du den vorigen Bewohnern deinen Besuch machen, must du auf den Kirchhof gehen. Vielleicht

begegnest du noch einem grauen Mütterchen oder verhutzelten Männlein, das auf deine Ansprache sich auf deinen Namen besinnt und kaum der Versicherung traut, dasz du der Cidevant seiest. Ja, wenn die Häuser, die dich wie einen Bekannten anschauen, Sprache hätten, die vielleicht würden dich beim Namen rufen. Von Glück hast du zu sagen, wenn nur Einer sich noch erinnert, mit dir Hüttchen gebaut und Nüsse vom Baum herabgeworfen zu haben. Tief ergriffen und in der ernstesten Stimmung suchst du auf dem Gottesacker bekannte Namen und sagst dann dem theuern Orte ein Lebewohl auf immer. Zu dir selbst aber sagst du das Fuimus Troes, und vernimmst das Wort der Zeit: siehe, ich mache alles alt.

Du bist heimgekehrt. An der Schwelle hüpft dein Enkel, ein rosig blühender Junge, an der Hand seiner jugendlichen Mutter dir entgegen und fragt mit süszer Kinderstimme: Groszpapa, was hast du mir mitgebracht? Du umarmst ihn voll Zärtlichkeit und die Zeit ruft dir sehr vernehmlich wieder ins Ohr: siehe, ich mache alles neu. O wie gern trittst du dem geliebten Kinde deine grünen Tage ab, oder vielmehr empfängst du sie von ihm neugeschenkt wieder! Also die Zeit sahst du mit ihrem Januskopf, das eine Gesicht rückwärts gekehrt, alt und runzelig, das andere vorwärts gewendet, glatt und heiter. Besinne und frage dich, ob nicht dieser Janus an und in dir selbst zum Vorschein gekommen, ob nicht in dir ein jugendliches Bild aus dem gefurchten Angesicht herausschaue! Freue dich, wenn du ein solches entdeckst. Es ist der Engel in dir, der wie in Byrons Himmel und Erde die zagende Seele beim Einbruche der letzten Sündflut, mit der die Zeit über dich kommen wird, unter seine schützenden Fittige nimmt; a brighter world than this, where thou shalt breathe ethereal life, will we explore.

Jugendliebe.

In Beziehung auf Lebensglückseligkeit ist die Periode der ersten Jugendliebe, die Erwiederung gefunden, unstreitig die schönste, denn viel vereinigt sich sie dazu zu machen, was später nie wieder sich zusammenfindet. Das Ideale wird zur Wirklichkeit, das Selbstgefühl wird in dem Bewustsein, die Liebe eines Engels gewonnen zu haben, aufs Höchste gesteigert, die Hoffnung blickt ins Morgenroth des heitersten Tages, das Streben hat seinen Preis — und welchen Preis! — gefunden, vorher nie geahnte Tiefen haben sich dem Gemüte, der innersten Empfindung erschlossen, Psyche ist im Besitze solchen Fundes reicher und mächtiger geworden — wie dem Wanderer über waldigen Höhen eine unendliche Fernsicht in die reizendste Gegend sich öffnet und trunken sein Blick von einer Partie auf die andere schweift, so liegt dem Liebenden das Leben bis in seine fernsten Höhen vor Augen, wo die Zeit mit der Ewigkeit sanft verschwimmt. Poesie dringt wie ein Strom mit aller Macht in die bisherige Prosa des innern Lebens ein: kein Wunder, wenn alle Dichter dies Arkadien besungen und seiner flüchtigen Seligkeit ewigen Ausdruck

gegeben haben. Seiner **flüchtigen** Seligkeit, sage ich. Denn so natürlich der Wunsch ist: 'o dasz sie ewig grünen bliebe etc.', so liegt doch gerade in dieser flüchtigen Vergänglichkeit selbst der meiste Zauber, und mitten im Gefühle der Wonne drängt es den Geist über diesen Zustand hinauszukommen. Aber wenn das nun eintritt, wenn der Strom der Empfindung in sein ruhiges Bett zurückgegangen ist: was bleibt dann noch geborgen und gerettet aus der lieben Vergangenheit und Vergänglichkeit? oder war Alles nur Traum und Schaum? — Edlere Seelen, tiefere Gemüter werden, denke ich, auch später in der sorgenvollen Hausfrau und spät noch in der welkenden Matrone die Geliebte der Jugend erkennen; die Weihe unschuldiger, rein verehrter Liebe ist eine ewige, und von dem Strahlenkranze, in dem die Jungfrau dem entzückten Jüngling erschienen, bleibt noch bis zum Ende der schmale, aber goldene Reif der Aureole um das Haupt der würdigen Gattin.

Ach.

Durch das gesamte Leben zieht ein tiefes Ach, das bald in leisen Tönen wie fernes Aeolsharfenwehen erzittert, bald anschwellend zu mark- und beinerschütterndem Fortissimo wächst. Leben ist Leiden; Schmerz ist seine Grundfarbe, die aus allen Uebertünchungen immer wieder hindurchschlägt, Schmerz sein Grundaccord, der durch alle Modulationen hindurchklingt. Ich will hier nicht das entsetzliche Register des menschlichen Elendes aufschlagen, das in zahllosen schweren Seufzern sein Ach hören läszt: selbst durch die guten Lebenstage zieht sich ein Gefühl, das seinen Ausdruck im Ach findet. Wir sprechen beim Wiedersehen einer geliebten Person: 'Ach, so sehe ich dich endlich wieder!' Das heiszt explicite: lange und schmerzlich habe ich dies Glück entbehren müssen. Oder: 'Ach, wie sind wir heute so froh beisammen!' um zu ergänzen: es wird nicht oft uns mehr so wohl werden. Auf vorausgegangene Entbehrung, auf trübe Antecedentien, oft auch auf Ahnungen oder überhaupt auf das Bewustsein der Flüchtigkeit aller irdischen Freude deutet dies Ach hin.

Die Jugend hat das Glück, diesen leisen Hauch der Wehmut und Trauer zu überhören, weil sie noch wenig Vergangenheit hat und ihr ganzes Sein in den Affect und die Gegenwart legen kann. Anders das reifere und vollends das höhere Alter, dem keine freudige Empfindung ohne irgend eine starke Beimischung des Schmerzlichen kommt. Das macht, weil seine Erinnerung voll und reich ist, diese aber, da sie sich auf Nichtmehrseiendes, Vorübergegangenes bezieht, umflort ist von dem Gefühle der Vergänglichkeit und Eitelkeit aller menschlichen Dinge. Wehmut heiszt diese Mischung von Lust und Schmerz und in diese geht in späteren Lebenstagen fast alle Freude über. Z. E. dein braver Sohn hat eine Auszeichnung erhalten. Im Momente, wo du dich freuen willst, denkst du: ach, wo ist sein Bruder, der zu gleichen Hoffnungen berechtigte? — Oder er feiert seinen Hochzeittag: sehr erfreulich; aber ach,

die treue liebende Mutter fehlt bei dem Familienfeste! — Und so bei aller und jeder Veranlassung steigt ein bleicher Schatten auf und setzt sich wie Bancos Geist zur Seite. Nicht selten in den Momenten der stillen Sammlung und Meditation erweitert sich auch dies Gefühl zur Teilnahme am Elende aller irdischen Existenz. Der junge Mensch hört nicht das Seufzen der Creatur, aber dem alten dringt ihr Weheruf ins Ohr, tausendstimmig, unaufhörlich, erschütternd; und dann sammelt sich das Gefühl des Erschauderns beim Anblicke der Unermeszlichkeit und Tiefe einer Trostlosigkeit, von der kein Ende abzusehen, ein Ach, das mit Worten ausgedrückt so viel sagen will:

'Glücklich ist, wer nie geboren;
Wer das zweite Loos erkoren,
Geht zum Hades schnell zurück.'

Wollte Einer einwenden: Aber das Leben ist ja nicht lauter Jammer und Trübsal, es ist auch voll Freude und Wonne, füllet damit die schwarze Lücke: so wird eine ernstere Betrachtung sich mit dem Vorzeigen dieser Kehrseite nicht abfinden lassen. Denn die Scala der Freude, wofern sie nicht in Rausch und Taumel ausartet, ist eine kurze, die des Schmerzes aber reicht bis in die Tiefen der Hölle hinab; die Freude ist je lebhafter, desto kürzer in ihrer Dauer, das Leid dagegen sehr oft ein langes, unaufhörliches; in der Freude ist meistens wenig sittlicher Gehalt, im Elend oft ein Meer von Unsittlichkeit und unverbesserlicher Versunkenheit. O wie gern gäbe man nicht alle Freude dahin, könnte man eines drückenden Schuldbewustseins ledig werden, einen geliebten Leidenden erlösen, einen Todten zurückrufen!

Aber der Sinn und Zweck aller irdischen Not tröstet doch über ihre Existenz! Bald ist sie Würze des Lebens, bald Reiz zur Kraftentwicklung, bald heilsame Züchtigung zur Gerechtigkeit, in der Gesamtheit aber der mächtige Hebel, der das Geistige aus dem tiefen Naturgrunde emporhebt. —

Wir unterscheiden Not, sofern sie Nötigung ist, vom Jammer und Elend, zu dem sie freilich oft führen mag. Wer sagt aber von diesem, dasz es bessere? In der Regel macht es schlechter; elende Nationen sind jederzeit auch entsittlichte. Wer, dasz es sollicitiere und Kraft entwickle? Vielmehr drückt es nieder und stumpft ab. Wer, dasz es vorwärts bringe? Es hemmt, entwürdigt, schleudert zurück.

Wenn also die Lebensfreude nicht ausreichenden Ersatz bietet und die Reflexion auf die Folgen nicht tröstet, was bleibt übrig, um das Leben in seiner Gesamtheit erträglich zu finden? Denn dasz vielleicht du sagst: mir geht es wohl, was klagen denn die Andern? — ist unverständige Rede, und auch du wirst schon noch ein anderes Lied singen. — Etwa die Macht des Leichtsinns und der Gewohnheit? Diese ergibt sich ins Unvermeidliche und trägt es wie der Stier sein Joch; jener verschlieszt Augen und Herz gegen Anblick und Empfindung des Elends. Aber die Gewohnheit ist nicht allmächtig, es gibt tausend Uebel, an die man sich nicht gewöhnen kann; der Leichtsinn setzt sich freilich über

Vieles hinweg und hilft allerdings die Lasten tragen; dagegen aber macht er auch einen guten Teil derselben perennirend und ist nicht Tugend, sondern Thorheit.

Aber der Glaube an künftige Auflösung der Dissonanzen in ewige Harmonie ist doch Balsam auf die Wunden? Besser wäre es, man bedürfte des Balsams nicht.

Und kann denn auch das Vergangene ungeschehen gemacht werden? Läszt sich eine ganze Weltgeschichte voll des entsetzlichsten Greuels und unsäglichsten Uebels wie eine falsche Rechnung von der Wachstafel wegtilgen? Tief eingegraben steht sie auf ehernen Tafeln; das Bessere und Gute, das vielleicht immer kommen mag, löscht nicht die Schrift voll Schmerz und Jammer. Genug, das Ungeheure und Unsägliche war einmal, und könnten seine Folgen alle aufhören, ist nicht die Erinnnerung, die unvertilgbare, schrecklich genug und mehr als hinreichend, alle künftige Existenz zu trüben?

Oder male ich grau im Grauen? Mir ist, als sähe ich eine Heerschaar Geängsteter, Verfolgter in wilder Flucht, und hinter ihr her die Zeit wie Pharao mit Rossen und Wagen, vor ihnen das Meer, aber ohne Furt und Strasze.

Eine Vision tritt vor meine Seele: der zweite Moses, den der erste auf dem Berg der Verklärung gesehen, schreitet in majestätischer Ruhe, den Hirtenstab in der Hand, vor den zagenden Flüchtlingen einher: 'Mir nach! Ich bin der Weg durchs rothe Meer der Trübsal und des Todes!' Und die Fluten teilen sich, und hinter den Durchziehenden und ihrem Führer versinkt die alte Zeit und das alte Geschlecht, vor ihnen öffnet sich eine neue Welt. So wie die Ungeheuer der ersten Schöpfung, deren versteinerte Reste wir noch mit Grausen ansehen, so verschwinden, ertränkt im Meere, die moralischen Ungetüme und Scheusale der ersten Geschichte, und an ihrer Stelle erscheinen edlere Wesen und feinere Organisationen. Ein neues Schöpfungs-Tagewerk beginnt, die Pforten eines neuen Paradieses öffnen sich, in dem keine Schlange mehr versuchen wird. Und die alte Sünden- und Jammergeschichte, war sie nicht in das Buch der Zeit eingeschrieben? wo wird sie bleiben, wenn die Zeit selbst nicht mehr sein wird?

18.

NOCH EINMAL MARIAS ABSCHIED VON LEICESTER.

Wenn der Unterzeichnete hier noch einmal mit ein paar Worten auf die im ersten Hefte des 97n und 98n Bandes dieser Jahrbücher veröffentlichte Abhandlung des Hrn. Dr. Jeep über 'Marias Abschied von Leicester' in Schillers Maria Stuart zurückzukommen wagt, so geschieht es nicht, um dem Endergebnisse derselben entgegenzutreten. Vielmehr ist auch er der Meinung, dasz diese Abschiedsworte der Maria an Leicester mit dem

Charakter der Heldin, wie er sich in den unmittelbar vorhergehenden Scenen entwickelt und geklärt hat, psychologisch nicht recht in Einklang zu bringen sind, dasz Maria von der geistigen Höhe, welche sie namentlich in dem Zwiegespräche mit Melvil gewonnen, mit diesen Worten eher heruntersteigt, dasz sie, welche bereits das Irdische überwunden zu haben soeben noch erklärte, damit unerwarteter Weise in eben dieses Irdische zurückfällt. Auch darin geben wir dem Hrn. Verf. vollkommen Recht, dasz diese Liebe zum Leicester in dem Vorhergehenden lange nicht indiciert genug ist, dasz wir vielmehr aus dem Vorangegangenen den Eindruck gewinnen müssen, Maria habe sich seiner nur als einer wirksamen Mittelsperson zu ihrer Rettung aus den Händen der Elisabeth bedienen wollen. Während Hr. Jeep so diese Worte für störend in Bezug auf das Charakterbild der Maria erklärt, gibt er zugleich zu, dasz eine Begegnung zwischen Maria und Leicester vor ihrem Dahinscheiden dennoch notwendig war, da eben Niemand anders als Maria die Nemesis an Leicester vollziehen konnte und dieser am wenigsten in dem Drama ohne Strafe ausgehen durfte. Er scheint zwar zuerst die Ansicht aufzustellen, dasz es an dem bloszen Anblick der ihren Todesgang antretenden Maria genügt hätte, um dieses Strafgericht über Leicester herbeizuführen und den folgenden Monolog desselben, in welchem sich der furchtbarste Seelenkampf einer von den heftigsten Gewissensbissen gefolterten Seele ausspricht, vollständig zu motivieren, gleich darauf meint er aber doch, dasz der Dichter stumme Personen auf seiner Bühne nicht gebrauchen könne, und dasz daher ein paar Worte der Maria an Leicester schon notwendig gewesen wären, nur hätten es nicht solche Worte sein müssen, wie der Dichter sie in dieser Scene sagen läszt, sondern 'ein paar Worte herzlichster Verzeihung, so rührend und wahr, wie er, dieser gröste Maler des Gefühls und der Leidenschaft, sie der Sterbenden hätte in den Mund legen können — so hätte die liebevoll Verzeihende feurige Kohlen auf das Haupt des Schuldigen gehäuft, die ewig bis ins Herz hinein brennen.' Und dieser Ansicht ist auch, wie der Hr. Verf. uns in einer Anmerkung belehrt, K. Schwenck in seinen Erklärungen zu Schillers Werken S. 170. — Allein, wir brauchten uns im Grunde nur an die Analyse zu halten, welche der Hr. Verf. selbst von dem auf die Worte Marias folgenden Monologe Leicesters gibt, um darzuthun, dasz diese 'Worte herzlichster Verzeihung' allein doch nicht hingereicht hätten, um den sich hier vor uns entfaltenden Seelenzustand desselben vollständig zu begründen und die Nemesis seiner Handlungsweise im ganzen Umfange an ihm zu vollziehen. Ohne Zweifel muste schon der blosze Anblick des schönen, hauptsächlich durch sein zweideutiges Handeln in den Tod gesandten Weibes genügen, ihn stark zu erschüttern, und Worte herzlichster Verzeihung, von dieser Sterbenden an ihn gerichtet, würden diesen Eindruck sicher noch gar sehr verstärkt haben. Vergessen wir aber dabei nicht, dasz uns Leicester durchweg als eine leichtsinnige und selbstische Natur geschildert wird; um auf einen solchen Charakter einen recht nachhaltigen Eindruck hervorzubringen, um ihn so recht schwer und tief zu treffen, ist Nichts so geeignet, als die in ihm aufgehende

Erkenntnis von einem groszen, unschätzbaren Lebensglücke, dessen er hätte teilhaftig werden können, das ihm mit Sicherheit bevorstand, wenn er es nicht selbst mit frevelhaftem Leichtsinne von sich gestoszen und für immer vernichtet hätte. Diese Erkenntnis tritt in ihrer ganzen Stärke überall in dem Monologe Leicesters hervor, sie wirft ihn noch tiefer zu Boden als sein Schuldbewustsein, und letzeres wird durch jene erst zu der unerträglichen Höhe gesteigert, die in ihm den Entschlusz hervorruft, den Boden Englands auf immer zu meiden. Aus seinem Schuldbewustsein heraus nennt er sich allerdings 'das elendeste der Wesen', doch jener anderen Erkenntnis entspringen die Worte:

. . . . Was hab' ich
Verloren! Welche Perle warf ich hin!
Welch Glück der Himmel hab' ich weggeschleudert!
. . . .
Musz sie im Tod mit Liebesbanden mich umstricken?

Und noch tiefer spricht sich die Erkenntnis des verscherzten Lebensglückes in den Worten aus:

Verworfener, dir steht es nicht mehr an,
In zartem Mitleid weibisch hinzuschmelzen.
Der Liebe Glück liegt nicht auf deiner Bahn.

Wie anders aber konnte diese Erkenntnis, welche zugleich seine furchtbarste Strafe ist, in ihm hervorgerufen werden, als durch das Liebesgeständnis der Maria, das, in diesem bedeutsamen Momente abgelegt, über allen Zweifel erhaben ist? — Nun ist es freilich wahr, dasz es sich für die Maria, die soeben dem Melvil gebeichtet, die soeben erklärt, dasz sie 'ihren Hasz und ihre Liebe Gott geopfert' habe, nicht recht schicken will, denn doch mit einer Liebeserklärung aus dem Leben zu scheiden, dasz sie dadurch von der geistigen Höhe, die sie soeben erklommen hatte, wieder heruntersteigt, — lassen wir jedoch nicht auszer Acht, dasz es nicht die Erklärung einer noch in voller Stärke vorhandenen, sondern einer bereits überwundenen, von ihr nur noch als 'Schwachheit' bezeichneten Liebe ist, die sie gibt.

'Jetzt', lauten ihre Worte, 'da ich auf dem Weg bin, von der Welt
Zu scheiden und ein sel'ger Geist zu werden,
Den keine ird'sche Neigung mehr versucht,
Jetzt, Lester, darf ich ohne Schamerröthen
Euch die besiegte Schwachheit eingestehn —,

Darum braucht Maria von diesem Geständnisse denn auch keineswegs so erregt zu sein, dasz sie nicht mit voller Wahrheit ihre letzten Worte: — 'Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden!' sagen könnte, und es gehört dazu durchaus keine, nach der Begegnung mit Leicester bei ihr nicht mehr vorauszusetzende Kraft der Selbstbeherschung, wie der Hr. Verf. zu meinen scheint. Allein derselbe findet auszer einer Liebeserklärung auch noch einen ironischen Vorwurf in den letzten Worten der Maria, und dieser erscheint ihm hier um so unpassender, als ja Maria

in den früheren Begegnissen ihres Lebens, ihren erbitterten Feinden gegenüber, wo es vielleicht eher angebracht gewesen wäre, niemals sich dieser Waffe bedient habe. 'Ich wüste keine andere Stelle zu nennen, wo sie mit Ironie spräche', meint der Hr. Verf. und setzt er hinzu: 'Gelegenheit dazu hätte sie wol gehabt in ihrer Verhandlung mit Burleigh (I 7), noch mehr in der mit Elisabeth, die sich nicht zu schämen brauchte (?), mit der beiszendsten Ironie die Unglückliche zu behandeln.' — Wir glauben nicht, dasz alle Leser Schillers der gleichen Ansicht sein werden. Von der letzteren Scene wollen wir nur bemerken, dasz es von Maria, welche die Möglichkeit eines guten Erfolges der Unterredung nur von der Erregung des Mitleides und der Versöhnlichkeit der Elisabeth erwarten konnte, eine unbegreifliche Thorheit gewesen wäre, mit Ironie reden zu wollen; vielmehr muste sie, wie sie auch wirklich thut, die Mäszigung bis zur äuszersten Grenze der Möglichkeit zu behaupten suchen. Als sie aber dann endlich losbricht, fehlt bei der Leidenschaftlichkeit auch wahrlich die bittere Ironie nicht, wenn sie die Worte ausstöszt:

> Nicht Ehrbarkeit habt Ihr von Eurer Mutter
> Geerbt: man weisz, um welcher Tugend willen
> Anna von Boleyn das Schaffot bestiegen.

Und ebenso verrathen die Worte

> Und du, der dem gereizten Basilisk
> Den Mordblick gab, leg' auf die Zunge mir
> Den gift'gen Pfeil —

deutlich genug einen Hang zu bitterer Ironie bei der Sprechenden. Was aber die Scene mit Burleigh betrifft, auf die der Verf. gleichfalls Bezug nimmt, so ist im Grunde unbegreiflich, wie er die so deutlich, wenn auch nur stellenweise, in derselben hervortretende bittere Ironie nicht gesehen hat. Ist denn nicht gleich die Erwiederung Marias auf die ersten Worte Burleighs, in denen er sich als Gesandten des Gerichts ankündigt,

> Lord Burleigh leiht dienstfertig dem Gerichte,
> Dem er den Geist geliehn, nun auch den Mund.

eine ziemlich spitzige? — Und als dieser später ihr ihre Richter als die auserlesensten Männer Englands darstellt und die Liste derselben einzeln durchgeht, in welchem Tone antwortet sie ihm da? — Sie beginnt damit seine Beredtsamkeit zu preisen, gegen die sie, ein schwaches Weib, unmöglich werde ankämpfen können:

> Ich höre staunend die Gewalt des Mundes,
> Der mir von je so unheilbringend war —
> Wie werd' ich mich, ein ungelehrtes Weib,
> Mit so kunstfert'gem Redner messen können! —

Nachdem sie aber den Gegner durch diese verstellte Lobpreisung irre gemacht hat, schlägt sie plötzlich einen ganz andern Ton an und entwirft eine Schilderung dieser selben von ihm so gepriesenen Lords, in der diese vielmehr als ganz gewissen- und überzeugungslose Menschen erscheinen, so dasz ihre ersten Worte doch unmöglich anders, denn als [illegible] ...ch aufzufassen sind. Im Uebrigen ist es völlig begreiflich,

dasz sie, die Wehrlose, dem mächtigen Gegner gegenüber auch zu dieser Waffe ihre Zuflucht nimmt. Der ironische Vorwurf jedoch, welcher in den Abschiedsworten der Maria an Leicester liegen soll, wenn sie sagt:

Ihr haltet Wort, Graf Lester — Ihr verspracht
Mir Euren Arm, aus diesem Kerker mich
Zu führen, und Ihr leihet mir ihn jetzt!

diese Ironie ist weit mehr eine solche der Situation, als der Redenden, da Maria aus körperlicher Schwäche in die Arme sinkt, denen sie sich so gern mit voller Hingabe der Liebe anvertraut hätte, da sie von ihnen in der That aus ihrem Kerker geleitet wird, aber nicht zum Leben, sondern zum Tode! — Dasz Maria aber überhaupt bei Leicesters Anblick in solche Aufregung geräth, beweist freilich, dasz sie das Irdische noch keineswegs so vollständig überwunden hat, wie sie glaubte, aber es ist doch eher der Rückfall in eine Schwachheit, als in eine Sündhaftigkeit, da Niemand im Grunde für das Eintreten solcher unwillkürlichen Regungen stehen kann. Aber freilich hat der Dichter selbst durch die vorhergehende Scene mit Melvil unsere Anschauung von dem Charakter der Maria auf eine solche Höhe gestellt, dasz sie von da ab in unserer Werthschätzung fast nur heruntersteigen konnte, sie mochte sagen, was sie wollte! — Endlich hat der Hr. Verf. gegen das Lebewohl, das Maria dem Leicester sagt, ernstliche Einwendungen. 'So spricht nicht der', meint er, 'welcher noch vom Grabe her Frieden und Versöhnung dem geben und lassen will, welcher auch noch so hart an ihm gefrevelt hat. Es ist mit einem feinen Gifte versetzt, das um so verderblicher wirken musz, je mehr es in den Schein herzlicher Teilnahme eingehüllt ist.' Es seien das nicht Worte einer reinen Seele, 'die aus Anmut und Würde sich den schönsten Kranz der Erhabenheit gewunden hat', es sei vielmehr 'mit einer gewissen schlauen Berechnung, wie sie gewöhnlichen weiblichen Naturen wohl eignet, darauf abgesehen, eine Saat höllischer Qualen in das Herz dessen zu streuen, an welchen die Worte gerichtet sind.' Das sind in der That harte Anklagen gegen den so eben noch so ideal hingestellten Charakter Marias, wobei es aber unbegreiflich bleibt, dasz der Verf. dennoch Hoffmeister Recht geben kann, wenn er diese Scene die Krone des Ganzen nennt. Ueberlesen wir indes diese letzten Zeilen mit etwas weniger eingenommenem Blicke, so stellen sie sich doch wol nicht so schlimm dar.

'Lebt wohl', sagt sie, 'und wenn Ihr könnt, so lebt beglückt!
Ihr durftet werben um zwei Königinnen:
Ein zärtlich liebend Herz habt Ihr verschmäht,
Verrathen, um ein stolzes zu gewinnen.
Kniet zu den Füszen der Elisabeth!
Mög' Euer Lohn nicht Eure Strafe werden!
Lebt wohl! — Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden!'

Dieses Lebewohl ist allerdings nicht ohne einige Bitterkeit, aber dasz es mit einem feinen Gifte versetzt ist, dasz die Worte mit einer gewissen schlauen Berechnung gesprochen sind, um eine Saat höllischer Qualen in Leicesters Herz zu streuen, das würden wir nicht sagen. Sie verzeih'

ihm vielmehr, sie wünscht ihm wohl zu leben und beglückt zu leben, das ist eine nicht wegzuläugnende Thatsache; freilich bringt sie ihn zugleich zur vollen Erkenntnis des begangenen Unrechtes, aber darf ich Dem, der an mir so schnöde gefrevelt hat, auch nicht einmal sein Unrecht zum Bewustsein bringen, nicht einmal dann, wenn ich ihm zugleich die Verzeihung des begangenen Unrechtes ausspreche? — Freilich, das Evangelium stellt den Spruch auf: 'Segnet Eure Feinde, thut wohl Denen, die euch hassen' usw., allein dieser letzte und äuszerste Zielpunct idealen Strebens findet im Drama, wo concrete Menschen mit lebhaften Leidenschaften und Empfindungen, nicht Tugendideale auftreten, so leicht keine Stelle, und wenn eine dramatische Persönlichkeit sich nicht zu dieser höchsten Idealität aufzuschwingen vermag, so spricht sie darum noch nicht mit der schlauen Berechnung, dem Anderen unendliches Wehe zu bereiten, und mit der Absicht, ein verderbliches Gift in das Herz desselben zu träufeln! — Die Hauptsache für die richtige Beurteilung dieser Abschiedsworte der Maria ist aber, dasz wir keinen Augenblick auszer Acht lassen, wie sehr dem Dichter daran gelegen sein muste, in dem leichtsinnigen und oberflächlichen Leicester ein vollständiges Bewustsein seiner Schuld zu erwecken, und wie das eben Niemand anders als Maria und auch wieder nur auf ihrem letzten Lebensgange thun konnte!

So würde sich uns denn schlieszlich folgendes Ergebnis herausstellen. Wenn der Hr. Verf. findet, dasz die Abschiedsworte der Maria an Leicester nicht recht im Einklange mit dem Charakterbilde der Ersteren, wie es uns in den vorhergehenden Scenen und namentlich in der Scene mit Melvil entwickelt worden ist, stehen, so hat er vollkommen Recht; ebensosehr, wenn er behauptet, dasz die Idealität, zu welcher sich die Heldin bereits emporgeschwungen hatte, dadurch getrübt wird. Dagegen sind für diese Worte anzuführen die dramatische Notwendigkeit, an Leicester die Nemesis vollziehen zu lassen, was durchaus nicht entsprechend geschah, wenn Maria nur, wie es Hr. Jeep wünscht, Worte herzlichster Verzeihung an ihn gerichtet hätte. Die poetische Schönheit dieser Worte und der Begegnung mit Leicester überhaupt hat der Hr. Verf. selbst im vollsten Umfange anerkannt und musz also jedenfalls schon nach seiner eigenen Darlegung zugeben, dasz aus diesem psychologischen Fehler eine poetische Schönheit entstanden ist. Ist nun aber zugleich nachgewiesen, wie dieser psychologische Fehler auch noch aus einer dramatischen Notwendigkeit hervorgieng und wie die Worte selbst von dem Hrn. Verf. in einer Schärfe aufgefaszt worden sind, die sie im Grunde gar nicht haben, so ist Schiller wol so ziemlich wegen der Einflechtung derselben gerechtfertigt, und es ist wol zu glauben, dasz er sie bei einer späteren Revision selbst gestrichen haben würde, wenn er nicht der Ansicht gewesen, dasz sie, trotz der Ungleichheit, die sie in das Charakterbild der Maria des fünften Actes bringen, für den dramatischen Bau des Ganzen dennoch unentbehrlich seien.

Sprottau. M. Maasz.

19.

Lehrbuch der christlichen Religion für die oberen Classen evangelischer Gymnasien. Von Lic. Dr. A. F. Müller, Professor an der königl. sächsischen Landesschule zu Grimma. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1867. VIII u. 232 S. 8. (Davon S. 175—232 Anhang.)

Eine systematische Darstellung des christlichen Glaubens und Lebens den oberen Classen evangelischer Gymnasien darzubieten, das ist der ausgesprochene Zweck dieses Lehrbuchs. Als maszgebende Gesichtspuncte werden folgende hervorgehoben und beobachtet: 1) Das Verhältnis des classischen Heidentumes zu dem Christentum, sowie die Stellung der modernen weltlichen Bildung zur christlichen ist überall zu berücksichtigen. 2) Wissenschaftliche Gründlichkeit, nicht aber theologische Gelehrsamkeit ist darzubieten. 3) Der Lehrgang ist kein anderer als der, den die göttliche Offenbarung eingeschlagen hat, wie derselbe also in der heiligen Geschichte heraustritt und von Luther ganz richtig in seinem kleinen Katechismus wiedergegeben ist. 4) Das apologetische und polemische Moment ist zu betonen. 5) Die wichtigsten symbolischen Unterschiede sind zu erörtern.

Nach diesen gewis billigenswerthen Grundsätzen hat der Verfasser sein Lehrbuch geschrieben, dessen Anfang schon früherhin durch Programme veröffentlicht worden ist. Die Werke von Thomasius (Grundlinien zum Religionsunterricht in den oberen Classen gelehrter Schulen) und von Hülsmann (Grundzüge der christl. Religionslehre für den Unterricht in den obersten Classen gelehrter Schulen) sind ausgesprochenermaszen als Vorarbeiten benutzt. In 54 Paragraphen wird der Text gegeben, der durch ausführliche Anmerkungen erklärt, begründet, bezeugt wird. In den Anmerkungen kommt Gottes Wort und Menschenwort zum Ausdrucke.

Die bekannte systematische Dreiteilung: Theologie, Anthropologie und Soteriologie ist zu Grunde gelegt. Die Lehre von den letzten Dingen ist als Vollendung der Gottesgemeinschaft an den 3n Abschnitt angeschlossen. Ein Anhang (S. 175—232) gibt den mit kurzen Erläuterungen versehenen Text der Augustana und der ökumenischen Symbole. — Geschick und Fleisz, Uebung und Erfahrung, Kenntnis und Klarheit leuchten überall hervor, dazu kommt die Lust und die Liebe, für das höchste Gut des eigenen Herzens auch die Schüler gewinnen zu wollen. Der kirchliche Standpunct des Verfassers und seines Buches ist der confessionell-lutherische, wie derselbe in dem sächsischen Lande zu Recht besteht. Schroffheiten und scharfe Spitzen treten aber nirgend verletzend auf. Man fühlt es dem Buche überall an, dasz seinem Verfasser das Christentum weit über dem Kirchentume steht und somit wird auch ein weiterer Kreis und eine freiere Stellung sich mit dem gegebenen Materiale einverstanden erklären können. Ein gesundes, wahres d. h. aufrichtiges und thatkräftiges (§ 34) Christentum zu lehren und fördern zu helfen, wie es die Aufgabe der Gegenwart bildet, dazu wird das Buch bei lebendiger Benutzung gewis

dienen und wir wünschen ihm diesen Erfolg von Herzen. Den Candidaten und den jüngeren Lehrern glauben wir das Buch zum anregenden Selbststudium angelegentlich empfehlen zu dürfen. Für besonders gelungen erachten wir u. A. § 6 von der Dreieinigkeit, § 9 von der Schöpfung, § 19 von der Heidenwelt, § 38 von den Sacramenten.

Druck, Papier und sonstige Ausstattung sind gut.

N. M. K. Schffr.

20.

Aus Sicilien. Cultur- und Geschichtsbilder von Otto Hartwig. Erster Band. Cassel und Göttingen 1867, G. H. Wigand.

Die deutsche Litteratur ist gerade nicht arm an Büchern über Sicilien. Dennoch verdient das vorliegende alle Beachtung. Es hat einen Mann zum Verfasser, der die Zustände jener schönen Insel des Mittelmeers nicht etwa aus oberflächlicher Berührung kennt, sondern der in den fünf Jahren seines lehrenden und predigenden Aufenthalts in Messina überall mit offenem Sinn und geübtem Urteil beobachtet hat. Davon empfängt Jeder den Eindruck, welcher die Schilderungen, namentlich der beiden Aetnafahrten, liest, die er uns oft in anschaulichen Parallelen zu unseren heimatlichen Verhältnissen zu bieten weisz. Dessenungeachtet sind es nicht vorzugsweise die Bilder aus dem Culturleben der Gegenwart, um deretwillen wir hier auf das auch sonst schon mit groszer Anerkennung besprochene Werk aufmerksam machen, sondern weil uns der Verfasser, bei seinen Schilderungen überall tiefer grabend, zugleich auf den Stätten des alten Culturlebens herumführt. So z. B., wenn er uns bei der Aufzeigung der Wechselbeziehungen zwischen der politischen Geschichte Siciliens und seiner Bodencultur zugleich die verschütteten Spuren und Culturablagerungen aller der Völker, welche von jeher auf dieser Insel nach einander Fusz gefaszt haben, aufsucht und zu Tage legt. Das Alles ist eine so anregende Lectüre auch für die Schüler höherer Lehranstalten, dasz wir das Werkchen zur Anschaffung für Schülerbibliotheken nicht genug empfehlen können.

H. A. V.

21.

DOPPEL-JUBELFEIER AM GYMNASIUM ZU RINTELN, den 31 October 1867.

Am 31 October dieses Jahres waren fünfzig Jahre seit der Gründung unsers Gymnasiums und seit der Anstellung des ältesten Lehrers an demselben, des ehrenwerthen Herrn Storck, welcher zugleich mit

der Eröffnung der Anstalt als Lehrer des Zeichnens in seine Wirksamkeit eintrat, verflossen. Durch dieses Zusammentreffen war daher die zur Erinnerung an diesen verflossenen Zeitraum veranstaltete Feier eine doppelte und die Teilnahme an derselben um so inniger. Um beiden, der Anstalt und dem Jubilar, ihre Glückwünsche darzubringen, hatten sich von nah und fern ehemalige Lehrer und Schüler der Anstalt persönlich eingefunden oder schriftliche Gratulationen übersandt. So waren unter anderen von Herrn Director Dr. Franke zu Meiszen, früher Lehrer am Gymnasium, eine Gratulationsschrift, 'lectionum Aeschinearum partic. II', von Herrn Director Dr. Weisman zu Coburg, ebenfalls früher Lehrer an demselben, ein Gratulationsschreiben, desgleichen von den ehemaligen Schülern Herrn Generalsuperintendenten Dr. Meyer zu Coburg, Herrn Gymnasiallehrer Dr. Deichmann zu Hersfeld, Herrn Dr. Julius Rodenberg zu Berlin, Herrn Superintendenten Berger zu Nenndorf, dann vom Gymnasium zu Cassel eine lateinische Gratulation, von dem zu Marburg ein Festgedicht, von dem zu Hanau eine Votivtafel angelangt. Die Geistlichen der Diöcese Rinteln, bis auf wenige Ausnahmen ehemalige Schüler unserer Anstalt, aber wegen des unmittelbar auf die Feier folgenden Bettages grösstenteils an persönlicher Beteiligung verhindert, hatten sich der Zuschrift des Herrn Superintendenten Berger durch Namensunterschrift angeschlossen. Auch die dermalen zu Marburg studierenden Zöglinge des Gymnasiums blieben mit ihren Glückwünschen nicht zurück, indem sie in einem Telegramme dem Gymnasium und dem Jubilar ihre Teilnahme bezeugten und auf das Wohl beider 'einen kräftigen Salamander zu reiben' versprachen.

Der Vorabend und der Morgen des Jubeltages waren zunächst dem Jubilar gewidmet. An jenem wurde derselbe, da er der allgemeinen Achtung und Liebe bei den Bürgern der Stadt sich erfreut, von den vereinigten Liedertafeln, an diesem von den Schülern der Anstalt unter Leitung des Gesanglehrers um 8 Uhr in seiner Wohnung mit einem Ständchen begrüszt. Gegen 10 Uhr begab sich das versammelte Lehrercolleg vom Gymnasium aus zu ihm, um ihm die aufrichtigsten und herzlichsten Glückwünsche zu seinem Ehrentage darzubringen. Der Director Herr Dr. Riesz, welchem in Anerkennung seiner Verdienste um die Anstalt Tages zuvor von des Königs Majestät der Kronenorden IV. Cl. verliehen worden war, hatte zugleich noch einen zweiten gleichen Orden, auf welchem die Zahl 50 stand, mit dem Auftrage erhalten, ihn dem Jubilar zu überreichen für seine als Jüngling dem Vaterlande in dem Befreiungskriege 1814 geleisteten Dienste wie für sein in dem jetzt vollendeten fünfzigjährigen Zeitraume der Anstalt gewidmetes treues und segensreiches Wirken. Diese Auszeichnung war sowol von Seiten der Regierung als auch vom Oberpräsidenten Herrn von Möller zu Cassel mit einem herzlichen Schreiben begleitet worden. Nachdem der Director seinen Auftrag ausgeführt, richtete er an den Jubilar eine kurze Ansprache, worin er die Geradheit, Offenheit und Mannhaftigkeit seines Charakters hervorhob, welche zu allen Zeiten sich gleichgeblieben, dem wackern Biedermanne in nahen und fernen Kreisen treue Freunde, allgemeine Achtung, die Zuneigung seiner Collegen, die Liebe seiner Schüler erworben hätten. Darauf trat der Bürgermeister der Stadt ein und überreichte ihm im Namen der Bürgerschaft das Ehrenbürgerdiplom. Auch sonst hatten sich die Liebe und Anhänglichkeit nicht unbezeugt gelassen. Mannigfache Beweise hiervon hatten sich in seinem Zimmer eingefunden, indem das Lehrercolleg, ein Kreis von Freunden und früheren Schülerinnen, die jetzigen und ein groszer Teil der früheren Schüler teils je insgesamt, teils einzeln ihrer Teilnahme und Anhänglichkeit in Geschenken Ausdruck gegeben hatten. Von hier begab sich das Lehrercolleg um elf Uhr zur eigentlichen Feier in den festlich geschmückten Saal des Gymnasiums, wohin zwei von den Collegen dem Jubilar

das Ehrengeleit gaben. Hier nahm er dem Katheder gegenüber auf einem bekränzten Ehrensessel Platz. Neben ihm sasz der ehrwürdige, nunmehr zu Cöln, wo er zuletzt Lehrer war, im Ruhestande lebende Dr. Garthe, welcher ebenfalls vor fünfzig Jahren als Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften am Gymnasium eintrat; und diese beiden Greise, körperlich und geistig noch rüstig, sind von den Lehrern, welche damals das erste Lehrercolleg an der neu gegründeten Anstalt bildeten, die einzigen, welche noch am Leben sind. Nach mehrstimmigem Eröffnungsgesange bestieg der Director das Katheder und nachdem er auf die hohe Bedeutung des Tages für die Anstalt wie für die Stadt hingewiesen, erwähnte er die eingegangenen Glückwunschschreiben; worauf dann von Seiten der Schüler Gesänge und Vorträge, welche auf die Feier Bezug hatten, mit einander abwechselten. Unter den letzteren fand besonders ein von einem Secundaner selbständig verfasztes und vorgetragenes Gedicht allgemeine Anerkennung.

Nach diesen Vorträgen hielt der Director die Festrede, welche zunächst die frühere Geschichte des Gymnasiums zum Gegenstande hatte. Sodann wurde darin ausgeführt, wie dem Gymnasium schon durch den Ort, die Zeit und den Anlasz der Gründung seine Aufgabe und sein Ziel bezeichnet worden sei. Hinsichtlich des Ortes habe die frühere Universität auf die Erweckung und Pflege wissenschaftlichen Geistes, hinsichtlich der Zeit die dritte Säcularfeier der Reformation auf die Förderung und Belebung evangelischen Sinnes hingewiesen; hinsichtlich des Anlasses, weil die Gründung nach dem Sturze der franz. Fremdherschaft geschah, sei dadurch die Liebe zu Fürst und Vaterland geweckt worden. Wie weit die Anstalt ihre Aufgabe erfüllt habe, vermöge Niemand zu sagen, aber die nicht geringe Zahl bedeutender Persönlichkeiten, die aus ihr hervorgegangen, lege Zeugnis für sie ab. Endlich wurde der bedeutenden Männer aus der Zahl der Lehrer gedacht, soweit sie nicht mehr unter den Lebenden weilen, von da der Uebergang zum Jubilar gemacht, welchem für seine Verdienste um die Anstalt gedankt ward, worauf für ihn und der Schule ferneres Wohlergehen der Segen des Himmels angerufen wurde. Mit dem Gesange 'Nun danket Alle Gott' endigte dieser Teil der Feier, welche bei allen Anwesenden einen tiefen Eindruck hinterliesz. — Den Nachmittag schlosz sich hieran ein sehr zahlreich besuchtes Festessen, das durch mannigfaltige Toaste sehr belebt war. Den ersten darunter brachte Herr Landrath Kröger auf das Wohl des Königs, des hohen Schirmherrn der Unterrichtsanstalten und auch unseres Gymnasiums, aus. Darauf folgte durch Herrn Director Riesz, welcher für den der Anstalt ausgebrachten Toast seinen Dank sagte, ein Hoch auf die Blüte der Jugend und auf den Jubilar. Besonders erregte hernach Dr. Garthe, indem er auf das ihm dargebrachte Hoch antwortete, durch die ihm trotz seines hohen Alters noch eigene jugendliche Frische und Lebendigkeit der Rede, durch seine natürliche Beredtsamkeit und die Wärme seiner Worte die Aufmerksamkeit der Anwesenden. Mehrere frühere Schüler wusten in ihren Toasten durch die Erinnerung an fröhliche Erlebnisse ihrer Schülerzeit die Tischgenossen in Spannung und heiterer Stimmung zu erhalten. Inmitten des Festjubels langte auch ein Telegramm von Berlin an, worin der Landtagsabgeordnete Friedrich Oetker der Anstalt, welcher er früher als Schüler angehörte, und dem Jubilar, seinem alten Lehrer, einen Grusz darbrachte, dessen Erwiederung alsbald erfolgte. So zog sich das Festmahl bis zum Abend hin. Auch den jetzigen Schülern des Gymnasiums war ein gemeinsames Vergnügen nicht versagt worden. Freilich musten sie sich für jenen Tag bescheiden, da der ihnen bestimmte Ball, wozu der Stadtrath mit seltener Liberalität Saal, Beleuchtung und Musik bewilligte, wegen des schon erwähnten Bettages auf einen passenden Tag der nächsten Woche verschoben

werden muste. An diesem wurde dann noch eine gemütliche Nachfeier gehalten, woran sich auszer den Lehrern und Schülern der Anstalt auch die Väter, Mütter, Schwestern und andere Verwandte oder Angehörige der Letzteren beteiligten. Bis tief in die Nacht hinein blieb man beisammen und bei einer zwanglosen Freude herschte eine schöne Harmonie, welche durch keinen Misklang gestört wurde. Kurz vor Beschlusz der Festlichkeit wurde noch einmal allgemeiner Jubel durch den Saal hin laut, als der Director den Ausfall der Lehrstunden für den folgenden Tag verkündete, so dasz die Teilnehmer nun auch der nötigen Ruhe nach dem gehabten Vergnügen ungestört zu genieszen hoffen konnten.

Ich schliesze diesen Bericht mit dem Wunsche, dasz unser Gymnasium, welches in dem vergangenen fünfzigjährigen Zeitraume eine Zeit herlicher Blüte erlebte, wie auch Herr Director Dr. Franke in der oben erwähnten Gratulationsschrift bezeugt: 'cuius (sc. Wissii) auspiciis gymnasium et conditum erat et ad florem paene incredibilem venerat' — und eines weithin verbreiteten Rufes sich erfreute, unter dem göttlichen Beistande auch für die Zukunft zum Heile der Jugend und des Vaterlandes fort und fort segensreich wirke.

Dr. S.

22.

DIE PROGRAMME DER BADISCHEN LYCEEN UND GYMNASIEN VON 1865 UND 1866.

1. Karlsruhe 1865. Dem Andenken an Karl Friedrich Vierordt von Dr. Chr. Fr. Gockel. 56 S. 8. — 1866: Das Siegeslied der Debora, Buch der Richter 5; übersetzt und erklärt von Professor C. Bissinger. 70 S. 8.

2. Heidelberg 1865. De Aristophanis fabula quae inscribitur Aves. Scr. S. Löhle. 88 S. 8. Gratulationsschrift für die Philologenversammlung in Heidelberg. Der Inhalt ist: Cap. I. De fabulae argumento. Cap. II. De personarum a quibus primae tenentur partes ingenio et moribus. Cap. III. Actio qua ratione ad exitum progrediatur. — 1866: Die syrischen Kaiser Heliogabalus und Severus Alexander. Ie Abteilung Heliogabulus. Von Prof. Rob. Salzer. 44 S. 8.

3. Mannheim 1865. Demosthenes und der Untergang der hellenischen Freiheit von Dr. K. Deimling. 67 S. 8.

4. Wertheim 1865. Beiträge zur Kritik des Diodorus. Zweite Hälfte, erste Abteilung. 25 S. 8. — 1866: Zweite Hälfte, zweite Abteilung. 34 S. 8. Von F. K. Hertlein.

5. Rastatt 1865. Lüttich, die zweite burgundische Dynastie und die Markgrafen Karl und Marcus von Baden 1455—1468. Von Prof. Seldner. 81 S. 8. — 1866: Fortsetzung.

6. Freiburg 1865. Hatto I, Erzbischof von Mainz und seine Zeit. Nach den Quellen dargestellt von F. L. Dammert. Des zweiten Teiles erste Abteilung. 68 S. 8. — 1866: Ueber Auflösung der Zahlengleichungen durch arithmetische Reihen. Von J. Rheinauer. 46 S. 8.

7. Constanz 1865. Einige Vorträge als Vorbereitung und Vorübung zur Philosophie. Von Prof. Schwab. 57 S. 8. — 1866: Betonung der griechischen Substantiva und Adjectiva im Nominativ. 37 S. 8.

8. Bruchsal 1866. Der Zeichenunterricht an den Gelehrtenschulen. Von M. Wolf. 26 S. 8.

9. Offenburg 1865. Ueber Euripides' und Goethes Iphigenie in Taurien. Von J. Trunk. 64 S. 8. I. Abschnitt: Die Fabel. II. und

III. Abschnitt: Analyse des Dramas von Euripides und Goethe. IV. Abschnitt: Die aus der Vergleichung beider sich ergebenden Unterschiede in den religiösen, politischen und socialen Anschauungen und der Gefühlsweise des griechischen und deutschen Volkes. V. Abschnitt: Einiges Persönliche über beide Dichter, so weit es zum Verständnis ihres Werkes dient. — 1866: Der potentiale Optativ bei Homer. Von C. Lang. 37 S. 8. — 'Der urteilende Optativ — Potentialis im weitern Sinne — erscheint im Sprachgebrauch in zweifacher Weise: entweder drückt er einen selbständigen Gedanken aus, in welcher Form er am meisten seine Entstehungsgeschichte verräth, oder er stützt sich auf eine ihm gleichartige Vorstellung. Hiernach nennen wir den erstern absolut (oder potential im engern Sinn), den letztern correlativ. Beide erhielten als Stütze die Partikel ἄν (κέν); doch läszt sich die Notwendigkeit dieser Epagoge beim absoluten Potentialis erst für die attische Prosa erweisen. Um den correlativen (d. h. den Hauptsatz einer optativischen Hypothesis) von dem absoluten Potentialis zu unterscheiden, schicken wir eine nur die objective Qualität des modal Ausgesagten ins Auge fassende Scala voraus: 1) Der Indicativus — eigentlich kein Modus — prädiciert etwas mit Grund als wirklich. 2) Der Indicativ prädiciert etwas willkürlich als wirklich (nichtmodaler Vertreter von 4, 5, 6). 3) Der Conjunctiv tendiert eine unmittelbar bevor- oder sicher in Aussicht stehende Verwirklichung. 4) Der Conjunctiv tendiert eine immerhin noch Hindernissen unterworfene, also blosz in Aussicht genommene Verwirklichung. 5) Der Optativ setzt etwas in mehr oder weniger ferne Aussicht Genommenes oder wenigstens etwas Mögliches als solches. 6) Der Optativ setzt etwas Beliebiges, wobei die absolute Möglichkeit, bez. Unmöglichkeit nicht in Betracht kommt. 7) Der Optativ setzt etwas nach Zusammenhang oder Person des Sprechenden oder Angesprochenen Unmögliches. (Bei Homer vielfach Vertreter des später üblich gewordenen Imperfects für irreale Hypothesis der Gegenwart.) 8) Der Indicativ des Aorists oder auch Imperfects (vgl. Krüger Di. 54. 10. 2) setzt das Gegenteil von einem vergangenen Factum.' Nach dieser als Regulativ dienenden Scala werden die Fälle des correlativen Optativs, und zwar 1) mit Protasis, 2) ohne besondere Protasis durch Beispiele aus Homer erläutert. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit dem absoluten Potentialis und zwar a) in der Ilias, wo gezeigt wird, dasz der absolute Potentialis ohne ἄν oder κέν häufiger ist, als der von dieser Partikel gestützte, und b) in der Odyssee, wo nach dem Bekkerschen Texte der absolute Potentialis ohne ἄν nur dreimal erscheint: γ 231. 319. ξ 123.

10. Lahr 1865: Ueber die natürliche Reihe der echten Brüche. Von Prof. Durban.

11. Donaueschingen 1865: Die Helvetier im Jahr 58 v. Chr. Von Aug. Rapp. 3r Teil. 47 S. 8. — 1866: Zur Erklärung von Vergils Aeneide. Drittes Buch. Von K. Kappes. Eine Fortsetzung früherer Hefte, in welcher folgende Stellen des 3n Buches behandelt werden: V. 4. 36. 63. 70. 127. 144. 173. 197. 319. 348. 354. 363. 374. 384. 402. 410. 549. 595. 600. 605. 684. 718.

Aus dem Schuljahre 1865/66 können folgende statistische Notizen hervorgehoben werden:

Die Gesamtzahl der Schüler der 7 Lyceen, 5 Gymnasien und 3 Pädagogien betrug 2611, am Schlusz des Schuljahres 2299. Darunter sind 1417 Katholiken nebst drei griechischen Bekenntnisses, 1053 Protestanten und 138 Israeliten, oder 54,3 Procent Katholiken, 40,4 Protestanten und 5,3 Israeliten. Diesen Verhältniszahlen stehen die der Gesamtbevölkerung gegenüber mit 65 Procent Katholiken, 33 Procent Protestanten und 1,7 Proc. Israeliten, während der Rest sich auf andere

Bekenntnisse zersplittert. Während so im Ganzen auf 549 Köpfe 1 Studierender kommt, erscheint nach den Confessionen je 1 auf 658 Katholiken, 449 Protestanten und 183 Israeliten. 33 Proc. aus der Gesamtzahl gehören der ländlichen Bevölkerung an.

Die Classenverteilung ist folgende, wobei die zweite Zahl die am Schlusz anwesende Zahl bedeutet.

	I	II	III	IVa	IVb	Va	Vb	VIa	VIb
1) Lyceen:									
Karlsruhe	58	48	50	56	65	39	35	20	34
	55	42	39	50	54	32	33	15	33
Heidelberg	33	32	35	37	31	30	20	16	20
	28	30	29	33	29	28	18	12	16
Mannheim	36	48	48	34	26	21	13	13	10
	32	45	42	26	22	16	13	11	9
Wertheim	25	22	18	15	9	6	5	13	14
	25	22	17	12	6	4	5	11	12
Rastatt	24	22	30	21	12	12	8	27	25
	21	20	21	20	11	10	7	25	24
Freiburg	44	39	47	57	51	37	28	46	43
	41	36	44	55	45	32	25	39	35
Constanz	16	22	24	25	22	21	12	27	20
	15	18	23	22	20	21	11	26	18
2) Gymnasien:									
Tauberbischofsheim	19	20	24	25	22	14	12	—	—
	18	19	20	21	19	13	11	—	—
Bruchsal	32	29	30	29	25	9	12	—	—
	27	24	25	21	21	7	12	—	—
Offenburg	20	20	24	22	18	11	8	—	—
	16	15	23	18	17	9	8	—	—
Lahr	15	7	11	6	6	6	8	—	—
	15	4	10	5	5	5	4	—	—
Donaueschingen .	16	21	15	15	9	6	7	—	—
	11	19	15	11	7	5	7	—	—
3) Pädagogien:									
Pforzheim	26	20	21	6	5	—	—	—	—
	26	19	18	5	4	—	—	—	—
Durlach	14	15	12	14	5	—	—	—	—
	13	15	11	13	5	—	—	—	—
Lörrach	34	34	15	10	4	—	—	—	—
	33	30	13	9	2	—	—	—	—
	412	399	404	372	310	212	168	162	156
	372	358	350	321	269	183	154	129	147

Am Schlusz des Schuljahres 1865 wurden von den Lyceen 145 Abiturienten zur Universität entlassen, von welchen 78 katholische, 15 evangelische und 4 israelitische Theologie, 23 Jurisprudenz, 7 Cameralwissenschaft, 3 Philologie, je einer Naturwissenschaften, Geschichte, Mathematik, Bergbau und 3 Chemie studierten.

Zum Schlusz mag noch als Beleg für das Interessante und die Bedeutung der Schulstatistik nur ein kurzes Beispiel angeführt werden. In einer uns zufällig vorliegenden Nummer der Blätter für das bayrische Gymnasialwesen finden wir ähnliche Zusammenstellungen. Daraus entnehmen wir, dasz in Bayern im Jahr 1864 auf 1880 Einwohner ein Gymnasiast kam. Dem bayrischen Gymnasium entsprechen so ziemlich die 4 Oberclassen der badischen Lyceen und die zwei Oberclassen der Gymnasien. Diese zählen nun 1865/66 zusammen 792 Schüler, und es kommt sonach aus der entsprechenden Kategorie 1 auf 1715 Einwohner. Die Lateinschulen in Bayern, entsprechend den 5 Unterclassen der

badischen Gelehrtenschulen, zählten 1864 im Ganzen 5583 Schüler, oder 1 auf 799 Einwohner. Die entsprechende Schülerzahl in Baden beträgt 1912 oder 1 auf 716 Einwohner. Aehnliche Vergleichungen lassen sich mit groszem Interesse fortsetzen, und der Wunsch, dasz die Statistik auch der höheren Schulen recht sorgsam von den Fachgenossen gepflegt werden möchte, erscheint gewis gerechtfertigt.

DONAUESCHINGEN. K. KAPPES.

PERSONALNOTIZEN.

(Unter Mitbenutzung des 'Centralblattes' von Stiehl und der 'Zeitschrift für die österr. Gymnasien.')

Ernennungen, Beförderungen, Versetzungen, Auszeichnungen.

v. Auersperg, Graf Anton, (Anastasius Grün) erhielt den österr. Orden der eisernen Krone I Cl.

Baumeister, Dr., Professor am Gymnasium in Lübeck, als Director an das Gymnasium in Gera berufen.

v. Bronikowski, Dr., Oberlehrer am Gymnasium zu Ostrowo, als 'Professor' prädiciert.

Clemen, Dr., Pastor in Sommerfeld bei Leipzig, als Religionslehrer und 7r Professor an der Landesschule zu Grimma angestellt.

Contzen, Dr., ord. Professor der Geschichte an der Univ. Würzburg, erhielt den bair. Verdienstorden von St. Michael I Classe und den preusz. Kronenorden IV Cl.

Ditki, Dr., Regierungs- u. Schulrath zu Danzig, erhielt den Charakter als Geheimer Regierungsrath.

Dove, Dr., ord. Professor der Physik an der Universität Berlin, Geh. Regierungsrath, erhielt den preusz. rothen Adlerorden II Cl. mit Eichenlaub.

Fiedler, Dr. Professor, emer. Oberlehrer des Gymnasiums zu Wesel, erhielt aus Anlasz seines 50jährigen Doctorjubiläums (am 5 Febr.) den preusz. Kronenorden III Cl.

Gast, bisher Lehrer am Privatgymnasium zu Karlshoff in Livland, als provis. Oberlehrer an der Landesschule zu Grimma angestellt.

Hildebrandt, Dr., Director des Gymnasiums zu Dortmund, erhielt den preusz. rothen Adlerorden IV Cl.

Hoffmann, Dr., Kirchen- u. Schulrath in Leipzig, erhielt das Ritterkreuz I Cl. des hess. Verdienstordens Philipps des Groszmütigen.

Hultsch, Dr., Professor am Gymnasium zum h. Kreuz in Dresden, zum Rector desselben berufen.

Hübner, Karl, Professor an der Kunstakademie zu Düsseldorf, erhielt den preusz. rothen Adlerorden IV Cl.

Ihering, Dr., ord. Professor an der Univ. Gieszen, geh. Justizrath, zum ordentl. Professor des röm. Rechts an die Universität berufen unter gleichzeitiger Verleihung des Charakters eines Hofraths.

Knaus, Maler, Professor an der Akademie zu Düsseldorf, erhielt den bair. Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft.

Kötteritzsch, Dr., Lehrer an der Realschule zu Neustadt-Dresden, als prov. Oberlehrer an der Landesschule zu Grimma angestellt.

Kramarczik, Director des Gymnasiums zu Heiligenstadt, erhielt den preusz. rothen Adlerorden IV Cl.

Kruhl, Dr., Director des Gymnasiums zu Leobschütz, erhielt den pr. rothen Adlerorden III Cl.

Kuranda, Dr. Ignaz, Schriftsteller, Reichsrathsabgeordneter, erhielt das Ritterkreuz des österr. Leopoldordens.

v. d. Launitz, Bildhauer zu Frankfurt a. M., erhielt den preusz. Kronenorden IV Cl.
Lucae, Dr., Privatdocent an der Universität Halle, zum ord. Professor für deutsche Sprache und Litteratur an der Univ. Marburg ernannt.
Mendelssohn-Bartholdy, Dr., ao. Professor an der Univ. Heidelberg, als ord. Professor der Geschichte an die Universität Freiburg berufen.
Meyer, Dr. Jürgen Bona, Privatdocent an der Univ. Berlin, zum ord. Professor der Philosophie in Bonn ernannt.
Müller, G. J., Domcapitular, Consistorialrath, als Director des Josephinischen Gymnasiums in Hildesheim bestätigt.
Müller, Dr. Joh., Privatdocent an der Univ. Insbruck, zum ao. Prof. der class. Philologie ebendaselbst ernannt
v. Münch-Bellinghausen, Freiherr Eligius (Friedrich Halm), kais. Hofbibliothekpräfect und Generalintendant der k. Hoftheater, erhielt das Groszcommandeurkreuz des griech. Erlöserordens.
Nasemann, Dr., Professor an der Realschule zu Halle, als Director des neubegründeten städtischen Gymnasiums ebendas. bestätigt.
Opitz, Dr., ord. Lehrer am Gymnasium zu Naumburg, zum Oberlehrer befördert.
Roche, Regierungs- und Schulrath zu Erfurt, erhielt den Charakter als Geheimer Regierungsrath.
Schirlitz, Dr., Director des Gymnasiums zu Nordhausen, erhielt den preusz. rothen Adlerorden III Cl. mit der Schleife.
Schubert, Dr., Geh. Regierungsrath, ord. Professor an der Universität Königsberg, erhielt den preusz. rothen Adlerorden II Classe mit Eichenlaub.
Thiel, Dr., Professor am Lyceum Hosianum in Braunsberg, erhielt den preusz. rothen Adlerorden IV Cl.
Thiele, Dr., ord. Lehrer am Pädagogium zu Magdeburg, in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium zu Salzwedel versetzt.
Voigt, J., Professor an der königl. Realschule in Berlin, erhielt (für seine brandenburg.-preusz. Geschichte) vom Könige von Preuszen die grosze goldene Medaille.
Wunder, Dr. Herm., Oberlehrer an der Landesschule zu Grimma, zum Professor ernannt.
Zander, Professor, Director der Gelehrtenschule in Ratzeburg, erhielt den preusz. rothen Adlerorden III Cl.

In Ruhestand getreten:

Münscher, Wilh., Dr. theol. et phil., Director des Gymnasiums zu Hersfeld.
Offenberg, Dr., Oberlehrer am Gymnasium in Münster.
Ruhl, geh. Hofrath, Director der Akademie der bildenden Künste in Cassel, unter Verleihung des k. preusz. rothen Adlerordens III Cl.
Volger, Dr., Director der mit dem Gymnasium zu Lüneburg verbundenen Realschule, unter Verleihung des k. pr. Kronenordens III Cl.
Wichmann, Dr., ord. Lehrer am Gymnasium zu Salzwedel.
Zimmermann, Dr., Oberlehrer, Professor am Friedrichs-Werderschen Gymnasium zu Berlin.

Jubiläen.

Am 18 Januar feierte der Geh. Hofrath Dr. Tischendorf, ord. Professor an der Univ. Leipzig, sein 25jähriges theologisches Doctorjubiläum.
Am 8 März feierte das Gymnasium zu Thorn sein 300jähriges Bestehen. Unter der Leitung des Director Dr. Lehnerdt stehend, zählt dasselbe jetzt 500 Schüler in 9 Gymnasial-, 4 Realcl. und 1 Vorclasse.

Gestorben:

Balling, Dr., Professor, rühmlich bekannter Chemiker, starb zu Prag am 18 März.

v. Bezold, Dr. Albert, ord. Professor der Physiologie in Würzburg, starb daselbst am 2 März.

Bissen, Hermann, Director der Kunstakademie in Kopenhagen, starb dort am 10 März, 78 Jahre alt. (Ausgezeichneter Bildhauer.)

Böhm, Dr. Jos., ord. Professor der Astronomie an der Univers. Prag, starb dort am 26 Januar.

Brewster, David, berühmter Physiker, † in London um die Mitte Februars. (B. war geb. 1781 zu Jedburgh in Schottland; die Wissenschaft verdankt ihm eine gründliche Darstellung der Lehre vom Licht.)

Danneil, Joh. Friedr., Professor, em. Director des Gymnasiums in Salzwedel, starb daselbst am 20 Jan. im Alter von fast 85 Jahren. Der Herausgeber dieser Blätter erinnert sich dankbar des herzlichen Wohlwollens und der mannigfachen Anregungen, die er einst als jüngerer Lehrer von dem Verstorbenen erfahren, und ist oft Zeuge der herzlichen Verehrung gewesen, welche die Schüler für den väterlich gesinnten Rector hegten. D.s Studien, früher insbesondere den Naturwissenschaften gewidmet, wandten sich später fast ausschlieszlich der deutschen Altertumskunde zu. Eine seiner letzten Arbeiten war das 'Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart'; 1859.)

Deycks, Dr., ord. Prof. an der theol. u. philos. Akademie zu Münster.

Feldbausch, Dr. Felix Sebastian, groszh. bad. Geh. Hofrath, rühmlich bekannter Philolog, starb in Karlsruhe am 1 Febr., 72 Jahre alt.

Fischer, Oberlehrer am Gymnasium zu Insterburg.

Foucault, Léon, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris und Physiker des Conservatoriums, starb am 12 Februar. (F., u. a. berühmt durch seine Pendelversuche, war in Paris am 18 Septbr. 1819 geb.)

van der Hoeven, Professor der Zoologie an der Universität Leyden, starb am 10 März im Alter von 67 Jahren.

Ingerslev, Professor, Rector der Gelehrtenschule zu Aarhus in Jütland, starb am 2 März.

Kämptz, Dr. K., Professor, Director des physikalischen Centralobservatoriums und Mitglied der kais. russ. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, starb daselbst am 20 December 1867. (Berühmter Meteorolog.)

Keyzer, Professor, Director der indischen Schule zu Delft, tüchtiger Orientalist, starb daselbst am 25 Februar.

Lauff, Oberlehrer, Professor am Gymnasium zu Münster.

Preuss, Dr. Joh. Dav. Erdmann, Hofrath, Professor, Historiograph des preusz. Königshauses, † 83 Jahre alt in Berlin am 24 Febr.

Schönemann, Professor am Gymnasium zu Brandenburg.

Sohn, Karl, Professor der Düsseldorfer Malerakademie, starb ebenda am 25 Nov. v. J. (S., unter Schadow gebildet, war ein Hauptvertreter der älteren Düsseldorfer Malerschule. Der 'Raub des Hylas', 'die beiden Leonoren', 'Romeo und Julie' begründeten zuerst seinen Ruf. Mindestens ebenso ausgezeichnet aber war S. in seinen weiblichen Porträts.)

Wimmer, städtischer Schulrath zu Breslau, vorher Director des dortigen Friedrichsgymnasiums, starb am 12 März. (W., 1803 in Breslau geb., war ein namhafter Botaniker.)

Wissowa, Dr., Professor, Director des kath. Gymnasiums zu Breslau, starb daselbst am 28 Februar.

Wolfram, ord. Lehrer am Domgymnasium zu Magdeburg.

ZWEITE ABTEILUNG
FÜR GYMNASIALPÄDAGOGIK UND DIE ÜBRIGEN LEHRFÄCHER

MIT AUSSCHLUSS DER CLASSISCHEN PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. HERMANN MASIUS.

23.
WIE ICH IN DER SCHULE DISPONIEREN LASSE.

Nichts geht über eine 'schöne Disposition'. Auf ihr beruhte der Erfolg, dessen Paul Werner in Lessings Minna von Barnhelm in der 'Affaire bei den Katzenhäusern' sich rühmt. Auch das Jahr 1866 weisz davon nachzusagen. Aber nicht blosz der, welcher mit dem Schwerte kämpft, auch der Mann von der Feder schlägt mit ihr und gewinnt durch sie meistens seine unblutigen Schlachten. Leider jedoch geht sie demselben Paul Werner zufolge über den Verstand mancher Menschen, selbst solcher, von denen man nicht gerade sagen kann, dasz sie 'zum Train' gehören. Man findet nemlich in unserer Zeit nicht selten Schriften, in denen keine Spur davon ist. Der Leser sieht sich in ihnen umgetrieben wie auf einem endlosen Ocean. Nicht Compass, nicht Steuer leiten und regeln den Lauf des Schiffes; kein Stern zeigt den Pfad; Nebel, nichts als Nebel ringsum. Ach, wie sehnt man sich da nach einer grünen Insel mit hellem Sonnenlichte, auf der man einmal von der langen, trostlosen Fahrt ausruhen, von der aus man auf den durchlaufenen Weg zurücksehen und einen gewissen Blick auf das thun kann, was noch vor uns liegt! — An Gedanken fehlt es solchen Schriften gemeiniglich nicht; auch der Stil ist oft ein gehobener: geistreich hört man sie deshalb wol nennen; Verschwommenheit aber, wo nicht Zerfahrenheit, ist ihr wahrer Charakter.

Hier taucht aus dem Chaos ein Gedanke auf, der uns besonders anzieht: wir möchten ihn eine Weile festgehalten sehen; wir hoffen, dasz der Autor ihn verfolgen, mit Ruhe und Ordnung entwickeln, ihn seinem Gehalte nach verwerthen werde. Aber — mit nichten! schon durchkreuzt ein anderer, ein dritter und so fort seinen Pfad; sie alle verschlingen sich wie Sternschnuppen in den ergiebigsten Nächten in einander und bilden ein unentwirrbares Gewebe: — mag der Leser sehen, wie er sich darin zurecht finde! — Und so geht es fort ohne Halt, ohne Absatz, ohne

Einschnitt, ohne Ruhepunct, ohne Stätigkeit, die ganze Schrift hindurch, — Papier ohne Ende. Die Lectüre einer solchen Schrift verstimmt, weil wir trotz besten Willens und redlich aufgewandter Mühe nichts aus ihr lernen; wir lernen nichts, weil sie nicht unterscheidet, nicht trennt, nicht ordnet, kurz, die erste Anforderung des Verstandes nicht befriedigt. Wohl uns, wenn wir zum Danke für unsere etwaige Ausdauer nicht Schwindel oder gar einen wüsten Kopf davon tragen! — Wahr bleibt das alte Wort: qui bene distinguit, bene docet.

Eben so wenig ist auch ein zu schroffes Trennen und Zerlegen eines Ganzen in seine Teile und der einzelnen Gedankenglieder zu loben. In Atome kann man zuletzt jeden Gedanken zerlegen; aber gut ist es nicht immer gethan. Spitzfindigkeiten bleiben bei einem solchen Verfahren nicht aus. Aber es entzieht auch einer Schrift leicht allen Saft und alles Blut; der Vampyr des Disponierens saugt an ihr fort und fort, bis sie ein Skelett geworden ist. Wo die trennende und zersetzende Kraft des Verstandes übermächtig vorherscht, da leidet meistens der eigentliche Geist, das Leben der Seele: er zersplittert sich, zersetzt sich, verflüchtigt sich. Noch weniger kommt das Gefühl dabei zu seinem Rechte. Wie ich mich denn eines hochberühmten Kanzelredners aus meiner Jugendzeit erinnere, welcher aus seinen Predigten, die in vielen dicken Bänden der damaligen Theologie studierenden Jugend als Vorbilder vorlagen, durch haarspaltendes Disponieren das Erbauliche oft förmlich austrieb. Ein solches logisches Gerippe gleicht der Geschichtstabelle, aus der man auch nicht den Geist, der hinter aller Geschichte steht und in derselben waltet, erkennt und vernimmt und noch weniger etwas für das Gemüt gewinnt. Wird durch ein solches Verfahren schon im Allgemeinen die Eindringlichkeit einer Schrift geschädigt, so wird auch im Besondern gerade das, was man dadurch erreichen möchte, unmöglich gemacht, so seltsam es scheint. Und doch — Klarheit der Auffassung des Ganzen, leichte Uebersichtlichkeit der einzelnen Gliederungen und ihres Verhältnisses zu dem Ganzen kann der Geist nicht gewinnen, wenn er mit einem Uebermasze von Einteilungen und immer feiner gespaltenen Untereinteilungen gleichsam überschüttet und dadurch niedergedrückt wird. Indem er jedes Kleinste festzuhalten sich anstrengen musz, verliert er gar leicht das Ganze aus dem Auge. Er geräth in denselben Zustand, in den ihn der vorhin gerügte Mangel an jeder Ordnung versetzt; die kleinen und kleinsten Gedankenteilchen hüpfen und springen schlieszlich vor seinem Geiste wie mouches volantes hin und her, auf und nieder in einem bunten Durcheinander: — sie verwirren. Das sagt schon Seneca (Br. 89): confusum est, quidquid in pulverem sectum est.

So ergibt sich schon aus solchen Ausschreitungen, welche man nicht blosz in sog. schöngeistigen Schriften, — bei dieser häufig so leichten Waare könnte man es sich noch am ersten gefallen lassen — sondern auch in wissenschaftlichen begegnet, dasz 'um schön und gut zu schreiben, ein Fonds schöner und guter Gedanken' allein nicht ausreicht. In dem Horatianischen: scribendi recte sapere est et principium et fons, oder in dem Worte des Boileau: avant donc que d'écrire apprenez à

penser ist das Richtige und Notwendige enthalten. Nicht Gedanken machen den guten Schriftsteller, sondern das Denken; zu diesem gehört als erstes Erfordernis das Ordnen, Disponieren. Gerade daran fehlt es den oben charakterisierten Gattungen von Schriften: die einen disponieren gar nicht, die andern thun des Guten zu viel: — Beides vom Uebel. Da gedenkt man gern der schönen Inschrift des Tempels zu Delphi und all der vielen anderen Sprüche des Altertums, welche die goldne Mittelstrasze empfehlen. An den Lehrer des Deutschen aber tritt dabei zunächst die Frage heran, wie er seine Schüler am besten auf dieser führe. Freilich ist hier die ganze Schule verantwortlich. Auf Ordnung gehen ihr Mechanismus und Organismus aus; Ordnung in das Geistesleben der Schüler zu bringen ist ihr letzter Zweck. Alle Disciplinen arbeiten darauf hin; alle nehmen von dem Erfolge in dieser Rücksicht ihr gebührendes Teil in Anspruch. Aber weniger befriedigende Resultate werden freilich gar gern auf Rechnung des deutschen Unterrichts gesetzt. Nicht ganz mit Unrecht. Das eigenste Gebiet desselben ist gewis, die Schüler disponieren, d. h. ihre Gedanken ordnen lehren.

Ein collegium logicum thut es hier so wenig, wie der gründlichste Vortrag über Dispositionslehre. Die Theorie ist auf Schulen besonders auch in dieser Rücksicht grau; was die besten Früchte verspricht am Baume des jugendlichen Geisteslebens, ist Uebung. Ohne sie hat noch nie ein Mensch disponieren gelernt. Darin stimmen wol alle Lehrer des Deutschen überein. Aber nach Rom führen viele Wege. Den, welchen ich in der dritten und ersten Classe unsers Gymnasiums eingeschlagen habe, um das vorgesetzte Ziel zu erreichen, will ich im Folgenden mitteilen; mein Verfahren in der zweiten Classe ergibt sich daraus von selbst.

Ein neues Halbjahr beginnt. Die Tüchtigsten jeder Classe sind in die zunächst höhere versetzt, Neulinge haben die Lücken ausgefüllt. Diese müssen in die Methodik des Unterrichts dieser Classe eingeführt, für die an sie zu stellenden höheren Anforderungen vorbereitet werden; die Nichtversetzten mögen immerhin wiederholen, was sie schon einmal durchgemacht haben: schaden wird es ihnen nicht.

Hier handelt es sich im Besondern um den Aufsatz. Er ist der Gipfelpunct des deutschen Unterrichts, Fertigkeit in der Gedankenentwickelung für jeden Beruf, welchen der Schüler ergreifen mag, ein wesentliches, für manchen das erste Bedürfnis; sie bezeugt, wie weit er in seiner allgemein menschlichen und insbesondere deutschen Bildung gekommen ist; mit ihr kann er vor der Welt bestehen und wenn es sein müste, sich seiner Haut wehren. Der Punct, welchen wir hier vornemlich ins Auge fassen wollen, ist das Disponieren; dieses kann jedoch nur an und mit den Gedanken eines Themas geschehen; das Thema und die Gedanken desselben geben das zur Disposition notwendige Material: von diesen werden wir also zuerst zu sprechen haben.

Ein passendes Thema musz zunächst zur Bearbeitung gegeben werden. Die Besprechung desselben scheint mir in jeder Classe mehr oder weniger notwendig, eine eingehendere in den unteren, und die eingehendste zu Anfang jedes Halbjahrs. Den Schülern musz daran gezeigt werden,

wie sie die Sache anzugreifen haben; sie soll ihnen gleichsam ein Muster sein, nach welchem sie ihre weiteren Arbeiten einrichten können. Mag diese Uebung in der Classe wiederholt werden je nach dem Bedürfnis derselben.

Es ist die dritte Classe, mit der wir es jetzt zu thun haben. Ist das Thema genannt und von den Schülern aufgeschrieben, dann sehe sich der Lehrer ihre Gebärden an, so gut es in schnellem Ueberblicke geht. Manchmal wird er schon daraus abnehmen können, ob er eine passende Wahl getroffen hat. Blicken sie den Lehrer und sich unter einander verwundert, erstaunt an, gleich als wollten sie sagen: 'die Aufgabe sollen wir bearbeiten? das mutest du uns zu?' — möglich wäre es immer, da der Mensch, also auch der Tertianer eher zu hoch von sich denkt, als zu niedrig, dasz er fehlgegriffen hätte. Doch er wird sich dadurch nicht irren lassen, wenn er sonst seiner Sache gewis ist. Oft ist es schon das Neue des Themas, was die Jugend frappiert, oft die ungewöhnliche Form, in welche es etwa gefaszt ist, öfter noch das Gefühl, dasz sie augenblicklich nichts darüber zu sagen weisz, manchmal auch blosz Ausdruck ihrer getäuschten Erwartung, eins ihrer Lieblingsthemen zu erhalten. Die gewisse Probe jedoch gibt erst das gemeinschaftliche Durchsprechen. Schon deshalb ist dies nützlich, notwendig aber der Sache selbst wegen.

Der Lehrer erwarte ja nicht zu viel von der Gedankenentwicklung und dem Darstellungsvermögen seiner Tertianer. Eine Uebersetzung, ein Exercitium zu machen musz ihnen verhältnismäszig leicht werden. Sie haben es ja hier nur mit der Form zu thun; sie bilden nach, colorieren. Im Aufsatze aber sollen sie zugleich die Zeichnung entwerfen, Gedanken aus ihren Köpfen herausschlagen, sie in der angemessensten Form darstellen. Das Eine wird dem Schüler so schwer, wie das Andere. Wie beschränkt ist sein Gesichtskreis, wie wenig ausgiebig und wie spröde sein Geist, wie gering sein Sprachschatz, wie schwach sein Darstellungsvermögen! Fleisz und guter Wille und Pflichtgefühl reichen nicht aus; soll die Arbeit gelingen, so musz er vor allem Lust und Liebe an ihr haben.

Diese entweder ihm zu geben oder von Grund aus zu ersticken, darauf ist die Wahl des Themas, welches er bearbeiten soll, von groszem Einflusz. Man sagt, immer eine passende zu treffen, sei dem Lehrer nicht leicht. Für eine ganze Classe soll dasselbe sich eignen: wer weisz aber nicht, wie verschieden in ihren Anlagen, ihrem Fassungsvermögen, ihren Neigungen nur zwei Knaben sind. Und wenn nun gar der Lehrer, wie es wol einmal vorkommt, ganze drei Classen mit Aufgaben zu versorgen hat! — Gewis schwierig, ja unmöglich wird die Auswahl dem Lehrer sein, welcher sich nicht mehr erinnern kann, dasz er selbst einmal ein — Tertianer gewesen ist und als solcher hat Aufsätze machen müssen, welcher sich nicht aus der Gravität seiner höheren Jahre in den Kreis jugendlicher Anschauungen und Empfindungen denkend und voll Mitgefühl zurückversetzen kann. Versteht er aber dies, so wird er nicht, wie jener 'durchaus tüchtige Schulmann', von dessen Humor Hr. Professor Cholevius in seinen sehr anregenden 'Dispositionen und Materialien zu

deutschen Aufsätzen' S. XVII berichtet, für ein 'hübsches Thema' zwei Gutegroschen zu bieten nötig haben: er wird nicht um solche in Verlegenheit sein, welche das Interesse des Schülers erregen, ihn von irgend einer Seite wirklich ergreifen und sein geistiges Leben in ein lebendiges Spiel setzen. Auch den Knaben macht sein Herz, das, was ihn wirklich ergreift, beredt. Wie leicht erregbar ist er, — mit welcher Lebendigkeit spricht sich sein Interesse in seinem ganzen Aeuszern aus, — wie warm wird er, wie glüht sein Auge, klopfen seine Pulse, — wie bietet er die letzte Kraft auf, wenn er sei es ein Spiel oder eine Arbeit treibt, die ihm vom Herzen kommen! Mag immerhin der Gesichtskreis des jugendlichen Geistes in seinen verschiedenen Abstufungen ein beschränkter sein: — weit und umfangreich ist doch das Gebiet der Gegenstände, welche das junge Herz zu ergreifen, ja zu packen geeignet sind.

Da hat der Lehrer wahrlich nicht nötig, über das Meer hin in ferne Länder zu gehen, um sich daher seine Themata zu holen: gemütlich kann er sie zu Tausenden in der Heimat, im Walde, auf dem Felde, ich möchte sagen auf der Strasze auflesen. Oder er kann ja auch den Schüler nur aufs nächste Dorf schicken, dasz er sich da umsehe, die Landleute mit ihren Freuden und Leiden, ihrem Schaffen in der Woche und am Sonntage, auf dem Felde und auf dem Hofe, in ihrer altertümlichen Kleidung oder ihrem halbstädtischen Aufputze, kurz alles kennen lerne und darstelle, was dort von dem Leben und Treiben der Stadtmenschen abweicht. Ist denn nicht das Leben überall auf der Erde, wo man es anfaszt, interessant, — interessant auch für die Jugend, so weit ihr Gesichtskreis reicht? — Auszerdem ist ja wol, wie unserer Stadt der Harz mit seinen lieblichen und romantischen Thälern, mit seinen Buchen- und Eichenwäldern, mit seinen himmelanstrebenden Felsmassen, so wol einer jeden ein oder der andere Punct nahe gelegen, welcher eine Beschreibung des Tertianers verdient. Oder sollen wir etwa das Naturgefühl, welches unsere Altvordern durchglühte, nicht in unserer Jugend nähren und pflegen, wenn es sein kann, selbst durch den deutschen Aufsatz? — Aucht macht der junge Mensch Turnfahrten, lernt auf denselben anderes Land und andere Leute kennen und erzählt gern von allem, was ihm etwa auf denselben aufgefallen und begegnet ist. Und soll er denn durchaus in die weite Welt, nun so gebe man ihm eine gute Landkarte in die Hand und lasse ihn auf derselben Reisen machen nach Herzenslust. — Die neueren Erfindungen zu beschreiben, das setzt Kenntnisse voraus, wie sie der Tertianer noch nicht hat; darum spare man solche Themata für ein reiferes Alter auf; aber wie er im Frühjahre die Weidenflöte, im Herbste den Drachen anfertigt, das versteht er, das wird er beschreiben und mit Lust. — Ueber die Spiele der Alten, die olympischen, die Fechterspiele, über die Turniere des Mittelalters mag allenfalls der Primaner schreiben; unsern Tertianer interessiert das Ballspiel, das Barlaufen, das Turnen mehr; indem er diese Spiele beschreibt, an denen sein Herz hängt, wird er sich vorbereiten, dereinst jene fernliegenden Aufgaben zu lösen. — Auch nicht zum Himmel soll der Lehrer aufsteigen in seiner Bedrängnis Themata zu finden: bietet die Erde doch Anlasz genug, den Blick zum

Himmel zu leiten. Welche Fülle des Daseins und Lebens und der verschiedenartigsten Erscheinungen! Indem der Knabe all dies Gröste und Kleinste so aufmerksam zu betrachten angehalten wird, dasz er darüber einen kleinen Aufsatz schreiben kann, — sollte er da nicht auch unwillkürlich und ohne dasz dies bei der Aufgabe besonders beabsichtigt ist, in der Erscheinung den Geist, im Geschöpfe den Schöpfer ahnen, kennen und anbeten lernen? — Ebenso mögen die höheren, ewigen Gefühle ruhen im Herzen der Jugend, bis ihre Zeit ist; aber mit den Leiden und Freuden eines Robinson hat sie Mitgefühl, wie mit dem treuen Hunde, dem alten Gaule, die karren müssen, bis ihnen der letzte Athem ausgeht, und die Klagetöne des armen Vogels, dem von roher Hand das Nest mit den Jungen geraubt ist, können ihr tief zu Herzen gehen. Solche Gefühle kann sie im Aufsatze aussprechen mit aller Wahrheit und ganzer Zustimmung ihres Herzens. — Vor Allem führe sie der Lehrer nicht auf das weite Gebiet des eigentlichen Moralisierens. Freilich ist d a s Wasser auf ihre Mühle: nur zu gern urteilt sie ab, hofmeistert sie, ergeht sich in schönen Tiraden über Tugenden und Laster aller Art. An den Helden der Schillerschen oder anderer Romanzen, an dem Taucher, Möros, an dem Ritter im Kampfe mit dem Drachen, überhaupt am concreten Falle mag sie ihr Darstellungsvermögen und zugleich ihr sittliches Urteil üben. — Und welch einen unerschöpflichen Reichtum an Thematen, die für den Tertianer passen, bietet das Sprichwort, dieser bündige, treffendste Ausdruck deutschen Volksgeistes und seiner Lebensklugheit in den verschiedensten Zeiten seiner Entwickelung! — Aber auch alles, was er liest, namentlich die Stücke seines Lesebuchs, welche er unter Leitung des Lehrers erklärt, bieten Stoff vollauf. Grammatische Eigentümlichkeiten eines Schriftstellers sind hier zu bemerken; da ist eine Stelle nicht leicht verständlich oder läszt den Worten nach selbst mehrere Erklärungen zu; dort sind sprachliche Schwierigkeiten sei es im Gebrauche der Wörter, z. B. des Mittelworts, oder in Verbindung der Sätze und Satzgefüge, oder im Bau der Perioden zu lösen; ja selbst Kritik möchte ich den Tertianer üben lassen. Wenn ihm die Quelle, aus welcher Schiller seine Bürgschaft geschöpft hat, eröffnet ist, so kann er daraus beurteilen, mit welchem Rechte der 'Möros' der früheren Ausgaben in den neueren zum 'Damon' geworden ist. Auch die verschiedenen Lesarten in Seidls Hans Euler: 'Martha, weinst du?' und 'weiszt du?' kann er beurteilen. 'Dazu reicht seine Kraft aus; das schärft sein Auge und sein Urteil. Und solche Aufgaben findet der aufmerksame Leser zu Hunderten. — Doch genug, wenn auch nur Wenig von dem Viel. Es suche der Lehrer nicht in einer der Jugend unerreichbaren Ferne, was so nahe liegt; immer nur im kleinsten Puncte lasse er sie ihre ganze Kraft sammeln; von da aus kann er nach und nach weitere Kreise ziehen. Alles, was der Jugend sichtbar, hörbar, ihren Sinnen vernehmbar ist, überhaupt alles, was ihrer äuszern und innern Anschauung vorliegt oder doch so nahe gebracht werden kann, dasz ihr ist, als ob sie es mit Augen sähe, ihre Erlebnisse, ihre kleinen Leiden und groszen Freuden, ihre Spiele und Arbeiten, alles, was Haus und Schule, was das ihr verständliche Leben und Treiben der

Menschen, Natur und Geschichte geben, alles, was sie lieset und auf jeder Stufe ihrer Entwickelung von Wissenschaft und Kunst treibt, — welch eine Fülle des mannigfaltigsten Stoffs zu Aufgaben, die in dem Bereiche der jugendlichen Anschauungen und Bestrebungen liegen, welche eben darum den jugendlichen Darsteller lebhaft interessieren und bei denen er nicht in den schlimmen Fall kommt, niederschreiben zu sollen, was über sein Wissen hinaus, ja wider sein Gewissen ist.

Schon aus diesen Beispielen, welche zunächst belegen sollen, dasz es den denkenden und mit der Jugend fühlenden Lehrern nicht an passenden Stoffen zu Aufgaben fehlen kann, ist an sie zugleich das beherzigenswerthe Wort ergangen: sumite materiam viribus aequam. Da dies aber mir die erste und einzige Bedingung zu sein scheint, an die ein gesegneter Erfolg der deutschen Stilübungen gebunden ist, so mag sie hier noch eine eingehende Berücksichtigung finden. Das Thema sei also, das sagt jenes Wort, für die jugendliche Kraft weder zu schwer noch zu leicht.

Nicht zu schwer. Am besten wäre es gewis, wenn der Lehrer es jederzeit so abwägen könnte, dasz die Schüler es durch eignes Nachdenken, durch Anstrengung ihres Geistes zu abreichen im Stande wären ohne jedwede Bei- und Nachhülfe. Allein was die stärkeren Schultern Einzelner vielleicht zur Not zu tragen vermöchten, das wird die schwächeren — diese sind immer die gröszere Zahl einer Classe — niederdrücken. Wird man denn nun einen Jungen, der schwimmen lernen soll, mir nichts dir nichts ins Wasser werfen und denken: 'sieh zu, wie du zurecht kommst!'? Man nehme ihn doch lieber vorerst an die Leine, zeige ihm, wie er Hände und Füsze zu setzen und zu bewegen hat und lasse ihn dann von Zeit zu Zeit in seichtem Wasser und nur zur Probe selbständige Versuche machen.

Erleichtert wird dem Schüler die Behandlung eines Themas schon durch eine scharfbestimmte Fassung desselben, am besten in Form der Frage: dadurch wird sein Blick auf den Punct gerichtet, auf den es vor Allem oder einzig ankommt. Daher liebe ich die Themata überhaupt nicht, welche über etwas handeln sollen, am wenigsten auf den unteren Stufen des Unterrichts. Im Brennpuncte fassen sie das Thema nicht. Was läszt sich Alles unter das Wort 'über' bringen? Welchen Umfang, welche Weite hat ein solches Thema, selbst wenn der Gegenstand, über den gehandelt werden soll, noch so beschränkt ist! Der jugendliche Geist schweift so schon genug und nur zu gern ab und aus. Er wird über die Sache schon Dies und Das und noch Etwas vorbringen, die Hauptsache aber vielleicht übersehen. Wie angenehm wenigstens, wenn er seine Begehungs- und Unterlassungssünden mit der zu allgemeinen Fassung des Themas entschuldigen kann! — Und wie erschwert dies über dem ungeübten Geiste eine sachgemäsze, bündige Disposition! Auf einer endlosen Ebene ist schwer zurecht zu finden.

Aber auch bei correcter Fassung des Themas mag der Lehrer noch auf jeder Unterrichtsstufe einen Strahl in den jugendlichen Geist zu leiten wissen, durch welchen das Thema und seine Behandlung ihm klarer wird.

Dieser musz ihm die höchsten Puncte des zu behandelnden Gegenstandes in eine solche Beleuchtung setzen, dasz dasjenige, was in den Tiefen seines Geistes und Gemüts darüber verworren und wie in Nebel gehüllt liegt, von daher Anregung und Klarheit erhält. Liegen aber die zu behandelnden Gegenstände über den Gesichtskreis der Jugend hinaus, kann sie mit ihrer schwachen Kraft, bei dem besten Willen und durch eine solche Nachhülfe dieselben nicht abreichen, dann ist sie zu bedauern: das Thema passt nicht für sie. Welche Pein musz der gewissenhafte Schüler leiden! Ueber einen Gegenstand soll er Gedanken vortragen, über den er nicht den geringsten in sich hat. Vergeblich wird er sich abmühen; je mehr er seinem Geiste Gewalt anthut, desto wüster wird es in ihm; verzweifelnd an sich und an seiner Befähigung wird er die Arbeit bei Seite werfen, — Unmut und Bitterkeit und Widerwillen gegen alles, was Aufsatz heiszt, im Herzen. — Vielleicht aber ist sein Wille stärker, sein Pflichtgefühl gröszer als seine Kraft, oder die Furcht vor Strafe treibt ihn zu den äuszersten Anstrengungen. Dann wird er sich abquälen Worte zu machen ohne Inhalt. Oder sollte er einmal so glücklich sein, auf der dürren Steppe seines Geistes einen Gedanken zu erspähen, — unablässig verfolgt er ihn, jagt ihn im Kreise umher, hetzt ihn in allen Wendungen und Redensarten, welche er auftreiben kann, zu einem langsamen Tode, nur — um die Seiten zu füllen. — Und das Letzte, aber auch Schlimmste, wozu Not und Furcht ihn treiben können? — Er spannt fremde Kälber vor den Pflug und lernt bei seinem deutschen Aufsatze nichts, gar nichts, als — betrügen.

Allein wie die Forderung des Unmöglichen Lust und Liebe und damit Mut und Kraft bricht, ebenso können jene Fittiche zu allem Guten nur durch Themata gehoben und gestärkt werden, welche eine angemessene Uebung geben und eine entsprechende Anstrengung fordern. Stellt der Lehrer an den Schüler zu geringe Anforderungen, so wird dieser auch nichts lernen: zu leichte Aufgaben üben und fördern seine Kraft nicht gehörig, ja, er wird es nicht der Mühe werth halten, sie daran zu setzen, er wird darüber hinweghudeln. Das Interesse fehlt: nur mit dem stärkeren Jungen miszt er am liebsten seine Kraft, der schwächere ist ihm zu gering: wer mag ihn deshalb tadeln? Würde immer das ganze Thema, wie ich es zu Anfang jedes neuen Cursus ein Mal, oder je nachdem es Not ist, einige Male zu thun empfehle, vom Ersten bis zum Letzten durchgesprochen, — die schaffende Kraft müste wie stehendes Gewässer allmählich versumpfen, da sie nicht in freiere Bewegung gesetzt, nicht zu einem lebendigen, fröhlichen Laufe angetrieben wird. Denn auch im geistigen Leben tritt, wenn keine Bewegung in ihm ist, Stillstand, wenn kein Fortschritt, Rückschritt ein. Denkunlust und Denkträgheit kommen bald, Erschlaffung und Abspannung folgen nach, und gänzliche Unfruchtbarkeit und Unmacht geistig zu schaffen sind das Ende. Ein so verhärteter und verknöcherter Geist wird in späteren Jahren schwerlich nachholen können, was er in der Jugend versäumt hat; buntschillernde Lumpenröcke höchstens wird er dann, wenn es einmal geschrieben sein musz, notdürftig zusammenheften.

Selbst der Sittlichkeit der Jugend können solche Aufgaben gefährlich werden, zu deren Behandlung ihr der ganze Gedankenstoff in die Feder gegeben wird. Sie sieht sich nemlich dadurch gar häufig veranlaszt, ja genötigt, unwahr zu sein. Aus dem ihr natürlichen Gleise des Denkens heraus musz sie sich in die fremden Gedankenkreise des Lehrers versetzen, musz selbst wol Gefühle und Empfindungen darstellen, die sie nicht hat, in ihren Jahren nicht haben kann, oder welche im schlimmsten Falle ihrem ganzen Wesen widerstreiten, musz also eine Darstellung geben, der alle innere Wahrheit, d. h. die Uebereinstimmung des Dargestellten mit den eigensten Gedanken, Ueberzeugungen und Empfindungen des Darstellenden abgeht. Der Schüler sei dann, meint man wol nicht mit Unrecht, dem Schauspieler zu vergleichen, der dadurch, dasz er genötigt sei, fremde Charaktere darzustellen, von der Bühne gar leicht eine gewisse Unwahrheit ins Leben zurückbringen könne. Man hat selbst daher einen Einwand gegen die Anfertigung deutscher Aufsätze überhaupt entnommen. Wäre dieser begründet, ja wohl, dann fort mit ihnen! Was die Wahrhaftigkeit, diese schönste Blüte des jungen Gemüts, die selbst durch die geringste unsanfte Berührung verletzt werden kann, beeinträchtigt, das gehört wahrlich nicht in die Schule. Aber man schütte nur nicht das Kind mit dem Bade aus! Der Vorwurf trifft nicht die Aufsätze, sondern die unpassende Wahl der Themata und die unrichtige Methode. Darum stelle man nur solche Aufgaben, welche auf eigne sinnliche und geistige Anschauung der Jugend sich beziehen, sie von irgend einer Seite interessieren und ihre Kräfte in eine angemessene Thätigkeit setzen.

Doch nun zurück in die Tertia zu unserer besondern Aufgabe! Ein passendes Thema ist von den Schülern niedergeschrieben. Jetzt geht es an die gemeinschaftliche Arbeit, den in ihm enthaltenen Gedankenstoff aufzufinden.

Zuvor jedoch müssen sie dasselbe verstehen lernen ganz und gar. Sind in ihm ungewöhnliche Wörter und Redensarten enthalten, ist es entweder ganz im Bilde ausgedrückt, oder finden sich einzelne bildliche Ausdrücke in demselben, ist die Fassung sprichwörtlich knapp, ist es überhaupt der Präcision wegen in eine Form gegossen, welche von der gewöhnlichen mehr oder weniger abweicht, ist dieselbe endlich durchweg eine dichterische: — man lasse analysieren, ergänzen, erklären, bis alles Grammatische und Sprachliche dem Schüler deutlich ist. Nun geht es an den Gedanken. Was besagen die einzelnen Satzteile, jeder für sich und in ihrer Verbindung? In welchem Verhältnisse steht insbesondere das Subject zum Prädicate mit dem Objecte? Was ist der Sinn des Ganzen? Jede solche Umschreibung gebe deutlich und genau den Inhalt des Themas wieder ohne jedes unnötige Wort, in der schärfsten Fassung. Darin tritt dann auch gewöhnlich schon der Gesichtspunct bestimmter hervor, aus welchem das Thema betrachtet und angegriffen sein will.

So lange der Lehrer bei dieser Erklärung des Themas die Sache in der Hand hält und die hier zu beantwortenden Fragen an einzelne Schüler richtet, nimmt die Arbeit ihren geregelten, ruhigen Verlauf. Jetzt aber

handelt es sich darum, die in dem Thema enthaltenen einzelnen Gedanken aufzufinden. Und nun heiszt es: 'wer Etwas darüber zu sagen weisz, der trete damit hervor!' — Alles schweigt. — Kein übles Zeichen — diese Verschämtheit, mit eigenen Gedanken ohne bestimmt gerichtete Frage vorzugehen! Sie ist der Jugend natürlich. Dazu kommt das Bewustsein der Schwäche und die Besorgnis, durch eine unpassende oder falsche Bemerkung sich blosz zu stellen. Doch nicht lange, so hat die jugendliche Lebhaftigkeit den Sieg; dasz sie dann nicht in Keckheit und Unbesonnenheit ausarte, dafür hat der Lehrer zu sorgen. Es müste nemlich schlimm um eine Classe stehen, wenn sich nicht in ihr eine gröszere oder geringere Zahl solcher Schüler fände, welche lebhafteren, geweckteren und gewitzigteren Geistes nicht bald das eingetretene Schweigen bräche. Man erkennt sie gemeiniglich schon an den leuchtenden oder sinnig blickenden Augen — diese Vorkämpfer der Classe. Von einem solchen, dessen Eifer über die natürliche Blödigkeit gesiegt hat, wird eine richtige Bemerkung, welche in das Bereich des Themas fällt, gegeben, darauf bald der Reihe nach von anderen andere. Die Bahn ist gebrochen, der Wetteifer los. Auch bei der Jugend entzündet sich Gedanke an Gedanken, Geist an Geiste. Nun werden auch die im zweiten Gliede Stehenden erregt, selbst die trägen, auch wol stumpfen Geistes sind, machen Anstrengungen. Die Arbeit glüht, dasz es eine Lust ist. Wol fallen hin und wieder Bemerkungen, welche auf das Thema passen wie die Faust aufs Auge. Was schadet's? — Die Heiterkeit der Classe übt die Censur: mag der Vorschnelle in Zukunft zurückhaltender, der Leichtfertige bedächtiger, der Denkfaule energischer sein! — Von Neuem fällt nach einem solchen Zwischenspiele Schlag auf Schlag; Gesichter und Geister sind in Glut: es ist kaum Zeit, die Fülle des von allen Seiten zuströmenden Stoffs aufs Papier zu bringen. Des Sporns bedarf es nicht mehr, weit eher des Zügels, damit nicht die festgesetzte Ordnung des Nacheinander ganz durchbrochen werde. — Doch wer möchte sich der so entfesselten guten Geister nicht von Herzen freuen? wer sie in zu enge Schranken bannen wollen? — Die aufgeregten Wogen legen sich auch bald von selbst. Das Thema ist seinem Hauptinhalte nach erschöpft, wenigstens so weit der jugendliche Geist und Wetteifer in raschem Anlaufe es abreichen können. So haben die Schüler den selbst aufgefundenen Gedankenstoff auf dem Papiere. Aber in welch einer wundervollen Unordnung, in welch einem bunten Durcheinander! — Doch die Arbeit ist ja auch noch nicht zu Ende, die schwierigere kommt hintennach.

Jetzt musz nemlich in dies Chaos Licht und Ordnung gebracht, es musz disponiert werden. Dies ist das Dritte, der Hauptgegenstand unserer Abhandlung.

Im Anfang als der Geist Gottes über den Wassern schwebend sprach: 'es werde Licht!' — da schieden sich aus der chaotischen Masse die Grundstoffe: es löste sich das einander Widerstrebende, Verwandtes folgte Verwandtem, zusammenschosz, was zusammengehörte. Durch Scheidung und Trennung, durch Vereinigung und Bindung der Stoffe wurden Welten, wurde der Grashalm: jene zogen ihre ewigen Kreise,

und dieser Zelle an Zelle fügend strebte zum Lichte auf. So war es die 'Ordnung, die segensreiche Himmelstochter', die das Verwandte, 'Gleiche' nicht gewaltsam, sondern 'frei und leicht und freudig' zusammenfügte; jedes Teilchen folgte dem einfachen Zuge seiner Natur, ordnete willig dem Höheren sich unter, schlosz als dienendes Glied dem Ganzen sich an. So ward die unendliche Welt zu einem harmonischen Kunstwerke durch — Disposition. Nach dem Vorbilde dieses göttlichen musz die Seele auch jedes menschlichen Kunstwerks Disposition sein. Jedes Schriftstück, sei es dasz es von den höchsten Ideen der Menschheit handelt, sei es ein Schüleraufsatz, musz darauf ausgehen, durch planmäszige Anordnung ein harmonisches Ganzes zu sein. Der Gedankenstoff, welchen das Thema in sich faszt, musz sachgemäsz und mit Kunst disponiert sein. Nur so kann das Werk Anschaulichkeit, Uebersichtlichkeit, Verständlichkeit und Behältlichkeit, nur so die Kraft erhalten, durch welche es sich in den Geist senkt, ihn siegreich einnimmt und unwiderstehlich beherscht. — Aber auch jene Anmut und Wohlgefälligkeit, welche Gemüt und Sinne erfreuen, gewinnt das Kunstwerk nur dadurch, dasz die Teile wie unter einander, so zum Ganzen in das gehörige Verhältnis gesetzt sind; Ebenmasz und Harmonie sind die Grundbedingungen der Schönheit.

Die Kunst zu disponieren hängt daher teils von logischen, teils von ästhetischen Regeln ab: jene ruhen auf den Verstandesgesetzen, diese auf dem Gefühle des Schönen; scharfes Urteil auf der einen Seite, ein geläuterter Geschmack auf der andern sind die notwendigen Erfordernisse.

O des armen Tertianers, dem man mit solchen Sachen kommen will! Schon an Ordnung in äuszern Dingen gewöhnt er sich nicht immer durch gelinde Mittel. Und nun gar Zucht und Disciplin der Gedanken, verständiges Urteil, Geschmack! — Man sehe ihn doch einmal darauf an. Neigung zu angestrengtem Denken hat er nicht; unstät und flüchtig wie er ist, springt er gern von einem Gegenstand zum andern, kommt aus dem Hundertsten aufs Tausendste. Und dann, wenn er nicht gleich findet, was er sucht, — wie ungeduldig, verzagt oder gar trotzig kann er werden! — Das ist nicht zu verwundern: hat die Jugend überhaupt doch mehr sinnliche Lebendigkeit und Erregbarkeit, als Stätigkeit und Ruhe, mehr Gedächtnis, als verständige Reflexion und Urteil, darum eben mehr Liebe für das, was jenes beschäftigt, als für das, bei welchem diese nötig sind. Wer aber gar Gefühl für das Schöne, Geschmack von ihr erwarten wollte, der müste ganz vergessen haben, dasz sie Jugend ist.

Und doch, so schwer dem Knaben diese Ordnung im Denken werden mag, er musz anfangen sie zu lernen, musz sie besonders am deutschen Aufsatze und hier auf die sicherste und dabei leichteste Weise lernen: durch Uebung. Einen Schlüssel, den man nicht braucht, friszt der Rost; der häufig durch die Hand geht, glänzt bald wie Silber. Ein Weg, der nicht betreten wird, berast; die Ameise baut ihre Strasze durch diese Wildnis, indem sie unablässig denselben Pfad tritt. Uebst du nicht, Junger oder Alter, so gehst du rückwärts: Zeit und Welt und Wissenschaft und Menschengeist stehen nicht still. Das lehre der Lehrer, das lerne der Schüler als erstes und vornehmlichstes Hauptstück seines Schulkatechis-

mus. In Bezug auf seine andern Schularbeiten heiszt es bei diesem gemeiniglich: 'die Feder eingetaucht und nun darauf losgeschrieben!' Mit dem deutschen Aufsatze wird es so wol nicht gehen. Da sitzt er lange Zeit und weisz nicht anzufangen; — jetzt schreibt er eine Zeile nieder, um sie gleich darauf wieder auszustreichen; — von Neuem setzt er an mit nicht besserem Erfolge. Die Sonne braucht auch erst längere Zeit, den Schosz der Erde zu durchwärmen, dasz Kräuter und Blumen und Früchte und fröhliches Leben ihm entsprieszen. Nur wenn Auge und Geist sich unausgesetzt, wieder und wieder auf einen Punct richten, um den es sich handeln soll, — dann erst allmählich, langsam fallen die Nebel, die ihn verschleiern; und wie lange währt es, bis er ganz klar und durchsichtig vor dem geistigen Auge selbst des Forschers steht. In diesem mit Neigung Sichversenken, mit Ausdauer Sichvertiefen in den Gegenstand liegt die ganze Kunst wie zu producieren, so zu disponieren. Wer das nicht in der Jugend lernt, wenn er nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, als Tertianer nicht zu lernen anfängt, — der wird, mag er auch sonst ein noch so gelehrtes Haupt sein, es sein Lebelang nicht lernen.

Das Certieren der Schüler hört jetzt bei so schwieriger Arbeit auf; der Lehrer nimmt die Sache wieder in die Hand, läszt aber die Schüler tüchtig mitarbeiten. Er fragt; — sie antworten. O dasz doch jetzt nur ein Hauch jener Sokratischen Kunst seine Segel schwellte! Am vorliegenden Falle, an dem ungeordneten Gedankenstoffe, den sie oben selbst angesammelt haben, musz er sie disponieren lehren.

Das Nächste ist, dasz er den Unterschied zwischen Partition und Division ihrem Verständnisse so nahe bringt, als es irgend möglich ist. Hieraus wird sich zugleich und von selbst ergeben, was unter dem Einteilungsgrunde zu verstehen ist.

Quintilian sagt: 'partitio est distributio totius in partes, divisio generis in formas.' Dies geht über den Verstand des Tertianers, — nicht an sich, sondern so wie es vorliegt, in der abstracten Form, in die es gefaszt ist. Doch die partitio erklärt der alte Rhetoriker selbst durch ein versinnlichendes Beispiel: 'in partitione', sagt er, 'quasi membra sunt, ut corporis: caput, humeri, manus, latera, crura, pedes etc.' Das ist handgreiflich. Nicht so die divisio; von der heiszt es: 'in divisione formae sunt, quas Graeci ἰδέας vocant, nostri, si qui haec forte tractant, species appellant.' Diese letztere Definition möchte ohne Veranschaulichung unserm Schüler kaum deutlich, sowie beide immer scharf gesondert von einander zu halten, gewis sehr schwer werden. Wir wollen es deshalb mit einem Beispiele versuchen und schon zufrieden sein, wenn er dieses gleich begreift: vorläufig hat er daran genug.

Das Thema sei die Oker, ein kleiner Flusz, der an unserer Stadt vorbeiflieszt. Die Schüler kennen ihren Lauf: sie werden angeben, dasz sie auf dem Harze bei Andreasberg entspringt, eine Strecke lang im Gebirge fortläuft, dann in die Ebene tritt, vor unserer Stadt in zwei Hauptarme sich teilend, sie umflieszt, dann wieder vereinigt nach Braunschweig ihren Lauf nimmt und schlieszlich in die Aller fällt. Demnach ist hier von ihrem Ursprunge, ihrem Laufe, ihrer Mündung die Rede: sie ist ihrem

Inhalte nach gegliedert, gerade wie bei Quintilian der Körper des Menschen nach Haupt, Schultern, Händen usw. Es sind die wesentlichen Attribute oder die Teile, aus denen Flusz und Körper bestehen. Aus ihnen ist das Ganze wie aus Gliedern zusammengesetzt: sie sind im Ganzen enthalten und eingeschlossen: sie aus demselben auszulösen und einen jeden für sich hinzustellen und gehörig zu ordnen ist Sache der Partition d. i. Gliederung. Nur wenn wir diese einzelnen Glieder in unserer Vorstellung wieder zusammenfassen, erhalten wir den Begriff des Ganzen: dieser liegt also keineswegs in jedem einzelnen Teile: weder der Ursprung, noch der weitere Lauf, noch endlich die Mündung ist die Oker, es sind wesentliche Teile, die vereinigt erst das Ganze bilden.

Dagegen fassen wir nun die Oker unter den Gattungsbegriff. Sie ist ein Flusz, welcher sich in die Aller ergieszt. Auszer ihr gibt es noch viele andere derselben Gattung; aber sie unterscheiden sich von jenem besondern Flusse sowol, als unter einander dadurch, dasz einige in Landseen ausmünden, andere von der Sonnenglut aufgezehrt, gleichsam im Sande versiegen, andere endlich nach längerem oder kürzerem Laufe sich ins Meer ergieszen. In ihnen allen liegt der Begriff 'Flusz': sie sind formae, species, Arten und Classen, welche der allgemeine Gattungsbegriff unter sich begreift. So wird der Umfang desselben in die Arten zerlegt und zwar hier nach der Verschiedenheit des Ausgangs oder der Mündung eines jeden besondern Flusses. Es ist Division oder Abfachung.

Zunächst mögen nun die Schüler selbst den vorliegenden Beispielen ähnliche, analoge aufsuchen und sie partitions- oder divisionsweise einteilen. Je mehr davon, desto besser. An Lust wird es ihnen nicht fehlen: in allen Kreisen ihrer Anschauung und Erkenntnis können sie dabei nach Gefallen sich umhertummeln. Der Wechsel unterhält: auch nützt er hier. Sind sie einmal auf der richtigen Fährte, dann jagen sie des Wildes genug auf. Der Erfolg ist Lohn und treibt zu neuen Anstrengungen.

Was sie alle Tage vor Augen haben, den Garten ihrer Aeltern z. B. mögen sie so wie sie ihn zunächst sehen, nach Wegen, Feldern, Rasenplätzen und Blumenbeeten gliedern. Doch das ist nicht der ganze Begriff des Gartens: zu dem steigen sie auf, indem sie ihn schärfer nach Einfriedigung, Boden, Erzeugnissen, Einrichtung und Zweck ebenfalls durch Partition teilen. Endlich mögen sie den Blick auf den Umfang des Begriffs richten und ihn in die Arten, in Blumen-, Gemüse-, Obst- und Lustgärten durch Division zerlegen. Ebenso können sie den Baum nach Wurzel, Stamm, Ast, Blatt und auch, wenn sie lieber wollen, nach Rinde, Splint, Holz, Mark gliedern, oder nach den Arten in Fruchtbäume und Forstbäume und jede derselben wieder in die Unterarten abfachen. Ebenso das Wohnhaus, die Stadt, tausend andere Gegenstände der Natur und Kunst, die sie mit ihren Sinnen wahrnehmen oder als Begriffe sich vorstellen können, vom grösten bis zum Infusionsthiere, von dem kunstvollsten Mechanismus bis zum Stiefelknecht, von dem Kummer, den sie empfinden, bis zum Fleisz- und Sittenfehler hin, der ihn veranlaszt hat. Ja, jedes Buch, jede Schrift über jeden beliebigen Gegenstand, endlich jeden Satz derselben, welchen sie verstehen, mögen sie disponieren; Subject, Prä-

dicat und Copula oder die ihnen entsprechenden Satzgefüge geben die Partition, die verschiedenen Arten der Sätze die Division.

Haben sie so zuerst Sachen und Begriffe disponiert, sind sie dabei von der äuszern Anschauung zu der innern, von dem Sinnlichen zum Uebersinnlichen, vom Concreten zum Abstracten übergeführt, so mögen nun die Begriffe zu Urteilen und Sätzen verbunden werden: was diese enthalten, das wird ebenso sei es in die Teile oder in die Arten zerlegt. Doch hier nur langsam, von Stufe zu Stufe, vom Leichteren zum Schwereren fortgeschritten! Gar leicht verwirrt sich hier wieder im Geiste der Jugend, was sie am einzelnen Falle, am sinnlichen Beispiele richtig geschieden hat. Daher gehe man immer von diesem aus, halte das verwandte, abstracte möglichst nahe daran, und weise nach, wie dieses auf dieselbe Art, nach derselben Regel disponiert werden musz, als jenes, sei es durch Partition oder Division je nach seiner Fassung oder nach dem Zwecke des Anordnenden.

So wird die Jugend bald einsehen, dasz es dem Wesen nach gleich ist, ob ich ein Ganzes nach den räumlichen und stofflichen Verhältnissen, nach den äuszeren und inneren Organen, nach seinen mechanischen Teilen gliedere, oder bei einer solchen Partition eines abstracten Themas von den Eigenschaften, Ursachen und Wirkungen ausgehe. Den Flusz nach Ursprung, Lauf und Mündung und irgend eine religiöse oder sittliche Wahrheit in die Quellen, in das Wesen und die Folgen gegliedert, stehen sich hinsichtlich der Art der Gliederung vollkommen gleich. Zum Teil weist schon die Sprache durch dieselben oder ähnliche Ausdrücke darauf hin. Wie die Uhr nach den zur Bewegung oder Zeitbestimmung wesentlich notwendigen Teilen des Mechanismus disponiert werden kann, so die Staatsverfassung nach den Verwaltungs-, Gerichts- und Vertheidigungswesen. Die Dreiecke teilt man nach dem Verhältnisse ihrer Seiten und Winkel, also nach den Attributen. Ganz dasselbe geschieht, wenn ich die Tugend des Gehorsams an dem Ritter in dem 'Kampf mit dem Drachen' nach ihrem Wesen, ihren Verpflichtungsgründen und Folgen in ihre Teile zerlege. Auf gleiche Weise kann ich den Inhalt jeder Sentenz oder jedes Sprichworts, jeder Betrachtung und Untersuchung, jedes Themas und Textes, sie seien von welcher Art sie wollen, nach seiner Bedeutung, seinem Wesen, seiner Anwendung einteilen und auseinander setzen. In den sinnlichen, wie in den abstracten Beispielen zerlege ich das Ganze seinem Inhalte nach; dort wie hier sind es die Teile, aus denen das Ganze besteht, oder die wesentlichen Attribute desselben, auf denen die Einteilung ruht; die Themata beiderlei Art stehen auf demselben Dispositionsgrunde: sie sind durch Partition geteilt.

Aehnlich verhält es sich mit den Themen, welche man durch Division disponiert. Durch sie wird, wie schon gesagt, das Ganze in seine Arten zerlegt; darin besteht das Wesen jeder Division und ihr Unterschied von der Partition. Bei jedem besondern Thema kann und musz dies je nach dem Wesen desselben und der Absicht des Einteilenden auf verschiedene Weise geschehn. An Beispielen mag dies gezeigt werden; auch

hier gehen wir von solchen aus, welche auf sinnliche Anschauung sich gründen.

Nach den Jahreszeiten, in welchen die verschiedenen Gartenblumen ihre Blüten entfalten, werden sie abgefacht in Frühlings-, Sommer und Herbstblumen. Auf gleiche Weise liesz ich in dem Thema: 'je nach den Jahreszeiten wechseln die Spiele der Knaben' diese nach den Witterungsverhältnissen in die Arten zerlegen. Wenn Winter und Frühling noch im Kampfe mit einander sind und die Jungen deshalb durch Bewegung bei ihren Spielen Körper und Hände erwärmen müssen, beginnt das 'Anwerfen' an eine von der Sonne beschienene Wand; Ballschlagen und Barlaufen folgen bald nach auf dem nun trocken gewordenen Anger; — in der heiszen Zeit ziehen sie sich mit ihren entsprechenden Spielen in den kühlen Wald zurück; — Stoppelfelder und die Herbstwinde laden sie ein, den Drachen steigen zu lassen, und der Winter gibt ihnen Anlasz drauszen zum Schlittenfahren, Schneeballen und dergl. und hinter dem warmen Ofen zu den Spielen, welche da nur am gemütlichsten betrieben werden. In beiden Aufgaben geschieht die Einteilung in die Arten nach äuszeren Gründen: ist es der Hauptsache nach etwas Anderes, wenn andere nach den inneren, nach den Motiven abgefacht werden? Die That des Tauchers motiviert Schiller zuerst durch den Ehrtrieb: der Knappe will die Ritter beschämen, — sodann durch die Liebe: die Hand der Königstochter will er gewinnen; — der Dichter teilt durch Division. Eben so stellt die Frage: 'warum Hannibal nach der Schlacht bei Cannä nicht auf Rom losgieng?' schon in ihrer Fassung die Motive als Einteilungsgrund hin.

Nicht weniger häufigen Anlasz zu Divisionen geben die Objecte, auf welche ein Gegenstand, eine Handlung einwirkt, an denen überhaupt der Grundgedanke eines Themas sich äuszert. Wie ich öfters den Nutzen oder Schaden irgend einer Naturkraft oder eines Naturerzeugnisses nach den Objecten, welchen sie nützen oder schaden, abhandeln lasse, so gab ich neulich den Tertianern das Thema: 'die naszkalte Witterung dieses Frühjahrs'; sie wiesen den wohlthätigen und schädlichen Einflusz derselben an den Objecten, auf die sie eingewirkt hatte, an Pflanzen, Thieren und Menschen nach. Ganz analog kann man den Einflusz der Gladiatorenspiele auf den Römer als Menschen und Staatsbürger, den Segen wahrer Bildung nach ihrer Einwirkung auf den Menschen als vernünftiges Wesen und als Mitglied der menschlichen Gesellschaft betrachten. Eine schöne Disposition, unter diese Rubrik fallend und auf gleichem Einteilungsgrunde mit den vorhergehenden stehend, finde hier noch ihre Stelle. Cl. Harms teilt das Thema: 'der Tod im Leben' ein: 1) ihr selber seid ein fallend Laub, und 2) was ihr thut, zerfällt in Staub, und 3) was ihr habt, wird Todesraub. Der Tod, d. i. das Princip jeder Vergänglichkeit und Hinfälligkeit, welche im Leben, im Irdischen sich zeigt, wird hier auch nach den Gegenständen abgefacht: unser Leib, unser Schaffen hienieden, unsere irdische Habe verfallen ihm: es sind die Objecte, an denen er seine Macht übt und beweist.

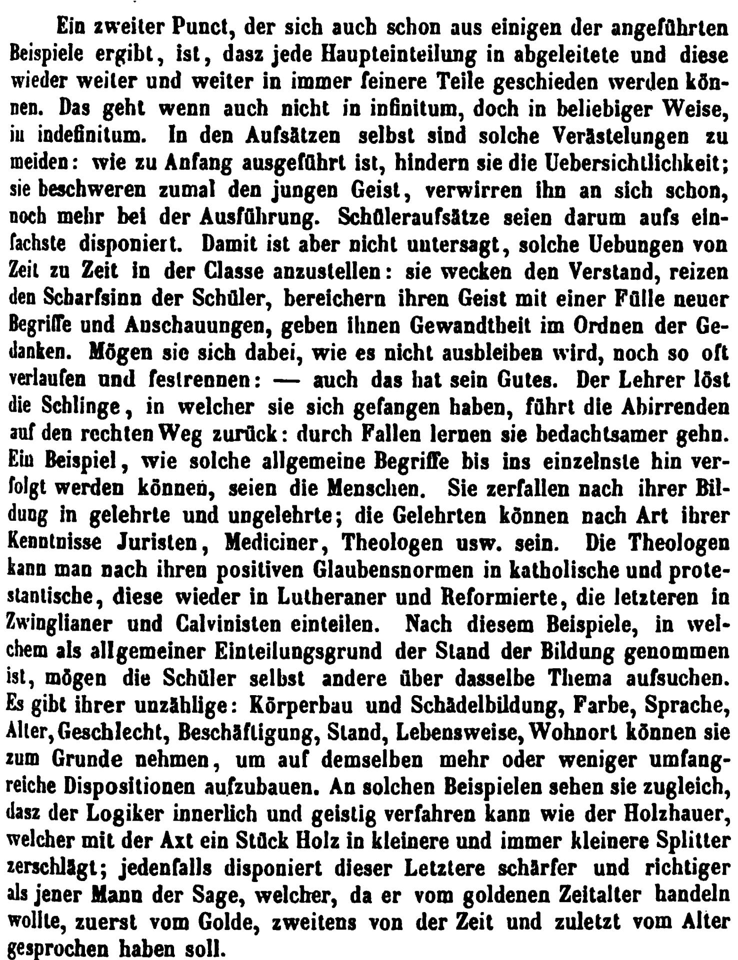
Auch der Zweck, 'das Wozu?' kann den Einteilungsgrund vieler Themata geben. Den Garten teilten wir oben nach dem Umfange des Begriffs mit Rücksicht darauf, dasz man Blumen, oder Gemüse, oder Obst ziehen will, ein. Danach liesz ich das Thema: 'die Spaziergänger in Wald und Flur' nach den Zwecken, welche jeder Einzelne von ihnen bei seinen Gängen verfolgt, sei es dasz er von angestrengter Arbeit sich erholen, oder seine Gesundheit stärken und wiederherstellen, oder Pflanzen und Schmetterlinge sammeln will usw. in Tertia, die Freundschaft nach ihrer Bestimmung zu veredeln, zu ermutigen, zu trösten in Secunda behandeln.

Schon aus diesen Arten der Einteilungsgründe — sie alle anzuführen ist weder möglich noch nötig — sehen wir, dasz ihrer bei der Division noch mannigfaltigere und verschiedenere sind, als bei der Partition.

Hat der Tertianer, auf diese Weise von dem Leichteren zum Schwereren übergeleitet, den Unterschied zwischen Partition und Division aus den gegebenen und von ihm selbst aufgefundenen Beispielen gefaszt, so wird er auch wol noch einige Folgerungen, die sich daraus ergeben, mit in den Kauf nehmen müssen, nur mögen sie ihm mundgerecht d. h. verständlich gemacht werden. Was a priori zu fassen ihm schwer ist, das wird er nun, durch Beispiele gelehrt, leichter begreifen, ich meine zunächst die Begriffsbestimmung der beiden Einteilungsgründe. Bei der Partition ist es 'die Beziehung, unter welcher alle Glieder der Einteilung als Teile eines Ganzen umfaszt, bei der Division derjenige Begriff, durch welchen als ein allen Arten gemeinschaftliches Attribut dieselben unter einander unterschieden werden.[1])' Dasz der Einteilungsgrund aber das Eins und Alles jeder Disposition ist, ergibt sich wie aus den oben angeführten Beispielen, so aus dieser Definition. Aus ihm flieszen die verschiedenen Einteilungsglieder wie aus der gemeinsamen Quelle her; er ist das Fundament, auf welchem sie alle gleichmäszig ruhen. Ist er nach dem Richtscheit einmal gelegt, unabänderlich musz er festgehalten werden, wenn das darauf errichtete Gebäude Festigkeit und Dauer und Schönheit haben soll. Geschieht dies nicht, so wird das eine oder andere der Glieder aus der lothrechten Richtung weichen, der Teil des Gebäudes, der nicht auf diesem festen Untergrunde steht, sich senken und in eine schiefe Stellung zu der Proposition, dem Thema treten: die Disposition wird verwirrt und unverständlich sein. Hat doch schon die oben angeführte Disposition von Harms: 'der Tod im Leben' dadurch eine kleine Neigung, dasz der Tod nur im ersten Teile in eigentlichem Sinne genommen, in den beiden anderen uneigentlich zu fassen ist. Welche Verwirrung aber würde entstehen, wenn man die Menschen z. B. nach den Erdteilen, welche sie bewohnen, und zugleich damit untermischt nach der Farbe ihrer Haut abfachen wollte! Darum sagt Quintilian mit Recht: 'turpissimum vero, non eodem ordine exsequi, quo quidque proposueris.'

---

1) Theoretisch-praktisches Lehrbuch der Stylistik von Dr. S. H. A. Herling Teil I § 53. 54.



Ein zweiter Punct, der sich auch schon aus einigen der angeführten Beispiele ergibt, ist, dasz jede Haupteinteilung in abgeleitete und diese wieder weiter und weiter in immer feinere Teile geschieden werden können. Das geht wenn auch nicht in infinitum, doch in beliebiger Weise, in indefinitum. In den Aufsätzen selbst sind solche Verästelungen zu meiden: wie zu Anfang ausgeführt ist, hindern sie die Uebersichtlichkeit; sie beschweren zumal den jungen Geist, verwirren ihn an sich schon, noch mehr bei der Ausführung. Schüleraufsätze seien darum aufs einfachste disponiert. Damit ist aber nicht untersagt, solche Uebungen von Zeit zu Zeit in der Classe anzustellen: sie wecken den Verstand, reizen den Scharfsinn der Schüler, bereichern ihren Geist mit einer Fülle neuer Begriffe und Anschauungen, geben ihnen Gewandtheit im Ordnen der Gedanken. Mögen sie sich dabei, wie es nicht ausbleiben wird, noch so oft verlaufen und festrennen: — auch das hat sein Gutes. Der Lehrer löst die Schlinge, in welcher sie sich gefangen haben, führt die Abirrenden auf den rechten Weg zurück: durch Fallen lernen sie bedachtsamer gehn. Ein Beispiel, wie solche allgemeine Begriffe bis ins einzelnste hin verfolgt werden können, seien die Menschen. Sie zerfallen nach ihrer Bildung in gelehrte und ungelehrte; die Gelehrten können nach Art ihrer Kenntnisse Juristen, Mediciner, Theologen usw. sein. Die Theologen kann man nach ihren positiven Glaubensnormen in katholische und protestantische, diese wieder in Lutheraner und Reformierte, die letzteren in Zwinglianer und Calvinisten einteilen. Nach diesem Beispiele, in welchem als allgemeiner Einteilungsgrund der Stand der Bildung genommen ist, mögen die Schüler selbst andere über dasselbe Thema aufsuchen. Es gibt ihrer unzählige: Körperbau und Schädelbildung, Farbe, Sprache, Alter, Geschlecht, Beschäftigung, Stand, Lebensweise, Wohnort können sie zum Grunde nehmen, um auf demselben mehr oder weniger umfangreiche Dispositionen aufzubauen. An solchen Beispielen sehen sie zugleich, dasz der Logiker innerlich und geistig verfahren kann wie der Holzhauer, welcher mit der Axt ein Stück Holz in kleinere und immer kleinere Splitter zerschlägt; jedenfalls disponiert dieser Letztere schärfer und richtiger als jener Mann der Sage, welcher, da er vom goldenen Zeitalter handeln wollte, zuerst vom Golde, zweitens von der Zeit und zuletzt vom Alter gesprochen haben soll.

Endlich das Dritte. Eine Disposition kann entweder nur aus Partitionen oder aus Divisionen bestehen, aber sie kann auch ihren Hauptteilen nach Partition, in ihren Unterabteilungen Division sein und umgekehrt. Die oben angegebenen Dispositionen belegen den ersten Fall, über den zweiten folge ein Beispiel. Das Feuergewehr kann man in seine wesentlichen Teile: Schaft, Lauf, Schlosz, diese aber durch Division in die Arten zerlegen. Der Schaft kann von Holz oder nach einem neueren Versuche von Eisen sein. Nach der Grösze und Länge des Laufs zerfallen die Gewehre in Flinten, Pistolen usw., nach der Zahl in ein-, zwei und mehrläufige, nach seiner Construction in gezogene und nicht gezogene, nach Beschaffenheit des Schlosses endlich von denen mit Luntenschlössern an bis zu dem Zündnadelgewehre in sehr verschiedene Arten.

So vorbereitet und ausgerüstet wie unser Tertianer jetzt ist, kann er getrost an die Schaar von Gedanken, welche er selbst aufgefunden hat, herantreten, um Zucht und Ordnung in sie hineinzubringen.

Zunächst hat er seine Leute darauf anzusehen, ob er sie der Proposition zufolge partitions-, oder divisionsweise einteilen musz. Jedoch vorher — es sind ja Recruten, überall aufgelesene und ausgehobene Mannschaften — musz über sie Appell gehalten werden: — wer weisz, ob auch alle Dienstpflichtige zur Fahne sich gestellt haben? Darum angetreten! — Da wird sich dann wol meistens herausstellen, dasz trotz des gemeinschaftlichen eifrigsten Strebens der Schüler doch Dies und Das von ihnen noch übersehen, hier diese und jene Hauptart, dort dieser und jener wesentliche Bestandteil des Themas nicht aufgefunden ist. Das darf uns nicht wundern; wir haben nicht nötig gleich dem Thema die Schuld davon zu geben, als läge es über dem Gesichtskreise der Classe. Es ist selbst dem Geübteren nicht so leicht, den Inhalt eines Themas bis auf den letzten Tropfen auszuschöpfen. Und von der Jugend will man erwarten, dasz sie, deren Blick wol das an der Oberfläche und zunächst Liegende schnell auffaszt, auch bis in die ferneren Tiefen dringe, welche jeder, auch der leichteste Gegenstand doch immer mehr oder weniger hat? Und das augenblicklich, beim ersten, so raschen, unvorbereiteten Anlaufe? — Durch Nachfragen ergänzt der Lehrer die etwa noch fehlenden Puncte, so dasz jetzt alles, was das Thema seinem Inhalte oder Umfange nach fordert, zusammengebracht und niedergeschrieben ist.

Darauf musz nun dem Haufen der Werkeltagsrock, in welchem er gekommen ist, ausgezogen, er musz gehörig ajustirt und uniformirt werden. Der Wetteifer, unter dem die Gedanken entstanden, die Schnelligkeit, mit der sie niedergeschrieben wurden, hinderten, dasz ihnen sofort die correcteste, schärfste Form des Ausdrucks gegeben wurde. Und doch ist diese erste Anforderung an alles, was die Jugend mit Nachdenken niederschreibt, in Bezug auf die Disposition von der grösten Wichtigkeit. Schon an sich will bei ihr jedes Wort erwogen sein, damit der Gedanke in der greifbarsten, übersichtlichsten und knappsten Form erscheint. Notwendig ist es aber, weil es die weiteren Arbeiten beim Disponieren nicht blosz erleichtert, sondern erst ermöglicht.

Jetzt folgt die Musterung der undisciplinierten Schaar; sie ist eine mehrfache. Die Gedanken werden zunächst einzeln, jeder für sich dem Thema gegenübergestellt, oder an dasselbe angelegt. Zu prüfen ist, ob jeder unter dasselbe falle, in demselben enthalten sei. Da findet sich dann bald, dasz dieser dasselbe nur wie von der Seite ansieht oder zu ihm hinschielt, jener nicht auf festem Fusze steht, ein anderer gar keine Richtung zu ihm hat oder ihm den Rücken zuwendet. Die letzteren werden wie Bucklige und Lahme sofort aus dem Gliede auszustoszen, die ersteren, wenn es geht, aus ihrer schiefen Stellung in eine gerade gebracht und so gerichtet, dasz sie das Thema von vorn, mit offenem, festem Auge ansehen. Alle ohne Ausnahme müssen gleichmäszig in dem Thema ihren Grund haben und in gleicher Weise demselben untergeordnet sein.

Nun geht es an die Prüfung der einzelnen Gedanken unter einander und in ihrem gegenseitigen Verhältnisse: sie werden nach ihrem innern Gehalte und Werthe mit einander verglichen. Hier heiszt es vor Allem gute Mannszucht halten, scharfe Disciplin üben. Haupterfordernis ist, dasz jedes Glied für sich seine eigne, freie, selbständige Existenz innerhalb des Themas habe, dasz das Gebiet des einen gegen das des andern scharf abgegrenzt sei: sie dürfen sich nicht berühren, geschweige denn in Eins zusammenflieszen; nur die Fühlung, wie es der Soldat nennt, müssen sie zu einander haben. Dies wird öfters unter ihnen nicht der Fall sein. Die sich berührenden müssen dann zusammengestellt und so mit einander verschmolzen werden, dasz das aus dieser Vereinigung hervorgehende neue Glied eine gerade Stellung zum Thema nimmt. Geht dies aber nicht an, so lassen sich die beiden, oder sind ihrer mehrere, alle diese einander verwandten Gedanken vielleicht unter einen neuen, allgemeineren, höheren verbinden und in eine Gemeinschaft zusammenfassen. Von allen aber, welche vollkommen in eins zusammenfallen und so viel ihrer sein mögen, nur mit andern Worten und in verschiedener Fassung ganz dasselbe wiedergeben, bleibt nur einer stehen und zwar derjenige, welcher am kürzesten und bündigsten angibt, was in der Proposition liegt.

Aber auch noch nach einer andern Seite hin müssen die nun übriggebliebenen Gedanken, welche wir jetzt mit ihrem Rechte Einteilungsglieder nennen, geprüft werden. Stehen sie alle ihrem inneren Werthe und Gehalte nach auf gleicher Linie, auf derselben Stufe der Einteilung? Treten nicht vielleicht einige hinter die andern zurück, ordnen sich ihnen unter? Unser Bürgerwehr-Commando vom Jahre 48 disponierte ganz richtig, indem es die kleinen Leute trotz ärgerlicher Proteste alle ins zweite Glied rangierte. Auch unsere Gedankenschaar müssen wir, wenn auch nicht nach der Grösze, doch nach der Schwere und dem Gewichte prüfen und ordnen. Werden sie demnach zu leicht befunden, um im ersten Gliede zu stehen, so müssen sie ausgestoszen und dem Gedanken, zu welchem sie im Verhältnisse der Abhängigkeit stehen, d. h. von welchem sie untergeordnete Teile sind, subordiniert werden. Sind nun aber Einfachheit und Kürze Vorzüge jeder Disposition überhaupt: bei den Tertianer-Dispositionen sind sie, wie schon angedeutet, Notwendigkeit; daher ist wenn möglich schon eine Subdivision zu vermeiden; wie viel mehr alle weiteren Untereinteilungen?

Nun erst in ihrer gehörigen Distanz von einander, in ihrer gleichmäszigen Beiordnung zu einander, in ihrer correcten Unterordnung unter einander haben die Einteilungsglieder ihre Richtung: sie machen scharfe Front gegen die Proposition. Das eingeteilte Ganze werden sie in ihrer Gesamtheit nun erschöpfen und zwar nicht allein so, dasz keins derselben wenn auch nur etwas über den Umfang der Proposition hinausragt, sondern auch dasz keins hinter demselben um ein Pünctchen zurücksteht: Beide, die Einteilungsglieder in ihrer Gesamtheit auf der einen Seite, auf der andern die Proposition werden sich vollständig und wie mit mathematischer Genauigkeit decken. 'Decken? — mit mathematischer

Genauigkeit?' — höre ich fragen. — Gewis, so weit es möglich ist. Moses würde seine Schöpfungsgeschichte freilich anders disponiert haben, wenn er die Ergebnisse der neueren Naturforschung gekannt hätte, und der gründlichste Physiker des Altertums, der etwa über die locomoventen Kräfte geschrieben hätte, — auch er würde sein Thema nicht haben erschöpfen können, da er die bewegende Kraft des Dampfes nicht kannte. Aber wer kann über das Mögliche hinaus? Immerhin wird manches Thema nur relativ zu erschöpfen sein, manche der besten Dispositionen nicht mathematisch genau zutreffen können; — auch die groszartige vom Jahre 66 brach beim letzten Teile ab. — Doch — wozu unnütz Pulver verschieszen? — was geht das Alles unsern Tertianer an? —

Dieser hat etwas Besseres zu thun, als leeres Stroh dreschen. Die Dispositionsglieder unter einander musz er ordnen, und das ist für ihn keine leichte Arbeit. Nach welchem Gesichtspuncte es geschehen musz, das richtet sich je nach dem Thema. Bei manchen wird der Inhalt selbst mehr eine natürliche, sachgemäsze, aus dem zu behandelnden Gegenstande sich von selbst ergebende Anordnung verlangen. Man geht dann der Sache nach, wie sie wird, sich weiter entwickelt und ihren Gipfelpunct erreicht oder auch dem Loose alles Irdischen anheimfällt. Die meisten aber werden eine kunstgemäsze, logische Anordnung erfordern. Jedoch auch hier ist die Natur die beste Führerin. In ihr folgt das Eine aus dem Andern, auf die Blüte die Frucht. Wir möchten freilich gern, was wir mitteilen wollen, dem Leser auf einmal in die Seele bringen. Wie wäre das aber möglich? Darum Eins nach dem Andern in geordneter, den menschlichen Denkgesetzen entsprechender Aufeinanderfolge: das Vorhergehende bahne den Weg zu dem Folgenden; an den zuerst entwickelten Gedanken schliesze sich der ihm nächststehende höhere an: so gehe es successive fort und steige auf bis zum höchsten und letzten, bis zum Ziele des Aufsatzes. Nach einem Gottsched'schen Bilde, welches mir aus der 'ausführlichen Redekunst' erinnerlich ist, gibt ja der verständige Wirt auch zuerst Suppe, dann Gemüse und endlich Braten. In der eigentlichen Rede soll er demselben Autor zufolge dann erst, wenn die Gäste satt sind, das Confect auftragen, 'um sie zu vergnügen.' Das heiszt ad hominem demonstrieren und ist praktisch.

So ist denn endlich die Disposition glücklich vollendet; übrig bleibt noch die Ausführung. Die einzelnen Glieder müssen weiter entwickelt, begründet und mit dem passendsten sprachlichen Gewande umkleidet werden. Wie der Schüler dies anfange, dazu mag ihm ebenfalls in der Schule Anleitung gegeben werden: er mag die einzelnen Glieder der Disposition sei es mündlich oder schriftlich unter Anleitung des Lehrers weiter entwickeln. Man sieht bald, wie schwer auch dies ihm meistens wird. Er weisz die Sache nicht anzugreifen, die Gedanken nicht gehörig zu teilen und zu entfalten und durch ein logisches Band so zu verknüpfen, dasz sie ihren festen, ruhigen Fortgang nehmen vom Anfang bis zum Ende. Oft fehlt es ihm an der dazu nötigen Ruhe, oft an Zeit. Seine Aufsätze geben nur zu häufig den Beleg: bei der Correctur setzen sie [illegible]rer manchmal in eine gelinde Verzweiflung. Dieser weisz nicht,

was er damit anfangen, wie er die aus einander gerissenen oder verrenkten Glieder einsetzen, in den verworrenen Gedankengang Licht und Ordnung bringen soll. — Das Leichteste ist freilich, die Arbeit durchzustreichen, sie noch einmal machen zu lassen. Wird das aber dem Schüler mehr Klarheit und Einsicht und mehr Lust dazu geben? — Man zeige ihm vielmehr, wie er es zu machen hat, lasse ihn in der Schule arbeiten, bis er es einigermaszen begreift, arbeite mit: sich selbst erleichtert der Lehrer dadurch die trostloseste der Arbeiten; den Schüler hindert er, sich weiter und immer mehr zu verrennen in eine haltungslose Schreib- und Darstellungsweise, die aller Correctur spottet; jener sieht, dasz es geht, immer besser geht; — der Erfolg stärkt Mut und Kraft: unter seinen Augen sieht er sein Capital wachsen; — er gewinnt Vertrauen zu sich selbst, Lust zur Sache und damit Alles.

Ueber die Art dieser Ausführung im Allgemeinen schlieszlich noch einige Worte. Bei manchen Thematen, wie bei Beschreibungen, Schilderungen und dergl. ist das Verfahren dasselbe wie bei der Disposition. Jeder einzelne Hauptteil musz in die besonderen, welche er in sich schlieszt, jeder gröszere Denkkreis in kleinere, jeder Begriff von weiterem Umfange in die engeren, welche in und unter jenem enthalten sind, zerlegt, und diese müssen wieder sachgemäsz oder logisch unter einander geordnet werden. Bei dem gröszeren Teile der Aufgaben jedoch, namentlich bei allen, welche mehr abhandelnder Natur sind, wird der Hauptsatz zu beweisen sein. Da handelt es sich nicht um ein weiteres Zerlegen von Begriffen, sondern um Schluszfolgerungen. In dem Beweise eines Urteils können nemlich keine beigeordneten Gründe vorkommen; bei den hier immer untergeordneten kann also von einer Disposition in eigentlichem Sinne nicht die Rede sein; die Ausführung beruht vielmehr auf logischer Construction von Schlüssen, bildet immer eine Schluszkette von gröszerem oder geringerem Umfange. Es ist damit wie mit dem Beweise eines mathematischen Satzes, welcher aus einer Folge von Demonstrationen besteht, von denen jede immer wieder die Resultate der zunächst vorhergehenden aufnimmt. So entsteht — Dank der Mathematik, die auch hier den deutschen Stilübungen freundschaftlich unter die Arme greift! eine Phalanx, welche, weil sie keine Lücke bietet, auch keinem Angriffe Raum gibt, aber in der strammen Haltung jedes einzelnen Gedankens, in der Vereinigung mehrerer zu geordneten Gliedern, in der festen Geschlossenheit des ganzen Körpers stätig, gleichen und gewissen Schritts von Position zu Position fortschreitet bis zum beabsichtigten Ziele, zum unbestrittenen Siege. Wir haben ein schönes Vorbild solcher schriftstellerischen Taktik — Lessing: ihn lese, ihn studiere die reifere Schuljugend; an ihm übe sie, stärke sie ihre Kraft.

Ueber die Secunda hinweg kommen wir jetzt zu d i e s e r. Den Leser graut vor neuen, weitschichtigen Erörterungen und Auseinandersetzungen. Doch — nur einen Versuch möchte ich ihm vorlegen, den ich letzthin, um die Primaner im Disponieren zu üben, gemacht habe. Wenige Bemerkungen genügen als Einleitung. Die Denkgesetze sind ja überall

und ewig dieselben. Was für den Schüler der unteren Classen hinsichtlich der Anordnung seiner Gedanken gilt, das gilt für alle: nur um das Mehr oder Weniger, was man fordert oder gibt, handelt es sich, nur die Methode ändert sich nach dem Stande der Bildung. Ebenso ist Uebung ein allgemeingültiges, ein Grundgesetz für alle Classen, verschieden nur die Art und Weise, wie man sie in einer jeden anstellt.

Früher liesz ich von den Schülern der ersten Classe eigens Dispositionen anfertigen: das Thema wurde gegeben, unter meiner Leitung disponierten sie es alle zumal. Eine solche Uebung nachdrücklich fortgesetzt musz Erfolg haben. Aber nur einem Gymnasium unseres Landes ist es neuerlich so gut geworden, auf den Unterricht im Deutschen in der ersten Classe vier wöchentliche Stunden verwenden zu können; drei der bewährtesten Kräfte teilen sich in die Arbeit.[2]) — Wer nur über drei Stunden zu verfügen hat, ist nicht so gut daran, weit übler noch, wenn er allein mit seiner Schwäche die Sache zu vertreten hat. Jene Uebungen im Disponieren, welche eigentlich nie auf längere Zeit ausgesetzt werden sollten, nehmen einen guten Teil derselben in Anspruch. Ein einziges Thema kann bei gründlicher Behandlung und wenn man nicht über die Fehler der Schüler eilfertig und über ihre etwaigen Einreden mit Nichtachtung hinweggehen will, nicht immer in einer Stunde absolviert werden. Die andern Zweige des Unterrichts dürfen während dem doch auch nicht brach liegen. Was bleibt anders, als combinieren, als Erklären und Disponieren unter einen Hut bringen, Beides in Wechselbeziehung setzen, zugleich und mit einander betreiben? Sicherlich gibt die Lectüre die beste Gelegenheit, den geeignetsten Stoff zum Disponieren; das Disponieren fördert das Verständnis, ich kann wol sagen, es schlieszt dasselbe erst recht auf. So liesz ich denn einen Abschnitt aus Goethes Tasso erklären und disponieren. Es gieng: ich schlug wirklich zwei Fliegen mit einem Klapp, oder erfüllte, um mit Goethe edler zu reden, 'mit einer Sorge zwei verwandte Pflichten'. Doch nur die erste Scene des ersten Auftritts wurde vorläufig so behandelt. Den ganzen Tasso disponierend lesen oder lesend disponieren zu lassen — auf die Dauer könnte dies Lehrer wie Schüler ermüden. Allein das möchte noch sein: die unausgesetzte, angestrengte Thätigkeit des Schülers bei diesem Verfahren hat gewis ihr Gutes; allein die vorwiegende logische Rücksicht möchte doch den weiteren, ebenso oder noch mehr berechtigten Interessen, welche bei der Lectüre zu nehmen sind, schlieszlich Eintrag thun. Darum, meine ich, soll eine solche Vereinigung nur von Zeit zu Zeit und an den geeignetsten Abschnitten eintreten. — Allein eine Schwalbe macht keinen Sommer; auszerdem ist gut urteilen in eigner Sache. Vielleicht dasz unparteiische Richter es der Mühe werth halten, die folgende Disposition einmal darauf anzusehen, ob sie zugleich in die Exposition des Stücks gründlich einführt, zugleich eine angemessene Uebung im

---

2) S. Nachrichten über das Gymnasium Martino-Catharineum zu Braunschweig von dem Director Schulrath C. Th. Gravenhorst. Braunschweig 1867 S. 25 oben. Vgl. S. 8—10.

Disponieren gibt. Diese müste ich bitten, den Text ihrer Ausgabe durch fortlaufende Zahlen abzuteilen.[3])

Eine zweite Bemerkung betrifft die nachfolgende Disposition selbst: sie entspricht weder der Form noch dem Wesen nach den oben an eine correcte Disposition gestellten Anforderungen. Sie macht mehr Worte, als diese soll: auf den knappsten Ausdruck ist sie nicht gestellt. Sodann verdient sie nicht durchgängig den Namen, welchen sie sich beilegt: an einer Stelle wenigstens numeriert sie blosz den Inhalt des Dialogs, seinem Verlaufe nachgehend. An allen Stellen verfolgt sie endlich denselben bis in das kleinste Detail hinein und nimmt sich deshalb schon äuszerlich mit ihren endlosen Einteilungszeichen seltsam genug aus. Jedoch Disposition im eigentlichen Sinne konnte sie nicht sein. Obgleich Keiner dem Dichter abstreiten wird, dasz er wie das ganze Stück, so diese Eingangsscene nicht blosz an sich, sondern auch in Bezug auf den Verlauf der Handlung trefflich und dabei zugleich auf eine Weise geordnet habe, dasz das, was Kunst ist, in ursprünglicher Natürlichkeit erscheint: so wird doch trotzdem kein Vernünftiger in ihr ein Muster für Schul- und Schülerdispositionen suchen wollen. Etwas Anderes ist es, ein Thema, das man abhandeln will, zu disponieren, etwas Anderes, Dispositionen zum Schulgebrauch abzufassen, etwas Anderes, aus einem vorliegenden Stoffe zu einem besondern, rein formellen Zwecke die Disposition auszuziehen. Aber nun gar eine dramatische Dichtung zu diesem Zwecke benutzen zu wollen, darauf kann gewis kein anderer Mensch verfallen, als ein armer Schulmeister in seinen Nöten. Wäre ihm die Disposition selbst einziger und letzter Zweck, so würde er Lessings prosaische Schriften disponieren lassen: — aus ihnen könnte er sich eine Mustersammlung anlegen. — Aber das ist sie hier nicht, sondern nur Mittel zum Zweck. Die Schüler sollen ein dramatisches Kunstwerk in die einzelnsten, kleinsten Teilchen, in die feinsten Adern und Verästelungen verfolgen und es dann wieder ordnend zusammensetzen, einesteils um dasselbe gründlich verstehen zu lernen, andernteils zugleich, um ihr Auge und ihren Blick zu schärfen, ihren Verstand und ihr Urteil zu üben, ihren Geschmack zu bilden und so, da alles dies erste Anforderung der Kunst zu disponieren ist, darin sich zu vervollkommnen.

Gerade um diesen doppelten Zweck zu erreichen scheinen mir aber auszer den Schillerschen die Dramen Goethes die geeignetsten zu sein. In ihnen ist Lebenswärme, elektrischer Stoff: an ihnen wird der jugend-

---

3) Schon vor 50 Jahren hatte Geh. Justizrath Hugo in Göttingen in seinen juristischen Compendien die Zeilen durch Zahlen abgeteilt. Unsere Alten erfreuen sich dieser für die Schule notwendigen Ausstattung schon wer weisz wie lange. Nur die Herausgeber deutscher Classiker, selbst solcher, die eigens zum Schulgebrauch bestimmt sind, wollen noch immer nichts davon wissen. Mit gutem Beispiele voran geht das 'deutsche Lesebuch für höhere Unterrichtsanstalten von Dr. Hermann Masius' 3r Teil (Halle 1867), indem es die längeren poetischen Stücke durch Zahlen abteilt, — immer ein Vorzug, aber kaum der Rede werth bei den vielen und groszen, welche dies Werk sonst hat.

liche Geist warm werden und Funken ziehen. Sie sind Kunstwerke: ordnend waltet über dem Ganzen der Genius; das Gröste wie das Kleinste steht in vollendeter Harmonie: auch der geringste Strich der Zeichnung, die schwächste Schattierung, die zarteste Farbentinte haben ihre Bedeutung. Man verrücke nur versuchsweise an unserm Stücke ein Steinchen, und das ganze Gebäude liegt in Trümmern; man denke sich in der Zeichnung eines Charakters einen Zug, nur den kleinsten hinzu oder hinweg: er geht aus den Fugen, und der vom Dichter beabsichtigte Verlauf der Handlung wird gestört. Tasso sei z. B. etwas klarer in der Auffassung der wirklichen Lebensverhältnisse, die Prinzessin etwas weniger unsinnlicher Empfindung: der Conflict mit Antonio und was daraus folgt, sowie der mit der Prinzessin sind poetisch unmöglich.[4]) Oder man ändere in unserer Scene auch nur einen der kleinsten Züge, lasse die Prinzessin z. B. den vollen prunkenden Kranz auf das Haupt Ariosts setzen, Leonore dagegen mit dem einfachen Lorbeer Vergil kränzen: Beider Charaktere tragen dies nicht; sie gerathen dadurch ins Schwanken, schillern in unbestimmten Farben. Ein mit solcher Kunst angelegtes und bis in seine einzelnsten Teile hin ausgearbeitetes Stück, welches dabei überall den Charakter der unmittelbarsten Natürlichkeit bewahrt, ist wol vor allen anderen geeignet, dasz an ihm die Jugend im Erklären und Disponieren zugleich geübt werde. Es folgt

die Disposition der ersten Scene des ersten Aufzugs von Goethes Torquato Tasso.[5])

Von den beiden ersten Auftritten, welche die Exposition des Stücks enthalten, gibt der erstere

I. den Ort und die Zeit der Handlung an, entwickelt
II. die Charaktere der beiden darin auftretenden Fürstinnen ihren Grundzügen nach, stellt
III. den Helden, ehe er selbst ins Stück eintritt, in seiner Eigenschaft als Dichter dar, und deutet
IV. das Verhältnis an, in welchem die beiden Frauen zu ihm stehen.

I. Ort und Zeit der Handlung.

A. Der Ort ist
  1) der kunstsinnige Hof von Ferrara unter Alfons II.
    a) Schon durch die früheren Fürsten ist Ferrara grosz und berühmt geworden. 55.
      α) Licht und freies Denken entzündete sich hier zuerst unter Alfons' Vater Hercules und dessen Bruder, dem Cardinal Hippolyt. 70 f.
      β) Hier ward Petrarch bewirthet, Ariost fand hier — in den

4) Rötscher: Cyclus dramatischer Charaktere. Berlin 1846. 3r Teil. S. 191.

5) Vgl. Goethes Torquato Tasso von Dr. G. Fr. Eysell. Rinteln 1849. — Vorlesungen über Goethes Torquato Tasso von Ludwig Eckardt. Bern 1852.

Darstellungen des Plautus und Terenz — seine Muster, 73. 74, und

γ) Italien nennt keinen groszen Mann,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt. 75. 76.

b) Aber ihrer Ahnen werth sammeln auch Alfons und seine Schwester Eleonore die ausgezeichnetsten Geister ihrer Zeit um sich. 61—63.

2) Im Besondern das Herzogl. Lustschlosz Belriguardo und in den ersten Auftritten ein Gartenplatz desselben mit den Hermen Vergils und Ariosts, der Vertreter der ernsten und heitern Dichtkunst, geziert.

B. Die Zeit der Handluug — ein Tag des beginnenden Frühlings, 29—39, mit dem ja auch die Poesie sich verjüngt. Vgl. Schillers Mädchen aus der Fremde.

C. Natur und Kunst sind so vereinigt, der Handlung einen poetischen Hintergrund zu geben, Ort und Zeit dem Dichter, dem Helden des Stücks, günstig. — Ebenso die beiden Fürstinnen.

II. Charakter Eleonores von Este und Leonores Sanvitale.

A. Sie stimmen in poetischem Sinne und schwärmerischer Neigung überein — Tassos Einwirkung.
1) Als Schäferinnen gekleidet, 6, winden sie
2) Kränze. 9.

B. Ihre individuelle Verschiedenheit zeigen sie
1) schon dadurch, dasz
a) die Prinzessin
α) den zarten schlanken Lorbeer
β) auf das Haupt des sinnig ernsten Vergil, 13—15,
b) Leonore
α) ihren bunten vollen
β) auf das des Ariost setzt, 'dessen Scherze nie verblühen'. 16—19.
2) Durch die Weise, wie sie ihren ländlichen Aufenthalt zu genieszen denken:
a) die Prinzessin will, 22—27,
α) der Freundschaft leben: — 'wir können unser sein', 22,
β) sich 'in die goldne Zeit der Dichter träumen', 23,
γ) das Gefühl der hier froh durchlebten Jugend sich zurückrufen, 24 f.
b) Leonore, 28—39, die äuszeren Eindrücke der Frühlingsnatur genieszen: Schatten der Bäume, — Rauschen der Brunnen, — das junge Grün, — Blumen, — Citronen und Orangen, — blauer Himmel, — duftige Ferne.
3) Durch ihr gegenseitiges Urteil über einander.
a) Von der Prinzessin sagt
α) Leonore, 88—94,
a) dasz sie

aa) der Schein des Augenblicks nicht blende,
bb) Witz und Schmeichelei nicht besteche, gesteht ihr
b) auszerdem
aa) ein wahres, tiefes Gefühl, das sie jedoch mehr in sich verschliesze,
bb) einen festen Sinn,
cc) richtigen Geschmack und gerades Urteil,
dd) rege Teilnahme an allem Guten und Groszen zu und vereinigt Alles
c) in dem Worte, 139, 'dasz ihr hoher Geist ein weites Reich umfasse', eignet ihr damit die Wissenschaft als ihr eigenstes Gebiet zu;
β) die Prinzessin selbst aber weist das Lob der Freundin mit Bescheidenheit zurück 95. 96, und beschränkt es 104 f. also:
a) sie sei wenig und dies Wenige Anderen schuldig:
aa) ihrer Mutter ihre Kenntnis alter Sprachen und der Wissenschaft,
bb) der Natur und dem Glücke: 'dies habe sie jedoch nie als Rang und Besitz betrachtet'; — darin ist die Möglichkeit ihrer Liebe zu dem gesellschaftlich tief unter ihr stehenden Dichter begründet; —
b) sie sei zufrieden, dasz es ihr leicht werde, dem Gespräche edler, kluger, denkender Männer folgen zu können; — einzig mögliche Verbindung gelehrten Wissens mit zarter Weiblichkeit.
b) Leonore
α) sagt von sich selbst, was sie lebhaft fühle, müsse sie sogleich aussprechen; — schon darum, kann man annehmen, ist ihr Gefühl oberflächlich. —
β) Ein solches Gefühl legt sie auch für die Dichtkunst an den Tag 167 f. 195. 196, sowie
γ) ein gewisses Verständnis derselben, — s. unten III. A. — besonders der Sonette an Leonore, die sie auch auf sich gar zu gern beziehen möchte 203. 204. Darum glaubt sie aber auch
δ) die Poesie als ihr eigentümliches Gebiet sich zueignen zu können 140; allein
ε) diese soll — wir merken die Absicht (vgl. II 1. 220) — ihrer Eitelkeit dienen:
a) sie ist aristokratisch gesinnt: sie setzt Ferrara, das durch seine Fürsten grosz geworden sei, über Florenz, welches nur das Volk zur Stadt gemacht 51 f.; es klingt
b) aus dem Preise Eleonores, dasz die Welt vor allen groszen Frauen sie ehre, der Wunsch nach gleicher Ehre heraus; darum
c) beabsichtigt sie, indem sie die Poesie sich zueignet, Tasso ganz in ihren Kreis zu ziehen; denn

d) sie hält es für vorteilhaft 'dem Genius ein Gastgeschenk zu geben, weil er ein schöneres zurücklasse' 77—79, und weil des Dichters Wort noch nach hundert Jahren dem Enkel wiederklinge, möchte sie durch ihn ihren Namen, ihre Reize auf die Nachwelt gebracht sehen. Aus Allem folgt,

e) dasz das Höchste, was sie mit dem Dichter zu lieben meint, nur das Ich der schönen Heuchlerin sein kann. 216. 217.

c) Demnach ist ihr Urteil, 209—211, dasz Tasso, wenn er 'in seliger Betrachtung' sich mit dem 'Werthe' der Prinzessin beschäftige, er auch an 'ihrem leichten Wesen' sich erfreuen möge, in Bezug auf ihren eignen und der Prinzessin Charakter durchaus richtig: nach des Dichters Absicht ist sie nur die Folie zu dem Charakter Eleonores.

III. Tasso den Dichter

schildert Leonore, indem sie

A. die jedem wahren Dichter eignenden Eigenschaften ihm beilegt. 159—166.

1) Umbekümmert um das Irdische lebt er in seinen Idealen. 159.
2) Natur, Geschichte, das Leben der Menschheit erfüllen und nähren seinen Geist und sein Herz. 160—162.
3) Das in jenen Gegenständen poetischer Betrachtung weit Auseinanderliegende verbindet er im Gedichte zu harmonischer Einheit 163;
4) im Sinnlichen sieht er das Geistige, Leben im Unbelebten 164;
5) er führt die oft irrigen Ansichten und Urteile der Menschen auf ihren wahren Werth zurück 165. 166.

B. Indem sich die Prinzessin gegen diesen reinen Idealismus des Dichters erklärt und Leonore fragt, ob sie nicht seine Liebeslieder als Früchte einer wahren Liebe erkenne, gesteht diese freilich zu, dasz er in allen ein einzig Bild verherliche 182—195; aber obgleich sie meint, dasz auch dies nur ein ideales sei, weisz sie doch die Sonette an Leonore — nicht Eleonore — mit besonderer Begeisterung zu schildern:

1) vor der zum Himmel Erhobenen beuge er sich in tiefer Verehrung,
2) gehe ihr durch die Fluren nach und winde ihr Blumen zum Kranze,
3) heilige den Pfad, den ihr Fusz berührt habe,
4) fülle in der Einsamkeit mit seinen Liebesklagen Hain und Luft.

C. So müsse jenes wunderbare Leben und Treiben des Dichters (A) sie anziehen, ihre Teilnahme für ihn erwecken: er aber halte sich von ihnen fern 167 f.; das schwermutvolle Lied jedoch (B) gewinne jedes Ohr und Herz 195. 196.

IV. Das Verhältnis, in welchem die beiden Frauen zu dem Dichter stehen.

A. Die Unterredung über ihn in ihrem Zusammenhange 134 b z. E. Nachdem Leonore nach der Unterhaltung über ernste Dinge das Gespräch auf den Dichter geleitet und das Gebiet der Poesie für sich in Anspruch genommen hat 134—141, bemerkt

1) Die Prinzessin mit feinem Scherze, dasz Leonores Vorliebe für die Dichtkunst wol' mehr der Person des Dichters gelten und das Verlangen, von ihm geliebt zu werden, in sich schlieszen möge 142—154. Dies weist
2) Leonore sowol von ihrer, als des Dichters Seite zurück: 'sie achte ihn, sei nur gerecht gegen ihn, und er lebe ganz in seinen Idealen 155—172. In Bezug auf dies Letztere meint jedoch
3) die Prinzessin, dasz Tassos Lieder eine persönliche Liebe verriethen 173—181. Leonore aber sieht
4) auch in ihnen nur Phantasiegebilde 187—194, und indem sie den Zauber dieser Gedichte schildern will, unterbricht sie
5) die Prinzessin mit einer gewissen Hast, 'er gebe aber doch dem Gegenstande seiner Liebe den Namen Leonore' 197. 198. So nötigt sie
6) Leonoren, auf die Sache näher einzugehen 199—217. Diese gesteht nun auch zu,
   a) dasz Tasso in dem Doppelsinne des Namens sein Gefühl für die Prinzessin verberge; aber
   b) von einer wirklichen Liebe könne unter ihnen nicht die Rede sein:
      α) Tasso gebe nur seinem Ideale durch den Namen eine bestimmte Gestalt, und
      β) von ihrer Seite könne es nur eine geistige, platonische Liebe sein, die sie nun, da die Prinzessin kein Verständnis dafür zu haben behauptet, weiter als eine göttliche — Amor und Psyche — beschreibt 222—234:
   a) fern von jeder Leidenschaftlichkeit,
   b) nicht an Schönheit und Gestalt gebunden, darum
   c) frei von Enttäuschung, Uebersättigung und Verdrusz.

B. Folgerungen aus diesem Gespräche in Bezug auf die Fürstinnen.
1) Beide unterhalten sich gern über Tasso.
   a) Leonore leitet
      α) das Gespräch auf ihn 104 f.,
      β) ist eine begeisterte Lobrednerin seiner Gedichte.
   b) Die Prinzessin geht mit Liebe in das Gespräch ein und sucht es
      α) mit einer gewissen Absichtlichkeit nach einem bestimmten Puncte hinzuleiten, will
      β) nicht dem Bruder verrathen wissen, wohin es sich wieder verirrt habe.
2) Im Uebrigen aber weichen ihre Ansichten und Gesinnungen in Bezug auf den Dichter von einander ab.
   a) Leonore
      α) liebt in ihm nur sich:
         a) sie will sich für den Augenblick desselben erfreuen 135. 136—203 f., und wenn die Umstände danach sein sollten, wird sie
         b) den Genius zu gewinnen suchen, dasz er durch ihre Verherlichung das schönere Gastgeschenk zurücklasse (s. oben);

β) sie ahnt, wie es um der Freundin Herz steht, und will dadurch, dasz sie das Liebesverhältnis als ein rein ideales darstellt, sie auf sich aufmerksam machen und zur Vorsicht mahnen.

b) Die Prinzessin liebt den Dichter:

α) sie erklärt sich gegen jede Scheinliebe sowol von seiner als von ihrer Seite 219—221; jedoch

β) selbst der Freundin kann sie das Geheimnis ihres jungfräulichen Herzens nicht mitteilen,

γ) nicht einmal des Dichters Namen — Leonore spricht ihn zuerst aus — kann sie über die Lippen bringen, obgleich sie das Gespräch auf ihn mit Absicht hingeleitet hat, und da

δ) von Eifersucht gegen Leonore schon deshalb nicht die Rede sein kann, weil sie Tassos Gleichgültigkeit gegen dieselbe kennt (II 1. 210—220), so kann sie bei der Unterredung

ε) nur den Zweck haben, sich seine Liebe durch die Freundin bestätigen zu lassen, da sie in ihrer Bescheidenheit derselben nicht so ohne Weiteres gewis ist, — dies wie alles Vorhergehende Züge wahrer Liebe eines jungfräulichen Herzens. —

C. Die Richtigkeit dieser Auffassung bestätigt der Verlauf des Stücks.

1) Die Prinzessin, durch Leonore gewarnt, gibt vielleicht gerade in Folge dieser Warnung dem Drange ihres Herzens nach und fällt durch das gegen den Dichter ausgesprochene Geständnis ihrer Liebe in Verschuldung und schweres Leid.

2) Obgleich Leonore, als der Conflict eingetreten ist, schlau die Umstände zu ihrem Vorteile auszubeuten und den Dichter für sich zu gewinnen sucht, so erreicht sie ihren selbstsüchtigen Zweck nicht.

3) Tasso aber, welcher bei seiner idealen Richtung die Verhältnisse des Lebens nicht erkennt, wie sie sind, — 'Erlaubt ist, was gefällt' ist sein Grundsatz — und dadurch seinem Untergange nahe geführt wird, geht an der Hand Antonios einer höheren Entwickelung seines Dichterberufs entgegen.

Wolfenbüttel. Dr. Christian Jeep.

24.

ZUR ERKLÄRUNG DER STELLE IN SCHILLERS LIED VON DER GLOCKE 'UND FÜHREN DAS BEKRÄNZTE JAHR.'

Die folgende Stelle in Schillers Glocke

'Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr'

hat den Erklärern viel zu schaffen gemacht: wir sehen dieselben teils in offenbarer Verlegenheit über das 'bekränzte Jahr', teils mit künstlichen Erklärungen sich abmühen.

So sagt Götzinger (Deutsche Dichter erläutert II. 4e Aufl. 1863 S. 323): 'Was der Dichter hier unter bekränzt versteht, ist mir wirklich nicht klar.' Aehnlich Düntzer (Schillers lyr. Gedichte erläutert III. S. 97): 'Und warum ist das Jahr bekränzt? Etwa weil man die Horen und die Jahreszeiten sich bekränzt denkt? Aber dies stimmt gar wenig dazu, dasz die Gestirne das Jahr führen, was man doch nicht etwa von einem Reigentanze, einem Festzuge des Jahres verstehen kann.' Die hier verworfene künstliche Erklärung bringt Viehoff (Schillers Gedichte erläutert. V. 1840, S. 35): 'Wie Schiller hier in V. 405 das Jahr 'bekränzt' darstellt, so gaben die Griechen den Horen Kronen von Palmblättern u. dgl. Die Gestirne 'führen das Jahr', indem sich das Jahr und seine Dauer nach dem scheinbaren Umlauf derselben richtet.' Unsicher ist Fr. K. Hartert (Auswahl aus Schillers Gedichten gemeinfaszlich erläutert. II. 1867, S. 124): 'An dem Beiwort 'bekränzt' ist vielfach Anstosz genommen. Ich beziehe das Wort auf den Kreislauf der Gestirne, der gleichsam das Jahr mit einem Kranze von Sternbildern umgibt. Dann heiszt es: und führen das von ihnen (den Sternen) bekränzte Jahr. Vielleicht hat auch der Dichter das Jahr sich wie die Horen, die Göttinnen der Jahreszeiten, gedacht, die mit den Erzeugnissen des Feldes bekränzt waren.'

Bei solchem Zustande der Erklärung kann man sich nicht gerade verwundern, wenn es Jemand mit einer Conjectur versucht, wie das von einem Anonymus in diesen Jahrbüchern vor nicht langer Zeit (1866, S. 308) versucht ist. Derselbe will lesen 'und führen das begrenzte Jahr', ὁριζόμενον, indem die Sterne das Jahr abgrenzen, sofern ihre veränderte Stellung ein Masz für die Zeitberechnung ist.

Dennoch halten wir diese immerhin nicht sehr einfache Vermutung nicht für notwendig und erlauben uns auf eine Erklärung aufmerksam zu machen, welche uns bei der Beachtung von Ps. 65, 12 eingefallen ist. Dort heiszt es עִטַּרְתָּ שְׁנַת טוֹבָתֶךָ, was Luther übersetzt: 'Du krönest das Jahr mit deinem Gut', während es genau lauten sollte: Du hast gekrönt das Jahr deiner Güte, wozu Delitzsch treffend bemerkt: 'In Vers 12 ist das Jahr an sich als Jahr göttlicher Güte und der Erntesegen als die ihm aufgesetzte Krone vorgestellt.' Sollte nicht demnach sich annehmen lassen, dasz Schiller, der doch von seiner Jugend her mit Luthers Bibelübersetzung vertraut war, unter dem bekränzten Jahr einfach das von der göttlichen Güte gekrönte, mit dem Erntesegen gekränzte Jahr verstanden habe?

Stettin. Alexander Kolbe.

25.

ELEGIAE SCHLEGELIANAE, QUAE ROMA INSCRIBITUR, LATINE CONVERSAE

SPECIMEN PROPOSUIT HENRICUS STADELMANN.*)

(V. 103—145.)	(v. CIII—CXLV.)
Dies Zeitalter, entwöhnt der Bewunderung, buhlt um Erstaunen;	Nescia mirari iam gens amat ista stupere,
Aus den Gemütern hinaus flüchtet sich Roms Majestät	Maiestas Romae pulsaque pectoribus
Jetzo in Forum und Circus, Theater und Hall' und Triumphthor,	Inque forum et circum, xystos fugit atque theatra
Jegliches edle Gebild griechischer Architektur.	Quodque aliud posuit nobile Graius opus.
Zwischen die Säulen und Giebel nun drängen sich marmorne Wunder,	Tecta per et pilas miracula saxea splendent,
Athmender Statuen Volk dienet, gefangen geführt.	Plurima capta vehit vivida signa ratis.
Denn es versammelt die einzige Stadt, was Länder geziert hat:	Quidquid ubique fuit, nunc urbs sibi colligit una:
Was, anmutigen Hauch leihend, der Grieche geformt,	Quae Graiûm docta gratia blanda manu,
Was, tiefdeutend und ernst, der Aegyptier; wachend am Tempel	Quae graviter finxit Pharii mens mystica: templo
Liegt der basaltene Löw' und die granitene Sphinx.	Sphinx una vigilans accubat atque leo.
Aus äthiopischem Steinbruch einst von Sesostris entboten,	Aethiopum accitus quondam de rupe Sesostri
Weit um Syene herab, lernte der Sonn' Obelisk	Aequoreas Solis nunc obeliscus aquas
Ueber die See hinfluten, den Nil für den Tiber vertauschen,	Transvehier didicit mutareque Thybrida Nilo
Mit nachahmendem Strahl grüszen ein fremdes Gestirn.	Atque aliam ficta visere luce plagam.
Heute noch spricht er umsonst in verborgenen Hieroglyphen,	Nunc etiam arcana frustra dat voce loquelam,
Aber er macht auch kund, wer zu vernehmen es weisz,	Sed tamen et, si quis noverit illa, docet
Vom Umschwunge der Zeit, urweltlichen Menschengedanken,	Volventes annos, humanae exordia mentis,
Herlicher Reich' Einsturz und der Lebendigen Nichts.	Clara ut regna ruant ipse homo sitque nihil.
Doch dies Nichts schwellt an zum Giganten die rasende Willkür:	Tollit at in vastum nihil hoc furiosa lubido:
Was wol bliebe zurück, nicht von Despoten versucht?	Quae tibi inausa, ferox, culpa, tyranne manet?

*) S. N. Jahrb. f. Phil. u. Päd. II. Abt. 1866. Heft 4.

Jene, die Rom brandmarkten mit allbeistimmender Knechtschaft,
Haben den Abgrund ganz lüsterner Frevel enthüllt.
Weihrauch dampften Altäre der Brut unholder Dämonen,
Bis sie der Schmach hinwarf plötzlich entgötternder Mord.
Freilich, es wetzt unmenschlich das Volk an den eigenen Sitten
Selbst den tyrannischen Dolch, welcher im Innern ihm wühlt.
Tage, ja Wochen verbringt's im umkreisenden Amphitheater,
Stufen hinauf, zahllos, seht! an die Wolken geschaart;
Ueber dem Haupt hin wallet des Vorhangs duftender Purpur,
Dasz nur den Weichlingen nicht schade der sonnige Strahl.
Ihnen zu Füszen indes, bluttrunkener Augen Ergötzen,
Tobt Wehklagen und Wut und der bejubelte Tod.
Zum Schauspieler erniedriget kämpft unwillig der Thiere
König, und, minder geschätzt, wider den Sclaven der Sclav'.
Afrika hat sich erschöpft an Geburten der glühenden Wildnis,
Tiger und Luchs und Hyän'; auch der Koloss Elephant
Flehet, verrathen und wund, Mitleid durch Jammergeberde,
Der sonst offen im Feld römische Heere bestürmt.
Grausamer Spott! Es erkennt die Meng' in dem Bilde sich selbst nicht.
Nicht für die Freiheit mehr, noch der Verbündeten Schutz,
Noch Grabmale der Väter geführt, willfahrend des Herrn Wink,
Ward der entwürdigte Krieg gladiatorischer Scherz.

Servitio qui te foedarunt, Roma per omne
Hi scelus insani, per probra cuncta ruunt.
Turpibus halabant Divis altaria thure,
Donec et ista fera numina caede iacent.
In sua nimirum saevam gens viscera sicam
Ipsa suis atrox moribus exacuit.
Totas hebdomadas consumit in amphitheatro,
Perque gradus nubes vertice iuncta ferit.
Ecce supra fluitat redolentis purpura veli,
Ne violent Phoebi spicula molle caput.
At subter gemitus tristis desaevit et ira
Plaudentumque feras iubila dira neces.
Indignans pugnat factus leo ludius: illo
Deterior vernae proelia verna gerit.
Orba suis paene est Libye iam torrida monstris,
Pardo, lynce, tigri; vastus et ipse elephas,
Qui Latias fortis turmas prius oppugnarat,
Proditur et misero congemit ore lacer.
Saevum o ludibrium! Nescit sub imagine sese
Vulgus: non patriae iam sociûmve tegit
Ius tumulosve patrum; nutu commissa tyranni
Sunt pugilum in lusum proelia versa levem.

26.
PRO UND CONTRA.

7.

Diesmal sollen unter der Aufschrift, die sich der geneigte Leser nun schon einmal gefallen lassen mag, drei weitere Stücke aus dem pädagogischen Leben besprochen werden, deren Bedeutung mir nicht allein durch Selbsterlebtes, sondern daneben auch durch die höchst anregende Lectüre der 'Neuen Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes von G. Freytag 1862' nahe gelegt worden ist. Nicht als ob über dieses Buch für und wider gesprochen werden wollte. Das sei ferne, vielmehr möge hiermit auf die Wichtigkeit, ja Liebenswürdigkeit dieser Schilderungen der Bildung des deutschen Charakters in den letzten zweihundert Jahren Jedermänniglich angelegentlich aufmerksam gemacht sein. Der Geschichtslehrer vor Allen, aber auch der Erzieher kann viel daraus lernen, der Letztere besonders aus dem Schlusz des neunten Abschnitts, wo die 'Kinderjahre von Ernst Friedrich Haupt', dem Vater unsers verdienstvollen Philologen Moritz Haupt, dargestellt werden, und zwar aus den Aufzeichnungen des biedern Mannes selbst. In wenigen Zügen werden hier der Reihe nach fünf Lehrer geschildert, ebenso mit scharfem treffenden Urteil wie mit dankbarer Pietät, so dasz es schon geschichtlich interessant und belehrend ist, in diesen Spiegel der Pädagogik des vorigen Jahrhunderts zu blicken. Wichtiger dürften aber die Betrachtungen sein, die sich an das Eine und Andere, was über sie bemerkt ist, für uns anknüpfen.

1. Im Zusammenhang mit dem Nr. 6 über das Zornigwerden Gesagte möge zuerst von dem letzten dieser fünf Erzieher des damals etwa zwölfjährigen Fr. Haupt geredet werden. Von demselben ist gesagt: 'Jary war nicht zum Schulmann geboren, aber nicht ohne Kenntnisse. Er hatte durch Fleisz errungen, was er besasz. Seine Methode war fehlerhaft, aber er meinte es treu mit seinen Schülern und sorgte für sie. Seine religiöse Ansicht war streng orthodox; ich weinte, als er sich über Sokrates' und Ciceros Seligkeit zweifelhaft ausliesz! Dennoch bin ich ihm Dank schuldig; er behandelte mich mit ernster Güte, und als er mich 1791 entliesz, sagte der alte Mann weinend, im Vorgefühl, dasz seine Laufbahn bald vollendet sei: Leben Sie wohl! ich werde Sie nicht wiedersehen, leben Sie wohl, Sie der Einzige fast, der mich nicht gekränkt hat.' An dieses letzte Wort soll zunächst Einiges angereiht werden, zur Beherzigung für diesen und jenen unserer Mitarbeiter im Schul- und Erziehungsberuf.

Zu den schmerzlichsten Erfahrungen eines Schulmannes mag es gehören, wenn er am Ende seiner Laufbahn sich gedrungen fühlt, derlei zu denken und gar noch zu äuszern. Wahr wird es sein, was hier von einem Solchen gesagt ist: 'er ist nicht zum Schulmann geboren.' Selbst auf die Gefahr hin, schulmeisternd zu erscheinen und Selbstverständliches vorzu-

bringen, kann ich mir, im Hinblick auf so manche Erlebnisse und Wahrnehmungen, nicht versagen, hieran ein paar Worte der Warnung und der Aufrichtung anzuknüpfen. Mögen doch Eltern und Erzieher mehr als so häufig geschieht, bedenken, dasz nicht Jeder, der fleiszig lernt und insbesondere Anlage zu Sprachstudien zeigt, eben damit auch Beruf und Gabe zum Schulamt habe! Mögen desgleichen Solche, die Freude haben an dem, was in den Schulen gelernt und gelehrt wird, nicht übersehen, dasz es damit allein noch nicht gethan ist, dasz der Schulmann nicht von diesem Brote allein, nicht von dem blosz lebe, was er weisz. Wenn nicht das Können hinzukommt, die Gabe nicht blosz, sondern auch die Lust und Freude, das Gewuste mitzutheilen, und zwar auch an Schwachbegabte, vor Allem aber wirkliche Liebe zur Jugend und eine innere Befriedigung, wenn man sieht, dasz die jungen Herzen und Geister hell und heller, warm und wärmer werden; dann lasse man sich von dem alten Dichter zurufen: 'Procul este profani!' und von dem neuen: 'Drum prüfe, wer sich ewig bindet.' Und zweimal gelten diese ernsten Worte, wenn dabei noch ein Anderes stattfindet, was leider nicht zu den Ausnahmsfällen gehört, dasz nemlich irgend welche auswendige, nichtige Triebfedern bei der Wahl des Lehrerberufs entscheidend sind, als da ist: frühe Versorgung in einem Amte, das Brot gibt und eine Heirat möglich macht, der Wunsch, in einer Stadt zu leben, das Zerfallensein mit dem Glauben seiner Kirche, die Scheu vor einem andern Beruf, für den man vielleicht irtümlicher Weise vorgebildet worden ist, zu dem man aber noch weniger innere Neigung verspürt u. dgl. Aber wie? fragt vielleicht der eine und andere Leser nicht ohne stillen Seufzer: wenn man eben, sei es durch eigene Wahl oder durch unverschuldete Umstände, einmal hineingestellt ist in ein Schulamt, nicht mehr rückwärts kann, und früher oder später, mehr oder minder offen sich sagen musz: ich bin für diesen Beruf nicht geboren, bin darin mir und Andern zur Last, sehe mich täglich und stündlich von fast allen Schülern gekränkt, von deren Eltern wenig geachtet, von meinen Vorgesetzten hintangesetzt. Wahrlich eine Lage, die die vollste Teilnahme verdient, wahrlich ein schmerzliches Loos, ein zweiter Jary zu sein! Und doch in dem letzteren Fall nicht ganz und gar trostlos. Schwach genug ist freilich der Trost: socios habuisse malorum, doppelt schwach, da manche andere verfehlte Lebensbestimmung und herbe Lebensführung sich unleugbar zumeist leichter bis auf einen gewissen Grad erträglich machen läszt, als bei einem Lehrer, bei dem ein widerwilliges Arbeiten viel bitterer sich straft und empfindlicher sich rächt, als in andern Berufsarten. Allein auch ein Lehrer, dessen Methode fehlerhaft ist, ja von dem gleichfalls gesagt werden musz, und welcher sichs vielleicht selbst sagt, er habe nur durch Fleisz errungen, was er besitzt, er sei offenbar nicht zum Schulmann geboren, möge sich aufrichten, wenn er von sich nur das Andere auch sagen kann, dasz er es treu mit seinen Schülern meine, für sie sorge, sie mit ernster Güte behandle. Dasz man in solchem Falle, gerade wie der alte Haupt seines redlichen Jary, mit wirklichem Dank eines ob auch ungeschickten Lehrers gedenken, manchen Gewinn für sein sittliches Leben und selbst für das

Wissen von ihm davontragen kann, musz der Schreiber dieser Zeilen aus seiner Knabenzeit ganz so bezeugen. Nur das Eine sei noch beigefügt: Niemand mehr als ein solcher Lehrer steht in groszer Gefahr, in jene verwerflichen Arten von Zorn zu verfallen, von denen im vorigen Abschnitt die Rede war.

2. Doch nicht minder schmerzlich und in manchen Fällen sehr entmutigend und fast lähmend ist eine andere Lehrererfahrung, die wol Keinem unter uns erspart bleibt. Selbst derjenige, der sich sagen darf, er habe inneren Beruf und Liebe zum Schulamt und dem hinwiederum das Amt auch die Liebe erweist ihn je und je erfreuliche Früchte seiner Arbeit erleben zu lassen, sieht sich andererseits nicht selten schmerzlich überrascht durch die entgegengesetzte Wahrnehmung, dasz einzelne reichbegabte, mit Fleisz und Liebe gepflegte Zöglinge ganz und gar aus der Art schlagen und in der späteren Entwicklung statt der erwarteten süszen Trauben nur Herlinge tragen. Das thut weh. Es lebt noch in mir die Erinnerung, mit welch schweren Gedanken ich einmal einige Dutzend Schüler, die wir vier Jahre lang erzogen und unterrichtet hatten, wieder von uns scheiden sah, da nach früheren Erfahrungen sowie auf Grund neuer Wahrnehmungen anzunehmen war, dasz nur etwa zwei Dritteile von diesen in Gaben und Kenntnissen wohl ausgestatteten Jünglingen zu wirklichen 'Mehrern des Reichs' heranreifen, dasz vielmehr Mancher mit groszer Wahrscheinlichkeit von der überhandnehmenden Genuszsucht, Arbeitsscheu und Frivolität sich erfassen lassen und seiner Zeit als schnöder Miethling oder stummer Hund im Amte dastehen würde. Ich konnte der wehmütigen Stimmung, die mich darob ergriff, lange nicht los werden; sie verfolgte mich, wie es so geht, selbst in Bildern und Gleichnissen. Das eine Mal war es eine Schafherde, in deren Gebaren mir ein Sinnbild der inneren Gedanken entgegentrat. Ein Schäfer hatte von der groszen, in der Nähe des Hofes weidenden Herde etwa fünf und zwanzig abgesondert, denen er ungewöhnlicher Weise gestattete, ihre eigenen Wege zu gehen. Ich sah dieselben alsbald mit überstürzender Eile von der lieblichen Wiese weg dem Stalle zulaufen. Auf meine Frage, was denn das zu bedeuten habe und was damit bezweckt werde, erhielt ich die Antwort, diese Ausgesonderten seien zur Mästung bestimmt und eilen des guten Getreidefutters wegen, das ihrer in reichem Masze im Stalle warte, dorthin; in einigen Wochen werden sie dann zur Schlachtbank fertig sein. Ich konnte nicht anders, ich muste an eine Anzahl unserer so eben zur Universität abgegangenen Zöglinge denken. — Noch lebendiger war ein ander Mal der Eindruck eines andern Bildes. Im Garten standen eines Herbstes die Bäume, insbesondere die Zwetschgenbäume mit reichen Früchten bedeckt. In wenigen Wochen durfte man auf eine ergiebige Ernte rechnen, Alt und Jung freute sich auf das süsze, bereits sich blau färbende Erzeugnis. Aber siehe da, bevor sie völlig gereift waren, fielen in Folge besonderer Umstände weitaus die meisten Früchte ab und bedeckten in ungenieszbarem, halbreifem Zustand den Boden. So werden jährlich Hunderte von Schülern mit dem Zeugnis der Reife zur Hochschule entlassen, und wie Mancher von denen, bei welchen Eltern

und Lehrer mit gutem Grunde annehmen zu dürfen glaubten, dasz das Ziel nunmehr nahezu erreicht sei, fällt noch unmittelbar vor dem völligen Ausreifen als unbrauchbare Frucht ab, äuszerlich vielleicht noch anscheinend gesund und genieszbar, aber innerlich angefressen und faul, mit verfehlter Bestimmung zu Boden liegend. — Allein es wäre gar nicht dem Spruche gemäsz: homo sum, nihil humani a me alienum puto, wollte der Schulmann meinen, es widerfahre ihm damit etwas Sonderliches vor Anderen. Die Erfahrung sagt vielmehr das Gegenteil. Gleichwie es ein Gesetz der Natur zu sein scheint, dasz eine Menge von Keimen, Blüten und Früchten nicht etwa nur in solchen besonderen Fällen, wie in dem eben angeführten Gleichnis, sondern überhaupt und jederzeit das eigentliche Ziel ihrer Bestimmung nicht erreichen, gleichwie also, so sparsam in manchen sonstigen Dingen die Natur ist, Jahr aus Jahr ein Millionen von Eiern, Sprossen und Blüten anscheinend ohne Verwendung ihrer vollen Lebenskraft existieren und vergehen; ebenso ist auch in des Menschen Treiben und Bemühen allüberall nur je und je das Eine und Andere bestimmt, zu vollem freudigen Erfolg zu gelangen, weit öfter aber ist scheinbar 'viel Mühe umsonst'. Der Arzt, der Geistliche, der Staatsmann nicht minder als der Landwirt und der Mann der Industrie, haben davon manches Lied zu singen. Und nur mit diesem Vorbehalt ist der Spruch des alten Sängers zu verstehen:

Τῆς ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν.

(Schweiszvoll ist zur Tugend der Pfad, so wolltens die Götter.)

Angesichts eines solchen allgemeinen Gesetzes der ewigen Weltordnung sind somit Klagen nutzlos, weil ohne Gott. Viel lieber halte man es hierin mit dem Reformator der schwäbischen Lande. Eines Tags, erzählt man, war ein Verehrer des theuren Mannes aus weiter Ferne nach Stuttgart gekommen und hörte mit groszer Befriedigung eine Wochenpredigt von Brenz in der dortigen Stiftskirche. Nach dem Schlusz des Gottesdienstes gieng er zu demselben in die Sakristei und begleitete ihn nach Hause. Unterwegs konnte er sich nicht enthalten, seine Verwunderung auszudrücken, dasz so wenige Zuhörer anwesend wären und dasz dessen ungeachtet Brenz so viel Mühe sich gäbe mit solchen Predigten selbst an Werktagen. Stillschweigend und ruhig lächelnd hörte dieser des Fremden Rede an; nur als sie gleich darauf an einem Brunnen zur Seite der Strasze vorbeikamen, sagte er: 'Dieser Brunnen läszt ja auch sein Wasser ausströmen zu jeder Stunde des Tags und der Nacht, mag Jemand kommen zu schöpfen, oder nicht. So darf auch der Prediger des Evangeliums nicht müde werden mit Aufthun des Mundes, ob Viele oder Wenige kommen.' — An Erfahrungen anderer, ermutigender Art fehlt es ja doch keinem redlichtreuen Arbeiter auch im Schulberuf. In dieser Beziehung möge nur nochmals eben der alte Haupt Zeugnis ablegen. Er sagt: 'Dem Conrector Müller danke ich das Meiste. Aus tyrannischem Zwange trat ich in seine liberale Geistespflege. Seine Freundlichkeit, sein offenes, edles Auge, aus dem reine Herzensgüte sprach, zog mich beim ersten Gespräch an. Er verstand den Sinn für das Wissenschaftliche zu erhöhen. Gründlich war sein Wissen. Der römischen Sprache war er mächtig, in

dem Griechischen nicht unerfahren, deutsche Reichsgeschichte, Staatengeschichte und vor Allem Litteraturgeschichte nebst der Geographie seine Lieblingsstudien.' Und wie oft begegnen wir in fast allen besseren Lebensbeschreibungen bedeutender Männer und Frauen solchen Denkmalen dankbarer Erinnerung an den einen und andern Erzieher oder Lehrer ihrer Jugend! Ich frage: welcher andere Beruf, namentlich wenn er es vorherschend lediglich mit todten Acten zu thun hat, findet auch nur annähernd so viel Gelegenheit, Pietät zu wecken, und hat so oft die Freude, den Gewinn und Segen solcher Pietät dahinzunehmen? — Und welcher ältere Schulmann hat nicht schon selbst ähnliche freundliche Erfahrungen machen dürfen, wenn er etwa auf einer Ferienreise durch das Land, in welchem seine früheren Schüler da und dort, zum Teil schon in Amt und Würden stehend, zerstreut sind, mitunter nicht allein über alles Erwarten, sondern auch über Verdienst und Würdigkeit zu fühlen bekam, wie er in dankbarem Andenken nachfolgender Geschlechter fortlebe? — Wenn aber schon diese Erfahrungen jene andern misliebigen und schmerzlichen aufzuwiegen vermögen, so ist dies noch mehr der Fall hinsichtlich einer weitern Wahrnehmung. Gleichfalls in den Lebensbeschreibungen bedeutender Persönlichkeiten steht oftmals zu lesen, wie sie nach mannigfachen Irrgängen und nachdem sie in den Schulen ihren Lehrern manches Herzeleid gemacht hätten, doch in der Wissenschaft oder im Leben noch zu guter Zeit auf die rechte Fährte gekommen und nun erst zur Einsicht gelangt seien, wie gut es der und jener Lehrer mit ihnen gemeint und welch edlen, spät erst aufkeimenden Samen er in sie gestreut habe. Hier übt ein reichbegabter Geistlicher mit innig frommer Predigt und Seelsorge eine gesegnete Wirksamkeit auf weite Kreise; in der Schule hatte er seinem Religionslehrer durch Zweifelsucht und Unglauben manch schwere Stunde gemacht, ja er war nach eigenem späteren Geständnis zeitenweise selbst dem Atheismus verfallen; dort sammelt ein gefeierter Universitätslehrer grosze Schaaren wiszbegieriger Jünglinge aus fernen Landen; als Gymnasiast hatte er seine unverkennbare Anlage entweder hinter losen Streichen verborgen und nur eben so viel gelernt, als ihm ohne sonderliche Mühe anflog, oder zwar wissenschaftliches Streben gezeigt, aber in eigenwilliger, selbsterwählter Weise weit mehr hinter dem Rücken des Lehrers als nach dessen Weisung und Leitung seine Studien getrieben. Wie dies auf der einen Seite eine gewisse Toleranz im Geschäft der Erziehung und des Unterrichts nahe legt und vor ungeeigneter Pedanterie warnt, die so leicht vergiszt, dasz nicht allein wir Alle nur 'werdende Christen', sondern insbesondere unsere Schüler werdende Menschen sind; so liegt auf der andern Seite in solchen Blicken in die Zukunft ungemein viel Aufrichtendes und Ermutigendes gegenüber von trüben Erfahrungen der Gegenwart. — Vielleicht hält man aber entgegen: wol mögen immerhin die Lehrer unserer Väter und Groszväter oder auch unsere eigenen Lehrer Grund gehabt haben, sich so über Unfleisz und Unarten ihrer Zöglinge zu trösten; in unsern Tagen ist das kaum mehr möglich. Denn notorisch ist derzeit nicht allein die geistige Begabung und Kraft, die Originalität und Genialität in unsern

Schulen im Abnehmen begriffen, sondern namentlich, was viel schlimmer ist, verschwindet die tiefere Empfindung, in der die Dankbarkeit wurzelt, und die edle Gesinnung, welche mit dem Edeln sympathisiert, verschwindet die Pietät und Achtung vor Auctorität mehr und mehr. Damit aber geht sichtlich fort und fort der gute Boden verloren, in den wir den Samen mit der guten Zuversicht einstreuen können, dasz derselbe, ob auch für den Augenblick erstorben, doch keimfähig bleibe und zu seiner Zeit gesunde Frucht bringe. Wir jetzigen Erzieher und Lehrer können diesen Wechsel auf die Zukunft nicht anerkennen und müssen daher, da unserer Schüler, wenn sie zur Hochschule abgehen, noch auszerdem die weit gröszere Genuszsucht unserer Zeit wartet, leider mit groszer Bestimmtheit darauf rechnen, dasz die Mehrzahl derselben uns mehr Schande als Ehre machen und schwache Stützen des Staats oder der Kirche abgeben werden. Da ist es doch wol kein Wunder, wenn wir in unsern Tagen unser Amt weit mehr mit Seufzen thun, als unsere Collegen vor fünfzig Jahren. — Was sagen wir zu solchen Einreden? Wir antworten, dasz bei diesen Anklagen mit Ausnahme der allerdings bedenklichen Puncte von der Auctorität und Pietät, fast durchweg zu schwarz gesehen werde. Unsere Zeit ist in einigen Beziehungen schlimmer, in anderen besser daran, als die vor hundert oder fünfzig Jahren. Dieser Satz, welchen des Näheren zu beweisen hier nicht der Ort ist, gilt sicherlich auch von den Schulverhältnissen. Und zum Zeugnis dessen, um was es sich für uns hier allein handelt, lassen wir schlieszlich einem Manne das Wort, der in dieser Angelegenheit gewis vor vielen Andern im Stande ist, wie in seinem Leben und seinen Schriften, so auch uns noch jetzo mit Wenigem viel zu sagen. Joh. Albr. Bengel, von seinem 26 — 54n Jahre Lehrer und Erzieher an einem der württembergischen Seminarien, bemerkt in einem Briefe an einen früheren Schüler, der damals auf der Universität sich befand, vom 29 Juni 1723: 'In éinem Monat hat der Tod zwei Lücken in Eurem Kreis gemacht, und wie Du richtig bemerkst, so haben sowol Eure Vorgänger als Eure Nachfolger bereits Einige aus dem Kreise verloren: ich halte es auch schon lange für etwas Ausgemachtes, dasz aus jeder Promotion, die in die Klöster kommt, je der dritte Teil entweder stirbt oder als misrathen entfernt werden musz, bis die Uebrigen ins Amt treten, das den Gewinn einer so vieljährigen Vorbereitung genieszen soll. Mich dauert die vergebliche Mühe, die man auf solche Jünglinge wendet.' Also ein Bengel, der wahrlich keine Mühe und Sorgfalt sparte, um dieselben gut zu erziehen und gründlich zu unterweisen, der in seiner Persönlichkeit, seinen Kenntnissen und seinem frommen Ernste — einer seiner Schüler sagte von ihm, auf seiner Stirne habe man müssen das Wort Ewigkeit geschrieben lesen — alle Mittel besasz, um tiefe, nachhaltige Einwirkung zu üben, ein solcher Lehrer und Erzieher gab von je dreiszig Schülern ein Dritteil verloren. Und so klagen muste man im Anfang des vorigen Jahrhunderts vor 144 Jahren, in einer Zeit, wo die jungen Leute einesteils durch die Zucht und den festen Halt, der vom eigenen Haus ausgieng, dem Anschein nach vor dem sittlichen Verderben viel sicherer bewahrt

wurden, anderenteils auf der Hochschule und sonst im Leben weit festeren Schranken der Ausgelassenheit begegneten und einer Menge Gefahren enthoben waren, welche den Jünglingen unserer Tage drohen, in einer Zeit, wo Auctorität und Pietät eine dreifach stärkere Macht bildeten, als in unsern Jahrzehnten. Dies beweist jedenfalls so viel, dasz es auch hier eine grosze Täuschung ist, zu wähnen, es widerführe uns dermalen etwas Sonderliches, wenn in gleicher Weise auch heutzutage der Gewinn einer vieljährigen Vorbereitung bei nicht wenigen unserer Schüler verloren scheint. Wol mögen auch wir je und je uns die vergebliche Mühe dauern lassen, die wir auf den einen und andern Jüngling verwendet haben, aber uns irgendwie lähmen zu lassen durch solche schmerzliche Erfahrungen, das ist nie und nimmermehr gerechtfertigt. Geduld ist einer der ersten Preise, um den jeder Sterbliche, um den vor Allem der Schulmann etwas wirken kann in dieser unvollkommenen Welt.

3. Doch auf ein Drittes werden wir noch geführt nicht allein durch den Namen unsers eben genannten Collegen aus dem vorigen Jahrhundert, sondern gleichfalls wieder durch das Buch von G. Freytag. Es ist die Frage: was ist zu halten von Schulmännern, Lehrern und Erziehern, die der sogenannten pietistischen Richtung angehören? Man sage nicht, das sei Geschmackssache, es komme auf subjective Ansicht oder Neigung oder auch auf jeweilige Umstände an, ob etwa ein Schulvorstand einen und den andern Lehrer von dieser Art willkommen heiszen oder ferne halten möchte. Auf diese Weise wäre denn doch eine Sache, die eben, wie schon in früheren Zeiten, so auch heutzutage für manche Schulen, ja für ganze Provinzen eine ernstliche praktische Bedeutung hat, gar zu leichthin abgewiesen. Jedenfalls ist es des Versuchs werth, nach einigen leitenden Gedanken sich umzusehen, mittelst deren sich ein richtiges Urteil bilden läszt. Und wenn man einwendet, die Sache sei eben so kitzlich als weitschichtig und lasse sich an diesem Orte und auf dem beschränkten Raum, den wir dafür hier beanspruchen können, nicht zum Austrag bringen, so möge dagegen bemerkt werden: eben weil es kitzlich und schwierig ist, darüber zu reden, erscheint es um so notwendiger, sich einigermaszen darüber zu verständigen, und nur so viel folgt daraus, dasz dies mit Ruhe, Besonnenheit und billiger Umsicht geschehe. Weitschichtig ist die Frage in alle Wege; aber wer wird auch verlangen, dasz sie hier nach allen Seiten erörtert werde? Das Wesentlichste wird sich doch, wie wir thatsächlich zu zeigen hoffen, auf einige Blätter zusammendrängen lassen. Einzelne besondere Seiten der Sache müssen natürlich dabei vorerst unbesprochen bleiben, z. B. ob ein Hofmeister von solcher Richtung für einzelne Zöglinge wünschenswerth sei, ob es rathsam wäre, ein Kind einer Anstalt von ausgeprägtem pietistischen Charakter zu übergeben u. dgl. Wir haben nur allgemeine Schulanstalten im Auge und fragen zuvörderst: was könnte vielleicht ein Schulvorstand, der keineswegs Alle, die sich zu den Pietisten rechnen, und Alles an ihnen ohne Weiteres gut heiszt, auch für seine Person nicht zur Partei hält, zu Gunsten eines solchen Lehrers vorbringen? Seine Rede würde etwa folgendermaszen lauten:

Der Pietismus, wie er geschichtlich in der evangelischen Kirche entstanden ist und sich gestaltet hat, wollte und will gegenüber von einer todten Orthodoxie ein praktisches Christentum haben und üben, einen Ernst machen mit seiner Frömmigkeit, auf Grund der im Worte Gottes und in unsern Bekenntnisschriften vorliegenden Glaubens- und Sittenlehre. Demgemäsz hat er das Bedürfnis, neben dem öffentlichen Gottesdienst und den häuslichen Andachtsübungen auch noch gemeinsam mit Gleichgesinnten in Privaterbauungsstunden sich über religiöse Angelegenheiten zu besprechen, um sich gegenseitig zu belehren und zu fördern, und ist zugleich beflissen, auch von manchen Bestrebungen und besonders Vergnügungen sich ferne zu halten, in denen er Gefahr für sein Seelenheil erblicken zu müssen glaubt. All dieses kann ich an und für sich entfernt nicht für unvereinbar halten mit dem Beruf und den Pflichten eines Lehrers. Im Gegenteil wird es von diesen Grundsätzen aus nahe liegen, den Beruf, wie es ja die Aufgabe jedes besseren Menschen ist, als Gottesdienst anzusehen und zu treiben. Ebenso musz bei dieser Richtung, welche sich in Dingen der Religion so streng an die Auctorität bindet, folgerichtig das Dringen und Hinarbeiten auf Achtung vor dem Bestehenden und vor jeglicher berechtigten Auctorität sich von selbst ergeben. Dies ist in unseren Tagen nicht gering anzuschlagen, und ebenso das Weitere, dasz ein solcher Lehrer vermöge seiner Weltanschauung für sich bewahrt bleibt und die Schüler bewahrt vor dem fatalen Cultus des Genius und vor der Ueberschätzung des Classischen alter und neuer Zeit nach Form und Inhalt. Desgleichen kann die Strenge und Enthaltsamkeit in Betreff mancher sonst für erlaubt geltenden Lebensgenüsse gegenüber unserer genuszsüchtigen Jugend nur heilsam wirken. Vollends der Religionsunterricht und die Pflege der Frömmigkeit sollte doch wol auf der Stufe des Gymnasiums kaum in bessere Hände gelegt werden können. Das so notwendige Fernehalten der Kritik musz ja bei demjenigen, der sich selbst so fest nur auf das einfache Bibelwort stützt, sich von selbst verstehen. Dasz er auf innere und äuszere Mission einen besonderen Werth legt und wol auch in den Schülern eine Teilnahme dafür zu erwecken sucht, kann doch in keinem Wege als störend für die sonstigen Unterrichts- oder Erziehungszwecke einer christlichen Schule betrachtet werden. Es versteht sich, dasz jegliche einseitige Uebertreibung solcher Bestrebungen sowie alles Methodistische in der Unterweisung und im Leben ferne gehalten werden musz. Auch sagt mir meine Erfahrung, dasz irgend welches unpädagogische Ueberschreiten des Maszes wenigstens mir noch nie entgegengetreten ist; vielmehr haben sich die eben genannten aus den Principien abgeleiteten Voraussetzungen auch thatsächlich bewährt. Ich habe im Unterricht und in der Erziehung nur gute Wirkungen wahrgenommen bei diesem und jenem Lehrer der fraglichen Richtung. Sie waren gewissenhaft und pflichtgetreu, ich sage nicht, mehr als Andere, aber doch gewis auch nicht weniger, haben durch ihr stilles, ernstes Wesen mehrfach gegen die Ausbrüche jugendlichen Mutwillens eine Schranke gebildet, sind durch Vorbild und Zwiegespräch für einzelne Schüler schon in frühen Jahren die Begründer einer

tieferen und ernsteren Lebensanschauung und redlicher Frömmigkeit geworden, haben auf wärmeres Gemütsleben innerhalb der Anstalt vorteilhaft eingewirkt und ein solches durch Umgang, seelsorgerliche Berathung, mitunter durch fortgesetzten Briefwechsel gepflanzt und genährt.

Wir lassen nun aber fürs Andere einen zweiten Sprecher zum Worte kommen, der, gleichfalls nicht auf dem Extreme stehend und ohne eigentlich ein Gegner der Partei zu sein, die andere Seite vertritt und in ähnlicher Weise durch Erwägung der in Frage stehenden Grundsätze und durch gemachte Erfahrung sich gedrungen fühlt, Verwahrung gegen das bisher Gesagte einzulegen. Ich gebe, sagt er, meinem Vorredner die Richtigkeit seiner grundlegenden Sätze gerne zu. Auch ich weisz den Pietismus vorzugsweise nach seiner geschichtlichen Entstehungsweise nicht blosz zu begreifen, sondern auch zu schätzen, habe auch schon recht achtbare Vertreter dieser Richtung kennen gelernt und möchte sie darum nicht im Allgemeinen und noch weniger in allen einzelnen Fällen etwas Krankhaftes nennen. Es kann gewisse eigens organisierte Naturen geben, für welche dieselbe etwas Notwendiges und darum Gesundes ist. In Anderen aber und zwar in der Mehrzahl der Menschen bewirkt sie, wenn dieselben für sie gewonnen werden, in sehr vielen Fällen wirklich etwas Krankhaftes, stört das gesunde Geistes- und Gemütsleben in seiner ruhigen Entwickelung und seinem gottgeordneten Ebenmasz. Deshalb erscheint es mir nicht eben wünschenswerth, mit Lehrern dieser Art zusammenzuwirken; ich befürchte von ihnen mancherlei Unzukömmlichkeit für Unterricht und Erziehung. Man könnte dies Urteil hart und unbillig finden, aber die Natur der Sache und meine Erfahrung hat mich auf diese wohlerwogene Ansicht geführt. Auch mir ist die Religion 'der Sonntag im Leben der Völker', christlichen Glauben und christliches Handeln halte ich für das Höchste, was die Menschheit im Ganzen und der Einzelne sich zum Ziel und Endzweck des Daseins vorhalten kann, Ernst zu machen mit dem, was man als Wort Gottes in der Bibel erkennt und glaubt, erscheint mir als die unerläszlichste Pflicht eines evangelischen Christen. Ich musz das vorausschicken, um ja nicht zu denen gerechnet zu werden, welche dem Pietismus es verargen, dasz er an dem einmal gelegten Grunde so festhält oder welche ihn sogar ganz ungeschichtlicher Weise mit kirchlicher Orthodoxie zusammenwerfen. Aber dennoch sage ich, er hat jene Gesundheit störende Wirkung. Dies schon deshalb, weil ebenso wie in Kunst und Wissenschaft und im staatlichen Leben so auch auf dem Gebiete der Frömmigkeit alles Parteimachen mehr oder minder ein Eingriff, eine Trübung des individuellen Geisteslebens mit sich bringt. Und dasz der Pietismus seinem innersten Wesen nach einen Trieb zur Parteibildung in sich trägt, ist gewis nicht in Abrede zu ziehen. Ferner halte ich das, dasz derselbe aus der Religion ein eigentliches Geschäft macht, für ein ebenso wesentliches als in der That seelenschädliches Merkmal desselben. Mit gutem Grund vergleicht Christus das Reich Gottes mit einem Sauerteig. Der säuernde Stoff soll das Brot nur als geheime Kraft durchdringen, sobald er sich als etwas Besonderes bemerklich macht, wird es unangenehm empfunden. Ganz ebenso ist es,

wenn das Religiöse bei einem Menschen mit oder ohne Absicht sich hören oder sehen läszt, sich durch Worte oder Gebärden bemerklich macht; das gibt sogleich ein ungutes 'Geschmäckle'. Statt solche kerngesunde, praktische Wahrheiten aus dem Munde Jesu gehörig zu beachten und zu bethätigen, ist es freilich interessanter, sich mit irgend welchen fernliegenden und blosz theoretischen Lehren zu befassen und sich darüber herumzustreiten. Das wahre Christentum ist etwas so Einfaches und in seiner Einfachheit so Groszes und Schönes.

Gleichfalls tadeln musz ich eine weitere Eigentümlichkeit dieser Richtung: sie macht zu sehr gewisse Glaubensartikel, bestimmte Thätigkeiten, einzelne negative Tugenden, zu Schiboleths der Christlichkeit, zieht das innere keusche Gemütsleben auf den Markt des Lebens, maszt sich — und das ist das Gefährlichste — über sich selbst und Andere ein Gericht an, das nur dem allwissenden Gott gebührt, indem sie einen sicher wahrnehmbaren Stempel von Wiedergeburt und Bekehrung zu besitzen behauptet und damit wägt und miszt und richtet, wie mit Zollstab und Pfundgewicht. Und endlich finde ich einen nicht minder wesentlichen und einfluszreichen Charakterzug des Pietismus darin, dasz er auf dem ethischen Gebiet eine grosze Begriffsverwirrung sich zu Schulden kommen läszt: er stellt die Liebespflichten über die Rechtspflichten, ähnlich dem Pharisäischen: „Wenn ichs opfere, ist es dir viel nützer" legt er auf dieses und jenes selbsterwählte und in die Augen fallende Thun der Frömmigkeit und Liebe ungebührlich groszen Werth und versäumt darob, versäumt z. B. ob der Sorge für die Schwarzen in Afrika die nach Fug und Recht näher liegenden Pflichten für Angehörige, für Mitbürger, unterläszt den Kampf gegen Unrecht und Gewaltthat in nächster Umgebung, im eigenen Volk, während er tiefes und thätiges Mitleid hat für die Leiden und Sünden ferner Zonen und Nationen. Doch genug des Allgemeinen! Ueberlassen wir es Anderen, die Folgerungen daraus für ein schulamtliches Wirken zu ziehen. Jeder Nachdenkende wird sich selbst sagen, es sei nicht nur möglich, sondern in hohem Grade wahrscheinlich, dasz auf diesem Boden allerlei Unkraut gerade auch für die Schule erwächst, dasz jene mancherlei Einseitigkeiten des religiösen Lebens mittelbar auch zu wirklichen Misgriffen und Tactlosigkeiten führen werden, welche man gern ferne gehalten sieht. Nur noch einige Einzelnheiten möchte ich namhaft machen, in denen sich diese störenden Einwirkungen unmittelbarer zu fühlen geben. Die zu weit getriebene Scheu vor der, in ihren Schranken immerhin berechtigten, Autonomie der Vernunft treibt den Pietismus fast durchweg zu einer Verachtung menschlicher Kunst und Wissenschaft, die bei der Erziehung und im Unterricht junger Leute vielfach schädlich und irreleitend sein musz. Es ist ebenso wahr, dasz das Heilige über dem Schönen, Guten und Wahren steht und als das Höhere auch in der Schule behandelt werden musz, wie andererseits darauf zu halten ist, dasz die studierende Jugend von den Leistungen des Menschengeistes in Kunst und Wissenschaft nicht blosz ein Verständnis erhalte, sondern sich auch dafür begeistere. 'Alles ist euer, ihr aber seid Christi' — dieser apostolische Spruch wird von den in Frage stehenden Kreisen nur gar

nicht immer beachtet, sondern zumal von 'Neubekehrten' menschliches Wissen, weltliche Poesie und Kunst, bürgerliche Gerechtigkeit ungebührlich geringgeschätzt, mitleidig geduldet und als leider unentbehrlicher Ballast der Bildung aus rein äuszerlichen Gesichtspuncten betrachtet und behandelt. Ganz ebenso verhält es sich mit der ausgeprägten Verachtung einzelner Gewohnheiten und Genüsse des Lebens. Ein Kind Gottes darf nicht tanzen, kein Theater besuchen, bei keinem Kartenspiel sich beteiligen, ein öffentliches Wirtshaus nicht zu bloszer Kurzweil besuchen, derlei Satzungen sind nahezu zu Glaubensartikeln gestempelt worden. In solcher Allgemeinheit ausgesprochen, sind sie aber nicht nur an sich verwerflich und bilden ein knechtisches Joch für den Menschen, dem doch gerade durch das Christentum seine evangelische Freiheit gewonnen ist, sondern können in mehrfacher Hinsicht die Köpfe und Gewissen verwirren, wenn der Erzieher und Lehrer dieselben, ob auch nur im Privatverkehr, seinen Zöglingen gegenüber geltend macht oder, was noch schlimmer ist, weitherzigere Standpuncte je und je mit hämischen Seitenhieben bedenkt. Man denke sich einen solchen Schulmann als Classenlehrer einer Schulabteilung, in der etwa ein Vierteil der Schüler ganz achtbaren Häusern angehört, wo Tanzunterhaltungen oder Besuch des Theaters zum Etat des täglichen Hauslebens gehören; da musz so oder so etwas Schiefes und Gefühlverletzendes entstehen, wenn der Lehrer die eben bemerkten Einseitigkeiten laut oder leise hervortreten läszt. Und wie musz auch in die Schuldisciplin etwas Vertraktes kommen, wenn über die zumeist harmlosen Bübereien einer munteren Jugend mit dem strengen Rigorismus der Partei abgeurteilt und jeglicher Ausbruch munterer Laune als Sünde verdammt wird! Selbst der Religionsunterricht kann in solchen Händen mitunter misrathen und statt gesunder Frömmigkeit und heiliger Scheu vor Gott und göttlichen Dingen Scheinheiligkeit, Heuchelei, ja sogar Frivolität pflanzen. Nirgends schadet Uebertreibung, sei es im Unterricht oder im Leben, mehr, als auf religiösem Gebiet, und ruft das Gegenteil hervor von dem, was man selbst mit bester Absicht bezwecken will. Und ebenso bewährt sich hier vor Allem der Satz: wer zu viel beweist, beweist Nichts. So wenig ich gut heisze, wenn Bibelkritik unberufener Weise und ex professo in unsern Gymnasialclassen getrieben wird, gibt es doch je und je einen Fall, wo z. B. unleugbare Widersprüche mit sich selbst in biblischen Geschichtsbüchern nicht unerörtert bleiben können, wo das Verständnis einzelner Stellen schlechterdings unmöglich ist, wenn sie nicht kritisch beleuchtet und ins Reine gebracht werden. Wird hier um jeden Preis und im Widerspruch mit sonnenklaren historischen Beweisen jeglicher Irtum und Widerspruch abgeleugnet oder vertuscht, so wird notwendig dem Wahrheitssinn mehr oder minder Eintrag gethan. Wohlgemerkt: übervernünftig ist auch in meinen Augen Vieles in der Offenbarungsreligion, ein Anderes aber ist ein Widerspruch gegen die historische Wahrheit, zumal wenn diese auf Beweisen aus denselben heiligen Schriften selbst beruht. Doch als das Allerschlimmste erachte ich jenes Gift der Heuchelei und Scheinheiligkeit, das gar zu leicht sich einschleicht, wenn die Schüler von einem Lehrer wissen oder nur ahnen,

dasz er auf Kundgebungen von Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit in Worten, Gebärden oder Handlungen einen besondern Werth legt. Bevorzugt derselbe gar noch diesen und jenen, der seiner Person und Eigenheit vor Anderen nacheifert und ihm nach dem Sinne lebt, so stiftet das unsäglichen Zwiespalt unter den jungen Leuten und erzeugt eine unausrottbare Bitterkeit. Und dasz auch die letztgenannten Uebel gar leicht durch die Misgriffe eines pietistischen Lehrers erzeugt werden können, wird Jeder ganz leicht erklärlich und fast notwendig finden, der weisz, wie sehr das Parteimachen und Conventikelwesen ein eigentliches Lebenselement dieser Richtung ist. Doch auch angenommen, es komme nicht zu diesem Aeussersten, so ist jedenfalls noch eine gewisse gleichfalls schädliche Art der Behandlung des religiösen Stoffes im Unterricht und in der Erziehung von einem solchen Lehrer zu fürchten. Jakob Grimm hat bekanntlich in der Vorrede zu der ersten Auflage seiner deutschen Grammatik sich stark gegen die damalige grammatische Behandlung der deutschen Sprache erklärt und den geheimen Schaden aufgedeckt, den dieser Unterricht, wie alles Ueberflüssige, nach sich ziehe, auch von gewissen Sprachlehren gesagt, sie seien selbst Täuschung und Irtum und bringen deshalb nicht die rechte Frucht in unseren Schulen, sie stoszen die von selbst treibenden Knospen ab, statt sie zu erschlieszen. Ganz dasselbe musz ich von der Unterweisung und namentlich von der Erziehung in und für die Religion sagen, wenn die letztere vorzeitig darauf ausgeht und hinarbeitet, treibhausmäszig schon im Knaben- und Jünglingsalter innere Erlebnisse erzwingen zu wollen, und wenn die Schule zu allererst die Kirche in dem Verständnis wieder aufzurichten gedenkt, und davon die Rückkehr des Glaubens in die Gemüter des nachwachsenden Geschlechts erwartet, statt von der Schule aus mittelst psychologisch durchdachter Methode des Religionsunterrichts die Kirche wieder aufzubauen (m. s. Roths Gymnasialpädagogik S. 234). So geschieht hierin gerade in wohlgemeintem pietistischen Eifer auch viel Ueberflüssiges und darum Schädliches und werden vielfach die Knospen abgestoszen statt erschlossen. Ist es ja notorische Thatsache, dasz die frechsten Verächter aller Religion sehr häufig es durch pietistische Erziehung geworden sind.

Dies meine Gedanken über diese Frage, die aber in allen wesentlichen Puncten mit Nichten blosze Folgerungen aus den Principien, sondern durch leidige Erfahrung bewährte Ueberzeugungen sind. Ich habe seiner Zeit als Schüler und später als Schulmann und Schulvorstand sattsam erfahren, wie das etwaige Gute, das ein solcher frommer Eifer scheinbar oder auch in Wahrheit bei Einzelnen erwirkt, mehr als aufgewogen wird durch den Nachteil für das Ganze einer Anstalt. Selbst Lehrer, welche ihrer pietistischen Richtung in ganz aufrichtigem und redlichem Glauben anhingen, habe ich durch ihre Methode, ihre Lehrart und methodistische Frömmigkeit, ihr sauertöpfisches Verkennen und Verkümmern jugendlichen Frohsinns, ihren geistlichen Hochmut, ihre Splitterrichterei und andere bereits angedeutete Misgriffe viel Uebles anrichten, viel Unfrieden unter Schülern und Collegen stiften, das stille Wirken des guten Geistes vielfach stören sehen. Wenn das aber geschieht am grünen

Holz, was soll am dürren werden? Ich frage zum Schluss: wenn somit selbst redliche Leute fast unbewust das Gegenteil bewirken von dem, was bewirkt werden soll und was sie selbst als das Rechte anstreben, wie wird es erst ergehen, wenn Einer nicht wirklich fromm, sondern lediglich ein Frömmler ist? Und dasz es unter der Partei solche gibt, wer will das in Abrede stellen? so unbillig es ist, wenn man Alle oder nur die Mehrzahl derer, die zu ihr halten, vornweg für unwahr und heuchlerisch hält.

Was sagen wir hierzu und wo finden wir für dieses Für und Wider das versöhnende, die Widersprüche lösende Wort? Es sollte dies weniger schwer halten, als es den Anschein hat, wenn wir ausgehen von einem Ausspruch eines ehrwürdigen Vertreters der angefochtenen Partei selbst. Von dem in den zwanziger Jahren in Stuttgart als Stadtpfarrer zu Sct. Leonhardt segensreich wirkenden Chr. A. Dann, der dazumal als eine der Hauptstützen des württembergischen Pietismus galt, erinnert man sich des Urteils, unter den Pietisten seien die besten und die bösesten Christen. Dasz dem wirklich so ist, werden auch andere Tieferblickende und Unbefangene bestätigen. Unter solchen Umständen erklärt es sich leicht, dasz zwei billigdenkende Männer, von denen keiner auf dem Extrem steht, jeder aber die entgegengesetzte Erfahrung gemacht hat, wie unsere zwei Sprecher, zu so völlig verschiedenen Ansichten kommen können. Für den etwas ferner oder meinetwegen höher stehenden Dritten ergibt sich hieraus, dasz keiner von Beiden ganz Recht, keiner ganz Unrecht haben kann. Der Eine sieht die Sache zu harmlos, der Andere zu schwarz an. Während der Erstere mehr oder minder bewust alle Einseitigkeiten und die daraus flieszenden Nachteile sich verdeckt und nur das Gute kennt und rühmt, schiebt der Letztere die Schuld von allen möglichen Misgriffen und Gefahren, die vielleicht nur in der Persönlichkeit liegen, der Partei unter. Dasz allerdings in den Principien derselben diese und jene Quelle von störenden Elementen liegen, ist nicht zu leugnen, wie oft ist aber der Einzelne besser als die Principien der Partei. Wie aber? wenn ein Lehrer, weil er der Partei angehört, all das Gute, das der erste Sprecher gerühmt hat, an sich trägt und bethätigt, und wenn er, trotzdem dasz er zu ihr hält, die von der zweiten Stimme gefürchteten und gerügten Einseitigkeiten und Misgriffe zu vermeiden weisz, sollte dann auch noch behauptet werden dürfen, dieser Lehrer müsse dennoch dem Lehrberuf ferne bleiben und könne nicht ebenso gut wie irgend ein Anderer eine wirklich tüchtige und schätzenswerthe Kraft einer Schulanstalt sein? Denn wo ist unter dem Monde ein ganz vollkommener Mann, ein Mann, dem nicht Einseitiges anhängt, der nicht Misgriffe begeht in dem groszen Werke der Erziehung und des Unterrichts? Dasz es aber von einem pietistisch gesinnten Schulmanne durchaus nicht zu erwarten sei, er könne und werde sich der Mängel und Schwächen, der mancherlei Menschlichkeiten seiner Partei entschlagen, wird kein Unbefangener behaupten. Noch weniger aber, dasz es noch nie in Wirklichkeit geschehen sei. Im Gegenteil soll eben zum Schlusse an zwei Beispielen, die sich aber namhaft noch vermehren lieszen, nachgewiesen werden, dasz es in den Annalen der deutschen Schulwelt auch

an dieser Erfahrung keineswegs fehlt. Es ist wiederum Joh. Albr. Bengel, der, wie er in der Theologie als ein Stern erster Grösze dasteht, auch als Lehrer und Erzieher das gewünschte lebendige Zeugnis für diese Erfahrung abgibt. Wie sein Gnomon ein Musterwerk biblischer Exegese und neutestamentlicher Philologie ist, so haben wir an seiner Ausgabe der Ciceronischen Briefe einen Beweis, dasz er als Erklärer und Lehrer classischer Sprachwerke wol von wenigen seiner Zeitgenossen ist übertroffen worden. Man lese die Beschreibung seines Lebens und Wirkens von Burk und Wächter und wird sich überzeugen, dasz er nicht nur seinem eigenen Studiengang, seiner gelehrten Reise durch Deutschland und allen seinen wissenschaftlichen Bestrebungen eine Vielseitigkeit gegeben hat, wie es nur immer gedacht und gewünscht werden kann, sondern dasz er ebenso in seiner Schulthätigkeit geradezu alle Gebiete des Wissens, Humanistisches und Realien, Mathematik und Philosophie mit überraschender Weitherzigkeit umfaszt, jedes in seiner Art geschätzt und getrieben hat. Wie er schon als Student zu seinem Privatstudium vorzüglich die Schriften des Aristoteles und Spinoza gewählt hat, so hören wir ihn in der Folge als Gewinn seiner philosophischen Studien rühmen: 'Vernunftlehre und Mathematik eröffneten mir die richtige Bahn zur Zergliederung und Auflösung des Textes der heiligen Schrift.' Dasz er aber auch als Erzieher irgend einer methodistischen oder frömmelnden Einseitigkeit in Theorie und Praxis verfallen wäre, davon findet sich in den zahlreichen Aufzeichnungen von seiner Hand und in den Nachrichten Anderer über ihn keine Spur. Ueberall begegnen wir vielmehr einer gesunden, kräftigen, echt humanen Pädagogik. Ein einziger Beleg beweist dies zur Genüge. 'Bei der Jugend,' sagt er, 'mache ich nicht viel aus den so gewöhnlich vorkommenden Bübereien und jugendlichen Leichtsinnigkeiten; ich erkläre es ihnen wol überhaupt für Sünde, aber ahnde es nicht eben bei jedem vorkommenden Falle, weil es bei Leuten, die auf die innere Zucht nicht achten, doch wol nicht anders sein kann. Ich habe ihnen deswegen auch schon gesagt: an eurer Majestät ist Nichts gelegen; lasset nur Gottes Majestät unangetastet. So bedenklich es ist, bei der Jugend sogleich das Schärfste hervorzusuchen, weil man sich damit so leicht die Wirksamkeit für die Zukunft abschneidet, so ist es doch bei einem solchen Haufen junger Leute zuweilen gut, wenn man das Rauhe ein wenig herauskehrt, nur musz man dabei blicken lassen, dasz man es gut meint und Alles innerhalb der Klostermauern bleibt. Aus eben diesem Grunde schreibe ich nicht gern von den Fehlern der jungen Leute an ihre Eltern.' So wirkte als Lehrer und Erzieher der Mann, der als einer der Väter des württembergischen Pietismus zu betrachten ist.

Das andere Beispiel bietet uns die oben genannte Mitteilung aus den Kinderjahren Ernst Friedrich Haupt's bei Freytag. Haupt berichtet von einem seiner Lehrer also: 'Zu Ostern 1780 kam unser neuer Lehrer. Er besasz gute Kenntnisse und lebte sehr still und eingezogen, da er sich im Geheim zu den Herrnhutern zählte. Wir hingen mit inniger Liebe an ihm, denn er widmete sich uns ganz. Mit keinem Menschen giengen wir lieber spazieren und alle seine Gespräche waren be-

lehrend, meistens religiös. Das Streben, uns seinen Hang zu jener Secte, die mein Vater haszte, zu verbergen, gab seinen Worten etwas Geheimnisvolles. Unsere Sitten gewannen viel durch ihn. So entwöhnte er uns, leichtsinnig Gott oder Jesum zu nennen, und bei seinem Abgang nach zwei Jahren waren wir hierin so fest begründet, dasz wol Monate vergiengen, ehe uns jener Misbrauch einmal entschlüpfte. Geschah es dennoch, so büszten wir es im Stillen durch bittere Reue ab. Das fröhlichste Spiel verlieszen wir und beteten recht herzlich. Freilich neigten wir uns endlich selbst zur Frömmelei hin, denn alle Weltlust ward verdammt. — Dennoch, dennoch — so schlieszt der Mann, dessen Vater die Herrnhuter haszte und welcher selbst in der Folge weit mehr durch juridische Kenntnisse und Verstand, durch die Wucht seines energischen Wesens, durch Stolz und Strenge, als durch irgend welche Neigung zum Sectenwesen oder frommes Gefühl sich kennzeichnete, auch für seine Person, wie es scheint, weit mehr eine rationalistische Richtung nahm — bleibt dir mein Dank geweiht, du guter, redlicher Lehrer! Du warst der treueste Hirte deiner kleinen Herde! Er lebt noch den Achtzigern nahe. Seit dreiszig Jahren sah ich ihn nur einmal, er schrieb mir aber im vorigen Jahre, als mein Bruder Ernst entschlafen war, voll Treue und Frömmigkeit. Rührend ist es zu lesen, wie er mir versichert, seine Ueberzeugungen seien dieselben noch, wie vor vierzig Jahren.' Werden wir wünschen, dasz dieser Lehrer nicht in ein Schulamt getreten wäre, und dürfen wir somit überhaupt noch wünschen, pietistische Lehrer ohne Weiteres ferne gehalten zu sehen? Hüten wir uns, Partei zu machen gegen eine Partei und in doctrinärem Eifer dem Fehler zu verfallen, der die Einzelnen nicht von der Partei zu trennen weisz. Auch im Schulleben gilt es, Freiheit und Gleichheit in das richtige Gleichgewicht zu bringen; zwar in keiner Weise irgendwelchen Besonderheiten zu viel einzuräumen, so dasz der feste gleichmäszige Gang und das, was Allen frommt, darunter leidet, aber auch nicht so pedantisch über Gleichheit und Gleichförmigkeit zu halten, dasz nicht der individuellen Freiheit und Besonderheit, auch der religiösen, ein gewisser, von den notwendigen Schranken umschlossener Spielraum bleibt.

27.

ZUR LEHRE VOM GEBRAUCHE DES PRONOMENS *ES*.

Nach dem Vorgange Adelungs und Anderer, reichlich allerdings durch das gemeine Herkommen unterstützt, pflegen sich die meisten Lehrer und Lehrbücher des deutschen Stils gegen jeglichen Gebrauch des Pron. *es*, bei welchem dies Wort betont werde, insonderheit gegen seine Verbindung mit einer Präposition ausdrücklich zu erklären und anstatt dessen das eigentlich doch sehr wenig entsprechende, vielmehr für andere Zwecke geschaffene zusammengesetzte *dasselbe* zu empfehlen. Auf welchen

historischen Grund diese Behauptung zu stellen sei, ist nirgends bekannt geworden; das zum Ueberdrusz namentlich von der philosophischen Grammatik in Anspruch genommene Gewicht und die Verhältnisse der Betonung hier billig bei Seite gelassen, so widerspricht geradezu die Geschichte der Sprache, der zumal in der Periode des älteren Neuhochdeutsch jener angefochtene Gebrauch keineswegs unbequem, sondern völlig gerecht gewesen ist. Es scheint aber, dasz die fortgedrungene Verbreitung der sogenannt enklitischen Verwendung des *es* den selbständigen Werth, welcher diesem Pronomen so gut als jedem andern gebührt, hat unterschätzen lassen. Durch zahlreiche Beispiele seiner eigenen lehrreichen Schreibweise, neuerdings auch ausdrücklich im Wörterbuch hat J. Grimm offenbart, dasz er keinen Teil nehmen will an einer Regel, die weder mit der Geschichte noch mit der Logik vereinbar ist, auch nicht den Schein der Richtigkeit für sich hat, vielmehr auf bloszer Gewohnheit beruht.

1. Von einer Präposition abhängig findet sich *es* in folgenden Stellen:

für es sorgen Märch. I 10. 75. 255, neben dem a und *für es* Gramm. II 411, auch *für es* Wörterb. III 93; vgl. Gramm. I³ 180. Sagen I 19. Lat. Ged. 294. Savignys Zeitschr. II 47. Wörterb. I, LXVI.

auf es gestützt Gramm. I² 592, der Bär wollt auch gleich *auf es* los Märch. II 168, auch *auf es* Wörterb. II 579, der *auf es* folgende Gramm. I² 467, ferner Sagen I 100. Kl. Schr. II 76. Irische Elf. 40. Myth. XXIX. Gramm. I² 50. II 73. IV 866.

ohne es nicht vorkommen Gr. II 270; vgl. IV 213. 918. Arm. Heinr. 95.

an es schlosz sich das Adj. Gramm. IV 565.

durch es Gesch. d. d. Spr. 923. Wörterb. I, XIV.

wir uns beide *in es* finden Wörterb. I, II, ferner bei Merkel LXVII. Gesch. d. d. Spr. 562.

schlangen sich die Zweige *um es* herum Märch. II 212.

fällen *über es* ihr Urteil Myth. 230. II 1140; vgl. Märch. II 180.

2. Auszer der präpositionalen Verbindung steht *es* mit Nachdruck Gramm. II 194 *auch es* scheint älter, Urspr. der Spr. 55 *auch es* musz vom einfachen Boden sich emporgeschwungen haben, Wörterb. III 111 ob *auch es* Lehnwort war, Merkel LXXXVIII *es allein* verschuldet also, Gramm. III 57 finde ich *nur es*, Wörterb. III 1672 *es und* goth. fraihan, Gramm. III 746 ich weisz nicht, warum *es und* die Conj. nisi kurzes i haben, Wörterb. II 374 so dasz *es und* breit derselben Wurzel zufielen, Gramm. I² 479 scheint *nicht es*, vielmehr noch â zu gelten.

Bonn. K. G. Andresen.

ZWEITE ABTEILUNG
FÜR GYMNASIALPÄDAGOGIK UND DIE ÜBRIGEN LEHRFÄCHER

MIT AUSSCHLUSZ DER CLASSISCHEN PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. HERMANN MASIUS.

(15.)
NOCTES SCHOLASTICAE.

Nr. 4.
Die Idee des Ganzen im Unterricht.

Es ist zwar bei jeder menschlichen Thätigkeit von der allergrösten Bedeutung, ob dieselbe durch ein gewisses Princip, von dem sie ausgeht, oder durch die Vorstellung eines Zieles, welches sie erreichen will, bestimmt und geleitet wird, ganz besonders gilt dies aber bei denjenigen Kreisen menschlicher Thätigkeit, welche sich über das blosz mechanische Thun erheben und in irgend welcher Weise oder in irgend welchem Masze das Denken als eine bei jener Thätigkeit mitwirkende Kraft erfordern oder voraussetzen.

In dem ersteren Falle arbeitet sich der Gedanke von jenem Principe aus mit einer inneren Consequenz und Notwendigkeit vorwärts und geht, Axiom aus Axiom entwickelnd, ruhig und gefaszt seinen Weg, unbekümmert darum, ob er dies oder jenes bestimmte Ziel erreichen werde. Es ist ihm gleichgültig, ob die Consequenzen, welche er weiter und weiter zieht, sich mit gegebenen Verhältnissen werden vereinigen lassen, ob sie nicht Bestehendes und Geltendes umstürzen, ja eine Welt in Trümmer legen werden. Der Weg, welchen hier der Gedanke geht, ist wesentlich synthetischer Natur. In dem entgegengesetzten Falle ist der Weg analytisch. Das Ziel steht als ein festes und unverrückbares uns vor Augen; es kann nicht aufgegeben, es musz angestrebt, es musz erreicht werden. Von dieser Notwendigkeit des zu erreichenden Zieles gräbt sich nun der arbeitende, wühlende Gedanke rückwärts in den Boden ein, indem er Mittel und Wege zu entdecken sucht, welche ihn zu diesem Ziele hinführen sollen. Diese Mittel werden sich ihm aus der analytischen Betrachtung jenes Zieles, aus der Erkenntnis der allgemeineren Elemente,

welche in jenem Ziele enthalten sind, ergeben. So gelangt der Gedanke rückwärts bis zu einem relativ letzten Grund und Boden, bis zu gewissen letzten Bedingungen, auf denen sich pyramidal jenes letzte und höchste Ziel erhebt.

Die theoretischen Wissenschaften werden im Allgemeinen jenen ersteren Weg, den von einem Princip aus, den der Synthese, verfolgen; aber doch nicht immer; die Philosophie des Baco ist ganz entschieden von der Vorstellung eines Zieles ausgegangen, dem die menschliche Forschung zuzustreben, dem alle Wissenschaft zu dienen habe. Umgekehrt werden die praktischen Wissenschaften mehr durch ein bestimmtes vor der Seele schwebendes Ziel beherscht werden; aber auch sie nicht immer. So ist die französische Revolution beherscht worden von einer weitverbreiteten, zu allgemeiner Ueberzeugung gewordenen Vorstellung über die ursprünglichen und normalen Zustände und Formen der menschlichen Gesellschaft; aus diesem Principe hat sie dann eine Consequenz nach der andern gezogen, ist von da aus Schritt für Schritt weiter gedrungen und hat alle Versuche, sie auf diesem Wege zum Stehen zu bringen, vereitelt; über das Ziel, welches sie etwa auf diesem Wege erreichen würde, ist sie wenig bekümmert gewesen. Es ist dabei unwesentlich, dasz sie wiederholt erklärt hat, dies Princip zur Realisierung bringen zu wollen. Haller, Stahl sind von andern Principien, immer aber von Principien ausgegangen, aus denen sie dann einen Staat entwickelt haben. Ob dem aus diesen Principien sich ergebenden Staate wirkliche staatliche Verhältnisse entsprechen werden, ist eine untergeordnete Frage. Wie ganz anders Montesquieu oder Dahlmann! Sie stellten sich auf den entgegengesetzten Punct, den des Zieles, und suchten nun, jeder auf seine Weise, die Bedingungen nachzuweisen, auf denen dieser wirkliche Staat ruhte. Ebenso ist es mit allen Disciplinen. Die Rechtswissenschaft ist eine andere bei Savigny und bei Hegel; die Dogmatik eine andere bei Schleiermacher und bei den altlutherischen Scholastikern des 17. Jahrhunderts; während jener Erstere das wirklich vorhandene fromme christliche Leben analysiert, construieren die Letzteren Axiom auf Axiom von einem Principe aus.

Es ist hierbei nicht maszgebend, welchen Weg die systematische Darstellung wählt, sondern welche Tendenz die dominierende ist. Das System, dem man vor Zeiten eine unverdiente Verehrung gezollt hat, will nur in eine Reihe von Vorstellungen Zusammenhang und Einheit bringen; es ist passager, während die Vorstellungen, welche darin untergebracht werden, sich erhalten; es prätendiert namentlich nicht, die Genesis dieser Vorstellungen oder besser den Quellpunct derselben zu rechtfertigen. Für die Darstellung wie für den Unterricht kann es als das Angemessene erscheinen, mit gewissen Principien zu beginnen, zu denen die wissenschaftliche Untersuchung erst zuletzt gelangt ist. Aristoteles in seiner Politik hat, im Gegensatz zu dem construierenden Plato, den wirklichen und concreten Staat vor Augen gehabt und von ihm aus, d. h. von dem erreichten Ziele aus, seine Staatsdoctrin verfaszt; gleichwol beginnt er mit Abstractionen, mit den Bestandstücken der elementarsten Form der menschlichen Gesellschaft, des Hauses, scheinbar ganz a priori! Also der

Gang der Darstellung ist nicht entscheidend, sondern der Gang, auf dem die Untersuchung sich bewegt.

Jedermann wird nach den obigen Erörterungen erwarten, dasz auch in der Pädagogik beide Wege betreten sein werden: der synthetische und der analytische. Man hat in der That die Pädagogik bald von einem Principe aus construierend zu entwickeln gesucht, bald hat man ein Ziel festgestellt, von dem aus man nun rückwärts schreitend Mittel und Wege zur Erreichung dieses Zieles zu gewinnen sich bemüht hat. Dort hat man etwa die menschliche Natur, oder das Göttliche im Menschen u. dgl. als Princip seinem Gebäude zum Grunde gelegt; hier hat man gefragt, was die Erziehung an dem Zögling erreicht und geleistet haben müsse, den man aus der Erziehung und dem Unterricht entlassen und der Selbstzucht und der Selbstbildung überlassen zu können meine. Aus dem, was nun an dem Zögling geleistet sein soll, ergibt sich, was von dem Erzieher gethan werden musz, sowie durch welche Mittel diese Leistungen zu erreichen seien. Die Untersuchung steigt so abwärts bis zu gewissen psychologischen und ethischen Grundlagen, die wir immerhin auch Principien nennen wollen; ihren Werth und ihre Bedeutung aber haben diese Principien nicht in sich, sondern in der Beziehung, in der sie zu jenem Ziele stehen. Herbarts Pädagogik ist wesentlich eine solche, welche von dem Ziele zu den Principien geht; Rosenkranz, welcher von den Principien aus die Pädagogik synthetisch aufbaut, steht auf der entgegengesetzten Seite; eben so Palmer, wenn er auch anscheinend ein Ziel für den Pädagogen hinstellt. Die grosze Bedeutung Herbarts auf diesem Gebiete ruht eben in dieser seiner Stellung. Er hat für die Pädagogik eine analoge Stellung, wie Baco sie für die Philosophie hatte. Man kann sagen, mit ihm breche eine neue Aera im Pädagogischen an; sicher ist, dasz Niemand, ohne ihn kennen gelernt zu haben, über pädagogische Fragen den Mund aufthun sollte.

Was aber die Praxis der Erziehung und des Unterrichts anlangt, so ist es kaum ein Zweifel für uns, dasz sie nicht wol von statten gehen könne, als indem sie sich das zu erreichende Ziel klar vor Augen stellt und sich nun unter die Direction des fest ins Auge gefaszten Zieles begibt. Es gilt dies sowol von Erziehung und Unterricht als einem einheitlichen Ganzen, als auch von den einzelnen Stationen desselben und von den einzelnen Disciplinen, welche dem Unterricht als Material und als Mittel gegeben sind. So zweifellos dies aber auch erscheint, so geht doch die Praxis vielmehr gerade so zu Werke, als ob überhaupt kein zu erstrebendes Ziel wäre und sie mit verbundenen Augen vor sich hin zu tappen hätte, dem blinden Huhn vergleichbar, dem sich doch vielleicht eine Erbse darbietet. Denn bei weitem die meisten Erzieher erziehen eben darauf los, indem sie nach besten Kräften und bestem Wissen und Gewissen ihr Werk verrichten und im Einzelnen Gutes schaffen, ohne ein Bewustsein von der Richtung zu haben, in der ihr Ziel liegt. Es ist die roheste Empirie, welche über die einzelnen Fälle der Praxis nicht hinauskommt. Auch im Unterricht wird man dies tausendfach wahrnehmen können. Es wird viel Gutes erstrebt und vielleicht auch geleistet; aber

von einem Ziel, das erreicht, von einem Ganzen, das angeeignet werden soll, ist keine Spur zu finden. Ja diese Ziellosigkeit kann selbst zu einer Art von Princip umschlagen, indem sowol bei der sittlichen Erziehung als beim Unterricht das Ziel in unendliche Ferne gerückt erscheint, und hier eine sittliche Vervollkommnung, dort eine Bildung der geistigen Kräfte im Allgemeinen, ins Blaue hinaus, als die Aufgabe der Schule betrachtet wird. Ein solches Ziel erstreben heiszt kein Ziel haben. Diese schlechte Unendlichkeit ist schlimmer als das einfache Nichts; denn sie ist eine Entschuldigung für alle diejenigen, welche sich von der Verpflichtung, welche ein positives, sichtbares, erreichbares Ziel auferlegt, entbunden sehen möchten. Es ist daher nicht unwichtig, diese Frage weiter zu verfolgen.

Die Vorstellung eines Zieles involviert die eines Ganzen, allerdings nicht eines objectiven und absoluten, sondern eines relativen, subjectiv gesetzten Ganzen, so dasz hierin zwei Begriffe, der des Ganzen und der des nicht Ganzen, mit einander verbunden sind. Es ist das Ziel meiner Reise, heiszt: bis dahin will ich reisen und nicht weiter, obwol ich weiter reisen könnte. Das Ziel des Unterrichts in einer Disciplin wie in der Erziehung weist auf etwas jenseits dieses Zieles Liegendes hin. Der Begriff Ziel ist durch diese Duplicität für uns doppelt reich, doppelt Segen spendend, indem er sowol unser Bedürfnis nach einem Ganzen befriedigt, als auch durch die Beschränkung uns Mut und Kraft giebt, bis an diese Schranke vorzudringen.

Es liegt in der menschlichen Natur, wie es scheint, der Sinn für das Ganze und das Streben nach diesem Ganzen, das Streben, dieses Ganze sich zu eigen zu machen. Es ist der Mensch als der einzelne zugleich der allgemeine; so strebt er auch aus den einzelnen erneuten Dingen das Allgemeine, welches in der einzelnen Erscheinung liegt, herauszunehmen und für sich zu gewinnen. Nun ist aber das Ganze gleichfalls ein Allgemeines, aber ein solches, welches nicht viele disparate Individuen, sondern die mit einander verbundenen Stücke zu einer Einheit zusammenschlieszt. So ist das Streben nach einem Ganzen dem Menschen natürlich, seinem eigensten Wesen entsprechend. Hiermit ist natürlich nicht die Notwendigkeit ausgeschlossen, dasz dieser Sinn für das Ganze in jedem einzelnen Menschen erweckt und ausgebildet werde. Keine der Seelenkräfte würde, ohne diese Pflege völlig sich selbst überlassen, sich entwickeln. Der Mensch musz denken, wollen und fühlen lernen und hierzu, wie zum Sehen und Hören, direct angeleitet und angehalten werden. So ist auch dieser Sinn für das Ganze ihm zugleich natürlich und nur durch irgend welche Pflege ihm anzueignen. Dann aber ist er etwas ihm nicht äuszerlich durch Dressur Angelerntes, sondern etwas, das, wie es aus seinem eigensten Wesen hervorgelockt ist, so auch diesem seinem Wesen entspricht.

Der Sinn für das Ganze findet sich bei jedem Menschen, aber er findet sich in sehr verschiedenem Masze und verschieden für verschiedene Objecte; hier ist er auf das höchste und mannigfaltigste, vielseitigste entwickelt, dort sind nur Anfänge, Ansätze, und auch diese vielleicht nur

in beschränkten Kreisen. Hier ist ein Knabe, der das angefangene Buch durchliest, das angefangene Spiel zu Ende spielt, auch wenn Buch und Spiel ihn langweilen. Darin offenbart sich ein Sinn für das Ganze, und dieser Sinn läszt Gutes für die Zukunft des Knaben hoffen. Wie sehr ist dieses Organ bei dem Künstler entwickelt! Und wie ungleich ist hier das Vermögen des Auges, des Ohres, des Denkens für die Auffassung eines Ganzen ausgebildet. Es ist nicht nötig, dasz wir die Wichtigkeit dieses Sinnes weitläufig entwickeln. Für die Kunst, für die Wissenschaft ist er eine notwendige Bedingung; aber ebenso auch für die gleichmäszige Führung des Lebens, für die Einheit und Festigkeit des Wollens, des Charakters. Es ist derselbe Sinn, der uns das Auge leitet, den Kreisbogen zur völligen Peripherie zu erweitern; derselbe Sinn, der uns leitet, über das, was das Auge erreichen, der Gedanke erfassen kann, im Glauben hinauszugehen und Erkanntes und Geglaubtes zu einem dem Gemüte allein Befriedigung gewährenden Ganzen zu vereinen. Wir sehen, wie verschieden entwickelt auch dieser Trieb sei, mit wie verschiedener Stärke auch dies Bedürfnis sich äuszere, der Mensch und das Ganze gehören zu einander; nur das Ganze kann dem gebildeten Menschen Befriedigung gewähren: weder das Fragment und das Fragmentarische, noch das in nebelhafte Ferne sich verlierende Unendliche. Das Ziel ist ein relatives Ganze; die Erreichung dieses Zieles wird Dem, der sich dessen bewust ist, an dasselbe gelangt zu sein, das Gefühl einer tiefen Befriedigung einflöszen. Das empirische Herumtappen, das ins Blaue Hinausstreben können diese Befriedigung nicht darbieten.

Nun aber ist das Ziel eben ein relatives Ganzes, ein Ganzes in subjectiver Beschränkung, und das Bewustsein, dasz es dies sei, gibt dem Streben Mut und Kraft: Mut, insofern man hoffen kann, das näher gerückte Ziel zu erreichen, Kraft, insofern die Schranke reizt und concentriert. Im Empirischen können sich keine Kräfte bilden; selbst die oft wiederholte Anschauung hinterläszt kein Bild des Geschauten, wenn nicht eine Willensthätigkeit hinzukommt, welche die vielen Eindrücke zusammenhält und verdichtet. Im Unbegrenzten aber zerflieszen die wirklich vorhandenen Kräfte. Nur die gesammelte Kraft kann wirken. Zu dieser Sammlung aber dient eben der Gedanke des Zieles.

Es hält nicht schwer, von dem, was wir im Allgemeinen erkannt haben, die Anwendung auf das Pädagogische zu machen.

Alle Erziehung hat ein Ziel, musz einmal ein Ende erreichen. Es kommt eine Zeit, wo der Mensch nicht mehr erzogen sein will, wo selbst die erziehende Einwirkung von Seiten der Eltern aufhören und sich in väterlichen, mütterlichen Rath, wie ihn der Gleiche dem Gleichen gibt, umwandeln musz. Wann tritt nun der Zeitpunct ein, wo das Erziehen aufhört?

Erziehung und Unterricht geben einen künstlichen Ersatz für Erfahrung und Umgang; sie führen den jungen Menschen auf einem compendiarischen Wege an den Punct, bis zu welchem die Gemeinschaft, welcher er angehört und in welche er einst factisch eintreten soll, um in ihr zu geben und zu empfangen, viele Generationen, Jahrhunderte und

Jahrtausende gebraucht hat. Diesen unendlich langen und mühsamen Weg legt er nun, durch Erziehung und Unterricht, in wenigen Jahren zurück. Hiermit ist das Ziel beider gegeben. Es ist die Zeit, wo er dahin gebracht ist, selbständig an dem geistigen und sittlichen Leben eines gewissen gesellschaftlichen Kreises teilzunehmen. Hat sein Begehren sich erhoben zu einem stetigen bewusten Wollen des Sittlichen, hat sein Vorstellen sowol extensiv als intensiv die Befähigung erhalten Erfahrung und Umgang auf sich wirken zu lassen, so beginnt die Selbstbildung und die Selbstzucht; der junge Mensch ist der Schule entwachsen.

Dies ist im Allgemeinen das Ziel von Erziehung und Unterricht. Aber dies Ziel rückt um Jahre herauf und herab je nach dem Umfang und der Tiefe des geistigen und sittlichen Lebens des gesellschaftlichen Kreises, in den der junge Mensch einzutreten bestimmt ist. In gewissen Kreisen ist der Bereich von Vorstellungen, innerhalb deren alle Angehörigen jenes Kreises sich bewegen, ein sehr enger, die geistige Thätigkeit und die Denkoperationen sind beschränkt; die Combinationen von Vorstellungen und Gedanken sind mehr unmittelbare, nicht durch eine lange Kette hindurchgehende; die sittlichen Verhältnisse sind einfacher, durch die äuszeren Verhältnisse des Besitzes, der Beschäftigung, des Umgangs, so wie durch althergebrachte Sitte mehr gebunden und dadurch das Leben in ihnen ein minder gefährdetes; der Kampf zwischen dem Einzelwillen und dem Gesamtwillen kommt nicht so leicht zum Ausbruch. Für diese Kreise — und wie viele Modificationen sind noch innerhalb derselben! — ist das Ziel weniger in die Ferne gerückt, als für die jungen Leute, welche höheren Lebenskreisen anzugehören bestimmt sind. Sei dem nun, wie ihm wolle, so ist nicht blosz ein Ende für unsere Einwirkung auf die Jugend da, sondern ein Ziel, welches an ihr erreicht, eine Aufgabe, welche gelöst, ein Werk, welches gethan sein soll. Und von diesem erkannten und anerkannten Ziele nun wird unsere Thätigkeit ihre Direction empfangen müssen. Dies Ziel schlieszt das Ganze ein, auf welches wir bei der Arbeit, welche wir verrichten, bei dem Wege, den wir gehen, unverwandt unser Auge zu richten haben. Je klarer und schärfer dies Ziel, wenn auch am fernen Himmel, von uns erkannt wird, desto sicherer und fester, desto mannhafter und energischer, desto leichter und rascher wird unser Gang nach jenem Ziele werden. Wir haben eine Aufgabe zu lösen, und wir kennen diese Aufgabe: wie ganz anders wird uns selber dabei zu Mute, als wenn wir ziellos entweder wie Blinde im Kreise umhertappen oder in nebelhafte Ferne hinausgewiesen werden. Wir sind so wieder an demselben Puncte angelangt, von dem wir ausgiengen, und wiederholen jetzt mit gröszerer Ueberzeugung: es ist grosze Bedeutung, welche darin liegt, ob eine Thätigkeit durch die Vorstellung eines zu erreichenden Zieles geleitet werde oder nicht.

Doch es läszt sich das Ziel des Unterrichts, auf den wir uns um so eher beschränken können, da wir mit Herbart nur an einen erziehenden Unterricht denken, noch genauer bestimmen. Die speciellen Fachstudien beginnen bei uns, nachdem der Schüler aus unserer Leitung herausgetreten ist. Der herangereifte junge Mann wählt sich nun selbst den Kreis,

in dem er einst als Mann zu wirken gedenkt: wir haben das Unsere gethan, wenn wir ihn dahin gebracht haben, dasz er für diesen seinen Beruf sich mit eigenen Kräften rüsten kann. Wir haben weder für den künftigen Theologen, noch für den Juristen, Mediciner usw. besonderen propädeutischen Unterricht zu erteilen: es ist genug, wenn wir unsern Zögling so vorbereitet entlassen, dasz er in jede besondere Laufbahn mit Erfolg eintreten kann. Herbart hat in dieser Beziehung die Heranbildung eines vielseitigen Interesses als das Ziel unseres Unterrichts bezeichnet. Dies ist eine bestimmte, faszbare Aufgabe, mit der sich schon etwas anfangen läszt. Er faszt den Ausdruck vielseitig noch schärfer. Es gibt ein Interesse der Intelligenz, es gibt ein Interesse der Gesinnung. In ersterer Beziehung weist er die drei Unterarten des empirischen, des speculativen, des ästhetischen, in der zweiten die des sympathetischen, des gesellschaftlichen, des religiösen Interesses nach. Dieser Teil bildet den Glanzpunct in der Pädagogik Herbarts. Ziller hat ihm die wichtigsten Abschnitte seines vortrefflichen Buches vom erziehenden Unterricht gewidmet. Wir haben neulich wiederholt auf diese Gruppierung hingewiesen. Sie ist so lichtvoll, so alles umfassend, so praktisch brauchbar, dasz wir uns auch jetzt wieder auf sie zurückziehen. Von diesem Ziele aus wird sich nun Inhalt, Geist und Methode des Unterrichts in einer Weise gestalten, wie Niemand vor Herbart geahnt hat. Wir müssen hier abbrechen, indem wir jedem unserer Leser dringend rathen, an Herbart selbst heranzugehen und sich durch die Dornen in Gedanken und Ausdruck nicht abschrecken zu lassen, welche den leichtherzigen Leser wol abschrecken könnten. Uebrigens kann sowol die Abhandlung von Nahlowsky im 7. Bande der Zeitschrift für exacte Philosophie, als auch Strümpells Pädagogik Kants, Fichtes und Herbarts (1843) als Führer dienen, freilich nur als Führer heran, nicht als Führer hinein in Herbarts Pädagogik.

Es ist aber nicht blosz nötig, dasz der Erzieher und die Schule ihre Aufgabe von dem Ziele aus betrachten, welches erreicht werden soll, sondern es besitzt die Schule den groszen Vorteil, dasz sie den Weg bis zu jenem letzten Ziele hin in Stationen verteilen und an dem Endpunct jeder dieser Stationen wieder ein besonderes Ziel hinstellen kann. Hierdurch wird der Weg, der bei dem einzelnen Erzieher in einförmiger Weise sich ausdehnt, gegliedert und erleichtert. Denn die Gliederung befördert nicht blosz die Uebersicht und läszt jeden Augenblick sowol den zurückgelegten Teil des Weges als auch den noch vor uns liegenden genau erkennen, sondern spannt auch die Kräfte für das nähere Ziel und erfrischt und erneuert sie durch die Vorstellung des Erreichten. Auf einem unbekannten Wege im Dunkeln erscheint auch die kurze Strecke als unendlich ausgedehnt. Die Schule sollte sich dieses Vorteils nicht berauben. Zwar stellt sie für jede Station gewisse Pensa auf, welche erfüllt werden sollen; aber diese Pensa sind nicht so beschaffen, dasz sie den Charakter von kleineren Ganzen an sich trügen. Die Zielpuncte der einzelnen Classen sind vielfach willkürliche Einschnitte, statt dasz sie natürliche Abschnitte des Weges sein sollten. Oder vielmehr sie sind willkürlich beliebte

Teile des Ganzen, statt dasz auf jeder Station das Ganze selber gegeben werden sollte. Unsere Pensen sind, wer könnte das leugnen, groszenteils auf die geistloseste Weise wie mit der Scheere abgeschnitten und Jedem zugeteilt. Man sollte den Stoff lieber nicht der Länge nach zerschneiden, sondern in concentrischen, immer gröszeren Kreisen erweitert vorführen. Wir halten diese Frage für so wichtig, dasz wir bei ihr noch einige Augenblicke verweilen müssen.

Man kann den Gymnasialcursus als ein einheitliches Ganzes betrachten, welches sich ohne Unterbrechung von Sexta bis Prima hin erstreckt. In diesem Falle wird man den Weg mehr in mechanischer Weise nach Cursen abteilen, von denen keiner etwas für sich sein oder für sich erreichen will, sondern eine Classe der andern in die Hände arbeitet und den Werth ihrer Arbeit nur nach dem miszt, was sie für die nächstfolgende geschafft hat. Die Schule ist wie eine Fabrik, in der jeder Arbeiter nichts an sich Werthvolles leistet, sondern nur seinen Teil Arbeit zu dem contribuiert, was die Fabrik schlieszlich als die Frucht der gemeinsamen Arbeit produciert. Die Stecknadel musz, ehe sie fertig aus der Fabrik herauskommen kann, durch viele Stationen und viele Hände hindurchgehen; so ist es mit dem Schüler, den wir schlieszlich, nachdem er so viel Stationen passiert hat, aus unserm Unterricht zur Universität entlassen. Wenn man uns fragen wollte: was ist denn eure Frucht bei diesem oder jenem Knaben? laszt uns doch eure Arbeit sehen, damit wir ihren Werth prüfen — so würde der Vorsteher der Fabrik vielleicht unsere Leistung würdigen können; jeden Andern dagegen würden wir an den Schlusz der vereinigten Arbeit verweisen müssen, auf die fertige Stecknadel, damit wir nicht bei ihm in Misachtung fielen. Dies ist der Stand der Dinge: was sagen wir nun zu diesem Stande?

Dies eben erwähnte und charakterisierte System leidet nun an den allergrösten Mängeln und führt die allergrösten Nachteile mit sich:

1) Es mag einige Anstalten geben, bei denen die bei weitem meisten Schüler, welche in die Sexta eintreten, wirklich bis an das Ziel des Gymnasiums gelangen: diese wenigen Anstalten sind aber besonders bevorzugte, die eigentlich gar nicht in Betracht gezogen werden sollten, wie z. B. das Joachimsthalische, dem in seinen Alumnen aus allen Teilen des Landes fähigste und strebsamste Knaben zugeführt werden: und doch ist auch hier nicht das Verhältnis das zu erwartende. Die Schulpforte hat nur einen 6jährigen Cursus; wenn nun bei einer Schülerzahl von 210 die Zahl der Abiturienten 23 beträgt, so ist zu schlieszen, dasz auch hier, unter den allergünstigsten Verhältnissen, selbst bei einem Eintritt in die Tertia, eine Anzahl von Schülern nicht bis zum Abiturienten-Examen gelangt. Im Jahre 1863—64 hat die Zahl der ohne Maturitätsprüfung von der Pforte abgegangenen Schüler 12 betragen. Wie nun auf anderen Gymnasien, wie namentlich auf solchen, neben denen nicht Real- oder Bürgerschulen am Orte sich befinden? Auf dem Gymnasium, an welchem ich stehe, sind im Verlauf einer bestimmten Reihe von Jahren etwa 900 Schüler aufgenommen und während derselben Zeit etwa 100 Schüler bis an das Ziel der Schule gelangt: was kann nun die Schule, wenn ihre

wahre Leistung in der Maturitätsprüfung erkannt werden soll, sich rühmen an jenen übrigen 700—800 Schülern geleistet zu haben? Und kann es dem Staate gleichgültig sein, so viele junge Leute aus den gebildeteren Ständen so unausgebildet in das öffentliche Leben eintreten zu sehen? Was ist nun, abgesehen von Anderem, zunächst Unerreichbarem, das Wünschenswerthe, Rechte und Nötige? Dies, dasz das Pensum jeder Classe oder jedes engeren Verbandes von zwei Classen ein Ganzes bilde, damit jeder Schüler, von welcher Stufe er auch abgehe, etwas Ganzes heimbringe, und nicht aus der Schule herauskomme wie aus der Stecknadelfabrik eine Nadel, die soweit wohlgerathen und fertig ist, nur dasz ihr der Knopf nicht aufgesetzt ist.

2) Auch den Lehrern ist es wol zu gönnen, dasz sie nicht blosz für Andere arbeiten — denn das sollen sie ja auch ferner, und müssen wir Alle, die wir einem gröszeren Ganzen dienen — sondern auch jeder für sich eine eigene Aufgabe zu lösen haben. Welches Gefühl gibt es z. B. dem Rechenlehrer, wenn er am Schlusse der einen Classe sagen kann: der Knabe, der nun abgeht, nimmt von mir so viel heim, als er für seinen Teil einmal im Leben gebrauchen wird: er soll einmal ein Bauer werden und seines Vaters Hof übernehmen; er weisz mit benannten Zahlen und Brüchen umzugehen usw. Solche Ganze lassen sich fast überall in den Disciplinen für die einzelnen Classen bilden und den Lehrern überweisen, die offenbar dadurch werden gehoben und enger mit ihren Schülern verbunden werden, denen sie ja nun das Bewustsein eingeflöszt haben, etwas an und für sich Werthvolles und Wichtiges leisten zu können. Es genügt keinem Menschen, Glied in einer groszen Kette zu sein; es ist das Bewustsein, einem solchen Ganzen anzugehören und in ihm zu wirken, sehr schön und erhebend, aber nur dann, wenn in der andern Wagschale ein gleiches Gewicht selbsteigenen Lebens und Wirkens liegt. Man gebe den Lehrern, auch um ihrer selbst willen, ein Ganzes zu leisten; ihre Kraft wie ihr Eifer werden sich erhöhen; denn sie sind aus der mechanischen Arbeit zu persönlicher Thätigkeit berufen.

3) Eine solche Gliederung des Stoffes in kleinere Ganze ist aber durchaus nicht etwa ein künstliches Machwerk, sondern eine Sache, die sich aus dem Stoffe selber ergibt, weil sie in dem Stoffe selber bereits enthalten ist. Wir haben nicht weit umher zu suchen oder zu künsteln, wir dürfen nur nehmen, was sich uns von selber darbietet. Nicht blosz in den vollkommeneren Producten der Pflanzen- und Thierwelt tritt uns die Gliederung entgegen, sondern auch in der geistigen Welt: hiernach werden wir unsere Pensen so abgrenzen, dasz jedes derselben ein Ganzes bilde. Auf das Ganze kommt es an: in der Ausführung der Gliederung kann man, wenn nur Ganze erreicht werden, eine grosze Freiheit gestatten. Wir geben davon ein und das andere Beispiel:

In der Geschichte sind es gewisse Personen, welche der Geschichte ihre Wege und Bahnen anweisen; sie bilden den Mittelpunct, um den sich Ereignisse und Personen massenhaft herumlegen. So möge denn auch der Unterricht als ein biographischer beginnen, aber zu einem Ganzen sich zusammenfügend und, dem Gange der Geschichte sich an-

schlieszend, von einfacheren zu zusammengesetzteren, schwerer zu umfassenden Kreisen aufsteigend. Wenn hieran das Selbstgefühl des Knaben erwacht ist und Thatenlust sich in dem kleinen Herzen regt, so folge die Geschichte des Vaterlandes, dem er vielleicht seine Thaten weihen wird, und um dies sein Vaterland lege sich schlieszlich die Weltgeschichte in weiterem Umfang, Griechen und Römer und die Völker und Staaten der mittleren und neueren Zeit, in deren Kreise das deutsche Volk als eines der vielen, bewegend und bewegt, noch einmal erscheine. Aber was hindert uns, die Geschichte anders zu gruppieren? etwa nach den Formen, in denen die Geschichtschreibung gleichsam stationenweise sich entfaltet hat? So sei denn der Unterricht immerhin zuerst poetisch-sagenhaft, wie es die Historik bei den Griechen ist bis auf Herodot; er werde dann ethisch-national, wie die Historik in Herodot und Thucydides auftritt, und ende pragmatisch-reflectierend nach dem Muster des Polybius, indem er die geschichtlichen Ereignisse als ein groszes lebendiges Ganze faszt, von welchem die einzelnen Völker gleichsam die Glieder sind. Es gibt noch andere, es gibt viele Wege, welche wir gehen können; nur das Eine möge dabei stets bedacht werden, dasz jede Classe oder doch jede Bildungsstufe ein Ganzes erstrebe und ihre Schüler im Besitz dieses Ganzen aus sich entlasse. Als letztes Ziel solchen Unterrichts wird dann dies betrachtet werden müssen, dasz unser Zögling die historischen Verhältnisse der Gegenwart verstehe und dem weiteren Gange der Geschichte mit Einsicht zu folgen im Stande sei. Auch dies Ziel wird sich noch wieder modificieren, je nachdem wir die positiven Kenntnisse oder die Bildung geistiger Kräfte zum Verstehen und zur Kritik der Ereignisse als die wesentlichere Forderung und das dringendere Bedürfnis betrachten. Immer und immer aber tritt uns die Forderung des Ganzen entgegen. Der Unterricht wird sich ebensowol dies Ziel setzen müssen, wie die groszen Historiker selber stets von der Idee des Ganzen erfüllt und begeistert gewesen sind. Diese Idee hat ihnen eben den Impuls zu ihren Werken gegeben. Herodot, Thucydides, Polybius, Livius, Sallust, Tacitus haben dies offen bekannt. Wir hätten keine Geschichte ohne diese Idee, sondern dürftige Annalistik und Chronik, über welche ganze Culturvölker es nicht hinausgebracht haben; es wird auch nie ein Unterricht in der Geschichte gelingen, wenn wir nicht die Ereignisse als Wellen in einem groszen Strome betrachten lehren. Denn das Einzelne und Fragmentarische mag wol augenblicklich reizen und bewegen, aber es hält die Seele nicht dauernd gefesselt und bildet die Seele nicht. Wir müssen die Jugend zu uns auf eine Höhe erheben, von der aus sie weit über Berg und Thal blicken könne, statt dasz sie sich jetzt oft langsam und mühselig durch ein enggewundenes Thal hindurchschleppen musz, welches keinen freien und weiten Blick gewährt.

Ueber die Geographie haben wir uns erst vor Kurzem geäuszert. Auch sie wird sich verschiedenartige Aufgaben stellen können, gleich der Geschichte. Wie sie sich aber auch diese Aufgabe wähle, immer wird sie das Ganze zu gliedern streben können, und wird dies hier um so leichter können, da diese Wissenschaft so verschiedene Gesichtspuncte

zu ihrer Behandlung und Darstellung darbietet. Jeder dieser Gesichtspuncte gibt fast eine völlig neue Disciplin, welche daher den Schülern stets neue Reize entgegenbringt.

Auch die Religion als Gegenstand des Unterrichts bietet eine leichte und reiche Gliederung dar, wie man auch immer über den Zweck dieses Unterrichts urteilen möge. Denn gewis macht es einen sehr groszen Unterschied, ob derselbe darnach strebt confessionelle Dogmatik zu lehren, oder Religionsphilosophie vorzutragen oder in der Mitte zwischen beiden Extremen, auf die lebendigste Bibelkenntnis und wahre Liebe zur Bibel gestützt, den allgemein christlichen Glaubensinhalt zum Bewustsein zu bringen. Denn hiervon musz es ja abhängen, welche Gegenstände man in den einzelnen Classen als Unterrichtsstoffe auswählt: ob man etwa Bibel oder Katechismus in den mittleren Classen überwiegen lassen will, ob man in der Kirchengeschichte das Dogmengeschichtliche betont oder die mächtige Wirkung des göttlichen Geistes auf Einzelne wie auf Völker, Staaten und Zeiträume mehr hervorhebt, ob man nach oben zu der christlichen Ethik noch einen Platz gewähren oder diese in die Dogmatik an geeigneter Stelle einfügen, freilich auch zersplittern und auflösen zu müssen glaubt. Immer aber wird sich hier der Stoff leicht und schön gruppieren lassen, und es ist gar kein Grund dazu vorhanden, etwa den Katechismus an zwei, drei Classen zu verteilen, oder in einer und derselben Classe ein Vierteljahr den Katechismus treiben, ein zweites Vierteljahr die Bibel lesen zu lassen. Man treibt auf diese Weise ja Religion, wer wollte das leugnen? aber man treibt in der Religion nur Flick- und Stückwerk, und der Schüler, welcher ja so scharf sieht, wie wir nur immer sehen, gewinnt kein Interesse für diesen Gegenstand, der ihm nicht als Ganzes entgegentritt. Auch selbst bei der Lectüre vermisse ich diesen Sinn für das Ganze. Das Chrestomathische widerstrebt dem denkenden Menschen und widert ihn leicht an; wir gehen daher bei den Classikern, so früh wir können, von der Chrestomathie zu einem ganzen Autor über, sollte dies auch nur Eutrop oder Nepos sein; und in der Bibel soll dies Chrestomathische das Rechte sein? Vielmehr ist auch hier auf ein Ganzes loszugehen; und um so mehr, da wenige Lehrer sein dürften, die in angemessener Weise eine Auswahl treffen könnten. Auch ist die grosze Unwissenheit, welche die Schüler in der heiligen Geschichte wahrnehmen lassen, die natürliche und notwendige Folge dieser sporadischen Bibellectüre. Selbst das mechanische Bibellesen, wie man es in den alten Schulen trieb, war doch noch fruchtbringender als das heutige Verfahren. Die historischen Bücher des A. T. bieten für die mittleren, die des N. T. für die oberen Classen eine geeignete Lectüre. Zu diesen letzteren werden dann einige dogmatisch-ethische Schriften treten, welche in strenger Weise mit frommem Sinne, der freilich in aller Bibellectüre gleichsam Ton und Stimmung geben musz, gründlichst zu interpretieren sind. Immer ist auf ein Ganzes hinzustreben, während jetzt vielleicht keine Disciplin sich findet, in der so vielerlei getrieben, so sporadisch gearbeitet, so hin und her gefahren wird, als in der Religion geschieht.

Auch bei den Sprachen ist es, nachdem man das Ziel des grammatischen Unterrichts festgestellt hat, möglich, das so gewonnene Ganze in kleinere Kreise zu formieren, welche sich concentrisch erweitern. In manchen Classen geschieht das schon jetzt. So ist in Sexta wol überall das etymologische Pensum des Latein die regelmäszige Formenlehre, in Quinta die ganze, d. h. das Pensum von Sexta, welches natürlich hier wieder aufgenommen wird, und die neu hinzutretende grammatische Partie: beide zusammen geben das Pensum der Quinta. So hat jede dieser Classen ein Ganzes zur Aufgabe. Eben so sollte man es im Griechischen einrichten, wo man wol überall die Pensen der Quarta und der Tertia oder der Tertien noch mit der Scheere zuschneidet, und jeder Classe ihren Teil zuweist; wo denn ganz natürlich der Schnitt ein beliebiger, d. h. nicht durch die Sache, sondern durch äuszerliche Gründe und Rücksichten bestimmter ist. Es ist dasselbe Verfahren, wie wir es oben beim Verschneiden des Katechismus antrafen: es fehlt dabei die Aufgabe eines Ganzen. Bei der Syntax tappt unseres Bedünkens die Praxis des Unterrichts in dem gleichen Dunkel herum: das Beste, was unter diesen Umständen geschehen kann, ist immer noch dies, dasz sich die betreffenden Lehrer unter einander vereinigen, welche Abschnitte oder Stücke aus den Abschnitten jeder zu behandeln übernimmt. Wenn dann jeder das Uebernommene leistet, so kommt vielleicht ein leidliches Ganzes heraus; aber auch nur vielleicht. Denn was wirklich eins werden soll, musz von vorn herein als ein Ganzes erkannt und erfaszt und als ein Ganzes ausgeführt werden. Vielleicht dasz die folgenden Sätze zu dem Richtigen zu führen beitragen:

1) Der zusammenhängende, systematische grammatische Unterricht hat erst dann einzutreten, nachdem bereits empirisch der Inhalt desselben aufgenommen ist. Er hat nicht die Aufgabe, durch Regeln den Gebrauch einer Sprache kennen zu lehren, sondern das auf empirischem Wege Gewonnene zum Bewustsein zu bringen, zusammenzufassen und ihm in einem Ganzen seine Stelle anzuweisen. Durch die Grammatik lernt man nicht die Sprache kennen, sondern das Sprachmaterial beherschen.

2) Bis zu diesem grammatischen Unterricht ist teils das allgemein Sprachliche, in allen Sprachen Wiederkehrende, z. B. die Elemente des einfachen wie die des zusammengesetzten Satzes nicht in grammatischen, sondern in Sprech- und Denkübungen zum habituellen Besitz zu bringen. Nicht das Unterscheidende, sondern das Gleiche in der fremden und in der Muttersprache ist zu betonen, und dies Gleiche als etwas Selbstverständliches zu behandeln, d. h. nicht zu lehren, sondern gleichsam vorauszusetzen.

3) Die Lectüre ist mehr als bisher zu betonen. Bis jetzt dient die Lectüre eigentlich dem Grammatischen und wird als Vehikel für das Grammatische betrachtet. Vielmehr hat sich das Grammatische, ehe es systematisch zusammengefaszt wird, an die Lectüre anzuschlieszen. Aus ihr ist die Kenntnis des Sprachlichen, soweit dies individuell ist, zu schöpfen. Aufmerksames Lesen und Beobachtung des Gelesenen, nicht Grammatik noch Uebungsbücher, sind einstweilen die Fundgrube, aus der das

Grammatische zu gewinnen ist. Es ist ein ganz falsches Verhältnis, wenn von den 10 lateinischen Stunden 5 ausschlieszlich für die Grammatik, und die übrigen 5 auch noch zur Hälfte für dieselbe consumiert werden. Daher kommt es, dasz die lateinische wie die griechische und die französische Sprache den meisten Schülern immer fremd bleiben.

4) In welcher Weise das bereits kennen Gelernte, und es ist vorauszusetzen, dasz so gut wie alles Normale bereits kennen gelernt sei, nun zu einem System verbunden werde, ist unwesentlich. Man hat viel zu viel Gewicht auf das System gelegt, und sich viel darauf zu gute gethan. Systeme haben nur passageren Werth und sind Mittel zum Zweck, nicht Zweck. Der Zweck ist das Zusammenfassen zu einem Ganzen. Jede Theorie ist ein Kind ihrer Zeit, aber zu entbehren ist diese Theorie nicht.

5) Es ist, wir können es nicht genug wiederholen, unmöglich, eine Sprache durch Grammatik kennen lehren zu wollen: die Grammatik faszt das Einzelne nur zusammen, gibt jedem seinen Platz und lehrt es verstehen, d. h. nicht blosz die Gesetze, sondern auch die in diesen Gesetzen wirkenden Kräfte einsehen. An die Induction schlieszt sich die Deduction. Ein solcher Cursus in der Grammatik ist nur als ein einmaliger zu denken, der dann, aber rein wiederholend, nichts Neues hinzufügend, in einer höheren Classe wiederkehren kann.

6) Was man einer sogenannten ausführlicheren Grammatik vorbehält, ist der Lectüre und der dortigen Beobachtung des durch Stilgattung oder individuellen Stil des Autors Bedingten zu überlassen. Der grammatische Unterricht, wie wir ihn oben bezeichnet haben, hat es nur mit dem Gemeinsamen zu thun.

7) Es wäre nur eine zweite Grammatik zu denken, welche auf jene erstere folgt: eine historische, welche das allmähliche Werden und Festwerden der Sprache zum Gegenstand hätte.

So viel über den grammatischen Unterricht, bei dem ich allerdings zunächst das Lateinische im Auge gehabt habe; die Modificationen für die übrigen Sprachen wird Jeder selbst vornehmen können. Ich wollte ja auch keine Anleitung geben, sondern nur nachweisen, 1) dasz eine Behandlung der Grammatik als eines Ganzen notwendig und 2) dasz sie möglich sei.

Für die Lectüre verlangen wir nun gleichfalls, dasz sie einem Ganzen zustrebe. Der schlechteste Autor ist immer noch besser als die beste Chrestomathie. Die Ansichten der Schulmänner gehen hierüber allerdings weit auseinander; wir sind stolz darauf, Männer wie Herbart auf unserer Seite zu erblicken. Warum will man nicht den guten Aurelius Victor in Sexta, den Eutrop in Quinta — ich habe ihn selbst schon in Sexta bei einem guten Stand dieser Classe lesen lassen, und es ist vortrefflich gelungen —, warum nicht den Florus, den Sueton usw. lesen lassen, statt dieser geist- und gemütlosen Chrestomathieen und Lesebücher? Denn es ist hierbei gleichgültig, ob der Knabe aus der Lectüre erfährt, dasz die Erde rund sei, die Hunde laufen, die Vögel auf den Bäumen sitzen, die Tinte schwarz sei, die Bank von der Magd in den Garten getragen werde, und was derartige Weisheit mehr ist, oder ob man, wie Ploetz es thut,

die Sätze mehr aus der Geschichte nimmt; der Knabe hat von dem einen und an dem einen nicht mehr als an und von dem andern. Nur am Ganzen erstarkt der Geist; in diesen einzelnen Sätzen bleibt der Knabe leer an Gedanken und unfähig zu denken: er bleibt pueril. Alle Welt klagt über das Verderbliche des Uebungsbücherwesens: warum nimmt man nicht ein Messer und thut einen tiefen Schnitt in dies elende Wesen? Das im Ganzen leben hat unser tiefster Denker und Dichter so wohl recommandiert, aber selbst seine Worte verhallen ungehört. Der Grund ist naheliegend: es ist die Trägheit, ich sage es unverholen, welche diese bequemen Kissen zu gebrauchen der eigenen geistigen Arbeit und Regsamkeit vorzieht. Die Schüler haben an ihren Uebersetzungen ihre Eselsbrücken; die Lehrer haben sie an den Uebungsbüchern. Warum soll ich nicht auch einmal eine Meinung haben, so gut wie alle Welt sie hat? und warum soll ich nicht sagen, dasz diese Uebungsbücher das Verderben der Schule, der Schüler wie der Lehrer, sind? Will man mir von Zeitersparnis sprechen? Zehn lateinische Stunden sind da, jede hat ihre 50 Minuten: das macht die Woche 500 Minuten. Was will das nun sagen, wenn von diesen 500 Minuten 10 auf das selbstcomponierte Scriptum gehen, wo überdies das Schreiben des Deutschen, vorausgesetzt dasz man zum richtigen und sorgsamen Schreiben gewöhnt, den Verlust an Zeit wieder einbringt.

Dies bringt uns auf die stilistischen Uebungen in den verschiedenen Classen. Wie soll in ihnen der Geist des Ganzen sich offenbaren? ist nicht jede Uebung an sich etwas Fragmentarisches, nicht um seiner selbst willen Gethanes? hat sie nicht als Uebung ihren Zweck auszer sich, sei es dasz sie überhaupt üben, sei es dasz sie etwas bestimmt ins Auge Gefasztes einüben will? Gewis, und doch läszt sich auch hier die von uns gestellte Forderung erfüllen. Wir fassen unsere Ansicht auch hier in einzelne Thesen; sie sind faszbarer und angreifbarer als sich ergehende Discurse.

1) Zum Einüben der Grammatik oder vielmehr einzelner grammatischen Erscheinungen eignet sich das mündliche Verfahren besser als das schriftliche. Das letztere kann nur als ein Beweis dienen, dasz der Schüler wirklich Herr des mündlich Eingeübten geworden sei. Es ist besser in der Classe als zu Hause anzuwenden. Der Zweck ist, den Schüler einmal von der Hand loszulassen, ihn auf seine eigenen kleinen Füsze zu stellen und ihn seine eigenen Kräfte versuchen zu lehren. Im mündlichen Ueben hat der Lehrer den Schüler so in der Hand, dasz daraus nicht mit Sicherheit erhellt, was er für sich allein leisten könne.

2) Die eigentliche Composition schlieszt sich an die Lectüre an und bildet mit dieser ein Ganzes; sie besteht nicht aus einzelnen Sätzen, sondern legt dem Schüler ein seinen Kräften entsprechendes Ganzes vor, welches von dem Lehrer eigens ausgearbeitet wird.

3) Es ist sehr wohl möglich, den Schüler sehr frühzeitig zu eigenen, seiner geistigen Kraft entsprechenden, aus dem Gedanken- und Ausdruckskreise, in welchem er sich bewegt, genommenen Compositionen

anzuleiten. Hierzu fühlt jeder Knabe einen Trieb und versucht sich gern selbst darin; warum sollte es nicht möglich sein, dies von Seiten der Schule methodisch zu betreiben? Die freien Compositionen in eigenen Gedanken und eigenem Ausdruck werden sich stufenweis im Anschlusz an die Lectüre erheben, bis sie endlich die künstlerische Bildung eines Ganzen sich zum Ziel setzen. Mag doch der Schüler einstweilen knabenhaft schreiben, wenn er nur allmählich die Sprache gebrauchen und eigene Gedanken ausdrücken lernt. Unser jetziges Verfahren ist gerade eben so schlau, wie wenn man dem Knaben ins Wasser zu gehen verbietet, ehe er schwimmen gelernt hat. Unsere Vorfahren waren darin glücklicher, da sie in dem stetigen lebendigen Gebrauch der lateinischen Sprache aufwuchsen und, gleichsam wie Achilles in den Styx, jung in die Wellen derselben eingetaucht waren. Auch im Deutschen musz sich aus rohen und ungeschickten Anfängen der Stil herausbilden, und zwar zuerst der richtige, dann der leichte, endlich der schöne Stil; gerade denselben Gang wird die Stilübung und Stilbildung, auf Imitation gegründet, auch in der lateinischen Sprache nehmen. Unsere jetzige Weise gibt gar keinen freien Gebrauch der Sprache und, wenn von Stil die Rede ist, nur einen sklavisch nachahmenden und schlechte Manier.

4) Sobald der freie Gebrauch des lateinischen Ausdrucks hinreichende Sicherheit und Leichtigkeit gewonnen hat, sind die verschiedenen Stilarten durchzuarbeiten: wir üben eigentlich nur eine Art des Stils, die abhandelnde, und zwar in der schlechten Form, welche wir durch die griechisch-römische Rhetorik überkommen haben. Der historische Stil, für den sich die Erhabenheit und Würde der lateinischen Sprache so vorzüglich eignet, bleibt ganz ungeübt; der rednerische beschränkt sich auf einige Versuche in Schulreden; der Briefstil, zu dem die lateinische und die französische Sprache die geeignetsten unter den todten und lebenden sind, die eine wegen ihrer Knappheit, die andere wegen ihrer Grazie, wird ganz vernachlässigt. Die Folge davon ist, dasz auch der deutsche Stil sinkt. Denn wer die Kunst des Ausdrucks am Lateinischen mit geistigem Auge geschaut und in eigenen geistig freien Werken nachgebildet hat, wird dem daran aufgegangenen künstlerischen Sinn auch in der Muttersprache ein bildsames Organ schaffen. Und es ist sicherer, diesen Weg der Kunst durch eine fremde Sprache zu gehen als durch die eigene, gerade eben so wie wir den zu bildenden Künstler immer und immer an die Antike weisen. Ich wünsche, dasz frühzeitig der Stil befreit und als Kunstproduction aufgefaszt werde; dazu aber gehört, dasz man sämmtliche Gattungen des Stiles ins Auge fasse, den Stil als Ganzes, wie die grösten Künstler nicht sich auf einen engen Raum mit ihrem geistigen Interesse beschränkt haben. In der Production leistet nur der sich Beschränkende Groszes; im Interesse kann der Blick nicht weit, das Herz nicht grosz genug sein. Ich selbst wende mich, wenn ich in meinem eigenen Fache des Rathes und des Trostes bedarf, nicht blosz an Männer meines Berufes; vielmehr kehre ich bei Michel Angelo, Felix Mendelssohn, Schinkel, Cornelius, Carstens ein, und setze mich still zu den Füszen der edlen Meister nieder, lausche ihren Worten, folge ihrem Thun, erhebe

mich an ihrem unverwüstlichen Streben und ihrer ruhelosen Arbeit, und kehre verjüngt und beseligt durch ihre blosze Nähe in meine einsame Zelle heim. Denn die Kunst ist in ihren Formen und Bildungen nur éine, und wer Ewiges bilden will, musz zu dieser éinen sich emporschwingen.

Mehr noch als hier ist an die Lectüre die Forderung zu stellen, dasz sie nach einem Ganzen strebe; sie wird daher sich bemühen, ganze Werke zu wählen, und sich auf wenige Autoren beschränken, um möglichst weit in diese hineinzuführen. Doch hierüber haben wir bereits früher hinreichend gesprochen, hinreichend für einen Jeden, der sehen, sich überzeugen lassen will. Wir wenden uns daher zu der Praxis des Lesens selber, so weit sie hier in Betracht kommt.

Ich habe vielfach beobachtet, dasz aus einer Lectüre, welche jahrelang gedauert hat, oft äuszerst wenig im Gedächtnis sich erhält. Der Mittelpunct der classischen Lectüre der Secunda ist, sollte es wenigstens sein, die Odyssee. Man frage nun doch die Schüler, was ihnen von der Odyssee für alle Zeiten eingeprägt und eigen geworden ist. Wenn man von dem Allerbekanntesten absieht, so ist so gut wie nichts geblieben. Der Grund hiervon liegt in mehreren Umständen. Erstens wird diese Lectüre überhaupt viel zu sehr mit Rücksicht auf das Grammatische betrieben: es ist aber schwer, mehrere Zwecke zu gleicher Zeit zu erreichen, d. h. Grammatik zu lernen und einen Dichter in sich aufzunehmen. Ich würde daher rathen, den Cursus der Secunda in einen grammatischen und einen poetischen zu teilen. Zweitens ist unsere ganze Interpretationsweise eine auf Einzelnes gerichtete und an Einzelnem klebende, und dies Einzelne so beschaffen, dasz darüber ein sicheres Urteil zum Teil ganz unmöglich ist. Dies ist auszerordentlich nachteilig. Das war früher anders, als man etwa in Wolfs Weise den Homer las; das Wissenschaftliche drückte uns nicht so darnieder. Drittens aber fehlt es unsern Schülern so sehr an Vorstellungen von Ganzen, dasz das Einzelne keinen Ort findet, wo es sich ansetzen kann. Es ist gegen alle Psychologie, wenn man sich einbildet, dasz der Schüler dadurch, dasz er von Zeus, Athene, überhaupt den griechischen Göttern liest, von selber eine zusammenfassende Vorstellung von denselben erhalten werde. Es verfliegt, wie Spreu im Winde, und man kann den Schülern durchaus keinen Vorwurf daraus machen. Ich erfreute mich in meinen jüngeren Jahren eines guten Gedächtnisses: es war mir aber absolut unmöglich, Namen von Pflanzen, die mir ein theurer College oft scherzend nannte, weil ich doch etwas von Botanik verstehen müsse, zu behalten. Ich hatte eben nichts in meinen Vorstellungen, woran diese Namen sich hätten anlehnen, wo sie hätten Halt gewinnen und sich festsetzen können. So geht es den Schülern gleichfalls. Dem ist nur dadurch abzuhelfen, dasz der Lehrer ihnen von vorn herein ein relativ Ganzes darbietet, in welchem die nunmehr hinzutretenden Vorstellungen eine Stelle finden können. Dieses Ganze ist freilich zunächst fast noch ein leerer Raum, aber dieser leere Raum kann und wird sich erfüllen. Es werden zunächst nur Skizzen geboten, aber diese Skizzen werden ausgeführt werden. Ich bleibe bei Homer stehen. Die Schüler

müssen von Seiten des Lehrers ein Totalbild des griechischen Hauses erhalten, statt dasz man jetzt das allmähliche Entstehen dieser Anschauung hofft. Wird jenes gegeben, so localisiert sich sofort die Erzählung und bleibt haften. Ebenso ist es mit dem Mythologischen. Es soll nicht Mythologie gelehrt, wol aber ein Bild der homerischen Götterwelt gegeben werden, vom Olymp bis zum Tartarus herab, von Troja und Ithaka bis zu den fernen Aethiopen. Es schadet nicht, wenn der Lehrer das Nötige dictiert; in 2 Stunden läszt sich die Sache abthun. Ferner ist für die Irrfahrten des Odysseus eine homerische Weltkarte zu geben, und auf dieser die Reise des Odysseus zu verfolgen und einzutragen. Von Ithaka wie von Troja bedarf der Schüler einer Karte. Warum kommen unsere Schulausgaben diesem Bedürfnisse nicht nach? Die Ausgaben des Caesar von Krahner, die des Xenophon von Vollbrecht suchen ihm nachzukommen; aber die viva vox des Lehrers musz hinzutreten und das Dargebotene in Flusz setzen und beleben. Ich finde das gleiche Bedürfnis auch anderswo. Ich lese gern in Prima die beiden letzten Dekaden des Livius; aber historische Frucht erhalte ich wenig davon; ich habe daher stets eine historische Uebersicht der betreffenden Reiche, Macedoniens, Pergamums, Antiochiens und Aegyptens, des achäischen und ätolischen Bundes voraufgehen lassen. Nun erhält das Gelesene für den Schüler Bedeutung. Der Weg ist daher der vom Ganzen durch das hinzutretende einzelne Neue zum Ganzen, nicht der vom Einzelnen zum Ganzen, welchen meist der Unterricht geht. Diese Gedanken wird man weiter verfolgen müssen. Die Gedichte des Horaz und des Vergil, die Reden und die übrigen Schriften des Cicero erhalten ein völlig neues Licht, wenn sie sich in einen gegebenen, nicht sich selbst bilden sollenden Rahmen, einen biographisch-litterarischen, eintragen lassen. Man hat mit gutem Grunde gegen diese biographisch-litterarischen Einleitungen polemisiert, wenn diese ihre Aufgabe vergaszen und das geben wollten, was aus der Lectüre selbst geschöpft werden soll; sie sind aber unentbehrlich, wenn sie sich innerhalb der Grenzen halten, die wir oben bezeichnet haben.

Doch es ist Zeit zu schlieszen. Wir wünschen nur, dasz diese Zeilen mitwirken möchten, die Liebe und das Streben nach einem Ganzen im Leben wie in der Wissenschaft zu erwecken und zu stärken. Den groszen Männern der Geschichte, den Meistern in Kunst und Wissenschaft ist frühzeitig die Idee eines Ganzen gleich einem Morgenstern erschienen, und sie haben diese Idee nie aus dem Auge verloren. Wollen, sollen wir nicht auch einem Ganzen zustreben, aus dem Ganzen schöpfen, in dem Vollen, Ganzen resolut leben?

***

28.

DER JETZIGE STANDPUNCT DER KRITIK UND ERKLÄRUNG SCHILLERS.

Erläuterungen zu den deutschen Classikern. Dritte Abteilung: Erläuterungen zu Schillers Werken. Die lyrischen Gedichte erläutert von Heinrich Düntzer. Wenigen-Jena, K. Hochhausens Verlag. 1864—65.

Schillers sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. Im Verein mit A. Ellissen, R. Köhler, W. Müldener, H. Oesterley, H. Sauppe und W. Wollmer von Karl Gödeke. Stuttgart. Cotta. 1867. Erster Teil: Jugendversuche, herausgegeben von Karl Gödeke. Zweiter Teil: Die Räuber. Würtembergisches Repertorium. Herausgegeben von Wilhelm Wollmer.

Obgleich das zuerst bezeichnete Werk nun bereits seit mehr als zwei Jahren vollständig erschienen ist, so ist es doch durch keine neuere Erscheinung auf diesem Gebiete antiquiert, vertritt also wirklich noch den gegenwärtigen Standpunct der Erklärung Schillers und verdient um so mehr eine eingehende Besprechung, als durch die Aufhebung des Patents, durch die Herausgabe der 'dramatischen Entwürfe' und besonders durch das zuzweit genannte Werk die Schillerstudien neuerdings in Schwung gekommen sind. Wir sind dabei in der erfreulichen Lage, beiden um unsere deutsche Litteratur hochverdienten Männern gerecht werden zu können und nicht den einen auf Unkosten des andern erheben zu müssen.

Bei der Besprechung der Düntzerschen Erläuterungen ist die Frage nicht zu umgehen: Wie stellt sich das Buch zu dem seines Vorgängers Viehoff? Ist Viehoffs Buch dadurch nutzlos geworden? Auf die zweite Frage antworten wir mit Nein, wenn wir auch auf die erste Frage zugeben, dasz Düntzers 'Erläuterungen', wie sich von diesem Gelehrten von vorn herein erwarten liesz, ein wesentlicher Fortschritt in der Erklärung des Dichters sind. Wir möchten Viehoffs Commentar dem gebildeten Publicum, Düntzers Erläuterungen dem Lehrer und dem Schüler lieber in die Hand geben. Die chronologische Anordnung der Gedichte und der Abdruck derselben zugleich mit den von Schiller in seine Sammlung nicht aufgenommenen machen Viehoffs Buch eher zu einer zusammenhängenden Lectüre; Düntzers knappe, philologische Form, die Verweisungen auf Parallelstellen, die ästhetischen Bedenken, die der Verfasser gern herauskehrt, machen seine Erläuterungen mehr zum Studium und zum Nachschlagen geeignet. Was aber Düntzer entschieden vor Viehoff voraus hat, ist die musterhafte Einleitung in sein Werk, die unter dem Titel 'Schiller als lyrischer Dichter' das 7e und 8e Heft der 'Erläuterungen' bildet, und die für den gebildeten Laien wie für den Kenner gleich anziehend und gleich lehrreich ist. Soviel im Allgemeinen über das Verhältnis Düntzers zu seinem Vorgänger Viehoff, dessen Düntzer selbst, soviel uns erinner-

lich ist, an keinem Orte gedenkt; ja er sagt sogar am Schlusse des Werkes ausdrücklich: 'Und so mögen denn diese Erläuterungen ihren Weg gehen! Sie sind der erste Versuch einer vollständigen methodischen Erklärung der Schillerschen Gedichte, von dem ich hoffen darf, dasz er nicht allein manches neue Licht über die einzelnen Gedichte verbreiten, sondern das Urteil über Schillers Lyrik im Allgemeinen näher bestimmen werde.' Dasz dieses Letztere der Fall sein werde, bezweifeln wir fast; die mannigfachen von Düntzer angeregten ästhetischen Bedenken haben keine zwingende Beweiskraft, wie dies ja überhaupt in ästhetischen Dingen nicht möglich ist, wol aber treiben sie den Freund der Schillerschen Poesie innerlich an, Gegengründe aufzusuchen, und fördern so allerdings wesentlich das ästhetische Studium des Dichters im Einzelnen. Dasz aber einem Manne, der sich so gründlich mit Schiller beschäftigt hat, wie Düntzer es gethan hat, auch das Recht zusteht ästhetische Bedenken zu äuszern und nicht immer den blinden Bewunderer zu spielen, das ist keine Frage; nur dem Ignoranten, der seine Unbekanntschaft mit unserm groszen Dichter hinter einem wegwerfenden Urteile verstecken will, musz das Wort entzogen werden.

Das erste Doppelheft enthält, wie schon erwähnt, eine musterhafte Abhandlung über Schiller als lyrischen Dichter, die ein würdiges Seitenstück zu der ebenso meisterhaften Abhandlung über Lessing als Dramatiker und Dramaturgen bildet. Mit der an Düntzer bekannten Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit sind hier sämtliche Quellen benutzt und zu einem interessanten, anschaulichen und deutlichen Bilde von dem Entwickelungsgang der Schillerschen Lyrik und seiner ästhetischen Ansichten über diese Dichtungsgattung zusammengestellt. Wie sich von dem gründlichen Erklärer Klopstocks erwarten liesz, ist der Einflusz dieses Dichters auf Schillers Jugendpoesie im Einzelnen überzeugend nachgewiesen. Ein anderer kleiner Beitrag zur Würdigung dieses Einflusses im Einzelnen ist von mir im Februarheft der Jahnschen 'Jahrbücher für Philologie und Pädagogik' erschienen. Auch die oben angezeigte kritische Ausgabe Schillers liefert interessante Beiträge dazu. Die bisher räthselhaften 'übriggebliebenen wenigen Edlen' in Spiegelbergs Erzählung von der Plünderung des Klosters sind, worauf ich schon am Schlusse meiner Abhandlung über 'die Sprache der Bibel in Schillers Räubern' hindeutete, als die Parodie eines Klopstockschen Ausdruckes nachgewiesen. Zu den dort nachgewiesenen und am Ende des ersten Bandes zusammengestellten Citaten aus Klopstock (S. 382) ist noch hinzuzufügen: I S. 102: Eine einzige fallende Thräne der Wonne, Franziska, eine Einzige gleich einer Welt — Franziska verdient sie zu weinen. Messias VII 424—427:

> Dein schreckendes Rom ist ein höherer Aufwurf
> Voll Ameisen; und Eine der redlichen Thränen des Mitleids
> Einer Welt gleich! Verdiene du sie zu weinen!

Ebenda S. 66, wo der Traum Portias gleichfalls und zwar wörtlich citiert wird, ist in der Anmerkung zu Z. 26: 4, 719 verdruckt statt 7, 419. Welche Ausgabe des Messias Schiller benutzte, ist noch nicht ausgemacht, sowie wir auch noch nicht wissen, welche Ausgabe der Oden er besasz;

in der Hildburghäuser Ausgabe des Messias von 1842 II S. 25 steht V. 419 alsdann statt: vor dem. Dasz auch die Xenien 352 und 353 Parodieen dieses Traumes der Portia sind, ist bekannt. Ebenda S. 175 Z. 25:

'Itzo must' er entweder ohnmächtig niedersinken' — —.

In der Anmerkung wird gefragt: Woher entlehnt? Es ist aus Messias IV V. 271. — Ich lasse nun einzelne Bemerkungen folgen. S. 8 führt Düntzer aus dem Gedicht 'der Eroberer' die Strophe an:

Dann hernieder vom Berg, trunken von Siegeslust,
Auf die Trümmer der Welt, auf die Eroberungen
Hinzuschwindeln im Taumel
Dieses Anblicks hinweggeschaut,

und macht dazu die Bemerkung: Hinzuschwindeln im Sinne (? von) schwindelnd hinzuschauen, was näher bestimmt werden soll durch 'im Taumel dieses Anblicks hinweggeschaut', wo hinweggeschaut das Erlöschen des taumelnden Blickes bezeichnen soll. Viehoff (Commentar I S. 16) erklärt die Stelle für unverständlich und verderbt. Gödeke (kritische Ausgabe I S. 41) macht die Conjectur: Dieses Anblicks. Hinweggeschaut! — Ich gestehe, dasz mich Düntzers Erklärung so wenig wie Gödekes Conjectur befriedigt, und glaube, es musz 'hinweggeschaurt' heiszen. Vgl. 'traurt' ebenda V. 50, und zu der Bedeutung des Wortes ebenda S. 66 Z. 19—22: 'So wird mancher dem der tobende Lobspruch der Menge: dem der Afterglanz seiner That von Belonungen träumen liesz — Ha! wie so einsam, wie so hingeschauert dastehn am groszen Gericht!' Hier ist natürlich nicht vom Schreckensschauer, sondern vom Wonneschauer die Rede. Vgl. noch die Parallelstelle aus der 'Hymne an den Unendlichen' (Düntzer S. 28):

Zwischen Himmel und Erd' hoch in der Lüfte Meer,
In der Wiege des Sturms trägt mich ein Zackenfels.
Wolken thürmen
Unter mir sich zu Stürmen.
Schwindelnd gaukelt der Blick umher,
Und ich denke dich, Ewiger!
Deinen schauernden Pomp borge dem Endlichen,
Ungeheure Natur!

S. 9 f. Zu den Versen:

Wenn am Himmel die Sterne
Blassen, Flammen der Königsstadt
Aufgegeiszelt vom Sturm, gegen die Wolken wehn,
Tanzt dein trunkener Blick über die Flammen hin,

bemerkt Düntzer: 'Es scheint dem Dichter der Brand Roms vorzuschweben, den Nero zu seiner Ergötzung veranstaltete. Die «Königsstadt» sahen wir schon im ersten Gedichte' (Gödeke I S. 28:

Schau, wie der Sonnenglanz die Königsstadt beschimmert).

Zur Unterstützung dieser Ansicht könnte man noch die Worte Gianettinos (Fiesco Act II Sc. 12) anführen: 'So steh' ich wie Nero auf dem Berg und sehe dem possierlichen Brande zu.' Indessen liegt es ebenso nah an die Zerstörung von Persepolis durch Alexander zu denken, da Schiller

Alexander häufig als das Ideal eines 'Eroberers' erwähnt, oder an die Zerstörung Jerusalems, da die schreckliche Beschreibung derselben bei Josephus die Gaunerphantasie Spiegelbergs so erhitzt hat, dasz er Karl Moor zuruft (Räuber I 2): Den Josephus must du lesen. Auch wird Jerusalem in der Bibel 'eines groszen Königs Stadt' genannt. Zu diesem Ausdruck vgl. noch das entschieden Schillersche Gedicht der Anthologie: 'Die Herlichkeit der Schöpfung' (Gödeke I S. 218 V. 23 f.):

Unter mir wichen im Fluge
Schimmernde Königsstädte zurük

und den synonymen Ausdruck: 'Fürstenstädte' (Gödeke I S. 259):

Wallet aus Aurorens Rosenbette
Gottes Sonne über Fürstenstädte
Lacht die junge Welt in Lust.

Der Ausdruck ist Klopstockisch; vgl. Messias IV V. 282: 'hochthürmende, nicht absehbare Königsstädte.'

Ebenda S. 19. Zu der 'Ode auf die glückliche Wiederkunft unsers gnädigsten Fürsten' hat sich nun noch eine Strophe gefunden (Gödeke I S. 368). Sie lautet:

Grosz zog er hin — die Schätze fremder Weisen
Zurückzubringen die der laute Ruf versprach,
Dort zog er hin, wo Menschen glücklich heiszen
Und diese Kunst der Gottheit ahmt er nach.

Ebenda S. 45. Der Feldzug Sanheribs gegen Juda wird nicht 2 Kön. 21, sondern 19 V. 32—36 erzählt.

Ebenda S. 77. Ueber die sehr problematische Echtheit der Verse in das Fremdenbuch der Schwarzburg siehe Trömels Schillerbibliothek S. 36.

Ebenda S. 87. Körners Worte: Von den Stanzen könne man sagen: 'Es wurden Blumen jetzt in einen Kranz gewunden', sind keine Anspielung auf Klopstocks Ode der Kranz, sondern ein Citat aus Schillers Künstlern Str. 12:

Jetzt werden Sträusze schon in einen Kranz gewunden.

Ebenda S. 113. Dasz Schiller die Erzählung zu seinem Gedicht: 'Das verschleierte Bild zu Sais' nicht erfunden habe, hätte man aus Schillers eigenen Werken herauslesen können. In dem Aufsatze: 'Die Sendung Moses' aus dem Jahre 1790 (Werke 1847 X S. 401—427) heiszt es zunächst S. 412: 'Unter einer alten Bildsäule der Isis las man die Worte: «Ich bin, was da ist», und auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte merkwürdige Inschrift: «Ich bin Alles, was ist, was war, und was sein wird; kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben.»' In dem Aufsatz 'Vom Erhabenen' aus dem Jahre 1793 (Hoffmeister, Nachlese IV S. 546) heiszt es: 'Alles, was verhüllt ist, alles Geheimnisvolle, trägt zum Schrecklichen bei und ist deswegen der Erhabenheit fähig. Von dieser Art ist die Aufschrift, welche man zu Sais in Egypten über dem Tempel der Isis las: «Ich bin Alles, was ist, was gewesen ist und was sein wird. Kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben.»' Dasz Schiller dieses Bild sehr liebte, erkennt man auch aus der Anspielung in den 'Worten des Wahns' Str. 4:

So lang er glaubt, dasz dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen —
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand;
Wir können nur rathen und meinen.

Auf der folgenden Seite des Aufsatzes: 'Die Sendung Moses' heiszt es dann weiter: 'In dem Innern des Tempels stellten sich dem Einzuweihenden verschiedene heilige Geräthe dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter diesen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des Serapis nannte, und die ihrem Ursprung nach vielleicht ein Sinnbild verborgener Weisheit sein sollte, späterhin aber, als das Institut ausartete, der Geheimniskrämerei und elenden Priesterkünsten zum Spiele diente. Diese Lade herumzutragen, war ein Vorrecht der Priester oder einer eigenen Classe von Dienern des Heiligtums, die man deshalb auch Kistophoren nannte. Keinem als dem Hierophanten war es erlaubt, diesen Kasten aufzudecken oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, dasz er plötzlich wahnsinnig geworden sei.' Am Schlusse dieses Aufsatzes sagt Schiller in einer Anmerkung: 'Ich musz die Leser auf eine Schrift von ähnlichem Inhalt: Ueber die ältesten hebräischen Mysterien von Br. Decius verweisen, welche einen berühmten und verdienstvollen Schriftsteller zum Verfasser hat, und woraus ich verschiedene hier zum Grund gelegte Ideen und Daten gewonnen habe.' Dies wird also Schillers nächste Quelle gewesen sein und nicht Plutarch, wie Götzinger, und nach ihm Viehoff und Düntzer annehmen. Schiller setzte also aus den beiden angeführten Erzählungen, von dem verschleierten Bilde und von dem Oeffnen der Lade sein Gedicht zusammen, hat aber die Erzählung nicht erfunden. Dasz 'der Sinn nicht deutlich genug ausgeprägt und die Zweideutigkeit des Orakels nicht besonders würdig' sei, ist eins von den ästhetischen Bedenken, wegen deren man mit Düntzer nicht rechten darf.

S. 132. Als 'Götter und Göttinnen', die Schillern unter den Goetheschen Xenien besonders ergötzt haben, nennt Düntzer nur: Flora, Urania, Merkur. Nach Boas, Xenienmanuscript S. 50 würden noch hinzuzufügen sein: Minerva, die Horen, Genius der Zeit.

S. 174. Die in der Anmerkung ausgesprochene Vermutung ist inzwischen durch Schillers Kalender (S. 48) bestätigt worden.

S. 184. Die Hochzeit der Demoiselle Slevoigt, zu welcher Schiller das bekannte Gedicht machte, war den 10 October 1797. Trömel, Schillerbibliothek S. 64.

S. 192. Der 'leidliche Mensch', von dem Schiller allenfalls etwas in den Musenalmanach für 1799 aufnehmen will, ist nach dem Kalender S. 64 K. M. Hirth aus Erlangen, von welchem sich ein Sonett: Der Lebensgenusz im Musenalmanach befindet. Körner urteilte über dieses Gedicht: Es hat viel Gutes in der Anordnung und Versification. Auch ist der Schlusz nicht übel gewählt. Schade, dasz die Gedanken so verbraucht sind! (Briefwechsel IV S. 118.)

S. 205. Zu dem 'Soldatenliede' wäre wol noch zu bemerken gewesen, dasz es in Ton und Versmasz (wol auch in der Melodie?) sich an Goethes Banditenlied aus Claudine von Villa Bella: 'Mit Mädchen sich vertragen' anlehnt, und dasz aus diesem und dem 'Soldatenlied' das bekannte Studentenlied zusammengesetzt ist, von welchem zu meiner Zeit die Sage gieng, es sei von Goethe.

S. 215. Ueber den Ausdruck 'undulistisch' in Goethes Briefe siehe Goethes Kunstnovelle 'der Sammler'.

S. 219. Der Anonymus mit der Chiffre S. im letzten Musen-Almanach war nach dem Kalender S. 83 aus Nürnberg.

S. 220. Der Ausdruck: 'Die herlichen an Goethe gerichteten Stanzen' (über Mahomet) stimmt nicht zu dem Urteil, welches der Verfasser IX. X S. 209 fällt: 'Das Ganze ist weder glücklich gedacht, noch mit frischer Kraft und lebendiger Anschaulichkeit ausgeführt.'

S. 225. Die Worte: 'Sein poetisches Journal — stillen' sind zu streichen, da sie nicht von Schiller, sondern von Körner herrühren. Briefwechsel IV S. 220.

S. 229, S. 7. Statt 'Voltaire' musz es heiszen: Voltaires Puçelle.

S. 235. Die Worte: 'Ein paar Tage später (der betreffende Brief Schillers fehlt) sandte er das Lied Thekla, eine Geisterstimme', sind nach IX. X S. 39 zu berichtigen.

In den Daten hat sich der Verfasser bisweilen um einen Tag, aber nie um mehr, geirrt, wie der Kalender nachweist, doch ist dies zu unerheblich, um hier erörtert zu werden. Unter den Gedichten, die Schiller nicht in seine Werke aufnahm, hätte das von Meyer (Neue Beiträge S. 32) zuerst entdeckte: 'Die Schatten auf einem Maskenball', aus dem Jahre 1796, sowie die zuerst von Hoffmeister in seiner Nachlese (III S. 365 f.) veröffentlichten 2 Strophen, von denen wir jetzt wissen, dasz sie zu dem dramatischen Entwurf: Rosamund oder die Braut der Hölle aus dem Jahr 1800 gehören (Schillers dramatische Entwürfe S. 108 f.), und wonach meine im Februarheft dieser Zeitschrift ausgesprochene Vermutung zu berichtigen ist, nicht fehlen dürfen.

Ich wende mich nun zu den Erläuterungen der einzelnen Gedichte. Zu bedauern ist es, dasz am Ende kein allgemeines Register wie in Viehoffs Commentar angehängt ist, um das Nachschlagen zu erleichtern. Auch dasz die Register zu den einzelnen Heften bald vorn, bald hinten angehängt sind, ist störend, wenn man nicht darauf bedacht gewesen ist, diesem Uebelstand durch den Buchbinder abhelfen zu lassen. Auch das Citieren hat seine Schwierigkeiten, da die Seitenzahlen der einzelnen Hefte nicht fortlaufen. — Was den Inhalt betrifft, so ist die philologische Genauigkeit, mit der der Verfasser das Einzelne prüft und beleuchtet, nicht genug zu rühmen. Möge er die wenigen Zusätze und Berichtigungen, die ich noch zu geben gedenke, nur als einen Beweis ansehen, mit welchem Interesse ich diese Erläuterungen durchgelesen habe.

III S. 24, Anmerkung 1.

Willst dich, Hektor, ewig mir entreiszen

ist eine Reminiscenz aus Klopstocks Messias II V. 763:

Abdiel, mein Bruder, du willst dich mir ewig entreiszen!

Zu dem ganzen Ausdruck und dem Reim vgl. noch 'Die Zerstörung von Troja' Str. 57 ältere Fassung:

War Pergamus durch eines Kriegers Eisen
Dem letzten Schicksal zu entreiszen,
Glaub mir, so wars durch Hektors Hand.

Auch hier hat Schiller später geändert; die Stelle heiszt jetzt:

Wär's eines Mannes tapfre Hand,
Die Trojas letztes Schicksal wendet,
So hätt' es dieser Arm vollendet.

S. 6. Den Vers:

Einsam liegt dein Eisen in der Halle

habe ich schon früher als eine Reminiscenz aus Ossians Liedern von Selma in Goethes Werther nachgewiesen. Es heiszt dort: Die Hügel werden dich vergessen, deine Bogen in der Halle liegen ungespannt. Vgl. noch Ossians Komala in Bürgers Uebersetzung (oder Reinhard III S. 137): Ertönen wird nun die Stimme der Jagd; in der Halle werden die Schilde ruhn. Wilhelm Tell II 1:

Mir rosten in der Halle Helm und Schild.

S. 16. 'Leichenphantasie' Str. 8. Die Reminiscenz aus Goethes Werther hat Düntzer sehr schön nachgewiesen. Str. 2 ist gleichfalls eine Reminiscenz daraus und zwar wieder aus den Liedern von Selma: 'Wer auf seinem Stabe ist das? wer ist es, dessen Haupt weisz ist vor Alter, dessen Augen roth sind von Thränen? Es ist dein Vater, o Morar! der Vater keines Sohnes auszer dir!' Vgl. noch Str. 5:

Muthig sprang er im Gewühle der Menschen,
Wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh.

mit ebenda: 'Du warst schnell, o Morar, wie ein Reh auf dem Hügel'.

Zu dem Ausdruck: 'Haltet! haltet!' in Str. 8 vgl. Goethes Clavigo V 1: 'Haltet! haltet! Schlieszt den Sarg nicht! Laszt mich sie noch einmal sehen!' und die Lieder von Selma: 'Wühlet das Grab, ihr Freunde der Todten, aber schlieszet es nicht, bis ich komme!' Str. 9: O, um Erdballs Schätze nur noch Einen Blick!

S. 19. Str. 5:

Tilge sie vom Uhrwerk der Naturen,
Trümmernd auseinander springt das All.

Eine Parallelstelle findet sich in Schillers Rede: Die Tugend in ihren Folgen betrachtet (Hoffmeister, Nachlese IV S. 72 f.): 'Liebe ist der zweite Lebensodem in der Schöpfung; Liebe das grosze Band des Zusammenhangs aller denkenden Naturen. Würde die Liebe im Umkreis der Schöpfung ersterben, — wie bald — wie bald würde das Band der Wesen zerrissen sein, wie bald das unermeszliche Geisterreich in anarchischem Aufruhr dahintoben, eben so, als die ganze Grundlage der Körperwelt zusammenstürzen, als alle Räder der Natur einen ewigen Stillstand halten würden, wenn das mächtige Gesetz der Anziehung aufgehoben worden wäre.

S. 31. Str. 6:

Schwindelt ob der acherontschen Flut.

'Ob' kann sowol hier als V. 50 (Hingebannt ob dieser Gruppe starrte) nur heiszen: 'über'. Vgl. 'Vorwurf. An Laura.' Str. 3:

Jenseits dem Cocytus wollt' ich schweben

und Str. 6:

Schwindelnd schwank ich auf der jähen Höhe.

Auch soll damit nicht das Hindrängen zum Tode bezeichnet werden, sondern die Entrückung aus diesem Leben in ein höheres, geistigeres. Vgl. noch 'Dithyrambe' Str. 3:

Netz' ihm die Augen mit himmlischem Thaue,
Dasz er den Styx, den verhaszten, nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu sein!

S. 33. Ged. 7. Von diesem Gedichte gilt besonders, was Schiller in der Selbstrecension der Anthologie sagt (Hoffmeister, Nachlese IV S. 140): 'Hie und da bemerke ich auch eine schlüpfrige sinnliche Stelle in platonischen Schwulst verschleiert.'

S. 45. Str. 22. Zu dem Ausdruck schmollen für schmunzeln vgl. man noch die letzte Strophe von Uhlands Ballade: Die drei Könige zu Heimsen: 'Drei Könige zu Heimsen', so schmollt es, 'das ist viel.'

S. 50. Str. 10:

Der lohe Aetherstrahl Genie
Nährt sich nur vom Lebenslampenschimmer.

Vgl. Räuber I 2: 'Der lohe Lichtfunke Prometheus' ist ausgebrannt', I 1: 'Seht dieses feurige Genie, wie es das Oel seines Lebens in sechs Jährchen so rein weggebrannt hat, dasz er bei lebendigem Leibe umgeht.'

S. 51. Str. 11:

Laura will, dasz meine Kraft entweiche,
Dasz ich zitternd unter dieser Sonne schleiche,
Die des Jünglings Adlergang gesehn?
Dasz des Busens lichte Himmelsflamme
Mit erfrornem Herzen ich verdamme,
Dasz die Augen meines Geists verblinden,
Dasz ich fluche meinen schönsten Sünden?

Vgl. Don Carlos IV 21. Marquis:

Sagen Sie
Ihm, dasz er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
Nicht öffnen soll dem tödtenden Insecte
Gerühmter besserer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume — dasz er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter lästert.

In dem letzten Verse dieser Strophe finde ich keine Schwierigkeit wie Düntzer. Der Dichter betrachtet die Gestalten der Bühne als die Schatten des Lebens, ein Bild, welches um so geeigneter ist, wenn man sich den Augenblick denkt, wo der Vorhang herunter gelassen wird. Vgl. Prolog zu Wallenstein:

Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja sie musz,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.

An Goethe, Str. 6:

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis Wagen,
Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn,
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flücht'gen Geister fassen kann.

S. 54. Str. 9:

Will ich gar zum Weibe noch erlahmen?
Hüpfen noch bei Vaterlandes Namen
Meine Pulse lebend aus der Gruft?
Will ich noch nach Varus' Adler ringen?
Wünsch' ich noch in Römerblut zu springen,
Wenn mein Hermann ruft?

Dies ist von dem Ausdruck 'Walhalla' abgesehen ('Amalia' Str. 1 und 'Leichenphantasie' Str. 7) die einzige Stelle, wo Schiller den Bardenton anschlägt und deutschthümelt. Obgleich Viehoff (I S. 129) sagt: 'Varus und Hermann werden wol für keinen Deutschen eines erläuternden Wortes bedürfen', so möchte doch die Bemerkung nicht überflüssig sein, dasz Schiller hier Klopstocks 'Hermannsschlacht' im Auge hat, und besonders Stellen, wie die in Scene 11: Hermann. Wie nahmst du den Adler, Cherusker? — Der Cherusker. Wir waren Zwölf, sieben Brüder und fünf Brüder. Wir schwuren bei Thuiskon, dasz wir einen Adler nehmen wollten. Da nun mein sechster Bruder auch todt war, da wurde die Rache so heisz bei mir, als der Schwur. Ich schonte meiner und sah nur nach dem Adlerträger. Die Jünglinge warfen mirs vor, dasz ich nicht stritt. Ich liesz mirs vorwerfen: denn ich wuste wol, dasz ich sterben wollte! Aber endlich, endlich, da ich wieder drei Lanzen bei einander hatte, und die Cohorten sehr schwankten, da stiesz ich dem Träger die dritte Lanze ins Herz. Denn werfen wollt' ich sie nicht, sonst hätte ein Andrer den Adler genommen. In Scene 13 streiten sich ein Marser Hauptmann, der einen losgerissenen Adler trägt, und ein Cherusker Hauptmann um die Ehre, den Adler erbeutet zu haben.

Str. 11:

Dasz mein Ruhm sich zum Orion schmiegte,
Hoch erhoben sich mein Name wiegte
In des Zeitstroms wogendem Gewühl.

Vgl. Klopstocks Ode 'der Rheinwein':

Doch wenn dich, Jüngling, andere Sorg' entflammt,
Und dir's zu heisz wird, dasz du den Bardengang
Im Haine noch nicht gingst, dein Name fleuszt
Noch unerhöht mit der groszen Flut

'Meister und Gesell' (Gödeke, deutsche Dichtung II S. 671):

Im Zeitenstrome bleiben oben
Die Werke, die den Meister loben.

S. 61. Str. 4:

Weinet um mich, die ihr nie gefallen.

Vgl. Klopstocks Messias II V. 765:

Weinet um mich, ihr Kinder des Lichts.

Str. 6: Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
Folge dir Louisens Todtenchor.

Vgl. 'Dido' Str. 71:

Abwesend eil ich dir in schwarzen Flammen nach,
Und schrecklich soll, wenn dieses Leibes Bande
Des Todes kalte Hand zerbrach,
Mein Geist dich jagen über Meer und Lande.

Cabale und Liebe V 8: 'Eine Gestalt wie diese ziehe den Vorhang von deinem Bette, wenn du schläfst, und gebe dir ihre eiskalte Hand. — Eine Gestalt wie diese stehe vor deiner Seele, wenn du stirbst, und dränge dein letztes Gebet weg. — Eine Gestalt wie diese stehe auf deinem Grabe, wenn du auferstehst — und neben Gott, wenn er dich richtet.' — Eine ähnliche Verwünschung findet sich in unserm Gedicht noch Str. 12.

Str. 7: Um die Mädchen an der Seine Strande
Winselt er sein falsches Ach!

Ich denke mir den Verführer als einen geborenen Franzosen, wie Goethes 'untreuen Knaben', der Schillern bekannt sein konnte. Umgekehrt sind es in Uhlands herlichem Gedicht: 'Es zogen drei Bursche wol über den Rhein' drei deutsche Jünglinge, die aus Frankreich zurückkehren und in der Fremde sich ihr treues deutsches Herz bewahrt haben.

S. 64. Str. 14:

Joseph! Gott im Himmel kann verzeihen,
Dir verzeiht die Sünderin.

Vgl. Maria Stuart V 7:

Maria.

Von neid'schem Hasse war mein Herz erfüllt
Und Rachgedanken tobten in dem Busen.
Vergebung hofft' ich Sünderin von Gott
Und konnte nicht der Gegnerin vergeben.

Melvil.

Bereuest du die Schuld, und ist's dein ernster
Entschlusz, versöhnt aus dieser Welt zu scheiden?

Maria.

So wahr ich hoffe, dasz mir Gott vergebe.

Ebenda:

Glücklich! glücklich! Seine Briefe lodern,
Seine Eide friszt ein siegend Feu'r,
Seine Küsse, sie hochauf lodern!
Was auf Erden war mir einst so theu'r!

Statt 'hochauf lodern' musz nach der Anthologie (S. 47; kritische Ausgabe I S. 230) hergestellt werden: hochan flodern, was selbst Meyer

übersehen hat. Schon der klingende Reim 'lodern' verräth die falsche Lesart. 'Flodern' (kritische Ausgabe I S. 391) = flattern.

S. 68. Ged. 11. Elegie auf den Tod eines Jünglings. — Dem Einzeldruck war das Datum: Stuttgart, den 16. Januar 1781, und das Motto vorgesetzt:

> Ihn aber hält am ernsten Orte,
> Der nichts zurücke läszt,
> Die Ewigkeit mit starken Armen fest.

Der kritischen Ausgabe ist es entgangen, dasz dieses Motto aus Hallers Gedicht 'über die Ewigkeit' ist. Es ist dies deshalb auffallend, weil I S. 368 unmittelbar vor dem interessanten Nachtrag zur 'Elegie' ein Schillersches Citat aus demselben Gedichte nachgewiesen wird. Auch sonst finden sich bei Schiller Anklänge an dieses Gedicht. Man vergleiche:

> Ich welze Zeit auf Zeit, und Welt auf Welt zu Hauf

mit der 'Elegie' Str. 9:

> Thürmet auf ihm Staub auf Staub zu Hauf!

Dasz es (wegen der kühnen Bilder) groszen Eindruck auf Schiller machte, ersehen wir aus einer Briefstelle (Schiller und Lotte S. 514): 'Es geht mir damit, wie mit Hallers Ewigkeit, ich ziehe einen Tag, eine Woche nach der andern von dieser traurigen Zeitsumme ab, und sie bleibt immer ganz vor mir liegen.' Es heiszt nämlich bei Haller gleich nach der zuletzt angeführten Stelle:

> Und wann ich, von der fürchterlichen Höhe,
> Mit Schwindeln wieder nach dir sehe,
> Ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit tausend Malen,
> Noch nicht ein Teil von dir;
> Ich zieh sie ab, und du liegst ganz vor mir.

Noch im 'Demetrius' wollte Schiller dasselbe Bild gebrauchen (Hoffmeister, Nachlese III S. 341):

> Wie die Zukunft
> Unendlich immer vor der Seele liegt, und um
> Nichts kleiner wird — — —,
> Was auch die Jahre davon abgezogen,
> So liegt mein Schmerz noch immer ganz vor mir,
> Und keine Thränen haben ihn vermindert,

ersetzte es aber nachher durch das schönere vom Himmelsgewölbe.

S. 70. Str. 2:

> Prahlt der Held noch, der auf aufgewälzten Thatenbergen
> In des Nachruhms Sonnentempel fleugt?

Räuber I 2: 'Indes Spiegelberg mit ausgespreiteten Flügeln zum Tempel des Nachruhms empor fliegt.' Es ist eine Reminiscenz aus dem 'Götz von Berlichingen', Act II, Scene zwischen Adelheid und Weislingen. Adelheid sagt: 'der sich und seinen Ruhm dabei nicht vergasz, der auf hundert groszen Unternehmungen, wie auf über einander gewälzten Bergen, zu den Wolken hinauf gestiegen war'. Folgende Citate aus diesem Lieblingsstück Schillers finden sich bei ihm. Act I. Bruder Martin: 'Wenn ihr Wein getrunken habt, seid ihr alles doppelt, was ihr sein sollt, noch ein-

mal so leicht denkend, noch einmal so unternehmend, noch einmal so schnell ausführend.' (Kritische Ausgabe I S. 167.) Act III. Kaiser, Weislingen. Kaiser: 'Wieder neue Händel. Sie wachsen nach wie die Köpfe der Hydra.' Die kritische Ausgabe II S. 384, Z. 4 f. hat dieses Citat übersehen. Von Reminiscenzen erwähne ich vorläufig nur folgende: Act I. Götz und Carl. Carl: 'Jaxthausen ist ein Dorf und Schlosz an der Jaxt, gehört seit zweihundert Jahren den Herrn von Berlichingen erb- und eigentümlich zu.' In einer Briefstelle (Palleske I S. 404) heiszt es: 'Wir haben Ihre liebe Schwester beinah vierzehn Tage bei uns gehabt und mit dem grösten Vergnügen beobachtet, dasz eine ansehnliche Provinz ihres Herzens dem bewusten Götzen noch nicht erb- und eigentümlich gehört.' Act I. In Bamberg. Bischof: 'Bei Tisch geht alles drein.' Piccolomini IV 5. Kellermeister: 'Beim Trunk geht vieles drein.' ib. Bischof: 'Ich will ihn selbst sprechen. Bringt ihn in mein Cabinet!' Wallensteins Tod I 7. Wallenstein:

Bring' mir den Wrangel in mein Cabinet,
Die Boten will ich selber sprechen.

ib. Götz. Weislingen. Maria. — Götz: 'Ich erschrak und wachte drüber auf. Ich hätte nur fortträumen sollen, da würd' ich gesehen haben, wie du mir eine neue lebendige Hand ansetztest.' Räuber II 2. D. a. Moor: 'Mir träumte von meinem Sohn. Warum hab' ich nicht fortgeträumt? vielleicht hätt' ich Verzeihung erhalten aus seinem Munde.' Act II. Im Spessart. Georg: 'Laszt nur! Mich irrt's nicht, wenn noch so viel um mich herum krabbeln, mir ist's, als wenn's Ratten und Mäuse wären.' Räuber I 2. K. Moor: 'Da krabbeln sie nun wie Ratten auf der Keule des Hercules.' Act. III. Jaxthausen. Götz. Lerse. Georg. — Götz: 'Komm, Lerse, wir wollen sie zusammenschmeiszen; wenn Selbitz kommt, dasz er schon ein Stück Arbeit gethan findet.' Schiller an Körner (Briefwechsel I S. 69): 'Doch geht es vor sich, und Du könntest immer ein Stück Arbeit gethan finden, wenn Du zurückkommst.' Act. IV. Rathhaus. Götz: 'Trügst du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich in dem gesudeltsten Conterfei verehre, du solltest mir den Räuber fressen oder dran erwürgen!' Wilhelm Tell III 3. Rudenz:

Und, ständet ihr nicht hier in Kaisers Namen,
Den ich verehre, selbst wo man ihn schändet,
Den Handschuh würf' ich vor euch hin, ihr solltet
Nach ritterlichem Brauch mir Antwort geben.

ib. Götz: 'Ich bin in einer ehrlichen Fehde begriffen.' Schiller an Goethe (Briefwechsel I S. 201): 'Ich bin mit Stolberg in einer gerechten Fehde.' Jungfrau von Orleans II 2. Talbot:

Wir sind
In einem ehrlich guten Streit begriffen.

ib. Rath: 'Mit dem Schwert in der Hand wollt ihr mit dem Kaiser rechten?' Die Räuber. Trauerspiel. V 7 (Kritische Ausgabe II S. 332): K. Moor: 'Mit dem Schwert wollt ihr mit eurem Hauptmann rechten?' ib. Jaxthausen. Elisabeth: 'Da hatt' ich eine Freude, als wenn ich einen Sohn geboren hätte.' Die Sänger der Vorwelt. V. 9 f.:

Jeder, als wär' ihm ein Sohn geboren, empfing mit Entzücken,
Was der Genius ihm, redend und bildend, erschuf.

Das heimliche Gericht erwähnt Schiller mit den Worten (Hoffmeister, Nachlese IV S. 440): 'Man setzt bei jedem Leser desselben (des 'heimlichen Gerichts' von Huber) voraus, dasz ihm das heimliche Gericht aus dem «Götz von Berlichingen» wenigstens bekannt ist.'

ib. Letzte Scene. Götz: 'Löse meine Seele nun.' Räuber II 2. D. a. Moor: 'Amalia! Bote des Himmels! Kommst du, meine Seele zu lösen?' Doch kehren wir nun zu unserer 'Elegie' zurück.

S. 70. Str. 3. Z. 3 musz es heiszen: Eisenklang (vgl. 'Graf Eberhard' Str. 3:

Und auch sein Bub, der Ulerich,
War gern, wo's eisern klang.)

und Z. 5: unsern Armen. (Kritische Ausgabe I S. 179.)

S. 71. Str. 4:

Stumm und taub ist's in dem engen Hause,
Tief der Schlummer der Begrabenen;
Bruder, ach! in ewig tiefer Pause
Feiern alle deine Hoffnungen;
Oft erwärmt die Sonne deinen Hügel,
Ihre Glut empfindest du nicht mehr;
Seine Blumen wiegt des Westwinds Flügel,
Sein Gelispel hörest du nicht mehr.

Die Strophe ist aus Ossianischen Reminiscenzen zusammengesetzt. Vgl. die Lieder von Selma in Goethes 'Werther': 'Eng ist nun deine Wohnung.' 'Tief ist der Schlaf der Todten, niedrig ihr Kissen von Staube. Nimmer achtet er auf die Stimme, nie erwacht er auf deinen Ruf. O wann wird es Morgen im Grabe, zu bieten dem Schlummerer: Erwache!' Dazu Braut von Messina (Schiller V S. 465):

Nimmer erweckt ihn der fröhliche Reigen,
Denn der Schlummer der Todten ist schwer.
Ganzer Chor.
Schwer und tief ist der Schlummer der Todten.

Endlich Darthulas Grabgesang (Herder, Stimmen der Völker S. 209):

Wann erstehst du wieder in deiner Schöne?
Schönste der Mädchen in Erin!
Du schläfst im Grabe langen Schlaf,
Dein Morgenroth ist ferne!
Nimmer, o nimmer kommt dir die Sonne
Weckend an Deine Ruhestätte: Wach' auf!
Wach auf, Darthula!
Frühling ist drauszen,
Die Lüfte säuseln,
Auf grünen Hügeln, holdseliges Mädchen,
Weben die Blumen! im Hain wallt sprieszendes Laub!

S. 73. Anm. 3. 'Bürger unterm Monde' ist ein echt Schillerscher Ausdruck und nicht blosz vom Reime eingegeben.

ib. Anm. 4. 'Natur' ist wol der 'Larve' entgegengesetzt und bedeutet die 'Wirklichkeit'.

S. 74. Str. 8. Die 4 ersten Verse dieser Strophe schrieb Schiller mit dem Datum: Volkstädt den 2. August 1788 in die seiner späteren Schwiegermutter geschenkte englische Bibel in folgender Form (Schiller und Lotte, S. 58 f.):

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen,
— Aber wir begegnen uns gewis.

ib. Wahrheit schlürft dein hochentzückter Geist,
Wahrheit, die in tausendfachem Strahle
Von des groszen Vaters Kelche fleuszt.

Vgl. 'Todesfeier am Grabe Riegers' am Schlusz:

Und die Wahrheit, leuchtend wie die Sonne,
Ihm aus tausend Röhren schäumt.

Aus der kritischen Ausgabe I S. 368 sind noch einige Censurveränderungen Schillers (nicht des Druckers, wie Viehoff I S. 179 f. meint) nachzutragen, auf die ich hier blosz verweise.

S. 76. Str. 2:

Gott mit euch, Weib und Kinder!

Cabale und Liebe II 2. Kammerdiener: 'Noch am Stadtthor drehten sie sich um und schrien: «Gott mit euch, Weib und Kinder!»'

ib. Str. 3. Düntzer sagt: 'Statt Wetterleucht sollte es Wetterleuchten heiszen. Aber Wetterleucht ist eine schwäbische Form und bedeutet Blitz. Vgl. Glossar zu Hebels 'Allemannischen Gedichten' (Wetterleich) und für die Bedeutung Kritische Ausg. II S. 345, Z. 17 ff.: 'Von Empfindung zum Ausdruck der Empfindung herscht eben die schnelle und ewigbestimmte Sukzession, als von Wetterleuchten zu Donnerschlag.'

S. 81. Str. 2. 'Seherblicke' Druckfehler für 'Silberblicke.'

ib. Gegen Riesen Rousseau kind'sche Zwerge,
Denen nie Prometheus Feuer blies.

Vgl. die Schillern zugeschriebene Anzeige der Räuber bei Meyer, Neue Beiträge S. 40: 'Von einem Producte des deutschen Wizes, an dem nächstens viele Kleinmeister, wie Zwergen, hinaufgaffen werden.'

S. 83. Str. 1 und 2. Vgl. zu dieser Expectoration Klopstocks Messias IV V. 450 ff.

S. 86. Ged. 14. Das Thema dieses herlichen Gedichtes spricht Schiller in der schon den 10. Januar 1780 gehaltenen Rede: 'Die Tugend in ihren Folgen betrachtet' mit den Worten aus (Hoffmeister, Nachlese IV S. 72): 'Nicht geringer als die allwirkende Kraft der Anziehung in der Körperwelt, die Welten um Welten wendet, und Sonnen in ewigen Ketten hält, nicht geringer, sag' ich, ist in der Geisterwelt das Band der allgemeinen Liebe.' Auch die erste Conception der 'Philosophischen Briefe' musz in die Zeit der Karlsschule zurückreichen. Ausdrücke wie 'Sensorium' (Schiller X S. 273) gebrauchte er später nicht mehr. Auch das

Citat aus seinen 'Räubern' (ib. S. 275): 'Der Gefangene wuste nichts von dem Lichte (Kritische Ausg. II S. 129, Z. 14 f.: hatte das Licht vergessen), aber ein (ib.: der) Traum der Freiheit schien (ib.: fuhr) über ihm, wie ein Blitz in der (ib.: die) Nacht, der sie finsterer zurückläszt', sowie das Citat aus dem Messias (ib. S. 280):

Wo kein Todter begraben liegt, wo kein Auferstehn sein wird
(Messias I V. 597:
Wo sie keinen Todten begruben, und keiner erstehn wird)

scheinen darauf hinzudeuten. Eine ausführlichere Behandlung dieser höchst interessanten, auch von Kuno Fischer nach Gebühr gewürdigten 'Philosophischen Briefe' behalte ich mir noch vor. Ich übergehe deshalb auch jetzt das Gedicht: 'Die Freundschaft' und wende mich zu

S. 100. Ged. 19. Zu Str. 1 und 2 vgl. Schubarts Gedicht: 'Der Frühling' zu Anfang (W. Wackernagel, deutsches Lesebuch II S. 961):

Da kommt er nun wieder,
Der Jüngling des Himmels —
— — — — —
Willkommen! willkommen! usw.

S. 109. Str. 15. 16. Seufzt arkadisch durch den Hain. Vgl. Räuber III 1. Franz: 'Freilich hat er nicht gelernt, gleich dem schmachtenden Schäfer Arkadiens, dem Echo der Grotten und Felsen seine Liebesklagen entgegen zu jammern.'

S. 118. Str. 2:

Die Armut ist, nach dem Aesop, der Schätze
Verdächtige Verächterin.

Düntzer bemerkt: 'Ein solcher Ausspruch oder eine bestimmt darauf deutende Fabel des Aesop ist mir nicht bekannt.' Jedenfalls ist der auch von Haller bearbeitete Fall vom Fuchs und den Trauben gemeint.

S. 119. Zu Str. 1 vgl. die 12. Scene des 4. Aufzuges im Fiesco.

Str. 4. 'Niedertauchte' Druckfehler für 'niederrauschte', nicht 'niederrauscht', wie IX S. 236 steht.

S. 121. Str. 6:

Zwingt doch der thierische Gefährte
Den gottgebornen Geist in Kerkermauern ein —
Er wehrt mir, dasz ich Engel werde,
Ich will ihm folgen, Mensch zu sein.

Vgl. damit aus der Abhandlung 'über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen' (Schiller X S. 3 ff.).

S. 3: 'Schon mehrere Philosophen haben behauptet, dasz der Körper gleichsam der Kerker des Geistes sei, dasz er solchen allzusehr an das Irdische hefte, und seinen sogenannten Flug zur Vollkommenheit hemme', und S. 12: 'Den Philosophen — kehrt ein kalter Nordwind, der durch seine baufällige Hütte streicht, zu sich selbst zurück, und lehrt ihn, dasz er das unselige Mittelding von Vieh und Engel ist.' (Letzteres ist eine Reminiscenz aus Hallers Gedicht 'über den Ursprung des Uebels':

Zweideutig Mittelding von Engeln und vom Vieh.)

ib. Ged. 24. Entstand aus einem poetischen Wettkampf mit Haug. Boas, Schillers Jugendjahre II S. 161. Anmerkung.

S. 124. Str. 10. Trieb nicht: Getriebe, sondern: Schaar (Kritische Ausgabe I S. 403: comitatus) wie Räuber II 3: Razmann: 'Bringst ja Rekruten mit, einen ganzen Trieb.'

S. 127. Str. 4. Die Lesart der Anthologie: weist statt weisz, hätte angeführt werden müssen.

ib. Anm. 1. 'Davon' heiszt wol nicht: von der Manneskraft, sondern so viel wie 'dahin' in: sie braust dahin, oder: von dannen, in: Melancholie. An Laura. Str. 6:

Meine Pulse, prahlest du,
Hüpfen noch so jugendlich von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Erfurt. Boxberger.

29.

NACHTRAG ZU DEN 'KLEINIGKEITEN'.

(N. Jahrb. f. Phil. u. Päd. II. Abt. 1866, Heft 12.)

Eben finde ich in einem Briefe von Chr. G. Schütz an Knebel (K. L. von Knebels litter. Nachlasz und Briefwechsel; herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt, 2r Band S. 510) folgende Stelle, welche ich glaube als Nachtrag zu den früher mitgeteilten 'Kleinigkeiten' hier geben zu sollen:

'Ich habe neulich einmal einen Versuch gemacht, folgende Verse aus den Heroiden des Ovidius völlig nachzubilden, die Sappho schreibt an den Phaon:

Si, nisi quae forma poterit te digna videri,
Nulla futura tua est, nulla futura tua est.

Hier schien es fast unmöglich zu sein, den Pentameter im Deutschen so nachzubilden, dasz die erste Hälfte den Vordersatz und die zweite den Nachsatz völlig mit denselbigen Worten darstellt. Urteilen Sie nun, ob es mir gelungen ist:

Sicherlich wird, soll, auszer wofern sie dir gleichet an Schönheit,
Keine die Deinige sein, keine die Deinige sein.'

Memmingen. Heinrich Stadelmann.

30.

Carl Peter. Geschichte Roms in drei Bänden. Dritter Band. Die Geschichte der Kaiser aus dem Julisch-Claudischen Hause enthaltend. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1867.

Die älteren Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit sind bis auf unser Geschlecht hinab in Deutschland mit einer gewissen Ungunst von Seite der Historiographie behandelt worden. Während Franzosen und Engländer, namentlich aber die Ersteren, dieses Zeitalter gern in den Kreis ihrer Darstellung zogen; während neuerdings der Engländer Merivale den Untergang der Republik und die ersten Jahrhunderte der Imperatorenherschaft mit einer umfassenden Ausführlichkeit, die an seines Landsmanns Grote griechische Geschichte erinnert, in Angriff genommen hat; während in Deutschland selbst auf dem Gebiete der Constantinen- und Valentinianzeit ein Werk von der Anmut und Bedeutung wie das von Heinrich Richter erschienen ist: so hat es bei uns dagegen bisher noch immer an einer Arbeit gefehlt, die die zusammenhängende Darstellung der Geschichte des römischen Weltreichs über die grosze Katastrophe von Actium bis auf Constantin im Anschlusz an die mehrfach vorhandenen trefflichen Gesamtwerke über die ältere Zeit fortgeführt hätte. Wir haben das jedoch keineswegs zu bedauern. Fehlte es auch an einer zusammenhängenden Darstellung, so ist doch auch bei uns ein sehr lebendiges Interesse gerade für d i e s e s Zeitalter erwacht. Wenn auch noch lange nicht in dem Grade, wie in dem Bereich der späteren Jahrhunderte, wo die Anfänge der deutschen Völkergeschichte mit der Agonie des römischen Reichs zusammenfallen, — so ist doch seit mehreren Jahrzehnten ein lebendiger Eifer erwacht, im Sinne der modernen Wissenschaft zunächst die Bausteine für das Riesenwerk einer allen Ansprüchen der Wissenschaft unseres Jahrhunderts entsprechenden Kaisergeschichte herzustellen. Die Arbeiten auf dem Gebiete der Münz- und Inschriftenforschung für diese Zeit, archäologische Untersuchungen aller Art werden aller Orten mit Energie betrieben; das Studium der römischen Rechtsquellen, die Arbeiten in dem Bereich der sog. Antiquitäten und der Verfassungsgeschichte (die communalen Verfassungen ganz besonders zu betonen) haben bereits sehr schätzenswerthe neue Ergebnisse geliefert; und während hochgebildete Officiere und Statistiker von dem Standpuncte ihrer Wissenschaft aus rüstig in diese Kaiserzeit vordringen, während andere Specialforscher die Geschichte einzelner Provinzen des ungeheuren Reiches zum Gegenstand eingehender Monographieen gemacht haben, — untersuchen Andere mit Sorgfalt den historischen Werth der schriftstellerischen Quellen, aus denen die älteren Forscher die Geschichte dieser Zeit fast ausschlieszlich herzustellen hatten. Es hat dann ferner auch nicht an Versuchen gefehlt, wenigstens einzelne Abschnitte der älteren Kaiserzeit zusammenhängend darzustellen. Eine gedrängte, aber Fragment gebliebene, Skizze hat (um von den Arbeiten der Litterarhistoriker und Sittenforscher, wie Bernhardy, Adolf Schmidt, Friedländer hier nicht eingehender zu

sprechen) in recht verdienstlicher Weise Höck geliefert, zunächst mit Neros Tod abschlieszend. Sievers in Hamburg gab hernach in akademischen Programmen wie in Paulys Realencyklopädie bis herab auf die beiden ersten Antonine eine Reihe tüchtiger Proben seines unermüdlichen Fleiszes; Imhof beschrieb die Flavische Zeit; Adolf Stahr aber suchte in brillanter Darstellung zugleich der blutigen Schauderromantik der ältern Cäsarengeschichte und seinem Lieblingshelden Tiberius gerecht zu werden.

Eine umfassende, alle Seiten der Zeitgeschichte behandelnde, zugleich gelehrte und der gebildeten Welt zugängliche Darstellung der ältern Kaiserzeit ist aber bisher bei uns noch nicht versucht worden. Der treffliche Sievers ist über seinen Vorarbeiten gestorben. Theodor Mommsen hat seine römische Geschichte bisher noch als einen riesigen Torso leider unvollendet gelassen. Da ist es denn sehr erfreulich, dasz ein alterprobter Kenner der römischen Geschichte nunmehr den Versuch gemacht hat, der gelehrten und der gebildeten Welt in ansprechender Weise die Ergebnisse seiner Studien zunächst über den ersten Teil dieser Zeit, über die Geschichte der julisch-claudischen Dynastie, mitzuteilen und ein älteres Werk über römische Geschichte nunmehr in angemessener Art weiterzuführen. Herr Director Peter in Schulpforta hatte seit zwei Jahrzehnten den Plan verfolgt, die gesamte Geschichte des römischen Volks und Staates von den Anfängen geschichtlicher Kunde bis zum Eintreten und energischen Wirken des Christentums und des Germanentums auf romanischem Boden in zusammenhängender Darstellung zu entwickeln. Bekanntlich sind aus seiner Feder vor längern Jahren zwei Bände hervorgegangen, in denen die Geschichte Roms und der Römer bis herab zu der weltgeschichtlichen Entscheidung bei Actium entwickelt worden ist; diese beiden Bände sind neuerdings in zweiter nach mehrern Seiten hin vielfach verbesserter Ausgabe wieder erschienen. Nunmehr schlieszt sich an diese älteren Stücke ein neuer, dritter Band an, in welchem (elftes und zwölftes Buch) zunächst die Geschichte der Kaiser aus der julisch-claudischen Dynastie ausführlich erzählt wird. Der Herr Verfasser leitet den neuen Band mit einer grószern Vorrede ein, in welcher in gedrängter Skizze der Charakter des Römischen Volks nach seinen Lichtseiten wie nach seinen Schattenseiten im Sinne des Verfassers sehr anschaulich erörtert, daraus dann der dadurch bedingte Gang seiner Geschichte bis zum Ausgang der julisch-claudischen Dynastie abgeleitet und in scharfen Zügen dargelegt wird. Das vorliegende Buch selbst enthält dann die Geschichte des römischen Reichs, der antiken Welt in römischer Umrahmung, von der festen Begründung der neuen Alleinherschaft des Octavianus Augustus bis zum Sturze des Nero, mit aller bei dem Plane des Herrn Verfassers zulässigen Ausführlichkeit.

Die beiden älteren Bände dieser Geschichte Roms waren in erster Linie darauf berechnet, den Interessen der Gymnasien, namentlich der Lehrerwelt, zu dienen: ein Zweck, den sie auch Jahre lang recht glücklich erfüllt haben. In gleichem Sinne und in derselben Weise ist nun auch dieser dritte Band angelegt worden. Es war nicht die Absicht P.s, von seiner bisherigen Praxis abzuweichen und in einem formell auch für ein allge-

meineres Publicum bestimmten Werke den ganzen gelehrten Unterbau, auf dem seine Darstellung beruht, mit aufzustellen; gelehrte Anmerkungen und Discussionen sind dem Texte nur sparsam angeschlossen. Den Inhalt ferner angehend, so war die Absicht des Verf. darauf berechnet, in knapper und gedrängter Weise seine Leser durch die in jeder Beziehung denkwürdige Zeit der 100 Jahre zu führen, während deren die erste fürstliche Dynastie nach dem Sturze der aristokratischen Republik auf dem Palatinischen Throne regierte. Der Verfasser hat daher nicht entfernt daran denken können, in die Bahnen Merivales einzulenken; er musste sich bescheiden, den ungeheuren Stoff so zweckmäszig als möglich zu gruppieren, überall das richtige Verhältnis zwischen den ausführlich zu behandelnden Hauptpartieen und den mehr oder minder summarisch behandelten Seitenpartieen zu gewinnen. Obwol, wie wir hernach zeigen, wir nicht überall mit der Beschränkung des Stoffes vollkommen einverstanden sein können, müssen wir doch sagen, dasz der Herr Verfasser zunächst in der angegebenen Beziehung seine gestellte Aufgabe im Allgemeinen sehr wohl gelöst hat. Die Ausbildung der neuen monarchischen Institutionen, die Charaktere der Imperatoren, der hervorragenden Nebenpersonen der Zeit, der Männer wie der fürstlichen Damen, die in Rom selbst sich abspielende Geschichte nehmen überall den Vordergrund ein. Die groszen germanischen, bez. nordischen Kriege; die Verhältnisse im Orient sind mit angemessener Ausführlichkeit behandelt worden. Und in der Art der beiden ersten Bände sind an passenden Stellen auch die Litteratur, Kunst und Sitten der Zeit ausreichend besprochen worden.

Die erzählende Darstellung ist in diesem Bande sehr anerkennenswerth. Mehrfach angefochtene Mängel der Form, die bei den älteren Bänden bemerkt wurden, kommen nicht wieder zum Vorschein; mit der glänzenden Art der Stahrschen Schilderungen wollte diese Behandlung der älteren Kaisergeschichte nicht rivalisieren, — ihr Eigenthümliches ist durchgängig ruhige Klarheit, gemessene Haltung, einfache und übersichtliche Gruppierung der Stoffe und strenger Ernst in der Würdigung der Zustände und Personen, die uns vorgeführt werden. Die Durchführung der Charakterbilder der einzelnen Imperatoren, deren wir hernach noch näher zu gedenken haben werden, hat uns nicht überall in gleichem Masze zugesagt; etwas mehr plastische Herausarbeitung und wirksame Concentrierung der verschiedenen Züge und Momente wäre hie und da wünschenswerth gewesen.

Betrachten wir die Details, so stellt (S. 1—7) eine Einleitung, die noch einmal das Geheimnis der Grösze Roms und die Motive ihres Vergehens in anschaulicher Weise bespricht und ferner die neue Herschaft Octavians in der Kürze charakterisiert, die Verbindung her zwischen dem Abschlusz des zweiten Bandes und der weitern Geschichtserzählung im Verfolg.

Das elfte Buch (S. 8—135) schildert die Herschaft des Augustus und seine Zeit. In übersichtlicher, zum Teil sehr eingehender Weise wird der Weg und das System entwickelt, auf welches gestützt Augustus die monarchischen Formen hineinbaut in das Gerüste des republikanischen Staatswesens, bis zur endlichen Vollendung der neuen Organisationen.

Eingeschaltet sind an passender Stelle die Schilderungen der glücklichen Kriege des Augustus und seiner Heerführer bis zum Ausgang des Drusus. In scharfem Gegensatze zu dem Glanz der ersten Lustra seiner Regierung wird dann der Niedergang des Sternes dieses Kaisers, die Unfälle und die Verödung in seinem Hause, die schweren Schläge des pannonischen und des niederdeutschen Kriegs in Augustus' letzter Zeit geschildert. Nicht minder das Absterben der glänzenden Litteratur, die zuerst Augustus' neuen Hof umstrahlt hatte, und die herbe Dissonanz zwischen dem alternden, härter gewordenen Augustus und der oppositionellen Litteratur in seinen letzten Jahren. — Dieses Buch ist nach unserer Ansicht offenbar die gelungenste Partie des vorliegenden Bandes. Formell am glücklichsten abgerundet, bringt es die groszen Ereignisse dieses Zeitabschnittes ohne jede Art gesuchter Effecte zu vollkommener Wirkung. Die neuen Schöpfungen des Augustus, in der Verfassung und der gesamten Staatsleitung, das System des Kaisers, Augustus' legislatorische Arbeiten, seine Reform in der Provinzial- und Heerverwaltung, werden treffend entwickelt, dabei (namentlich bei der Verfassungsgeschichte) verschiedene wissenschaftliche Controversen erörtert. Ohne die unabweisbare Notwendigkeit des Cäsarismus für jenes Zeitalter zu bestreiten, ohne die Wohlthaten des neuen Regiments für die römische Welt zu verkennen, gehört der Herr Verf. durchaus nicht zu dessen Lobrednern, noch weniger zu den Bewunderern des Augustus. Hier durfte er aber wol noch etwas ausführlicher sein. Dem scharfen Hinweis auf die bis auf Diocletian officiell nicht geschlossene Differenz zwischen Form und Inhalt, Name und Wesen der Verfassung Roms unter den Cäsaren, mit den Folgen dieser furchtbaren innern Unwahrheit, die als Krebsschaden an allen Segnungen des neuen Zustands nagte: diesem Hinweis durfte wol eine Ausführung sich anschlieszen über die Gründe, die die Cäsarenherschaft niemals haben zu einer 'legitimen' Herschaft werden, niemals über den Charakter der Usurpation haben hinaus kommen lassen. Anderseits ist nach unserer Ansicht der Werth der Alleinherschaft für das Wohl der früheren Unterthanen des römischen Volks, für die Provinzen, doch etwas zu niedrig angeschlagen, beziehentlich nicht bestimmt genug hervorgehoben. Und wenn wir die Charakteristik des Augustus nur loben können, so scheint der Herr Verf. seine Bedeutung als Staatsmann doch etwas zu tief zu stellen. Jedenfalls würden wir sein groszartiges administratives Genie etwas mehr in den Vordergrund gestellt haben. Mehr aber — und dieses läszt sich bei einer zweiten Ausgabe sehr gut nachtragen — durften bei der ganz eminenten Bedeutung des römischen Heerwesens für die folgenden Jahrhunderte, unbeschadet der notwendigen Kürze, einerseits die ganz neue, für jene Zeit ganz vortreffliche Organisation der römischen Streitkräfte in Legionen, Landwehren, Garde und Marine mit etwas gröszerer Ausführlichkeit geschildert, anderseits die Grundzüge der Grenzvertheidigung in den Rhein- und Donauländern mit ihren Festungen und Heerstraszen mehr hervorgehoben werden. Vielleicht konnte schon in diesem Bande auch der Bedeutung gedacht werden, welche die pannonisch-thrakischen neuen Donauländer gewonnen haben als die Pflanzstätte des neuen colo-

nialen, etwas barbarisch oder, wie man will, rustical gefärbten illyrischen Römertums, welches in der zweiten Hälfte des 3n Jahrhunderts die verbrauchten italischen Romanen in der geschichtlichen Arbeit ablöst und 'Illyricum' für mehrere Menschenalter zum Kernlande des Reiches an Stelle Italiens werden läszt. — Endlich aber ist uns der sociale und sittliche Hintergrund des kolossalen Gemäldes etwas zu schattenhaft gezeichnet. Die Gestalten der von Peter geschilderten Cäsaren würden sich noch schärfer abheben, noch verständlicher werden, wenn der Sittenzustand der römischen Welt jener Zeit in engerm Sinne noch ein wenig voller ausgemalt würde.

Das zwölfte Buch enthält die Geschichte der übrigen julisch-claudischen Kaiser von Tiberius' Regierungantritt bis auf Neros Ausgang. Eine kurze und treffend gehaltene Schilderung des Zustandes der Dinge bei dem Tode des Augustus und eine Perspective in die weitere Entwicklung (wo wir jedoch nicht in gleichem Masze wie der Herr Verf. seine — übrigens öfters wiederholte — Anschauung von dem Erlöschen des eigentlichen römischen Volkstums bei Neros Ausgang teilen können) führt hinüber zu dem gegenwärtig interessantesten Stücke dieses Buches, der sehr umfassend behandelten Geschichte des Tiberius. Dieses Stück des Buches bietet, wie gesagt, gerade gegenwärtig ein besonderes Interesse, weil sich seit mehreren Jahren eine sehr merkwürdige Discussion über den Ausgang des berühmten Claudiers und den Werth seiner Regierung erhoben hat. Sehen wir ab von einer Reihe von gelehrten Arbeiten, die — zum Teil mehr in räumlich beschränkter Weise — neuerdings teils die Schärfe und das Urteil des Tacitus gegenüber dem Tiberius angefochten, teils unmittelbar die Regierung des Tiberius günstiger als in früherer Zeit üblich gewesen, beurteilt haben — so waren es namentlich drei Forscher, welche in umfassenderem Masze Charakterbilder Tibers gezeichnet haben, die erheblich von der seit Jahrhunderten überlieferten Zeichnung und Färbung dieses Kaiserbildes abweichen: Merivale, Höck und Stahr. Höck betonte namentlich die tiefe Schlechtigkeit der vornehmen Welt, welche Tibers Schläge so schwer trafen, und ferner die glückliche Lage der auszeritalischen Länder unter Tiberius, also vor Allem den objectiven Werth seiner Verwaltung, — Stahr aber suchte zuerst in seinem 'Tiberius' nicht nur den Kaiser, sondern auch den Menschen Tiberius zu 'retten'. Und unbeirrt durch den energischen, namentlich auf philologischer Quellenkritik basierten, Einspruch in verschiedenen gelehrten Zeitschriften hat er dann in seinen 'Kaiserfrauen' das Portrait des Tiberius, sehr auf Kosten des Tacitus, des Germanicus und der unglücklichen ältern Agrippina, immer lichter und reiner gefärbt. In schärfstem Gegensatze dazu steht nun wieder Peters Auffassung. Ohne etwa unbedingt für die Färbung und Haltung des groszen Tacitus eintreten zu wollen, und ferner ohne etwa für die grosze Menge der von Tiberius erlegten Schlachtopfer aus der römischen Aristokratie plaidiren zu wollen: fällt doch sein Gesamturteil über Tiberius' Charakter als Mensch wie als Regent in hohem Grade ungünstig aus. Peter führt nicht etwa eine fortgesetzte Polemik gegen die vielen Blöszen der Stahrschen Darstellung;

das Urteil drückt sich bei Peter überwiegend in der Haltung und Färbung seiner Schilderung aus. Die Stellen aber, wo eingehend von Tiberius' Charakter gehandelt wird, wo der Herr Verf. in feiner Weise aus dem Lebensgange des Prinzen heraus die Charakterentwicklung des Kaisers darstellt, legen in vorsichtiger Weise das bekannte Taciteische Bild zu Grunde; von neueren Arbeiten hat wol namentlich die von A. Pasch gegen Stahr gewandte Polemik auf Peter eingewirkt. Im Allgemeinen hat auch nach unserer Auffassung Peters Darstellung die höhere Richtigkeit für sich; nur gefällt uns bei Entwicklung des Bildes dieses düstern Charakters die mildere Auffassung Wietersheims mehr, — und mit Höck schätzen auch wir die Reichsverwaltung und auswärtige Politik des Tiberius denn doch etwas höher, als es in dem vorliegenden Buche geschieht. Germanicus (dessen Untergang nach Peters Ausführung dem Tiberius in keiner Weise zur Last fällt) und die ältere Agrippina erscheinen mit Recht wieder in besserer Beleuchtung, als es bei Stahr geschieht, — während Sejanus, klar und verständig beurteilt, seine richtige Stellung erhält.

Ueber den Rest des Buches, die Geschichte der Kaiser Caligula, Claudius und Nero, und den zugehörigen litterar- und sittengeschichtlichen Abschnitt, haben wir uns nicht weiter eingehend zu verbreiten. Bei Claudius sei noch erwähnt, dasz die Geschichte der Eroberung Britanniens mit schätzenswerther Ausführlichkeit erzählt ist. Eine tiefer gehende Behandlung der Charakterentwicklung Neros wäre uns sehr erwünscht gewesen.

Es liegt nicht in der Aufgabe dieser Betrachtungen, auf die zahlreichen Einzelheiten des Peterschen Werkes einzugehen, die — philologische, geographische, chronologische, verfassungsgeschichtliche Fragen betreffend — teils zustimmend besprochen, teils der Ausgangspunct einer wissenschaftlichen Erörterung werden könnten. Als Puncte, die wir anfechten möchten, seien schlieszlich nachstehende bemerkt: auf S. 148 wird, doch wol mehr nur in einem lapsus calami, die römische Armee schon zu Tiberius' Zeiten ein 'Söldnerheer' genannt, was doch für dieses Zeitalter noch nicht angeht. Auf S. 235 legt Caligula (auch im Widerspruch mit dem vorher Erzählten) sein Consulat 'im ersten Monat seiner Regierung' nieder. Zu S. 307 f. möchten wir bemerken, dasz (wie Stahr in seiner 'Agrippina' wol mit Recht annimmt) Senat und Volk in Rom unmittelbar nach Neros Rückkehr aus Campanien sicherlich noch gar keine Ahnung von dem wirklichen Hergang bei Agrippinas Tode hatten. Die S. 324 angenommene, verhältnismäszige Einfachheit und Strenge der Sitten in Sparta zu Neros Zeit läszt sich bei näherer Durchforschung der Specialgeschichte von Griechenland und Sparta in dieser Zeit nicht mehr vertreten. Endlich hat nach unserer Ansicht der Herr Verf. auf S. 331 die Rückkehr Neros aus Griechenland nach Neapel zu spät angesetzt.

Als wir am Schlusz der Vorrede mit groszem Bedauern lasen, dasz der Herr Verf. auf eine Fortsetzung dieser seiner Arbeit über die Kaiserzeit verzichte, bedauerten wir zugleich, dasz die Schilderung der schrecklichen Ergebnisse des Zeitalters der Cäsaren seit Tiberius, nemlich der

furchtbaren Thronkriege nach Neros Tode bis zur Gründung der neuen ritterbürtigen Dynastie der Vespasianer, diesem Bande nicht mehr beigeschlossen war. Mit Vergnügen hören wir jetzt, dasz Herr Director Peter sich nun doch entschlossen hat, sein Werk weiterzuführen, und sehen wir dem 4. Bande mit lebhafter Teilnahme entgegen.

Halle. Gustav Hertzberg.

31.

Deutsche Heldensagen des Mittelalters. Erzählt und mit Erläuterungen versehen von Albert Richter. Zwei Bände. Mit zwei in Kupfer radierten Compositionen von W. Georgy. Leipzig, Brandstetter 1868. VI u. 358 S. IV u. 335 S.

Dasz die deutsche Heldensage mit ihren Urtypen deutscher Kraft, deutscher Treue, deutschen Gemütes für unsere Jugend eine Lectüre ist, die mehr als nur zu unterhalten vermag, dasz in ihr ein groszes Stück deutscher Volksgeschichte seine Verklärung gefunden und dasz daher die Bekanntschaft mit derselben wol geeignet ist, zu einer verständnisreicheren und unparteiischeren, darum aber auch für die Gegenwart nutzenbringenderen Auffassung der deutschen Vorzeit beizutragen, ist längst anerkannt. In der deutschen Heldensage liegt der Teil der altdeutschen Poesie vor, der am meisten echtdeutsch und volkstümlich war, der zwar durch kleine, aber gerade durch die charakteristischsten Züge ein Bild vervollständigt, das die Geschichte nur in groszen Umrissen darstellen kann. Der Verfasser des vorstehend angezeigten Buches hat daher gewis nicht Unrecht gethan, wenn er der deutschen Jugend die deutschen Heldensagen erzählte; ja es hätte kaum bedurft, dasz er in der Vorrede Männer wie Uhland und Pfeiffer zu Gunsten der Heldensage sprechen läszt, dasz er unter anderm die Vorrede mit Uhlands Worten schlieszt: 'Wenn die Sonne hinter den Wolken steht, kann weder Gestalt noch Farbe der Dinge vollkommen hervortreten; und nur im Lichte der Poesie kann eine Zeit klar werden, deren Geistesrichtung wesentlich eine poetische war.'

Ob aber der Verfasser etwas Notwendiges that, indem er die deutschen Heldensagen erzählte, ist eine andere Frage, und fast möchte man sie verneinen, wenn man der trefflichen Osterwaldschen Erzählungen aus dem gleichen Gebiete gedenkt. Dem ist aber nicht so, wenn man das Werk genauer ansieht.

Zweierlei nemlich ist es, was dem Werke neben ähnlichen seinen Werth sichert, ja vor ähnlichen einen groszen Vorzug verleiht. Zuvörderst die Vollständigkeit, mit der hier die echtnationalen Sagen geboten werden, zum andern die den Sagen beigegebenen Erläuterungen. Eine nähere Betrachtung dieser beiden Puncte wird uns rechtfertigen, wenn wir das Werk als ein recht eigentliches Prämienbuch für unsere Schüler von Herzen willkommen heiszen.

Was zunächst die Vollständigkeit betrifft, so haben wir vorhin mit gutem Bedacht hinzugesetzt: der echtnationalen Sagen. Die Gral- und Artus-Sagen finden wir nemlich hier ausgeschlossen. Der Verfasser spricht sich in der Vorrede darüber nicht aus; wir — und gewis die Meisten mit uns — müssen aber diese Ausschlieszung gut heiszen. Weniger gerechtfertigt finden wir den Ausschlusz des Sagenkreises Karls des Groszen. Wir geben gern zu, dasz sich gerade an diesen Sagenkreis unendlich viel Fremdartiges, Nichtdeutsches angesetzt hat; wir möchten aber auch nicht diese von den Franzosen oft genug ganz für sich in Anspruch genommenen Sagen so ohne Weiteres uns nehmen lassen.

Vollständig finden wir in dem Werke die Sagenkreise der Nibelungen und Hegelingen, sowie den Sagenkreis Dietrichs von Bern. Der erste Band enthält demnach: Nibelungen, Walther und Hildegund, Hörnen Siegfried und Gudrun; der zweite, den Sagenkreis Dietrichs umfassend: Dietrichs erste Ausfahrt, Sigenot, Ecken Ausfahrt, Biterolf und Dietleib, Zwergkönig Laurin, Rosengarten, Dietrichs Flucht, Alpharts Tod, Rabenschlacht, Hildebrandslied, Ermenrichs Tod und zuletzt, gleichsam als Abschlusz und ohne dasz wie bei all den vorigen ein altes Gedicht vorläge, eine Zusammenstellung der wichtigsten Sagen über das Ende Dietrichs. Den Werth einer solchen Vollständigkeit allseitig zu erörtern, kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein. Nur auf das éine wollen wir aufmerksam machen, dasz z. B. ein Charakter wie der des alten Meisters Hildebrand oder der des tollkühnen Wolfhart an Klarheit und Durchsichtigkeit gewinnen musz, wenn er dem Leser in allen auf uns gekommenen Zügen vorgeführt wird.

Jene Vollständigkeit ermöglicht auch allein ein richtiges Urteil über Werth und Bedeutung der Heldensage. Zu einem solchen aber möchte der Verfasser seine Leser führen und deshalb liesz er jeder einzelnen Sage Erläuterungen folgen, die teils den Inhalt der Sagen, teils die Art ihrer Entstehung, Ueberlieferung und Fortdauer betreffen. In ihnen und in der dem ganzen Werke voraufgehenden Einleitung erhält der Leser eine vollständige Geschichte der Heldensage.

Die Einleitung geht aus von den ältesten nachweisbaren Volksliedern der Deutschen, unterrichtet über die altdeutschen Sänger, weist an Beispielen aus der neuesten Zeit die Umdichtung von historischen Volksliedern, sowie die Entstehung von Sagen nach und zeigt dann auf, wie in der deutschen Heldensage, die auf ähnliche Weise entstanden sein musz, Mythisches und Historisches sich gegenseitig durchdringen. Dabei bleibt die ethische Seite nicht unberücksichtigt. Der zweite Teil der Einleitung behandelt in den knappsten Umrissen — die dann in den Erläuterungen ihre Vervollständigung finden — die litterarische Geschichte der Heldensage, von der Edda und dem Hildebrandsliede an bis zu den noch jetzt als Volksbuch oder als mündliche Erzählung im Volke umgehenden Sagen.

Einen ähnlichen Gang nehmen die Erläuterungen. So wird in denen zum Nibelungenliede zuerst gehandelt von der Abfassungszeit und dem Dichter des Liedes; darauf folgt die Erläuterung des Inhaltes, wobei nor-

dische Quellen, soweit sie ergänzend oder erklärend auftreten, mit zu Rathe gezogen werden. Die Bedeutung des Königsschatzes wird durch ein längeres Stück aus Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit erklärt, die Entwickelung der einzelnen Charaktere des Liedes erfolgt an der Hand Uhlands. Den Schlusz dieser Erläuterungen machen die Schicksale des Liedes selbst. Die Erläuterungen zu der Sage von Walther und Hildegund, die bekanntlich nur in einem lateinischen Gedichte uns aufbewahrt ist, verbreiten sich ausführlich — wir meinen: fast zu ausführlich — über die lateinische Dichtung des Mittelalters, während die zu dem hörnenen Siegfried hauptsächlich das Fortleben der Sage berücksichtigen. Ausführlich wird da gehandelt von dem Volksbuche vom gehörnten Siegfried, von Hans Sachs, Tragödie vom hörnen Seyfried, von den besonders in Hessen bekannten Märchen, in denen Siegfried als Schmied, Schlosser, Jäger usw. fortlebt, von dem Volksfeste des Drachentisches zu Furth in der Oberpfalz, endlich von den an Worms sich heftenden Sagen von Siegfried. Die Erläuterungen zur Gudrun betonen hauptsächlich die teils christlich-religiösen, teils höfisch-ritterlichen Elemente, die sich dem echten Sagenkerne angesetzt haben, und bringen auch bereits die erst ganz neuerdings bekannt gewordene Nachricht von dem Fortleben der Sage an der Ostseeküste bis in unser Jahrhundert.

In den Erläuterungen des zweiten Bandes finden wir der Natur der Sache nach viel Mythologisches und öfteres Hereinragen der nordischen Ueberlieferungen. So zu den Sagen von Dietrichs Kämpfen mit Riesen eine auf Grimm und Uhland gestützte Erörterung über den mythischen Ursprung der Riesen, zu König Laurin eine auf Grimm sich stützende Belehrung über das Wesen der Zwerge. Die Erläuterungen zum Hildebrandsliede, von dem sowol die Recension des neunten, als auch die des sechszehnten Jahrhunderts aufgenommen ist, belehren über Allitterationspoesie und über die weite Verbreitung der Sage vom Kampfe des Vaters mit dem Sohne. Die Sagen von Ermenrich bieten Gelegenheit zur Gegenüberstellung der treuen und der untreuen Charaktere der Sage. Die deutsche Treue ist überhaupt ein Thema, auf das der Verfasser gern zu sprechen kommt; ebenso das deutsche Gemüt.

Es genüge an diesen Andeutungen. Dasz unsere Schüler aus einem solchen Buche viel lernen können, Vieles, dem wir leider noch zu wenig Platz in der Schule gönnen, wird man aus diesen Andeutungen schon ersehen.

Es bleibt uns nur noch ein Wort über die Art der eigentlichen Sagenerzählung übrig. Wir finden sie schlicht und einfach, schmucklos und herzlich, wie es diese Sagen verlangen. Der Stil zeichnet sich durch seine kurzen Sätze aus. Bei einzelnen Sagen zeigen sich Auslassungen, die wir nur billigen können, so sind besonders viele der ins Unendliche gehäuften Riesenabenteuer Dietrichs — namentlich in der ersten Ausfahrt — getilgt, ebenso sind die Kämpfe in Biterolf, in Dietrichs Flucht usw. vereinfacht. Ebenso billigen wir, dasz der Verfasser, wie er in der Vorrede sagt, nicht versucht hat, Pikantes hinzuzuthun und z. B. den alten Meister Hildebrand, dessen rauhe Heldenhaftigkeit sich allerdings oft

genug humoristisch äuszert, zum Spaszmacher herabzudrücken, zu dem er leider bei mehr als einem deutschen Sagenerzähler geworden ist. Auch wir meinen, dasz die deutsche Jugend den treuen Meister auch ohne solche moderne Späsze lieb gewinnen wird.

Summa: Wir empfehlen das Buch, besonders zu Prämien, als ein echt deutsches, als ein auf treffliche Weise in altdeutsches Leben und in altdeutsche Litteratur einführendes. Die treffliche Ausstattung kann unsere Empfehlung nur unterstützen.

32.

DIE DOPPELFEIER DES GYMNASIUMS ZU NORDHAUSEN

DEN DRITTEN UND VIERTEN JANUAR 1868.

Eine Doppelfeier seltener Art hat das Gymnasium zu Nordhausen begangen: das 50jährige Lehrerjubiläum seines Directors, vereint mit der Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes.

Schon seit Jahrzehnten war das alte Gymnasialgebäude, das auf den Grundmauern eines 1710 abgebrannten Dominikanerklosters erbaut war, baufällig geworden und reichte überdies nicht aus für die immer wachsende Schülerzahl: in lobenswerther Weise beschlosz daher der Magistrat der Stadt, als Patron der Anstalt, von allen Reparaturen abzusehen und ein neues Gebäude in einer seinem Zwecke angemessenen Weise zu errichten, dauerhaft und zugleich zum Schmucke der Stadt. Am 14 April 1866 wurde der Grundstein gelegt, und im Spätherbst des vergangenen Jahres war der für die Bedürfnisse der Schule unumgänglich nötige Teil des Baus vollendet. Seine Uebergabe an die Schule wurde aber auf den Tag verlegt, an welchem der Director derselben, Herr Dr. Karl August Schirlitz, sein 50jähriges Lehrerjubiläum begieng.

Geboren in Benndorf bei Borna den 2 März 1795 als Sohn des dortigen Predigers, hatte er im elterlichen Hause und auf der Schulpforta seine wissenschaftliche Vorbildung erhalten, dann auf der Universität Leipzig Theologie und Philologie studiert; am 3 Januar 1817 war er als Lehrer an die lateinische Hauptschule zu Halle berufen, zehn Jahre später trat er das Directorat des Gymnasiums zu Nordhausen an, das er 40 Jahre lang ununterbrochen verwaltet hat. Wie segensreich er in dieser Stellung gewirkt, welche allgemeine Liebe und Achtung er sich erworben hat, das bezeugte die allgemeine Teilnahme, mit welcher das Fest in allen Kreisen, in denen er sich bewegt hat, besonders von seinen früheren Schülern, begrüszt ward.

Das Fest-Comité, welchem die Leitung der Feier übertragen war, verteilte die Festlichkeiten auf zwei Tage, von denen der erste die Hauptfeier bringen, der zweite den Schülern gewidmet sein sollte.

Von den fernsten Gegenden her trafen Briefe früherer Schüler mit der Zusicherung der lebhaftesten Teilnahme ein, und nur die Ungunst der Jahreszeit und der Witterung hielt einen groszen Teil derselben ab, ihrer Zusage gemäsz persönlich zu erscheinen. Immerhin fand sich aber eine stattliche Zahl auswärtiger Festgenossen am 3 Ja-

nuar in Nordhausen ein; zur besonderen Freude der Festgenossen waren auch von Seiten der hohen Behörden Se. Excellenz Herr Oberpräsident v. Witzleben und Herr Provinzial-Schulrath Dr. Heiland erschienen.

Die Festlichkeiten begannen am 3 Januar früh 8 Uhr mit Absingung eines Chorals (Text von Herrn Conr. Dr. Rothmaler) vor dem Hause des Jubilars. Dann ordnete sich der Festzug der Schüler und Lehrer der Anstalt: der Umzug von dem alten Gymnasialgebäude in das neue. Unter dem Geläute der Glocken, mit Musik und den Schulfahnen bewegte sich der Zug über den Königshof zum Kohlmarkte, dann durch die Jüden- und die Predigerstrasze zum Seitenportale des neuen Gebäudes. Dort hatten sich indes die städtischen Behörden, die Geistlichkeit, die Spitzen der übrigen Behörden, sowie eine Anzahl früherer Schüler in der Aula versammelt. Der hohe, lichte Saal, mit der geschmackvollen in antikem Stil gehaltenen Ausmalung machte einen einfach-würdigen Eindruck. Als die Gäste und die einziehenden Schüler sich geordnet hatten, erschien der Jubilar, geleitet von Sr. Excellenz Herrn Oberpräsident v. Witzleben, Herrn Provinzial-Schulrath Dr. Heiland, Herrn Landrath v. Davier, Herrn Oberbürgermeister Ullrich und Herrn Präsident Seiffart. Während diese in den Lehnsesseln vor dem Katheder Platz nahmen, begann der Chor eine von Herrn Musikdirector Sörgel componierte Cantate.

In kurzer Ansprache übergab zunächst Herr Oberbürgermeister Ullrich das neue Gebäude dem Jubilar und dem Lehrercollegium zur Benutzung, indem er zugleich Ersterem seinen Glückwunsch zu dem festlichen Tage brachte. Dann trat Herr Oberpräsident von Witzleben zum Jubilar und überreichte ihm im Namen Sr. Majestät des Königs die Insignien des rothen Adlerordens 3r Cl. mit der Schleife. Wol möchte dem Jubilar, sagte er, bei der Bescheidenheit, die dieser in seinem ganzen Leben bewiesen habe, diese Auszeichnung weniger bedeutsam erscheinen, umsomehr jetzt, am Abend des Lebens, wo alle irdische Ehre erblasse; aber es müsse ihn auf der anderen Seite erheben, seine Wirksamkeit selbst in den höchsten Kreisen anerkannt und gewürdigt zu sehen, und in diesem Bewustsein möge sein Lebensabend still und freudig verflieszen. Herr Provinzial-Schulrath Dr. Heiland bestieg jetzt das Katheder, und als Beauftragter des Provinzial-Schulcollegiums verlas er zunächst ein Schreiben desselben, worin dem Jubilar für die segensreiche Wirksamkeit, die er sowol als Lehrer, wie als Leiter der Anstalt geübt habe, die ehrenvollste Anerkennung gezollt wurde. An diese Glückwünsche, fuhr der Redner fort, knüpfe er noch ein anderes Geschäft. Auf der Stelle des alten Dominikanerklosters, das einst von Johannes Spangenberg unter dem Schutze der freien Reichsstadt Nordhausen zu einem Gymnasium umgewandelt sei, habe das unter preuszischem Scepter neu erblühende Nordhausen ein neues Haus errichtet, angemessen den gesteigerten Anforderungen der Zeit. Zeiten groszer politischer Erhebung seien immer mit einem Aufschwunge auf geistigem Gebiete verknüpft gewesen, vor allem in Preuszen, bei dem die letzten Zielpuncte des Strebens ja stets auf Förderung geistiger Cultur hinausgiengen. Eine grosze Zeit sei es gewesen, in der dieses Gebäude gegründet sei, ein siegreicher Aufschwung Preuszens: möchte diese politische Machtentfaltung ihren Einflusz auch auf dem Felde des Geistes bewähren und zu immer weiterem Eindringen in die Tiefen der Bildung und Wissenschaft beleben. Die Jugend vorzubilden für diese Bestimmung sei die Aufgabe der Schule, und zu solcher Arbeit sei dies Haus gegründet. Möchte reicher Segen aus ihm hervorgehen, möchte das Gymnasium zu Nordhausen, eingedenk seines Ursprungs aus dem Mutterschosze der Reformation, sein altes, geheiligtes Palladium aufrecht erhalten: die Sprachen und das Evangelium!

Der Jubilar bestieg jetzt das Katheder und in bewegten Worten sprach er der Stadt Nordhausen den Dank aus für die Sorgfalt, die sie immer den Schulen zugewendet habe, von der dies neue Gebäude wiederum ein glänzendes Zeugnis gebe. Dasz man zur Einweihung desselben einen Tag gewählt habe, der für ihn selbst von so tiefer Bedeutung sei, darin erkenne er einen neuen Beweis der Teilnahme, die ihm während seiner vierzigjährigen Thätigkeit in dieser Stadt in so reichem Masze geworden sei.

Den Schlusz bildete die Weiherede des Herrn Superintendent Böters. Die ergreifenden Worte, mit denen er den Segen des Herrn erflehte für das neue Gebäude und die Thätigkeit, die in ihm beginnen sollte, riefen die feierlichste Stimmung hervor und gaben der Feier selbst einen erhebenden Schlusz. — Mit Absingung eines von Herrn Conr. Dr. Rothmaler gedichteten Chorals wurde die Feier der Weihe abgeschlossen. — Mittags 12 Uhr fand die Beglückwünschung des Jubilars durch die verschiedenen Deputationen statt. Es erschienen: die Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten von Nordhausen; das Lehrercollegium des Gymnasiums; die Deputation der Schüler des Gymnasiums; die Deputation der vier Gymnasialdirectoren, welche früher Lehrer an dieser Anstalt waren (Dr. Röder zu Cöslin, Prof. Dr. Haacke zu Torgau, Dr. Dihle zu Seehausen, Dr. Todt zu Schleusingen); die Deputation der ehemaligen Schüler des Jubilars; die Deputation der lat. Hauptschule zu Halle; Oberlehrer Dr. Schmidt aus Hannover (der designierte Nachfolger des Jubilars); die Deputation der Realschule und der Vorbereitungsschule zu Nordhausen; die Deputation des Wissenschaftlichen Vereins zu Nordhausen; die Geistlichkeit der Stadt; die Deputation der Elementarschulen zu Nordhausen.

Die Glückwünsche wurden von zum Teil sehr werthvollen Geschenken begleitet. Die Stadt Nordhausen überreichte eine silberne Statue der Nordhusa, 22 Zoll hoch; die ehemaligen Schüler des Jubilars eine silberne Statue der Athene, 22 Zoll hoch, zwei silberne Leuchter und ein Prachtalbum, welches in splendidem Druck die Namen der bei dem Geschenke beteiligten Schüler enthält; das Lehrercollegium des Gymnasiums eine silberne Fruchtschale; die Schüler ein silbernes Schreibzeug; die vier Gymnasialdirectoren einen silbernen Tafelaufsatz; das Collegium der Realschule einen Stahlstich nach einem Kaulbachschen Gemälde. — Von Druckschriften überreichte das Gymnasium zu Eisleben eine Abhandlung des Director Schwalbe: De Horat. Carm. I 7; das Gymnasium zu Erfurt, Oberlehrer Dr. Schmidt, Prof. Dr. Moritz Seyffert in Berlin lateinische Festoden; Director Dr. Röder in Cöslin ein deutsches Festgedicht; Bibliothekssecretair Dr. Müldener zu Göttingen: Horae succisivae seu Eclogae Vergilii rusticae a Guil. Bankes herausgegeben von Dr. Müldener Götting. 1868 (mit Dedication); Prof. Dr. Münter in Greifswald ein Bändchen pomolog. Abhandlungen (mit Widmung); die latein. Hauptschule zu Halle und die Brüder des Jubilars gedruckte lateinische Votivtafeln.

Auszerdem traf eine zahlreiche Reihe Glückwunschschreiben von Gymnasien (Roszleben, Schulpforta, Wernigerode, Zeitz), ehemaligen Collegen und Schülern ein. — Nachmittags 3 Uhr fand im Saale des Riesenhauses das Festdiner statt, zu dem sich über 150 Gäste einfanden und an dem auch Se. Excellenz Herr Oberpräsident v. Witzleben und Herr Provinzial-Schulrath Dr. Heiland Teil nahmen. Bei dem Mahle selbst herschte die ungezwungenste Stimmung geselliger Fröhlichkeit, welche überdies durch eine grosze Zahl teils ernster, teils launiger Trinksprüche belebt wurde und so nach der ernsten Feier des Morgens auch die heitere Seite des Festes zur Geltung brachte. — Die Festfeier des zweiten Tages, des 4 Januar, war hauptsächlich für die Schüler angeordnet. Nachmittags 3 Uhr wurde im Saale des Rie-

senhauses die Antigone des Sophokles nach der Uebersetzung von Donner mit der Musik von Mendelssohn von den Schülern der oberen Classen aufgeführt. Die Ausführung sowol des declamatorischen, wie des musikalischen Teils war eine durchweg gelungene und fand bei dem zahlreichen Auditorium, in dem besonders die Damen stark vertreten waren, ungeteilten Beifall. — Mit einem Schülerballe in dem festlich geschmückten Bohnbardtschen Locale schloss am Abend dieses Tages die Festfeier, die in ihrem durchweg angemessenen Verlaufe bei allen Teilnehmern einen unverlöschlichen Eindruck hinterlassen hat.

Herr Director Schirlitz ist jetzt mit dem Schlusse des Schuljahrs in den Ruhestand getreten. Bei seinem Abschiede überreichte das Lehrercollegium ihm, sowie Herrn Conrector Dr. Rothmaler, der ebenfalls nach vierzigjähriger Amtsthätigkeit aus dem Collegium schied, eine gedruckte Valedictionsgabe, deren Inhalt wir schlieszlich kurz verzeichnen. Viris amplissimis Carolo Augusto Schirlitz, Gymnasii Nordhusani Directori, Augusto Bothoni Rothmaler, eiusdem Conrectori, post operam plus XL annos huic Scholae egregie navatam munere se abdicantibus prid. Non. April A. MDCCCLXVIII omni qua par est pietate Vale Dicunt Collegae. Dedicatio: Schirlitzio, lat. Ode von Dr. Tell; Chorus veterum auctorum, Carm. eleg. von Dr. A. Rothmaler; Rothmalero, Carm. eleg. von Dr. Heidelberger; Patri filius, Epigramm von Dr. A. Rothmaler; Disputatio Platonica von Dr. Goldschmidt; Der menschliche Blick in seiner Bestimmung durch die Augenbewegungen von Prof. Dr. Kosack; Ovidius in trist. 1, 8, 21 emendatur von Dr. A. Rothmaler; Zu Thucydides und Lysias von Dr. Tell; Tiedge in Ellrich, ein Beitrag zur Biographie des Dichters von Dr. Perschmann; De Polybio Cleomenis existimatore von Dr. Schneidewind.

NORDHAUSEN. DR. PERSCHMANN.

PERSONALNOTIZEN.

(Unter Mitbenutzung des 'Centralblattes' von Stiehl und der 'Zeitschrift für die österr. Gymnasien.')

Ernennungen, Beförderungen, Versetzungen, Auszeichnungen.

Anton, Dr., Oberlehrer am Gymnasium in Erfurt, in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium zu Halberstadt versetzt.

Arnold, Lic. th., Religionslehrer am kath. Gymnasium in Glogau, zum Reg.-Schulrath in Liegnitz ernannt.

Böger, Dr., ord. Lehrer am Gymnasium zu Königsberg in der N.-M. }
Braun, Dr., ord. Lehrer am Gymnasium zu Wesel } zum Oberlehrer befördert.

Bruhns, Dr., ao. Professor der Universität und Director der Sternwarte in Leipzig, zum ord. Professor in der phil. Facultät daselbst ernannt.

Ebel, Dr., ord. Lehrer am Progymnasium zu Schneidemühl }
Ebeling, Dr., ord. Lehrer am Gymnasium zu Wernigerode } zum Oberlehrer befördert.

Fricke, Dr., ord. Professor der Theologie an der Universität Leipzig, erhielt den k. preusz. rothen Adlerorden III Cl.

Grosze, Professor der Bildhauerkunst an der Akademie in Dresden, zum wirklichen Mitglied
Hähnel, Professor der Bildhauerkunst an der Akademie in Dresden, zum Ehrenmitglied
} der Akademie der bildenden Künste in Wien ernannt.

Harich, Predigtamtscandidat, als Oberlehrer an die altstädt. Realschule zu Dresden berufen.

Heiland, Dr., Provinzial-Schulrath in Magdeburg, erhielt das fürstl. schwarzburg. Ehrenkreuz III Cl.

Heinze, Dr., ord. Lehrer am Gymnasium in Freienwalde, zum Oberlehrer befördert.

Hoche, Dr., Oberlehrer am Gymnasium in Wesel, zum Director desselben ernannt.

Höges, Rector des Progymnasiums zu München-Gladbach, erhielt den k. preusz. rothen Adlerorden IV Cl.

Kellner, Dr., provis. Lehrer am Gymnasium in Zwickau, zum Oberlehrer ebenda befördert.

Knötel, ord. Lehrer am kath. Gymnasium in Glogau, als Oberlehrer prädiciert.

Kopp, Dr., Rector des Progymnasiums in Freienwalde, als Director der jetzt zum Gymnasium erweiterten Anstalt, berufen.

Köhler, Dr., SchAC., als Oberlehrer an der Kreuzschule zu Dresden angestellt.

Köhler, SchAC., als Oberlehrer an der Realschule zu Chemnitz angestellt.

Lehnerdt, Director des Gymnasiums zu Thorn, erhielt den k. preusz. rothen Adlerorden IV Cl.

Magnus, Dr., Geh. Regierungsrath, ord. Professor an der Universität Berlin, von der schwedischen Akademie der Wissenschaften zum Mitglied ernannt.

Mating-Sammler, Hülfslehrer an der Realschule in Annaberg, als Oberlehrer an der Realschule zu Chemnitz angestellt.

Mosenthal, Dr., dramatischer Dichter und Vorstand der Bibliothek im Cultusministerium zu Wien, erhielt das Ritterkreuz des k. österr. Franz-Josephordens.

Paul, Dr., Professor, zum Director des Sophiengymnasiums in Berlin ernannt.

Plasz, Director des Gymnasiums zu Verden, erhielt den k. preusz. rothen Adlerorden III Cl.

Purkynie, Dr., Professor der Physiologie an der Universität Prag, erhielt das Ritterkreuz des k. österr. Leopoldordens.

Reinisch, Dr., zum ao. Professor der ägyptischen Altertumskunde an der Universität Wien ernannt.

Reisacker, Dr., Director des Gymnasiums in Trier, zum Director des kath. Gymnasiums in Glogau berufen.

Riedel, Dr., Professor, Geh. Archivrath in Berlin, zum Historiographen der Brandenburgischen Geschichte ernannt.

Riemann, Prorector am Gymnasium zu Greiffenberg, als Professor prädiciert.

Rudolphi, Dr., ord. Lehrer am Gymnasium in Erfurt, zum Oberlehrer befördert.

Runge, Conrector am Gymnasium zu Lingen, zum Director des Rathsgymnasiums in Osnabrück ernannt.

Richter, Ludwig, Professor an der Kunstakademie zu Dresden, zum Ehrenmitglied
Schilling, Joh., Bildhauer zu Dresden, zum wirklichen Mitglied
} der Akademie der bildenden Künste in Wien ernannt.

Schenk, Dr., Hofrath, ord. Professor usw. an der Universität Würzburg, als ord. Professor der Botanik usw. an die Universität Leipzig berufen.

Schindler, Dr., Professor, Oberlehrer am Gymnasium zu Elbing, an das zu Brandenburg versetzt.
Schmidt, Dr. Gustav, Conrector an der Realschule in Hannover, zum Director des Gymnasiums in Nordhausen berufen.
Schrader, Dr., Director der Gewerbschule in Halle, zum Inspector der Realschule des Waisenhauses berufen.
Schultze, Dr. Reinhold, Oberlehrer am Gymnasium in Colberg, zum Subrector am Gymnasium zu Königsberg in d. N.-M. berufen.
Schurig, SchAC., als provis. Oberlehrer an der mit dem Gymnasium zu Plauen verbundenen Realschule angestellt.
Steinhart, Dr., ord. Lehrer am Gymnasium zu Salzwedel, zum Oberlehrer befördert.
Uhle, Dr., SchAC., als Lehrer und Inspector des Alumneums der Kreuzschule zu Dresden angestellt.
Weyhe, SchAC., als ord. Lehrer am Gymnasium zu Halberstadt angestellt.
Wolterstorff, Dr., ord. Lehrer am Gymnasium zu Halberstadt, zum Oberlehrer befördert.

Jubiläen.

Am 23 Mai begieng die Landesschule zu Pforta das 325jährige Stiftungsfest der Anstalt.

In Ruhestand getreten:

Schirlitz, Dr., Director des Gymnasiums zu Nordhausen (vgl. S. 319 ff.).
Stüve, Dr., Director des Rathsgymnasiums zu Osnabrück.

Gestorben:

Abegg, Dr. Friedrich Julius Heinrich, ord. Professor der Universität Breslau, geh. Justizrath usw., starb am 29 Mai daselbst im 72n Lebensjahre. (Hervorragender Vertreter der deutschen Strafrechtswissenschaft.)
Bartelmann, Dr., Director des Gymnasiums zu Kiel.
Kaumann, Dr., Professor, Director der Realschule zu Görlitz.
Nauke, Dr., ord. Lehrer am kath. Gymnasium zu Glogau.
Pfeiffer, Dr. Franz, Professor in Wien, bekannter verdienstvoller Germanist, starb am 29 Mai in Folge eines Schlagflusses. (P. war geb. 1815.)
Pletzer, Dr. Friedrich, Gymnasiallehrer in Bremen, erlag am 9 Juni einem jahrelangen Siechtum. (P. war Redacteur des Bremer Sonntagsblattes und wandte seine Thätigkeit vornehmlich der ästhet. Kritik zu.)
Schaller, Dr. Julius, Professor der Philosophie an der Universität Halle, starb nach langem Leiden am 21 Juni zu Karlsfeld bei Halle. (S. war 1810 geboren und zuletzt besonders auf psycholog. Gebiete thätig.)
Schottky, Dr., Oberlehrer an der Realschule am Zwinger zu Breslau.
Wichert, Professor, Oberlehrer am Gymnasium zu Conitz.
te Winkel, Dr., Mitglied der Amsterdamer Akademie der Wissenschaften, starb zu Leyden am 24 April, 58 Jahre alt. (Bedeutender Forscher auf dem Gebiete der niederländischen Sprachkunde.)

ZWEITE ABTEILUNG
FÜR GYMNASIALPÄDAGOGIK UND DIE ÜBRIGEN LEHRFÄCHER

MIT AUSSCHLUSS DER CLASSISCHEN PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. HERMANN MASIUS.

33.

ÜBER DEN UNTERRICHT IN PHILOSOPHIE (PHILOSOPHISCHE PROPÄDEUTIK) AUF GYMNASIEN.*)

Vor Kurzem hat Gymnasiallehrer Dr. Altenburg in Schweidnitz einen sehr lesenswerthen Aufsatz zu Gunsten des Fortbestehens philosophischen Unterrichts auf Gymnasien in diesen Blättern[1]) vorgelegt. Der Unterzeichnete wird durch die lebhafte Teilnahme, die er für Philosophie und für Verbreitung philosophischen Denkens überhaupt und für philosophische Bildung auf höheren Schulen insbesondere in sich fühlt, veranlaszt, auch sein Wort in einer Frage mit abzugeben, die in neuester Zeit zu einer Tagesfrage auf dem Gebiete des Gymnasialunterrichts geworden ist.

Dasz von einigen Seiten der Vorschlag hat gemacht werden können, es solle auf Gymnasien, den Pflanzstätten humanistischer Bildung nicht blosz im engeren, sondern auch im weiteren Sinne seit langer Zeit, fernerhin jede besondere Einführung in Philosophie, alle philosophische Propädeutik gänzlich wegfallen, das hängt wol hauptsächlich damit zusammen, dasz die neuere Zeit aus mancherlei — nicht durchaus stichhaltigen — Gründen dem Studium philosophischer Wissenschaften überhaupt mehr abhold sich zeigt, ja dasz sie philosophische Bestrebungen als etwas Unnützes, Vergebliches gern ohne Weiteres bei Seite drängt.

---

*) Die folgende Abhandlung liegt auch, unter demselben Titel, in einem besonderen Abdrucke vor, Sr. Hochwürden dem Herrn Geheimen Kirchen- und Schulrath Dr. theol. Robert Otto Gilbert ehrerbietigst gewidmet.

1) Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, Jahrg. 1867, Bd. 96, S. 604—613: 'Zum philosophischen Unterricht auf Gymnasien.'

Sie befindet sich in dem Bereiche abstracteren Denkens und der Betrachtung reingeistiger Dinge nicht recht wohl und wendet sich mit aller Kraft einem vorzugsweise auf das Concrete und äuszerlich Gegebene gerichteten Studium zu; ihre Tendenzen sind vorherschend realistische. Bemühungen nach dieser Seite hin finden die reichste Anerkennung. Dasz es vor 60—70 Jahren z. B. noch vorkommen konnte, dasz Fichte's Schüler, aus dem Hörsaale kommend, auf der Straszе noch verweilten in mit ganzer Seele geführtem Gespräche über 'Ich' und 'Nicht-Ich', das können Viele jetzt nicht mehr recht sich denken; sie meinen, ganz andere, wesenhaftere Erkenntnisse gewonnen zu haben und anzustreben, Anschauungen und Begriffe, die nicht im Reiche schattenartiger Gedanken wohnen, sondern mit dem wirklichen, frischen Leben in unmittelbarer Verbindung stehen.

Wer wollte so verblendet sein, nicht anzuerkennen, dasz die Neuzeit auf dem Gebiete vieler Wissenschaften Ungeheures geleistet hat, dasz sie es geleistet hat dadurch, dasz sie allerdings zum Teil die Methoden wissenschaftlicher Arbeit aufgab, die früher die Geister gefangen hielten in einem engen Kreise mehr allgemeiner Gedanken, welche fern waren und fern blieben einer Beachtung und Heranziehung des Einzelnen, in dem schlieszlich alles Sein und Leben ja doch besteht. Und doch, wie man früher zum Teil in einseitiger Weise dachte und wissenschaftlich thätig war, so wird auch die jetzige Zeit von einer Vorliebe für einseitige Geistesrichtung nicht frei zu sprechen sein, sie wird nicht frei davon zu sprechen sein, dasz sie dieser einseitigen Richtung Gedanken und Gedankenkreise willig zum Opfer bringt, die gewis noch Anspruch auf Beachtung, ja auf rechte Beachtung erheben dürfen.

Wenn wir von der Theologie, der Wissenschaft von Gott und göttlichen Dingen, hier absehen, da sie eine besondere Stellung unwillkürlich in Anspruch nimmt, so wird wol gesagt werden können, dasz alle übrige, menschliche Wissenschaft teils auf dem Gebiete äuszerer, teils auf dem innerer Erfahrung, teils in einer mitten inne liegenden Region, in der äuszere und innere Erfahrung zusammentreffen, sich bewegt. Geographie, Naturwissenschaft z. B., ja auch Mathematik haben es wesentlich mit Gegenständen äuszerer Erfahrung zu thun. Die Sprachwissenschaft dagegen behandelt einen Stoff, der zunächst äuszerlich gegeben ist, aber fortwährend als Ausdruck inneren, geistigen Lebens erscheint (abgesehen noch davon, dasz Sprachstudien immer mit allerlei Gedankendarstellungen in Berührung bringen werden, aus denen reiche geistige Nahrung gezogen werden kann). Auch Geschichte (in der gewöhnlichen Bedeutung) musz als eine Wissenschaft dieser zweiten Art angesehen werden. Psychologie, Logik endlich sind ganz der inneren, geistigen Erfahrung in ihrer Betrachtung zugewendet; nicht Erscheinungen äuszeren, sondern lediglich Thatsachen inneren Lebens werden hier Gegenstand der Erkenntnis.[2])

2) Es bedarf wol nicht erst der besonderen Bemerkung, dasz es dem Verfasser dieses Aufsatzes ganz fern liegt, mit dieser und den

In anderer Weise wieder angesehen teilen sich die Wissenschaften in solche, welche einen allgemeineren Gedankeninhalt haben, und in solche, welche vorzugsweise das Concrete, ich möchte sagen: das Individuelle, in das Auge fassen und in seinem Wesen festzustellen suchen. Zu den letzteren gehören, ihrer wesentlichen Aufgabe nach, die verschiedenen Zweige der Geschichte, der Naturwissenschaft. Als eine besondere Vertreterin der ersteren wird die 'Metaphysik' angesehen werden müssen, da sie in der That nur allgemeine Erkenntnisse, die verschiedenen Gebieten des Wissens als Grundlage dienen sollen, erstrebt; auch die reine, nicht angewandte Mathematik ist eine Wissenschaft allgemeineren Gehaltes.

Endlich können, nach einer dritten Betrachtungsweise, die Wissenschaften geschieden werden in solche, die zunächst und vorzugsweise rein theoretische sind, und in solche, welche von Haus aus zugleich eine praktische Bedeutung haben, also nicht blosz Erkenntnisse als Erkenntnisse gewinnen wollen. Natürlich kann hier, wie das bei allen solchen Teilungen der Fall ist, eine scharfe, bestimmte Scheidelinie nicht gezogen werden. Es wird aber wol Jeder zugeben, dasz Naturwissenschaft, Psychologie z. B. vor Allem überhaupt Erkenntnisse gewinnen und darbieten wollen, während Ethik, Logik, Harmonienlehre (der sogenannte Generalbasz) von Anfang an hinarbeiten auf eine Feststellung von Anschauungen und Lehren, die für irgend ein Thun maszgebend sein sollen.

Wenden wir die jetzt vorgeführten Anschauungen an in einer Betrachtung des mannigfachen wissenschaftlichen Stoffes, der in dem Kreise vorliegt, den man herkömmlich als den Kreis philosophischer Wissenschaften sich denkt, indem wir uns erinnern, dasz Logik, Metaphysik, Ethik und Aesthetik und, im besonderen Anschlusse an Metaphysik, Naturphilosophie, Psychologie und Religionsphilosophie in jenem Kreise philosophischer Wissenschaften beschlossen zu werden pflegen: so ist nicht zu leugnen, dasz in jenen Haupteilungen der 'Wissenschaft' die einzelnen Zweige der Philosophie niemals éiner Kategorie angehören, dasz sie erscheinen als teils auf innere, teils auf äuszere Erfahrung sich stützend, dasz sie teils allgemeinen, teils specielleren Inhalts sind, dasz sie teils rein theoretische, teils praktische Bedeutung haben (eine Erscheinung, die übrigens in anderen Wissenschaftskreisen, wie sie geschichtlich sich gestaltet haben, in ähnlicher Weise sich wiederholt). Aber Das darf auch dem eben Gesagten gegenüber behauptet werden, dasz jede philosophische Wissenschaft entweder einen mehr abstracten Gedankengehalt in sich birgt, oder dasz sie mit ihrer Arbeit auf Inneres, rein Geistiges sich wendet. Hierin liegt der Schwerpunct der Bedeutung philosophischer Studien.

---

folgenden Einteilungen der Wissenschaft Etwas sagen zu wollen, was zugleich den Werth, den Rang der einzelnen Wissenschaften bestimmt. Nach seiner Meinung ist jede wahre Wissenschaft als solche jeder andern ebenbürtig.

Schreiber dieser Zeilen ist durchdrungen von Achtung vor jeder wissenschaftlichen Thätigkeit und jeder wissenschaftlichen Richtung; er weisz oder ahnt, dasz sie alle für ein höheres Geistesleben ihren groszen Werth haben. Hat er aber so nicht ein Recht dazu, auf die, von manchen Seiten wenigstens, verkannte Bedeutung éines Zweiges der Wissenschaft hinzuweisen? Und so wiederholt er: Der Schwerpunct der Bedeutung philosophischer Studien liegt darin, dasz die philosophischen Wissenschaften entweder mit einem **mehr abstracten Gedankengehalt** ausgestattet sind, oder dasz sie ihre Betrachtung dem **inneren, geistigen Leben** zuwenden. Beides hat und sollte haben und behalten eine hohe Bedeutung, besonders den realistischen Bestrebungen der Zeit gegenüber.

Wahre innere Bildung, nach der der Mensch streben soll, gründet sich auf das Vorhandensein einer doppelten Geistesarbeit. Das Eine, was gewis alle Geistescultur bedingt, ist, dasz Leben und Sein, wie sie uns umgeben, und unser Verhältnis zu denselben mehr und mehr im Einzelnen erkannt werden. Jedes tiefere Eindringen der Wissenschaften in all den Einzelstoff, der ihnen vorliegt, wie es in neuerer Zeit so gründlich und in so gediegener Weise sich zeigt, ist anerkennenswerth und mit Freuden zu begrüszen; es hat auch, auf einem oder mehreren Gebieten des Wissens verfolgt, einen groszen Werth für allgemeine Bildung, wenn es sonst nicht über alles Masz hinaus in das Specielle sich verliert. Daneben macht sich aber auch für Geist und Herz des innerlich höher Strebenden die Forderung geltend, aus all dem Einzelnen — das ja auch von dem Einzelnen schon lange nicht mehr, selbst auf beschränkten Gebieten des Wissens nicht, überschaut werden kann — aufzusteigen zu allgemeineren Gedanken und Betrachtungen, die teils einer weisen, ernsten, würdigen Anschauung des menschlichen Lebens zu Grunde liegen, teils auch immer und immer wieder der wissenschaftlichen Thätigkeit im Einzelnen Halt und Einheit geben werden. Diese Forderung ist es, der zu allen Zeiten und in allen Lebenskreisen die grösten Geister Beachtung geschenkt haben, ja ihrem ganzen Denken und Fühlen nach schenken musten, und es wird Niemand ohne Weiteres leugnen können, dasz, auf tieferes Denken vieler ausgezeichneter Männer sich stützend und aus ihm erwachsen, und in maszvoller, verständiger, geistig gesunder Weise ausgebildet, gewisse Zweige der Philosophie, wie Ethik, Aesthetik, Metaphysik, Religionsphilosophie, neben den Offenbarungen der Religion, neben dem in der Lectüre zu gewinnenden Inhalte der Schätze classischer Nationallitteraturen und neben den Lehren, die die Geschichte uns predigt, es vorzugsweise vermögen, unsern Geist mit einem ernsten, gediegenen Gedankenstoffe zu erfüllen, der auch mancherlei Wirkungen auf das religiöse, sittliche, politische Leben der Menschen innere Kraft und Fruchtbarkeit zu geben vermag. Sollen nun wissenschaftliche Gebiete der Art, wie wir sie jetzt vor Augen haben, durch die Anschauungen der Gegenwart wirklich mehr und mehr dem Menschen, insbesondere dem Jünger der Wissenschaft, verschlossen

werden? Und das in einer Zeit, in der das Concrete in der Wissenschaft fast über die rechte Grenze hinaus seine Herschaft ausdehnt, in der selbst die Wissenschaften, die allgemeineren, geistigeren Gedanken und Ideen nahe stehen, wie die Sprachwissenschaft z. B., mehr und mehr mit Vorliebe eine Richtung auf speciellstes Erkennen einer überreichen Fülle von äuszerlich Gegebenem einlenken? Ich sollte meinen, man könnte bei Pflege der Wissenschaft das Eine, das Verfolgen der Wissenschaft in die speciellsten, besondersten Verhältnisse hinein, so weit es den denkenden Geist zu befriedigen vermag, mit Freuden im Auge behalten, brauchte aber darum das Andere, ein Studium philosophischer Lehren allgemeineren Inhalts, nicht zu lassen.

Aber noch Eins, was oben schon angedeutet, ist besonders zu beachten. Manche Zweige der Philosophie haben zur Aufgabe, insbesondere die Natur und die Bedeutung des geistigen Lebens des Menschen zum Gegenstande ihrer Forschung einerseits, der von ihnen ausgehenden Belehrung andererseits zu machen. Es ist das Etwas, was, namentlich für die Zwecke allgemeiner Bildung, nicht übersehen oder unterschätzt werden darf. Ohne irgendwie zu verkennen, dasz Philologie und Geschichte und andere Wissenschaften einen reichen Beitrag zu liefern vermögen zu Erkenntnis des geistigen Lebens der Menschheit, müssen wir doch sagen, dasz diese Wissenschaften in dieser Hinsicht doch nur mehr indirect und in mehr allgemeiner Weise thätig sind; ganz und gar direct und unmittelbar und in das Besondere eingehend arbeiten Psychologie und Logik an der Aufgabe, die Werkstätte inneren, geistigen Lebens und Schaffens unseren Blicken blosz zu legen. In beiden Wissenschaften ist Bedeutendes geleistet worden, und sie vermögen den, der mit einiger Liebe sie studiert, mit manchen klaren, festen Anschauungen auszustatten über Sein und Eigentümlichkeit des Teiles unseres Wesens, der ja von Vielen noch als der edelste und der ewig dauernde angesehen wird.[3]) Dasz aber ein Studium unseres Geistes, unseres inneren Seins und Lebens gerade der Jetztzeit heilsam ist, kann wol kaum abgeleugnet werden. Die schon mehrfach genannte realistische Richtung der Neuzeit wendet sich besonders gern auf die Dinge und Erscheinungen äuszeren Seins und Lebens, ja es ist, wie ebenfalls schon erwähnt, eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Thatsachen und Erscheinungen innerer Erfahrung, inneren Lebens bei Vielen wenigstens, die wissenschaftlich thätig sind, unverkennbar. Daher auch bei Manchen in neuerer Zeit die Neigung, sich materialistischen Anschauungen hinzugeben. 'Der Hang zum Materialismus', schrieb vor mehreren Jahren der Geh. Hofrath Professor Dr. Drobisch in Leipzig dem Verfasser dieser Zeilen, 'liegt in der Ueberschätzung der äuszeren

---

3) Es mag vergönnt sein, über den Unterschied, der zwischen Logik und Psychologie allerdings noch besteht, hier wegzusehen. Auf die innere Natur und Weise geistigen Lebens (speciell des Denkens) weist neben der Psychologie die Logik jedenfalls auch in aller Art hin, wenn sie auch die besondere Aufgabe hat, durch ihre Sätze und Lehren unser Denken zu regulieren.

Erfahrung im Vergleich mit der inneren und dem Mistrauen gegen das Denken, sobald es nur einigermaszen über die (äuszere) Erfahrung hinausgeht.' Hier kann, neben und mit einem herzlichen Festhalten an den Lehren der Religion, ein kräftiges Gegengewicht nur abgeben das Studium der vorhin genannten philosophischen Doctrinen. Als vor einigen Jahren (in der Abhandlung des Programms des Zwickauer Gymnasiums v. J. 1855) sich der Verfasser dieses Aufsatzes den Bestrebungen anschlosz, den Materialismus zu bekämpfen, muste er bei der Lectüre materialistischer Schriften mehrfach die Bemerkung machen, dasz den Verfassern derselben eine einigermaszen philosophische Erkenntnis des Wesens des seelischen Lebens in uns mehr oder minder fern stand, ja dasz bisweilen recht einfache Lehren und begriffliche Unterscheidungen empirischer Psychologie gänzlich ungekannt schienen; und er kam zu der Vermutung, dasz vielleicht Der oder Jener gar nicht zu materialistischen Vorstellungen gelangt wäre, wenn er bei seinen wissenschaftlichen Bemühungen auch ein wenig gründlicher Logik und Psychologie kennen gelernt hätte. Ja, man kann überhaupt wol behaupten, dasz Niemand mehr den Lehren des Materialismus zugänglich ist, als Derjenige, dem niemals nahe gelegt worden ist, über sein inneres Sein nachzudenken; er, der hier zu keinen nur einigermaszen festen, bestimmten Anschauungen gekommen ist, er wird, gänzlich im Unklaren über Das, was er eigentlich aufgibt, am leichtesten den Glauben an eine Seelenexistenz in seinem Innern über Bord werfen. Wer dagegen, geleitet von maszvoller philosophischer Wissenschaft, oft und gern über die Erscheinungen des inneren Lebens nachgedacht, ihre wunderbaren Weisen, ihre Zusammenhänge einigermaszen in sich geschaut hat, der wird, selbst wenn ihm Zweifel kommen, kaum jemals ein eigentlicher Materialist werden können, wenn seine philosophische Erkenntnis ihn auch vielleicht nicht zu dem sicheren Glauben an eine besondere Seelenexistenz erheben sollte — was sie sonst bei gründlicher Gestaltung und Ausbildung wirklich zu thun im Stande ist.

Es dürfte so wol nachgewiesen sein, wie gerade in der jetzigen Zeit das Studium namentlich mancher philosophischer Doctrinen **der höchsten Beachtung werth** ist für Alle, die nicht einseitige, sondern gründliche und gediegene wissenschaftliche Bildung sich aneignen wollen, wie gerade in der jetzigen Zeit es sehr wünschenswerth ist, dasz neben fröhlich blühender Wissenschaft mit reicher Fülle concreten, zu einem guten Teile mehr äuszerlichen Stoffes auch der Philosophie, besonders in manchen ihrer Zweige, ihr Recht gewahrt bleibe.

Eine andere Frage ist nun freilich, ob philosophischer Unterricht schon auf dem Gymnasium eine Stätte finden dürfe.

Dasz die ganze eigentümliche Weise der Menschenbildung, wie sie auf dem Gymnasium, nach fast allgemeiner Anschauung, in anzuerkennender Gestalt wenigstens begonnen wird, wie sie auf der Universität ihre Fortsetzung und ihren Abschlusz findet, die Weise jener allgemei-

nen, gründlich wissenschaftlichen Bildung des Geistes, die Anfangs in keiner Art beengt wird durch Hinstreben auf ein bestimmtes Ziel, einen bestimmten, besonderen Beruf und auch dann, wenn sie einem solchen Ziele sich zuzuwenden hat, immer doch eine wahrhaft wissenschaftliche bleiben soll — dasz diese Weise der Menschenbildung überhaupt **philosophische Studien nicht ausschlieszt,** sondern **eigentlich fordert,** dasz sie eigentlich notwendig bedingt, dasz neben den in so vieler Hinsicht für den Geist so auszerordentlich segensreichen und fruchtbaren Sprachstudien, die schon lange volle Würdigung und Anerkennung gefunden haben, neben Mathematik, die die Denkkraft vorzüglich schärft, neben anderen Richtungen auf Erkenntnis der verschiedensten Art auch Philosophie, auf kleinem Raume wenigstens, Platz finde: das ist Etwas, was Niemand bestreiten wird, auch Niemand wol eigentlich bestritten hat. Es wird das namentlich dann nicht zu bestreiten sein, wenn der philosophische Unterricht sich vorzugsweise erstreckt auf jene Doctrinen, die die **Natur** und das **Wesen des geistigen Lebens** kennen zu lehren versuchen, und so gewissermaszen auch nur systematisch ergänzt und vollendet, was sonst überall schon vorbereitet ist. Es kommt hinzu, dasz gewisse Richtungen der Bildung in dem Kreise, der uns vor Augen steht, eine philosophische Grundlage in ganz besonderer Weise fordern. Kann Jemand in gediegener, gründlicher Art in der nicht leichten Kunst, seine Gedanken sprachlich darzustellen, unterwiesen werden, wenn er nicht vertraut gemacht wird mit den Gesetzen des Denkens, des richtigen, strengen Denkens? Kann er bei der Lectüre classischer Schriften den Reichtum ihm entgegenquellender Gedanken mit tieferem und feinerem Verständnis erfassen lernen, wenn er nicht einigermaszen gründlich angewiesen wird, die Natur und das Walten des Menschengeistes in seinem Inneren zu verstehen? — Dasz also philosophische Studien überhaupt in dem Bildungskreise, den wir hier uns denken, ihre Stätte haben, kann und wird wol Niemand bezweifeln.

Gegen den Unterricht in Philosophie auf **Gymnasien** selbst nun hat man im Wesentlichen wol auch nur zwei Bedenken, wenn überhaupt solche geltend gemacht werden. Einmal nemlich meint man, auch die reiferen Schüler, die Schüler der Prima, seien doch noch nicht reif genug für diese Art Unterricht, und es müsse auch für die Universität Etwas aufgehoben werden. Gegen das Letztere zunächst läszt sich aber sagen, dasz für die Universität ja überhaupt noch gar Viel aufgehoben bleibe, zumal bei Solchen, die der Theologie, der Jurisprudenz oder der Medicin sich widmen und so zum Teil geradezu auf neuen Boden verpflanzt werden, aber sicherlich und gewis auch bei Denen, die mit ihren Studien irgendwie der philosophischen Facultät zuzuzählen sein werden. Und, bei verständiger Anschauung der Sache, soll auch dem philosophischen Studium auf der Universität noch sehr Vieles vorbehalten werden. Es soll der Unterricht in Philosophie auf Gymnasien ja eben nur ein vorbereitender, ich möchte sagen: ein hungrig machender, ein dem jungen Manne den rechten Standpunct gebender, eine blosze Propädeu-

[illegible] aus verschiedenen Gründen nicht [illegible] wenn philoso-[illegible] zu kommen und Werth haben [illegible] Universitätsprofessoren wer-[illegible] können, wenn der junge [illegible] mit einem gewissen Verständnisse [illegible] wenn vor Allem ein [illegible] vom Gymnasium in ihm [illegible] betreten, wüste [illegible] geistvolle, [illegible] mit ähnlichem Interesse und [illegible] Verständnis gehört wer-[illegible] plötzlich, die rechte [illegible] — [illegible] Beweis dafür, dasz [illegible] einigermaszen gründlichen [illegible] Propä-[illegible] Unter-[illegible] mittelmäsziger Weise die Vorbildung für die Hoch-[illegible] bis zu [illegible] verständig und mit [illegible] Unterrichte dieser [illegible] des Lebens. [illegible] besonderer Weise Gutes [illegible] Die Erfahrungen [illegible] Auch für [illegible] zu einer [illegible] leicht zu inter-essieren [illegible] verhältnismäszig nicht [illegible] in den Anfangsgründen ph.-

4 [illegible] Proscho-[illegible] Vorschule der [illegible] zweiten Auf-[illegible] Proscho-[illegible] Hör-[illegible] Zöglinge [illegible] Lehrer zuschnitt [illegible]

5 Herbart in der Vorrede zum 'Lehrbuche zur Psychologie' 1816 (Vgl. Sämtliche Werke herausgegeben von Hartenstein. Bd. 5, S. 3 f.) erklärt: 'Ehemals konnte man in akademischen Vorlesungen mit einiger Sicherheit voraussetzen, die Zuhörer seien auf den Schu-len mit empirischer Psychologie und Logik vorläufig bekannt gemacht; und bei den Fortschritten des philosophischen Denkens in neuerer Zeit, da die mündlichen Vorträge nicht leichter, sondern schwerer ausfallen mussen, sollte die Universität nicht eine schlechtere, son-dern eine bessere Unterstützung durch die Gymnasien erhalten. Ma-thematik und Sprachen können Vielen, aber nicht Alles leisten usw. Jedes Studium läuft Gefahr, in Verfall zu gerathen, dem die nötige Vorbereitung zur rechten Zeit im öffentlichen Unterrichte entzogen wird.'

losophischen Denkens. Auch wird seine Arbeit wesentlich gefördert werden durch die Form des Schulunterrichts. Ihm ist ja noch möglich, was auf der Universität in der Regel nicht geschehen kann, in der Frage, dem Fordern von Antwort, den Geist der Schüler heranzunötigen zu einem Verständnis dessen, was nicht leicht zu begreifen ist und sonst vielleicht noch lange dunkel bleiben würde. Der Einwand also, die letzten Jahre des Gymnasialunterrichts seien noch nicht die passende Zeit für diese Art geistiger Bildung, ist sicher ein nichtiger. Auch kann hier noch wiederholt werden, was oben schon an anderer Stelle gesagt worden ist: Es ist für ein gewisses Wirken besonders auch der Schule, namentlich für die Unterweisung in der Kunst der sprachlichen Gedankendarstellung und für eine rechte, tüchtige Befähigung zum Lesen und Verstehen classischer Schriften, philosophische Propädeutik geradezu unumgänglich nötig.

Man hat denn auch schon seit längerer Zeit von Seiten vieler Gelehrten und Schulmänner und von Seiten mehrerer Unterrichtsbehörden eine philosophische Propädeutik auf Gymnasien unbedenklich empfohlen und eingeführt, wenn auch die Methode des Unterrichts nicht überall in ganz derselben Weise sich gestalten wollte. 'Der philosophische Unterricht', so sagt Trendelenburg ('Erläuterungen zu den Elementen der Aristotelischen Logik', Vorwort zur ersten Auflage, S. I), 'ist in den gelehrten Schulen so alt, wie sie selbst sind.' Luther (in seinem 'Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstentum Sachsen') und Melanchthon (in der Dedication s. Erotemata dialectices) fordern den Unterricht in der Dialektik. Auch späterhin 'waren die bedeutendsten Philologen und Schulmänner, wie Facciolati, Geszner, Ernesti, Wyttenbach, für den in die Philosophie einleitenden Unterricht thätig' (Trendelenburg a. a. O., S. II). Herbart, in einem Briefe an den Schulrath Clemens in Gumbinnen aus dem Jahre 1821 ('Kleine Schriften', herausg. v. Hartenstein, Bd. III, S. 98) verlangt ein nicht unbedeutendes Masz philosophischen Unterrichts auf Gymnasien: Logik soll vierstündig ein Quartal in Secunda, mit Erweiterung in Prima, empirische Psychologie vierstündig ein Semester hindurch in Prima gelehrt werden; dazu sind 16—20 Stunden zu verwenden zu einer Geschichte der Philosophie. Das Regulativ für die Gelehrtenschulen im Königreich Sachsen vom 27 December 1846 nannte die Propädeutik der Philosophie als Unterrichtsgegenstand und bestimmte für sie in der anderthalbjährigen Prima wöchentlich 1 Stunde — gewis nicht ohne Segen für die Geistesbildung der Schüler. (An einigen sächsischen Schulen war bis jetzt selbst eine Prüfung der Abiturienten in den Anfängen der Philosophie üblich.) Im Königreich Preuszen, nach mancherlei Schwankung der Anschauungen, kommt ein Ministerialrescript vom 13 December 1862 über den deutschen Unterricht auf Gymnasien zu den Sätzen: 'Eine so viel wie möglich auf heuristischem Wege vermittelte psychologische Belehrung über die Vermögen der menschlichen Seele und ihre auf das Denken und Erkennen gerichtete Thätigkeit, propä-

deutische Uebungen zur Entwickelung des Denkvermögens, Einführung in die Methode des wissenschaftlichen Erkennens und vornehmlich die Anregung des philosophischen Interesses gehören zu den wichtigsten Aufgaben der obersten Gymnasialclassen. Der gesamte wissenschaftliche Unterricht in denselben, besonders ein rationeller Sprachunterricht und alle mathematische Wissenschaft, enthält zwar an sich auch eine philosophische Propädeutik, und die eigenen Productionen der Schüler geben immer auf's Neue Gelegenheit, auf die Notwendigkeit logischer Consequenz der Gedanken und der dadurch bedingten Ordnung der Darstellung aufmerksam zu machen; aber es ist unerläszlich, dasz die den Objecten immanenten und alle Wissenschaften verbindenden logischen Gesetze auch für sich selbst den Schülern verständlich und geläufig werden.' (Es soll auch nach dem genannten Rescripte in den Abiturientenzeugnissen dem Urteile über das im Deutschen Erreichte noch eine Bemerkung darüber hinzugefügt werden, ob der Abiturient mit den Elementen der Psychologie und der Logik sicher bekannt sei. — Geh. Oberregierungsrath Dr. Wiese in Berlin hatte übrigens schon 1850 in dem Aufsatze: 'Die philosophische Propädeutik in dem neuen oesterreichischen Schulplane' [in Mützell's Zeitschrift für das Gymnasialwesen, Märzheft, S. 211 ff.] die philosophische Propädeutik als unentbehrlich bezeichnet, möchte man nun die Gymnasialbildung als eine relativ abgeschlossene oder möchte man sie als Vorbereitung zur Universität ansehen.) Eine besondere Lehrstunde ist freilich dem philosophischen Unterrichte auf den preuszischen Gymnasien nicht eingeräumt, sondern es ist derselbe mit dem deutschen Unterrichte verbunden.[6]) Einer besonders günstigen Stellung hat sich die philosophische Propädeutik — namentlich durch den Einflusz, den Professor Dr. H. Bonitz, früher bekanntlich in Wien, in Oesterreich auf die Organisation höheren Unterrichts geübt — auf den österreichischen Gymnasien zu erfreuen: nach den neuesten Bestimmungen (aus den Jahren 1855 und 56) sind dort diesem Lehrfache wöchentlich 2 Stunden in der 7n und 8n Classe (mit je einjährigem Cursus) zugestanden, und es zeigt sich viel Regsamkeit für Ausbildung dieses Unterrichtszweiges (vgl. die hier einschlagenden Leistungen von Robert Zimmermann ['Philosophische Propädeutik', 3e Aufl. Wien 1867 — mehrfach in fremde Sprachen übersetzt], Math. Amos Drbal ['Lehrbuch der propädeutischen Logik', Wien 1865, und 'Empirische Psychologie', das. 1868] u. A.). Ueberhaupt gibt es, gegenüber Solchen,

---

6) Bei B. G. Teubner in Leipzig wird — das sei hier beiläufig bemerkt — in der nächsten Zeit ein Compendium der Psychologie mit Einschlusz der Logik für Gymnasien und Realschulen erster Ordnung von J. A. Wentzke, Gymnasialoberlehrer zu Culm, erscheinen, das ein Schulbuch sein soll, das im Wesentlichen den leitenden Grundsätzen des oben genannten K. Preusz. Ministerialerlasses, die Regelung psychologischen und logischen Unterrichts betreffend, entspricht und dessen Unterrichtsstoff bei wöchentlich 1 Lehrstunde bequem bewältigt werden kann.

welche den philosophischen Unterricht lieber von den Schulen verdrängen möchten, in verschiedenen Ländern auch in der neuesten Zeit immer noch Viele, die sich entschieden für die Bedeutsamkeit der philosophischen Propädeutik für den Gymnasialunterricht aussprechen. H. Kern in der 'Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens' von K. A. Schmid (Bd. 6, S. 22—54, Artikel: 'Philosophische Propädeutik') erklärt: 'Gymnasium und Realschule haben durch ihren Unterricht auf der obersten Stufe mehr und mehr einen philosophischen Geist zu erregen; das Gymnasium hat insonderheit die Pflicht, seine Schüler auf das Universitätsstudium der Philosophie als Wissenschaft vorzubereiten.' Auch Gymnasialdirector H. Brock in Celle spricht sich in einem Aufsatze: 'Die philosophische Propädeutik auf Gymnasien' (in der 'Zeitschrift für exacte Philosophie' von Allihn und Ziller, Bd. VI, S. 285—312) für eine möglichste Einbürgerung philosophischen Unterrichts auf Gymnasien aus. Und, um endlich einen Mann zu nennen, dem der Verfasser dieser Zeilen in seinem Berufsleben nahe steht, auch Gymnasialdirector Prof. Dr. Ilberg hier in Zwickau — durch seine Wirksamkeit an dem hiesigen Gymnasium in Sachsen hinlänglich bekannt — hegt, mit ganzer Seele der Philologie ergeben, aber doch auch mit scharfem, sicherem Urteile die Bedeutung anderer Wissenschaften für höheren Unterricht wohl erkennend, die feste Ueberzeugung, dasz die Beibehaltung des propädeutischen Unterrichts in Philosophie entschieden im Interesse der Gymnasialbildung liege, und hat dies auch bei besonderer Gelegenheit an maszgebender Stelle ausgesprochen.[7])

Der eine Einwand also gegen philosophischen Unterricht auf Gymnasien, es seien auch die höheren Classen dieser Anstalten noch nicht die Stellen, an denen ein solcher Unterricht fruchtbar und nützlich werden könne, ist gewis als ein wenig stichhaltiger anzusehen.

Ein zweiter Einwand gegen Festhaltung und weitere Ausbildung philosophischen Unterrichts auf Gymnasien ist wol noch, dasz es im Ganzen wenig Lehrer mit rechter Befähigung zu Erteilung dieses Unterrichts geben werde. Es ist allerdings richtig, dasz dieser Unterricht nicht schlecht und mangelhaft gegeben werden darf, wenn er die Seelen der Schüler gewinnen soll. Aber gilt das nicht auch von jeder anderen Art des Unterrichts?! Und würden gewisse Lehrfächer ohne Weiteres fallen dürfen, wenn einmal aus irgend welchen Gründen eine Zeit käme, in welcher recht tüchtige Lehrer für dieselben augenblicklich nicht zu finden wären?! Ich kann mir auch gar nicht denken, dasz in den meist

7) Vgl. zu dem hier Vorgeführten Ad. Trendelenburg: Erläuterungen zu den Elementen der Aristotel. Logik. 2e Aufl. 1861. 'Vorwort zur ersten Auflage'; ferner den oben genannten Artikel 'Philosoph. Propädeutik' von H. Kern in Schmids Encyklopädie, und den ebenfalls schon erwähnten Aufsatz Brocks: 'Die philos. Propädeutik auf Gymnasien' in der Zeitschrift für exacte Philosophie.

nicht schwach besetzten Lehrercollegien der deutschen Gymnasien, in denen Philologen, Mathematiker, Theologen usw. sich finden, also Männer verschiedener Wissenschaft, die sich mehr oder minder mit Philosophie berührt — dasz da nicht wenigstens immer éin Lehrer vorhanden sein sollte, der mit Liebe und Geschick die Anfänge philosophischer Wissenschaft zu lehren vermöchte. Auch wird ja in den Staatsvorschriften für die Examina für Candidaten des höheren Schulamtes wol überall, wo dieselben bestehen, in gewissen Ausdehnungen ein Vertrautsein mit Philosophie gefordert. In Sachsen ist das (und zwar für alle 3 Abteilungen des höheren Schulamts) ganz entschieden der Fall. Auch das preuszische Prüfungsreglement für die Candidaten des höheren Schulamts vom 28 April 1831 verlangt von jedem Candidaten 'Kenntnis der Logik, der Psychologie und der Geschichte der Philosophie'; und von denen, welche künftig die philosophischen Vorbereitungsstudien auf Gymnasien selbst leiten wollen, fordert jenes Reglement, 'dasz sie auch den Inhalt der Logik und Metaphysik und der Psychologie wissenschaftlich entwickeln können und mit einer allgemeinen Kenntnis der Geschichte der Philosophie und der verschiedenen philosophischen Systeme nach ihren charakteristischen Eigentümlichkeiten eine genauere Bekanntschaft mit den Gestaltungen verbinden, welche die Philosophie durch und seit Kant erfahren hat'. Kann eigentlich solchen Forderungen und Vorschriften gegenüber der Satz ausgesprochen werden, der oben als zweiter wesentlicher Einwand gegen philosophische Propädeutik auf Gymnasien bezeichnet worden ist, der Satz, es würden nur wenig Gymnasiallehrer fähig sein, einen fruchtbringenden Unterricht zu erteilen? Und sollte es so sein — was ich, wie gesagt, nicht glauben mag — sollte da nicht irgendwie auf eine gröszere Befähigung der Lehrkräfte hingewirkt werden können? Dasz das eine nicht unberechtigte Forderung sein würde, wird wol unangefochten behauptet werden können. 'Nach unserer Ansicht', so ist in dem oben angezogenen Artikel 'Philosophische Propädeutik' in Schmids Encyklopädie (Bd. 6, S. 49) zu lesen, 'sollte einem Candidaten des höheren Schulamts für kein Fach (wenigstens nicht für Religion, Deutsch, alte Sprachen, Mathematik und Physik) eine facultas docendi in den oberen Classen erteilt werden, der nicht mit der formalen Logik, mit der empirischen Psychologie, mit den Hauptpuncten der Geschichte der Philosophie und mit den Hauptwerken irgend eines bedeutenden Philosophen bekannt ist. Nähme man es mit solchen Forderungen ernst, so würde es bald — und wahrlich nicht zum Schaden des echt wissenschaftlichen Sinnes bei den Lehrern höherer Schulen — dahin kommen, dasz kein Gymnasium eines Lehrers entbehrte, welcher den Unterricht in der philosophischen Propädeutik mit günstigem Erfolg zu erteilen im Stande wäre.'

Es sind also wol die Einwände, die man gegen philosophischen Unterricht auf Gymnasien erhoben hat, ohne eigentliche Berechtigung, und es steht, sollte ich meinen, dem Fortbestehen und einer weite-

ren Ausbildung jenes Unterrichtszweiges nichts Erhebliches im Wege, **es spricht vielmehr**, wie oben nachgewiesen wurde, **recht sehr Vieles dafür.**

Es bleibt noch übrig, dasz der Verfasser dieses Aufsatzes in Kürze seine Ansicht darlege über die rechte Art und Weise des fraglichen Unterrichts. Er kann sich hier dem, was Dr. Altenburg neulich über Einrichtung des philosophischen Unterrichts gesagt hat und was auch sonst eine vielfach vertretene Anschauung ist, nicht anschlieszen, er kann sich nicht zu der Meinung bekennen, dasz vor Allem und vorzugsweise Geschichte der Philosophie (wenn auch nur der alten Philosophie) zu lehren ist. Es ist nicht recht denkbar, wie junge Leute, denen wol hier und da einmal gewisse philosophische Anschauungen (z. B. bei der Lectüre altclassischer Schriften) entgegengetreten sind, die aber sonst noch gar keine eigentlichen Grundbegriffe aus dem Bereiche der Philosophie gewonnen haben, die noch nicht eingeführt worden sind in die eigentümliche Weise eines strengeren philosophischen Denkens, einen wirklich geistigen Gewinn davon haben sollen, dasz ihnen in chronologischer Ordnung die verschiedenartigsten philosophischen Systeme mit einem Inhalte, der sich auf ganz verschiedene Gebiete des Denkens bezieht, vorgeführt werden. Werden auch reiferen und reifsten Schülern eines Gymnasiums wirkliche Erkenntnisse zu Teil, wenn ihnen die Grundlehren der Dialektik, der Metaphysik, der Ethik zunächst z. B. eines Plato, dann eines Aristoteles, dann der Stoiker, der Epikuräer usw., vielleicht auch die Systeme Kants, Fichtes u. A. in buntem Wechsel und immer mit dem Streben nach einer gewissen Vollständigkeit entgegengebracht werden? Wenn Brock in dem oben genannten Aufsatze (S. 302) sagt: 'Ueberhaupt sollte man angehende Studenten mehr, als zu geschehen pflegt, davor warnen, mit der Geschichte der Philosophie zu beginnen und erst dann das System folgen zu lassen; das ist der verkehrteste Weg, der eingeschlagen werden kann' — hat dieser Ausspruch nicht seine volle Geltung für die wirklichen Anfänger in Philosophie auf den Gymnasien? Im schlimmeren Falle werden bei dem Unterrichte in der Geschichte der Philosophie nur Namen, Worte, Sätze (eigentlich also nur äuszerlich Aufgefasztes), im besseren Falle zusammenhangslose und daher auch nicht wirklich und vollkommen verstandene Vorstellungen, Ideen und Gedanken, mit denen der junge Denker im Grunde nicht viel anzufangen weisz, in die Seele aufgenommen werden, da ja auch kaum irgendwie Zeit sein wird, all den geschichtlichen Stoff nur einigermaszen gründlich zu erläutern. Das wirklich Eigenartige philosophischer Betrachtung geht so verloren, und ich glaube fast, der Verlust für Gymnasialbildung ist dann gering, wenn das ganze Lehrfach wegfällt.

Nein, wenn der philosophische Unterricht eine Bedeutung haben soll, so darf er zunächst nicht historisch gehalten werden, sondern er musz **theoretisch** sein, und zwar in möglichst streng in sich geschlossener Betrachtungsweise, in möglichst stetigen Gedankengängen sich bewegen auf nicht zu weitem Raume

innerhalb des Bereichs philosophischen Denkens. Nur so bringt er wirklich ein neues Bildungselement in den Unterricht hinein.

Und welche Gebiete soll er beschreiten? Meine Gedanken knüpfen sich hier an an früher Hervorgehobenes, und indem ich in aller Hinsicht darauf zurückverweise, sage ich: Vor Allem wichtig ist es für den Schüler der Wissenschaft, dasz er eingeführt werde in die philosophischen Doctrinen, welche es zu thun haben mit einer Erkenntnis der Natur und der Bedeutung des **geistigen Lebens** des Menschen: in **Logik** und **Psychologie.** Es ist freilich dabei vorauszusetzen, dasz der äuszerliche Raum, den der Unterricht einnehmen darf, nicht gar zu eng zugemessen werde; 1 wöchentliche Lehrstunde in der Prima (Ober- und Unterprima) ist das Wenigste, was bewilligt werden musz, wenn der Lehrer Etwas soll wirken können. Ist aber dieser Raum gegönnt, dann — so glaube ich aus vollster Seele — wird der Gymnasialbildung in einer Belehrung über die Hauptpuncte der Logik und Psychologie ein in seiner Bedeutung nicht zu verachtendes Element zugesellt, wenn der Unterricht in einigermaszen verständiger Weise erteilt wird — auch bei der geringen stofflichen Ausdehnung, die er so immer nur wird haben können. Ich kann natürlich hier nicht ausführlich über die Methode, wie jene Disciplinen mit Vorteil zu behandeln sind, reden; ich glaube aber alles hier zu Sagende ersetzen zu können durch eine Erinnerung an ein lebendes Vorbild für jeden Lehrer der Philosophie, an den hochverdienten Geh. Hofrath Professor Dr. Drobisch in Leipzig, meinen dankbar verehrten Lehrer. Wer ihn in seinem Wirken als Docent und in seinen schriftstellerischen Leistungen für philosophische Unterweisung (ich verweise hier besonders auf seine 'Neue Darstellung der Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen', 3e Aufl., Leipzig 1863, und auf seine 'Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode', Leipzig 1842) sich zum Muster nimmt, wird, wenn er sonst Geschick besitzt, kein schlechter Lehrer in philosophischer Propädeutik sein. Dasz sich neben ihm auch noch andere Meister auf dem Felde philosophischer Unterweisung hervorgethan haben (ich erinnere an Rob. Zimmermann [s. o.], Fr. Ueberweg ['System der Logik und Geschichte der logischen Lehren', 2e Aufl., Bonn 1865], W. F. Volkmann ['Grundrisz der Psychologie vom Standpuncte des philosophischen Realismus aus und nach genetischer Methode', Halle 1856] u. A.), das ist ja nicht unbekannt und dem, der thätig sein soll und will, nur willkommen.

Logik und Psychologie in ihren Hauptlehren, die maszvoll und weise auszuwählen sind, würden also vor Allem für den philosophischen Unterricht auf Gymnasien in das Auge zu fassen sein.

Der Unterricht soll aber auch hinüberweisen auf Universitätsstudien. Und so schlieszt sich wie von selbst noch an, gegen den Schlusz der Schulzeit, eine kurze Einleitung in Philosophie überhaupt, eine kurze Belehrung über den Begriff der Philosophie und über das Wesen und die Bestimmung der Hauptteile der Philosophie, eine Belehrung,

die dem den Universitätsstudien sich Nähernden wenigstens einen ahnenden Begriff zu geben sucht von dem, was er auf der Hochschule so reichlich wird genieszen können.

Erscheint aber so der philosophische Unterricht auf Gymnasien nicht ohne einige strengere Gliederung, so musz noch bemerkt werden, dasz innerhalb derselben, nach unserer Meinung, auch Geschichte der Philosophie durchaus nicht unbeachtet gelassen werden soll. Sie soll gelegentlich dem Schüler in recht eindringlicher Weise nahe gebracht und so auch späteren Studien der Philosophiegeschichte vorgearbeitet werden. Wenn der Lehrer z. B. bei Behandlung der Logik das Wesen der 'Begriffe' anschaulich gemacht hat, wenn er hat sprechen müssen von der Bedeutung der Abstraction und von allgemeinen, abstracten Begriffen, im Gegensatze zu den besonderen Begriffen und zu den Begriffen von Einzeldingen — ist da nicht eine geeignete Stelle, über Das zu reden, was man unter Kategorien versteht, und beispielsweise die Kategorientafeln eines Aristoteles, der Stoiker usw. zu erwähnen? Ist nicht gerade auch diese Stelle im Unterricht vorzüglich geschickt zu Anbringung einer Erläuterung des Wesens zweier Hauptrichtungen des philosophischen Denkens, des Realismus und des Nominalismus, an welche Belehrung sich Namen alter, mittlerer und neuerer Zeit von selbst anschlieszen? Wird nicht insbesondere bei dieser Gelegenheit auf die Ideenlehre Platos ein Licht fallen, wie sonst kaum darüber verbreitet werden kann? — Oder wenn überhaupt der Begriff der Wissenschaft der Logik als einer formalen deutlich gemacht worden ist, ist es da nicht in besonderer Weise möglich, im Gegensatze zu dieser formalen Logik die transscendentale Logik Kants in ihrer Bedeutung vorzuführen und damit zugleich in kurzen Zügen die Grundlehren der 'Kritik der reinen Vernunft' dem Geiste anschaulich zu machen? Könnte hier nicht auch — wenn man sonst will — die metaphysische Logik Hegels in ihrem Wesen (erinnernd an die πρώτη φιλοσοφία oder θεολογική des Aristoteles) dem Verständnis näher gebracht und dabei zugleich mit leichter Mühe die Gliederung philosophischer Wissenschaft bei diesem Denker angedeutet werden? — Oder wenn von dem Begriffe der Philosophie im Allgemeinen, von der Einteilung derselben, von den Begriffen der einzelnen philosophischen Wissenschaften gehandelt wird, kann hier nicht überall in reichlichster Weise in das Bereich der Geschichte der Philosophie hinübergegriffen und das und jenes Wissenswerthe dem Geiste der Schüler eingeprägt werden? — Das heiszt gewis den Inhalt des geschichtlich Gegebenen dem Verständnis erschlieszen; von der sachlichen Erkenntnis aus strömt hier wirkliches Leben auf den historischen Stoff über.

Doch — ich breche ab. Das Nötigste über die nach meiner Anschauung rechte Art philosophischen Unterrichts auf Gymnasien habe ich wol gesagt. Nur Das möchte ich noch hervorheben: soll auf dem besprochenen Unterrichtsfelde Etwas geleistet werden — und das ist ja, wie wir sahen, dringend zu wünschen — so musz so viel Raum wenigstens dem Fache gegeben werden, wie oben angedeutet worden

ist. Es stellt sich die philosophische Propädeutik allerdings wol am besten dem Unterrichte im Deutschen zur Seite; sie kann ja auch mit begriffen werden unter dem Namen dieses letzteren Unterrichtszweiges; darauf, dasz das geschieht oder auch nicht geschieht, würde kaum viel ankommen. Aber Zeit musz dem Lehrer vergönnt werden. In den 3 Stunden für den Unterricht im Deutschen, die bisher rein für denselben in den oberen Gymnasialclassen bewilligt waren, ist so viel zu bewältigen (Einführung in die deutsche Nationallitteratur, Besprechung von Themen, Dispositionen und schriftlichen Arbeiten, Uebung im freien Vortrage und im Declamieren usw.), dasz bei einigermaszen starken Classen den Forderungen, die an den Unterricht gestellt werden müssen, kaum genügt werden kann. Um 1 wöchentliche Stunde wenigstens (zu jenen 3 Stunden) für den philosophischen Unterricht in Ober- und Unterprima würde dringend gebeten werden müssen, wenn Etwas gewirkt werden soll, wie ja auch bisher auf den sächsischen Gymnasien wöchentlich 1 Stunde in der Prima jenem Unterrichte regulativmäszig zukam. Denn Alles kommt darauf an, dasz der philosophische Unterricht in ruhig stetiger Weise fortschreiten kann, so dasz er, unausgesetzt neben dem Unterrichte im Deutschen hergehend, diesem auch insbesondere in mehrfacher Beziehung eine feste Stütze zu sein vermag; ein gelegentliches, hastiges Behandeln dieses oder jenes Capitels philosophischer Lehre würde wenig nützen[8]), auch gegen die Gründlichkeit sein, die man den Deutschen nachrühmt und die auch in der Schule ihren Platz finden soll.

Mögen denn diese meine Worte zu Gunsten philosophischen Unterrichts auf den Gymnasien hinausgehen in die Welt und insbesondere an maszgebenden Stellen eine geneigte Beachtung finden!

ZWICKAU. HERMANN RICHTER.

---

8) Rector Prof. Dr. Dietsch in Grimma macht bei Gelegenheit einer Besprechung der Schrift von Lattmann 'über die Frage der Concentration in den allgemeinen Schulen, namentlich im Gymnasium' (in den 'Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik' Bd. 86, S. 30) die Bemerkung, dasz die philosoph. Propädeutik doch nicht eigentlich ein integrierender Teil des deutschen Unterrichtes sei, und dasz daher, wo jene mit diesem wirklich vollständig verbunden werden solle, der letztere Unterricht unwillkürlich von Zeit zu Zeit auf einige Wochen werde unterbrochen werden müssen, damit in den für ihn festgesetzten Stunden auch die philosophischen Pensa behandelt werden können. Es ist diese Bemerkung dem Sachverhältnis gegenüber vollständig treffend. Würde aber die sich nach derselben nötig machende Methode für den einen, wie für den anderen Zweig des Unterrichts von Vorteil sein? —

34.

ÜBER DEN PHILOSOPHISCHEN VORBEREITUNGS-UNTERRICHT AUF GYMNASIEN.

Es ist unzweifelhaft und wiederholt ausgesprochen[1]) worden, dasz die Anregung des philosophischen Interesses, die Einführung in die Methode des wissenschaftlichen Erkennens durch Bekanntschaft mit dem Wesen der Erkenntnisthätigkeit und der Gesetze, an welche dieselbe gebunden ist, eine der wesentlichsten Aufgaben der obersten Classen höherer Lehranstalten ist. Unter allen Gründen, welche dies erforderlich machen, dürfte der von Herbart[2]) betonte noch immer der Hervorhebung werth sein, dasz die Reflexion in dem Alter, in welchem die Schüler der Oberclassen stehen, naturgemäsz von selbst erwacht und der Gefahr ausgesetzt ist, auf Abwege zu gerathen, sobald sie ohne richtige Leitung sich selbst überlassen bleibt, und derselben keine angemessene Begriffssphäre angewiesen wird, in der sie sich üben und bethätigen kann. Soll diese gestellte Aufgabe nun gelöst werden, so entwickeln sich mannigfache Fragen. Bedarf es dazu eines besondern Unterrichts oder vermag der Unterricht in den Sprachen und in der Mathematik jene philosophische Anregung bereits zu leisten? Wie verknüpft sich dieser Unterrichtsgegenstand mit den übrigen auf den höheren Schulen gelehrten Gegenständen? Welcher Stoff ist aus der Gesamtheit des philosophischen Wissens auszuwählen und in welcher Methode ist derselbe vorzutragen? Wie setzt sich der philosophische Vorbereitungsunterricht auf den Schulen mit dem Unterricht auf den Universitäten in Verhältnis und einheitlichen Zusammenhang? Von vornherein wird anerkannt werden müssen, dasz neben der Förderung, welche die philosophische Vorbereitung durch die andern Fächer erfährt, auch eine selbständige Beschäftigung mit rein philosophischen Gedanken ebenso unerläszlich erscheint, als die Herstellung des Zusammenhangs mit den andern Unterrichtsfächern, jene weil wir eben auf das besondere Studium der Philosophie vorbereiten wollen, diese um willen des besondern Verhältnisses der Philosophie zu den übrigen Wissenschaften, denen sie nicht fremd gegenübersteht, und der notwendigen Concentration des Unterrichts wegen. Ebenso unzweifelhaft ist es, dasz die Philosophie auf den Gymnasien weder vollständig gelehrt, noch systematisch vorgetragen werden darf, wenn diese Anstalten ihren vorbereitenden Charakter nicht verlieren sollen. Wol aber suchen wir nach Vermittelung und Zusammenhang des propädeutischen Unterrichts der Schule mit dem systematischen Vortrag derselben auf der Universität, weil ohne denselben mehr verloren geht, als gewonnen wird.

Die aufgeworfenen Fragen würden sich bedeutend leichter beantworten lassen, wenn in gegenwärtiger Zeit eine philosophische Weltan-

1) Wiese: Verordnungen und Gesetze (Berlin 1867) S. 94.
2) Sämtliche Werke (Leipzig 1851) Bd. XI S. 397.

schauung sich zu allgemeiner Anerkennung emporgearbeitet hätte. Die Gegenwart bietet aber ein ganz anderes Schauspiel. Keiner der neuesten Versuche zur Umgestaltung der philosophischen Wissenschaft hat bis jetzt das Ansehen einer anerkannten Wahrheit und entspricht den Anforderungen der Wissenschaft und des realen Lebens. Es ragen vielmehr die älteren Systeme, bald mehr oder minder modificiert oder combiniert, durch namhafte Vertreter in die Gegenwart hinein, bekämpfen und zersetzen sich gegenseitig. Wie verhält sich nun der Unterricht der Jugend dazu, der doch gewis auf sicherer und anerkannter Grundlage beruhen musz? Wir sind mit Leibniz[3]) der Ansicht, dasz die verschiedenen philosophischen Secten weder in Allem Recht, noch in allen Stücken Unrecht haben. Wir werden daher jedenfalls das Richtige verfehlen, sowol wenn wir uns auf den einseitigen Parteistandpunct dieses oder jenes besondern Systems stellen und uns blind ihm ergeben, als wenn wir uns seinen Wahrheiten verschlieszen und der blosz zersetzenden Kritik beistimmen. Es scheint vielmehr jenes historisch-kritische Verfahren geboten, welches die vorhandenen Systeme als der Vergangenheit angehörig im Zusammenhang mit ihrer Zeitepoche zunächst in ihrer Eigenartigkeit zu begreifen sucht, dann jedoch auch der Kritik freien Spielraum läszt, die aber noch mehr als die Entwickelung der Irtümer die Entdeckung der bleibenden Wahrheiten in den verschiedenen Richtungen sich zur Aufgabe stellt. Diese vom Parteistandpunct unbeeinfluszte und nur vom Interesse der Wahrheit geleitete Geschichte, diese Kritik der deutschen Philosophie wird jedenfalls einer systematischen Neugestaltung vorangehen, nicht wie bei Hegel dieselbe beschlieszen müssen.

Auch für das Gebiet der philosophischen Propädeutik lassen sich die Zustände der letzten Zeit und die Aufgaben der Gegenwart nicht begreifen, wenn wir nicht die zunächst voråuf liegende Zeit ins Auge fassen und mit kritischem Blick diejenigen Erscheinungen mustern, welche für die folgende Entwickelung und auch noch für die Gegenwart von hervorragender Bedeutung geworden sind. Halten wir also mit Auswahl des Wichtigsten eine kurze kritische Rück- und Umschau auf dem Gebiet der die philosophische Propädeutik betreffenden Vorschläge und Arbeiten unserer groszen Philosophen.

Wir beginnen mit Kant, weil es uns überflüssig zu sein scheint früher zurückzugreifen. Wir brauchen nicht auf die Zeiten der Herschaft der Aristotelischen Philosophie auf den Hochschulen zurückzugehen. Die Aristotelische Philosophie ist allerdings um der Logik willen für den vorbereitenden Unterricht in der Philosophie von hervorragender Bedeutung, indessen hat Kant den für die Propädeutik wichtigen Teil derselben auch in seiner Logik verarbeitet, und wir suchen aus didaktischen Gründen den propädeutischen Stoff in dieser Verarbeitung, um die mögliche Abirrung in die philologische Behandlung der Sache abzuschneiden und die reine Beschäftigung mit den logischen Gesetzen dadurch

3) Leibnitii opera philosophica omnia ed. Erdmann (Berlin 1840) S. 702ª.

zu ermöglichen, dasz wir alle sprachlichen Schwierigkeiten entfernen, welche durch die Lectüre eines völlig neuen Schriftstellers entstehen. Auch die Leibniz-Wolfsche Schule hat in der Bearbeitung der Logik oder Vernunftlehre als Methodenlehre des wissenschaftlichen Erkennens Manches geleistet, was wir um so mehr wieder anerkennen werden, als die Einflüsse der speculativen Logik sich abschwächen. Indessen auch hier gilt dasselbe wie vorhin. Die Kantsche Logik ist aus der Logik von Meier hervorgewachsen, dessen Auszug aus der Vernunftlehre[4]) er seinen Vorlesungen zu Grunde legte; in seiner Logik findet sich also der Niederschlag alles dessen, was die Logik vor ihm Gutes hatte. Somit gehen wir auch für die philosophische Propädeutik auf Kant zurück und bemerken, dasz seine Schriften fast Alles enthalten, was zur philosophischen Vorbereitung gehört.

Beachtenswerth sind noch immer die Bemerkungen über den philosophischen Unterricht in der Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen im Winterhalbjahr 1765/6.[5]) Er weist namentlich darauf hin, dasz es nicht sowol darauf ankommen könne, ein abgeschlossenes System fertiger Gedanken beizubringen, der Schüler soll vielmehr angeleitet werden, denken zu lernen. Es kommt also auf Bildung des Vermögens und die allgemeine Anregung an, die freilich ohne einen bestimmten positiven Stoff nicht zu erzielen ist. Schubert[6]) hat uns über die Methode berichtet, die Kant in seinen Vorlesungen befolgte. Er überlieferte nicht sowol den fertigen Gedanken, als er dessen Entstehung zeigte und das Werden der Gedankenprocesse vergegenwärtigte.

Mit dem lebhaftesten Interesse wird das Material in Kants 'Anthropologie in pragmatischer Hinsicht' noch immer aufgenommen werden, es gibt kaum eine anregendere, interessantere, gehaltvollere Einführung in das Studium der Psychologie. Kants formale Logik bleibt noch immer die bündigste, klarste, verständigste. Wir meinen nicht sowol, dasz diese Kantischen Bücher selbst zu Lehrbüchern der Gymnasien gemacht werden sollen, wol aber können die Hauptsätze heraus gezogen und in der entsprechenden Weise für den Unterricht verwerthet werden. In der Psychologie hätte man die erkennenden Thätigkeiten der Seele besonders ins Auge zu fassen, in der Logik würde die weitere Thätigkeit darin bestehen müssen, eine gröszere Zahl geeigneter Beispiele zu sammeln, aus denen dann in inductiver Weise das betreffende Denkgesetz herzuleiten ist. Vielleicht liesze sich noch geeigneter Stoff aus einer und der andern der kleineren Abhandlungen Kants gewinnen, doch können wir uns nicht damit einverstanden erklären, wenn früher Abschnitte aus Kants Kritik der reinen Vernunft, namentlich die Antinomieen und die Beweise für das Dasein Gottes und ihre Kritik in die philosophische Propädeutik gezogen sind. Abgesehen davon, dasz wir uns hier nicht auf neutralem Boden be-

---

4) Erschien Halle 1752.
5) Sämtliche Werke ed. Rosenkranz und Schubert (Leipzig 1842) Bd. I S. 287 ff.
6) A. a. O. Bd. XI. II. Abt. S. 67 ff.

wegen und der Wahrheitsgehalt dieser Abschnitte noch nicht mit Sicherheit bestimmt ist, sind sie auch zu schwierig und liegen über dem geistigen Standpunct des Schülers, der sie nur auswendig lernen würde. Das Studium der Kantischen Kritik der reinen Vernunft, das wir für unerläszlich halten, gehört auf die Universität.

Aus der folgenden Zeit nehmen Hegel und Herbart unser Hauptinteresse in Anspruch, welche am tiefsten die Spuren ihres Geistes der weitern Entwickelung eingedrückt haben und auch noch in der Gegenwart von Bedeutung sind. Den Weg zu Hegel, von dem wir zuerst reden wollen, bahnen bekanntlich Fichte und Schelling. Fichtes Reden an die deutsche Nation heben das sittliche Ziel bei der Jugendbildung hervor, für Erreichung desselben scheinen uns auch die philosophischen Vorbereitungsstudien von wesentlicher Bedeutung zu sein, indem sie Wahrheit und Gehalt der Gedanken fördern und Lauterkeit der Gesinnung pflanzen helfen. Aus Schellings Nachlasz ist in den gesammelten Werken auch eine philosophische Propädeutik gedruckt worden, die aber nicht für die Bedürfnisse der Schulen bestimmt ist, und mit der der Geschichtschreiber der Schellingschen Philosophie sich wird auseinanderzusetzen haben. Wir bemerken nur, dasz Schellings Philosophie überhaupt schwer lehrbar ist.

Den tiefsten heilvollen und unheilvollen Einflusz auf die philosophische Bildung bis in unsere Tage hinein, in letzter Zeit freilich mit gebrochener Kraft, besasz Hegel. Die geschichtliche Betrachtung wird die Tiefe und den Umfang seines Geistes gern anerkennen, ihn aber doch nur als eine überwundene Stufe in der Entwickelung der deutschen Philosophie ansehen können. Wir werden um seiner Bedeutung willen uns kurz mit ihm auseinandersetzen müssen.

Hegels Leistungen beruhen auf der Geltendmachung des an sich relativ richtigen und für eine gewisse Sphäre gültigen Satzes von der Identität des Denkens und Seins. Er hat seine volle Geltung für die Sphäre der Vernunft und des Geistes, deren Selbstbegriff und Wesen zusammenfällt. Indem Hegel diesen Begriff der Vernunft, in dem Denkform und Denkinhalt dasselbe sind, entwickelte, hat er das fehlerhafte und unvollständige Resultat von Kants Kritik der reinen Vernunft nach einer Richtung hin berichtigt. Jener Satz verliert aber seine Geltung für das Gebiet der Natur und Geschichte, in denen das Irrationale eine wesentliche Rolle spielt. Hegel überspannte sein Princip, er glaubte vermittelst seiner Methode auch die Wirklichkeit Gottes, der Natur und Geschichte aus seinem Princip herleiten zu können. Allerdings haben die Denkformen der Vernunft auch einen unmittelbaren Inhalt, nemlich sich selbst; Hegel verwechselte diesen Selbstinhalt der Vernunft mit dem concreten Inhalt alles Denkbaren, der nur durch andere Erkenntnisquellen als die reine Vernunft, durch die sogenannte Erfahrung gewust wird. Wir machen jedoch ausdrücklich dabei geltend, dasz der bisherige Begriff der Erfahrung noch verworren ist, insofern der Unterschied der Erfahrung der natürlichen und geschichtlichen Dinge noch nicht hinreichend bestimmt ist. Auf den Grundfehlern Hegels beruht das mannigfach Widerspruchsvolle und Schwankende seiner Leistungen.

Auch in Bezug auf seine Ansichten über den philosophischen Unterricht an den höheren Schulen nahm Hegel früher oder später einen ganz abweichenden Standpunct ein und wir haben wol anzunehmen, dasz Erfahrungen und reifere Einsichten Hegel zu diesem Wechsel bestimmten. Den ersten Standpunct Hegels bezeichnet das Schreiben an Niethammer[7]) vom 23 October 1812. Das frühere baierische Normativ[8]) verlangte in den Gymnasien einen ziemlich vollständigen systematischen Unterricht in der Philosophie. Drei Classen wurden unterschieden, auf der untersten Stufe wurde Kenntnis der Logik verlangt, auch sollten die Schüler in dem logischen Calcul von Lambert und Ploucquet geübt werden. Die Mittelclasse zerfiel in zwei Stufen, auf der untern sollte Kosmologie und rationale Theologie mit Berücksichtigung von Kants Kritik, auf der obern Psychologie, Rechts- und Pflichtenlehre gelehrt werden, die erstere nach Carus, die letzteren nach Kant. Die philosophische Encyklopädie sollte in der Oberclasse den Unterricht abschlieszen. Hegel nahm damit einige Aenderungen vor. Er will den Anfang mit Besprechung der ethischen Begriffe machen und beschränkt dabei die Religionsphilosophie, die wir ganz aus dem Lehrplan der Gymnasien entfernen. Es musz auch fraglich erscheinen, ob es geeignet ist, selbständig und für sich in rein abstracter Weise die Ethik zum Gegenstand des Gymnasialunterrichts zu machen. Die sittliche Bildung wird von der religiösen nicht getrennt werden können, auch wird die ethische Unterweisung am besten an eine concrete Grundlage anknüpfen und die Behandlung der Litteratur und Geschichte für die sittliche Erkenntnis fruchtbar machen. Wir würden also in der Schule das abstracte Moralisieren und die Loslösung der Moral von der religiösen und historischen Grundlage möglichst vermeiden. Im weitern Verlauf seiner Darstellung erkennt Hegel dann Psychologie und Logik ausdrücklich als Gegenstände der philosophischen Vorbereitungswissenschaften an, doch wird man kaum zum Gegenstand dieses Unterrichts Grundzüge der Hegelschen Phänomenologie des Geistes und der Wissenschaft der Logik machen. Die Gründe, welche wir gegen die Auswahl des Stoffs aus Kants Vernunftkritik geltend gemacht haben, sind auch hier von Gewicht; jene Bücher sind für die Schule zu schwer, auch bewegen wir uns bei ihnen auf streitigem Gebiet.

Die philosophische Encyklopädie, welche Hegel noch lehrte, obwol er sie selbst (namentlich die Naturphilosophie) in einer Bemerkung für überflüssig erklärte, fällt in der Gegenwart schon darum hinweg, weil sie ein allgemein anerkanntes System der Philosophie voraussetzt, das thatsächlich nicht vorhanden ist, auch kann die dabei immer nur zu erzielende dürftige Uebersicht mehr schaden als nützen, insofern sie zu der Vorstellung verleitet, ohne eingehende Beschäftigung mit dem Einzelnen schon in den Inbesitz des Ganzen gesetzt zu sein. Endlich heben wir dasjenige hervor (S. 341), was Hegel in Bezug auf die Berücksichtigung der Aesthetik (namentlich der Poetik) sagt, doch würden wir auch für diese Be-

7) Sämtliche Werke (Berlin 1835) Bd. XVII S. 333.
8) Rosenkranz: Hegels Leben (Berlin 1844) S. 254 ff.

lehrungen den concreten Hintergrund der Lectüre classischer Meisterwerke wünschen, sie müsten, wie Hegel richtig sagt, nicht ein bloszes Gewäsche von Kunst bleiben. Der zweite Abschnitt des gedachten Hegelschen Briefes beschäftigt sich mit der Methode. Hegel verwirft das Philosophieren ins Blaue hinein, wonach nur im Allgemeinen das Philosophieren, nicht aber ein bestimmter Inhalt der Philosophie gelehrt werden soll. Er macht geltend, dasz mit dem Inhalt der Philosophie auch das Philosophieren gelehrt werde, dasz die Philosophie (gedächtnismäszig) gelernt werden müsse, wie jede andere Wissenschaft, und dasz dahinter die Erziehung zum eigenen Denken zurücktreten solle. Es ist gewis richtig, wenn sich Hegel gegen das Unwesen kehrt, das durch zu frühzeitige Anstrengung der geistigen Productionskraft die Jugend zu unreifem und unfertigem Raisonnieren anleitet. Was die Jugend aus sich hervorbringt, ist in der That gröstentheils 'Meinung, Wahn, Halbheit, Schiefheit, Unbestimmtheit' (S. 344). Andererseits ist der Unterschied der Philosophie, die es mit Gedanken zu thun hat, von anderen Disciplinen doch nicht zu verkennen, deren positiver Inhalt in noch anderer Weise gedächtnismäszig angeeignet werden musz, als die Philosophie; in der letzteren kommt es doch besonders auf Anregung, auf Erweckung des Sinns und Denkvermögens an. So wird es sich darum handeln, von zwei Extremen die Mitte zu halten. Man darf weder blosz auswendig lernen lassen, noch sich blosz auf allgemeine Anregung beschränken, zumal die Bildung des Vermögens ohne positiven Uebungsstoff unmöglich ist. Es wird allerdings ein bestimmter Inhalt auch gedächtnismäszig fest angeeignet werden müssen, aber erst nachdem er durch mannigfache Uebungen zum rechten Verständnis gebracht ist. Diese Uebungen am bestimmten Stoff dienen dazu, die Seelenkraft als solche, das Denkvermögen und den philosophischen Sinn zu bilden. Philosophie musz unterrichtet werden, und der Erfolg hängt von der Methode ab, welche dabei eingeschlagen wird.

Hegel will die Jugend zum abstracten, dialektischen und speculativen Denken erziehen. Man kann aber recht zufrieden sein, sie bis zu den Anfängen des abstracten Denkens gebracht zu sehen, und der Weg dazu ist jedenfalls der entgegengesetzte von dem, den Hegel anräth. Er will gleich mit den abstracten Bestimmungen den Anfang machen und dieselben für sich lehren und nennt den Weg, der vom Concreten zum Abstracten aufsteigt, den unwissenschaftlichen. Aber abgesehen davon, dasz man Methoden nur darum, weil sie mit der eigenen nicht übereinstimmen, nicht als unwissenschaftlich bezeichnen kann, so ist Hegels Vorschlag unpädagogisch und man kann auf seinem Wege höchstens die gedächtnismäszige Einprägung abstracter Sätze erreichen. Das inductive Verfahren, das vom Einzelnen und Concreten zum Abstracten und Allgemeinen, vom Beispiel zur Regel aufsteigt, ist darum das richtige, weil sich der erkennende Geist in dieser Weise selbst entwickelt. Ueberspannt ist es endlich, wenn Hegel die Gymnasiasten mit dem Wesen des dialektischen und speculativen Denkens bekannt machen will, zumal seine eigene Methode auch noch der kritischen Reinigung und Umbildung bedürfen möchte.

Aus Hegels Nachlasz sind die Hefte herausgegeben worden, nach denen er am Gymnasium zu Nürnberg seinen philosophischen Unterricht gegeben hat (W. W. Bd. XVIII). Sie haben ihren geschichtlichen Werth, indem sie das Werden des Hegelschen Systems zeigen; was wir sonst darüber denken, fassen wir in die Worte: dasz nach ihnen eben nur Hegel im Jahre 1812 unterrichten konnte. Dieser selbst hat aber in späterer Zeit seine Ansicht mannigfach geändert, wie dieses aus dem Gutachten vom 7 Februar 1823 an das preuszische Ministerium des Unterrichts W. W. Bd. XVII S. 357 hervorgeht.

Hegel unterscheidet darin zwischen einer materialen und formalen Vorbereitung zum Studium der Philosophie. Die materielle und substantielle soll durch die Gymnasialstudien überhaupt, vorzugsweise durch das Studium der Alten und die Dogmatik der christlichen Religion erzielt werden. Aber abgesehen davon, dasz der Unterricht in der Religion auf den Schulen doch vorzugsweise biblisch sein wird, teilen wir auch nicht die Ansichten Hegels von der Religion als einer niedrern Stufe als die Philosophie, und möchten nicht den Religionsunterricht für Zwecke, die ihm fremd sind, benutzt wissen. Was die Lectüre der Alten betrifft, so waren die Schriftsteller und Schriften derselben, auf die es ankam, und deren Behandlung näher zu bezeichnen; auf die Bedeutung der Grammatik und Mathematik für die philosophische Vorbereitung ist von Hegel nicht hingewiesen worden. Auch schlosz Hegel die Geschichte der Philosophie vom Gymnasialunterricht aus, weil er fürchtete, dasz sie bei falscher Behandlung schaden würde; falsch nennt er aber jede Geschichtschreibung der Philosophie, die eine andere als seine Methode befolgt. Der Grund ist darum nicht stichhaltig, weil jeder Unterrichtsgegenstand bei falscher Methode schaden, und weil die richtige didaktische Behandlung der Geschichte der Philosophie wol gefunden werden kann, die freilich die Hegelsche nicht ist.

In den eigentlichen Vorbereitungsunterricht will Hegel dann die empirische Psychologie aufgenommen wissen. Er rechnet dazu Belehrungen über die Sinneswahrnehmungen, Einbildungskraft, Gedächtnis, von den Vorstellungen und deren Verbindung, von der Natur der Sprache, vom Unterschied zwischen Vorstellungen, Gedanken und Begriffen. Man fragt vergeblich nach einem genügenden Grunde, warum Belehrungen über Willen, Gemüt, Phantasie nicht auch gegeben werden sollen? Aus der Logik soll mit Beseitigung der speculativen Behandlung die Lehre vom Begriff, Urteil, Schlusz, Definition, Einteilung, Beweis und der wissenschaftlichen Methode zum Vortrag kommen. Ganz kann er dabei den Wunsch nicht unterdrücken, Material aus Kants Kritik der reinen Vernunft (Kategorieen, Antinomieen) aufzunehmen; ferner will er aus der Theologia rationalis wenigstens die sogenannten Beweise für das Dasein Gottes in den Kreis des Gymnasialunterrichts gezogen wissen, auch empfiehlt er wieder das Auswendiglernen. Wir haben über diese Puncte bereits gesprochen. Er verlangt ferner, dasz den Schülern Belehrungen über sittliche Begriffe gegeben werden, womit wir unter der Bedingung einverstanden

sind, dasz das auf concreter Grundlage geschehe. Von einer Belehrung über ästhetische Begriffe schweigt Hegel hier.

Als Minimum verlangte Hegel für diesen Unterricht zwei Stunden wöchentlich ein Jahr lang, die vom sogenannten Unterricht im Deutschen abgebrochen werden oder an Stelle der juristischen Encyklopädie treten sollten, doch hält er es für wünschenswerth, drei bis vier halbjährige Curse darauf zu verwenden. Ueber die Lehrbücher macht er die Bemerkung, dasz sich der Stoff in fast allen auf gleiche Weise vorfinde, dasz aber die älteren den Vorzug verdienen.

Ein Gegengewicht gegen den weitgehenden Einflusz Hegels übte und übt die Philosophie Herbarts aus, die freilich in mancher Beziehung in das entgegengesetzte Extrem fällt. Auch auf die philosophische Propädeutik hat Herbart Einflusz gewonnen teilweise durch sein Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, teils durch den Aufsatz über den Unterricht in der Philosophie auf Gymnasien[9]), den wir mit groszer Beistimmung nennen, zumal sich Herbart bestimmter und eingehender als Hegel ausspricht. Herbart empfiehlt vor Allem die geeignete Behandlung der philosophischen Schriften von Plato und Cicero, soweit sie auf Schulen gelesen werden, namentlich von Plato: Krito, Apologie, Republik lib. I, II, IV, VIII; von Cicero: de finibus, Quaest., Tusc. und de officiis. Von Plato könnte wol noch Protagoras und die sich daran schlieszenden kleineren Dialoge, Gorgias und Theaetet hinzukommen. Was den eigentlichen Lehrstoff angeht, so will er die Philosophie seit Kant vorläufig entfernt sehen, weil diese Entwickelung noch nicht zum Abschlusz gekommen ist, und empfiehlt als neutrales Gebiet die Logik (formale Logik) und empirische Psychologie. Er verweist auf die Logik von Reimarus und Krug, für die Psychologie auf Locke, doch bemerken wir dabei, dasz der Letztere jedenfalls nur mit der Kritik von Leibniz zur Seite zu benutzen ist. Die Notwendigkeit einer Belehrung über sittliche Begriffe verkennt Herbart keineswegs, doch soll die Ethik aus Plato und Cicero fließzen, endlich verlangt er eine kurze Uebersicht über die Geschichte der Philosophie, einen Auszug aus Tennemanns Grundrisz in 16—20 Stunden. Wir sind damit einverstanden, dasz auf dem Gymnasium Mitteilungen über Geschichte der Philosophie gemacht werden, doch müsten sich diese wol auf die alte Philosophie beschränken und auch hier nur einiges Wesentliche herausgreifen, dieses aber eingehender behandeln. Die Gestalten des Sokrates und Plato liegen der Schule am nächsten, ob Aristoteles auf das Gymnasium gehört, musz mindestens zweifelhaft erscheinen. Magere Auszüge aus einem Grundrisz aber, der sich auf dürftige Notizen beschränken müste, sind wol ganz fern zu halten.

Herbart verlangte für die Logik, mit der der Anfang gemacht werden sollte, $^1/_4$ Jahr lang 4 Stunden in Secunda, für die Psychologie $^1/_2$ Jahr 4 Stunden in Prima, für die Geschichte der Philosophie 16—20 Stunden. Er wünschte, dasz sich jeder Lehrer nach dem Studium umfassenderer Werke seinen Leitfaden selbst arbeiten sollte.

---

9) Sämtliche Werke Bd. XI S. 396 ff.

Noch verdient neben diesen bedeutenden Vorschlägen das Unternehmen besondere Erwähnung, durch eine geschickte Auswahl kurzer Sätze aus den logischen Schriften des Aristoteles unmittelbar in das Studium der aristotelischen Logik einzuführen und auf diese Weise für die Philosophie vorzubereiten. Ohne das Gewicht der Gründe zu verkennen, welche für dies Verfahren sprechen, machen wir doch dagegen folgende Bedenken geltend:

1. Die blosze Beschränkung auf die Logik dürfte kaum für die philosophische Vorbereitung ausreichen, auch für die Gebiete der Ethik, Aesthetik und Geschichte der Philosophie musz vorgearbeitet werden. Es ist fraglich, ob das blosze Studium der für die Jugend weniger interessanten Logik, derselben auch die rechte Lust und Liebe zur Philosophie einflöszt und sie nachhaltig anregt?

2. Aristoteles steht dem Gymnasium fern, es liegt näher die Vorbereitung an den Plato anzuschlieszen, der auch sehr wohl für diesen Zweck verwerthet werden kann. Sollten die Ursachen, welche die lange Herschaft des Aristoteles in den Schulen gebrochen haben, nicht auch noch in der Gegenwart von Gewicht sein?

3. Es entsteht die Gefahr der Abirrung in die philologische Behandlung und häuft die Schwierigkeit, wenn wir zu der Beschäftigung mit dem reinen Gedanken noch die mit der fremden Sprache eines Schriftstellers hinzunehmen, der bis dahin nicht gelesen ist. Sätze aus einer deutschen Logik sind wol vorzuziehen, sofern diese die Aristotelischen Gedanken verarbeitet. Man sage nicht, dasz man unmittelbar zu den Quellen steigen müsse, die Quellen liegen hier nicht in dieser oder jener Bearbeitung, sondern in der Natur unseres Geistes. Für Erweckung des Gedankens ist der Gebrauch der Muttersprache jedenfalls am förderlichsten.

Ziehen wir aus dieser kritischen Uebersicht in einigen T h e s e n die Resultate, so ergiebt sich:

1. Eine wesentliche Förderung erfährt die philosophische Propädeutik durch die Gymnasialstudien überhaupt, namentlich durch die Mathematik, Grammatik, Lectüre des Plato, Cicero und deutscher Prosaschriften. Wesentlich sind dabei die Uebungen: Aufsuchen der Disposition, der Zusammenhänge (Behandlung der Conjunctionen), Definitionen, Einteilungen u. dgl. — Auf diese Weise stellt sich auch der Zusammenhang der philosophischen Propädeutik mit den übrigen Disciplinen her, mit der Geschichte vollzieht er sich durch ihre ethische Seite.

2. Den besondern philosophischen Lehrstoff bilden Unterweisungen über das Wesen der Seele und ihre auf das Erkennen gerichtete Thätigkeit, sowie die Lehre von Urteil, Schlusz, Begriffsbildung, Definition, Einteilung, Beweis, Methode.

Als wünschenswerth erscheinen Mitteilungen aus der Geschichte der alten Philosophie, d. i. Lebensbilder hervorragender Philosophen, sowie Erläuterung und Einprägung ausgewählter Stellen ihrer Schriften; Plato steht hier dem Gymnasium am nächsten. Ebenso erscheinen Belehrungen über wichtige ästhetische und ethische Begriffe als wünschenswerth.

3. Die Aufgabe besteht darin, sowol gewisse Grunderkenntnisse fest einzuprägen, als dieselben zum Verständnis zu bringen und dadurch den allgemeinen philosophischen Sinn und das philosophische Interesse zu wecken.

Als Grundsatz ist dabei festzuhalten, dasz nur auf concreter Grundlage philosophiert werde; die Methode ist die inductive, die vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Beispiel zur Regel, vom Concreten zum Abstracten aufsteigt und dann die erfundene Regel durch viele Uebungen befestigt. Der Unterricht darf nicht systematisch sein, sondern musz einzelne Hauptgruppen von Begriffen herausgreifen.

4. Das Minimum an Zeit, das für diesen Unterricht gefordert ist, sind 1 Jahr lang 2 Stunden oder was dasselbe ist: 2 Jahre lang 1 Stunde. Es ist indessen noch ein Gesichtspunct zu bemerken. Es empfiehlt sich vielleicht diesem Unterricht $^1/_2$ Jahr lang 3 Stunden zuzuweisen, weil mit ihm ein ganz neuer Gegenstand auftritt. Freilich macht sich dann der grosze Uebelstand geltend, dasz derselbe bei manchen Schülern $1^1/_2$ Jahr lang unterbrochen wird.

5. Zum Schlusz sei noch bemerkt, dasz die philosophische Vorbereitung fruchtlos bleiben musz, sobald die Vermittelung zwischen Schule und Universität nicht hergestellt wird, und der Unterricht auf der Universität nicht da anknüpft, wo die Schule ihren Zögling entläszt. Sollte sich der philosophische Unterricht nicht relativ unabhängig machen lassen vom Wechsel und den Kämpfen der Systeme? Sollte sich nicht ein Gebiet als feststehende Grundlage finden lassen, das sowol allen Systemen gemeinsam ist, als den Uebergang von den Vorbereitungsstudien der Schule zu dem der besonderen Systeme herstellt? Ist nicht die Geschichte der Philosophie ein solches Gebiet, namentlich die historisch-kritische Behandlung der alten und der bisherigen deutschen Philosophie, aus denen sich nach allen Richtungen hin Uebergänge finden lassen? Freilich vermag das nicht jede Geschichte zu leisten, sie müste sich erst frei machen von den Voraussetzungen bestimmter Systeme, indem sie ihre eigene Methode sucht und erarbeitet, die beim Wechsel der Systeme ihren Bestand schützt. Neben diesen bleibenden historischen Grundlagen ist auf der Gleichheit und Unveränderlichkeit der Probleme und auf der allgemeinen Anerkennung gewisser didaktischer Grundsätze, namentlich des Grundsatzes, dasz gelehrt werden musz, was dem Lernenden notwendig, nicht was der Individualität des Lehrenden wünschenswerth erscheint, die Hoffnung zu begründen, Zusammenhänge zwischen dem Unterricht auf den Vorbereitungsschulen und den Akademieen herzustellen. Freilich müsten die Parteiinteressen der Aristoteliker und Platoniker, Herbartianer und Hegelianer und welche sie sein mögen, geopfert werden, um den nachwachsenden Geschlechtern beim Studium der Philosophie in rechter Weise dienen zu können und Menschen zu bilden durch Philosophie.

Halberstadt. Arthur Richter.

35.
ORATIUNCULAE SCHOLASTICAE.*)

I. De studii litterarum et artium dignitate.

Peropportune nobis accidit, AA., ut nobis necessitas quaedam iniungeretur, duos dies festos inter se conectendi, eaque vota eisdem precibus nuncupandi, quae alias seorsim concipere consuevimus. Nam et Regis Augustissimi hodie natalicia celebramus, Deoque Optimo ea, qua par est, pietate pro vita ac salute principis nostri supplicamus, et hosce adolescentes, qui nuperrime examen legitimum cum laude sustinuerunt, satisque animo ac moribus roborati et exculti iudicati sunt, qui ad altiora studia sese accingerent, ex hac schola discedentes votis precibusque nostris prosequimur. Sed tantum abest, AA., ut ea ratione, qua duas res genere ac natura inter se diversas coniunximus, dignitati earum officere videamur, ut alteram alteri quasi praesidio et ornamento futuram esse censeamus. Quod enim Regi Augustissimo maius meliusve donum haec schola offerre potest, quam hos ipsos adolescentes, qui ardentissimis animis hodie precantur, ut sibi olim studiorum laborumque suorum fructum Regi ac patriae offerre liceat: quid vero horum adolescentium animos magis ad studia acriter persequenda incendere et inflammare poterit, quam quod ipsis Regis, hoc est patriae nataliciis ad haec studia quasi initiati sunt, quodque eorum votorum, quae hodie pro Regis vita ac salute patriaeque statu et gloria concipiuntur, bona pars etiam in ipsos redundabit? Quare liceat mihi per vos, AA., maiore huius solemnitatis parte iam rite ordineque peracta, ad alteram eius partem accedere, ac primum quidem Deum Omnipotentem implorare, ut, quantum beneficiorum adhuc inde a prima pueritia his adolescentibus tribuerit, tantum etiam sequenti tempore totamque per vitam eis impertire velit, quaque via eos adhuc salvos integrosque animis corporibus duxerit, eadem eos etiam postea ducat et gubernet: hac vero precatione peracta, paucis eos commonere, ut cum omni tempore tum hodie secum reputent, quid eis propositum sit, qui supra vulgi studia eniti, litterarumque et artium signa et ipsi sequi et late ferre secum decreverint. Nam etsi unus ex Vobis arma pro Rege et patria tractare constituit, tamen ne ille quidem unquam oblivisci poterit, unam et eandem deam, Minervam, olim et doctrinae et belli praesidem fuisse, quasi vero dubitari non possit, quin vel

*) Non sine magno dolore nostro sensimus stili nostri aciem vel propter nimium eius usum vel senectutis vitio vel aliis de caussis hebescere: diffingere stilum conatae sumus Latini sermonis adminiculo, ut, si elegantiam sermocinationis quotidianae excidere nobis videremus ad Francogallicae linguae usum non sine fructu olim confugimus. Praeterea vix dicere possumus, quantum nos illorum vel impudentiae vel ignorantiae pudeat, qui, quae quis vere dicere velit, ea non posse nisi patrio sermone explicari et exprimi autument. Hos ut redargueremus, hanc oratiunculam emisimus quam si haec viris doctis probata fuerit, aliae et innumerabiles fere subsequentur. Valete et favete.

Noctes scholasticae.

ad fortitudinem bellicam, quam sane in milite primum requirimus, prudentia ac sapientia accedere debeat, si quis eo munere recte defungi velit, vel ad litterarum artiumque studia, ne quis eorum scopulos expavescat ac refugiat, acri, vigilanti, intrepido fortique animo opus sit. Quare ne te quidem, mi Paule, a comilitonum tuorum numero removeo aut excludo. Nec enim te unquam a studiis nostris alienum fore confido, sed, ut adhuc cum illis aeque fortiter ac feliciter contendisti et certasti, sic etiam futuro tempore cum eis et doctrinae amore et animi eruditione omnique humanitate certaturum esse.

Atque illud quidem pro certo habeo, vos, ut litterarum artiumque studia vobis persequenda eligeretis, non turpi quadam sive lucri sive vanae gloriolae cupiditate adductos esse: immo vero, si talem operae ac laboris fructum quaereretis, aliam potius vobis viam ineundam, aliud vitae genus circumspiciendum censerem. Quod enim olim Juvenalis meus in eos ominatus est, qui hisce studiis vitam consecrare animum inducerent, id et omni tempore verum fuit, et nunc quoque deterrere potius adolescentes ac propellere quam allicere et retinere deberet. Sed non est nisi eis verum, optimi adolescentes, qui, cum hunc campum, in quo decurrerent, sibi deligerent, talia praemia spectaverunt: nos quidem ea nec spectavimus nec exspectavimus: ergo nec est, quod spe vana deiectos nos esse queramur, si nobis ea praemia non contigerint; si nec pecunia nec honore laudeque affluemus nec praetereuntium digito monstrabimur, sed obscuri tenuesque satis habebimus, si nemo circulos nostros turbaverit. Nam dulcedinem eam, quae in ipsis his litterarum studiis inest, et quidquid illa vel ad animi indolem alendam et formandam, vel ad mores corrigendos et emendandos, vel ad pulcri ac decori sensum eliciendum et excitandum, vel ad omnem omnino humanitatem ac liberalitatem animi conferunt; quidquid habent, quo nos in rebus adversis firment et consolentur, in secundis ad modestiam ac moderationem revocent, in angustiis rerum hilaritate animi perfundant, omnibusque vitae aetatibus eam pietatem ac religionem nobis iniiciant, qua non nobis, sed parentibus, sed amicis, sed patriae, sed Deo vivere nos oportere existimemus: — haec, inquam, praemia nec potentes amici nec vulgus tribuere potest, sed, ut umbra corporibus adhaeret nec externa ulla vi ab eis prohiberi aut rescindi potest, eis ultro contingunt, qui puris sanctisque animis in hisce litteris elaborare vitamque in eis collocare constituerunt. Haec vobis quoque praemia certa sunt, nec mansura solum per totam vitam, sed ita mansura, ut defluente vita non decrescant, sed in singulos annos crescant et amplificentur. Eiusque rei me ipsum vobis et testem satis locupletem et exemplum proponere et offerre non vereor: nec enim mea haec laus, sed ipsarum litterarum est, quod palam profiteri mihi licet, nunquam diem fuisse, quo huius vitae susceptae me poenituerit. Precaborque a Deo Optimo, ut mihi senectutem nec turpem nec his litteris carentem tribuat.

Sed quamvis magnus et egregius ille fructus sit, quem ex suis quisque studiis percipiat, tamen illa insaniens et insipiens esset sapientia, quae in ea voluptate aut omnia aut summa posita esse existimaret. Nec

enim nobis solis nati sumus, nec litterarum artiumque ea natura est ut in vita solitaria, qualem ne omnia quidem bestiarum genera agunt, aut nasci aut esse possint. Sed nolo longus esse in eis, quae, extra dubitationem posita, demonstratione non egeant; atque vos ipsi, cum in diversa et contraria studiorum spatia disceditis, iam nunc vobiscum consideratis, quanam ratione eorum fructum vel in patriae vel in societatis humanae commodum convertere possitis, quemque locum in illa ipsa societate his studiis vobis vindicaturi sitis. Nam utcunque in diversissimas partes discedetis, optimi adolescentes, in eo tamen omni aetate inter vos convenietis, ut non magis vobis quam aliis operam vestram fructuosam et salutarem esse velitis. Tu quidem mi Paule, in patria tutanda et amplificanda eam collocabis, ipsamque vitam tuam pro ea offeres, si ita necesse erit: tu, mi Ludovice, eam artem elegisti, qua gravissima mala corporis eorum, quibus cum sis, vel tollere vel lenire possis; vos autem, mi Ioanne et mi Iuli, erudiendae et educandae iuventuti vires animi consecravistis: vos omnes ea, quae discetis, non quasi arcae angulis includere inclusaque custodire, sed eis artibus velut armis aut instrumentis instructi in lucem prodire et in conspectu hominum versari et agere cupietis. Et civitas ea, cui vos cives adscripti estis, eum vobis locum attribuet, in quo ea, quae didiceritis, proferre et tractare possitis. Sic igitur vobis persuasum sit, eam voluptatem, quae ex litteris percipiatur, magnam et praeclaram esse, sed sic tantum vere laudabilem, si una aliorum commodis inserviatis, et nunc ipsum, in hoc quasi limine ac vestibulo ipsius scientiae, omni vobis cura et cogitatione id agendum est, ut loco illo, quem spectatis, aliquando digni sitis. Nam id quidem scitote, eam esse nostrorum temporum rationem, ut, si quis eum locum mereri velit, ei omnibus et corporis et animi viribus contendendum sit, ne turpiter ex arena discedere iubeatur, nullumque ei esse diem praetermittendum, quin veluti formica ad eam, quam extruat, studiorum molem congerat. Turpe et triste est, si cui saepe diem perdidi dicendum sit.

Atque hic statueram, Adolescentes, vobis omnes eas difficultates exponere et explicare, quae hodie discentibus obstarent et officerent, sperabamque, neminem ad id aptiorem fore, quam me, cui vel in senectute cum eis difficultatibus quotidie conflictandum esset. Sed video, tempus mihi ad eam rem non suppetere, differamque illud in aliud tempus, quo vos haud dubie iam in alto navigabitis, nos vero intra portum et angustum et tutum commilitones vestros ad studia informabimus. Ac praestat fortasse, animos vestros non anxietate quadam ac sollicitudine perturbare, sed specie doctrinae oculis vestris proposita ad acerrimum ac ferventissimum litterarum artiumque amorem vos inflammare. Quid enim dixi, voluptatem earum praeclaram et beatam esse? quid dixi, studia vestra patriae commodis inservire oportere? Maius quiddam et amplius est, quod omnibus, qui litteris artibusque sese veluti sacramento obligaverunt, ob oculos versari debere equidem censeo.

Etsi enim recte iudicamus, litterarum artiumque tractationem omnemque humanitatem in patriae utilitatem ac laudem vertendas esse, tamen ne populi quidem ipsi ita sua ipsorum caussa sunt, ut omnia sibi requi-

rere, nihil aliis praestare debeant: immo vero ut singulis civibus, ita etiam populis munera quaedam, quae expleant, proposita sunt. Eis muneribus qui ita, ut eis divinitus mandatum est, funguntur, ei non solum insignem inter ceteros locum obtinent, sed etiam in historia generis humani veluti aeternae stellae radiant, lucemque suam, etiam cum ipsi iam pridem occiderunt, in remotissima tempora et loca effundunt. Non enim vivendi caussa vivimus, nec satis est, ut quis sit, sed ut aliquid certe praestet, ne prorsus inutiliter vixisse videatur. Et si Carolus Augustus, Saxonum dux, amico, quem videlicet puderet otiose vivere nihilque agere, quo aliis prodesset, rescripsit, etiam eiusmodi viros civitatibus salutares esse, qui eo ipso, quod essent, prodessent: princeps ingeniosissimus recte iudicavit, opinor, non frustra eos vivere, qui ipsa illa non otiosa, sed tranquilla officiisque vacua vita, si non omnes virtutes humanas, tamen nonnullas et quasi dignitatem naturae humanae repraesentarent. Atque ne nos quidem, si munera populorum requirimus, de eiusmodi operibus solis cogitamus, quae vel aere vel marmore vel litteris aliave materia exarata posteritati traduntur, sed etiam de eis, quae quasi ipsa actione continentur et, actione finita, evanuisse ex oculis manibusque videntur. Nam etiam virtutes in patria tutanda, confirmanda, augenda, amplificanda positae omnisque honestatis atque humanitatis specimina edita sunt instar monumentorum aere magis perennium, neque minus aeterna et immortalia, quam pyramides illae regiae, quibuscum Horatius noster carmina sua comparare non dubitavit. Sed aliud est eiusmodi operum genus, quod non actione continetur, sed veluti fructus quidem et proventus actionis extra illam actionem consistit, et ita saepe consistit, ut actio potius fructu illo contineatur, fructusque quasi priorem locum occupavisse videatur. Ut enim nemo arat, nisi frugum caussa, frugibusque perceptis et conditis arationis nulla iam laus est, sic etiam litterarum artiumque monumenta ita principem locum obtinent, ut ipsorum auctorum artificumque memoria facile oblivioni tradatur.

Haec, AA., vera sunt humanae naturae opera: illi naturae eadem ratione et quasi divinitus insita, ut floribus insitum est florere, ut apibus mel comparare, ut soli lunaeque lucere: eumque in finem vel homines vel populi sunt, ut haecce opera edant: ac sive virtutibus insignes fuerunt, ut Spartani, sive humanitatis laudem meruerunt immortaliaque animi ingeniique monumenta reliquerunt, ut Athenienses, utrique laudantur. Licet sane et hominibus et populis citra hunc finem omnibus propositum subsistere, atque humilia ac sordida cogitare et factitare, multisque mortalibus id satis fuit, nec videbantur sibi male vitam degere; verum hos nomine potius quam re homines fuisse recte dicas. Iam vero eis, qui litteris artibusque student, hoc quasi summum munus mandatum est, ut bona illa semel comparata in lucemque prolata pro virili parte tueantur et conservent. Atque sunt illi quasi custodes sanctioris humanitatis et honestatis aerarii, in quo pretiosissimi gentis humanae thesauri asservantur: nec vero solum custodes, qui si id efficiunt, ne quid ex illis thesauris amittatur, satis videntur officio suo satisfecisse, sed etiam acres ac fortes milites, qui ingenii armis illos augere novosque

acquirere studeant. Atque vere videor mihi vos, adolescentes, iam commilitones appellare posse, quod sub eisdem nobiscum signis pugnaturi estis. Et nunc ipsum, cum tempus adest, quo vos hinc discessuri estis vasaque iam collecta habetis, vos quasi in sacram illam legionem recipio, cui illud munus commissum est, ut vera illa aeternaque generis humani bona tueatur et defendat. Quare, ne vos illa signa maculis adspergatis, dignos vos illis signis praestate, dignos etiam hac schola, quae vos pari caritate atque cura amplexa est et ad optima quaeque studia vos instituit et educavit. Quodsi id animis intentis agetis, et ipsi ex litteris sincerissimam ac verissimam voluptatem capietis, et Regi patriaeque uberrimos olim utilissimosque studiorum fructus offeretis, et in suo quisque genere verae humanitatis tutores et custodes eritis.

Deus vero Optimus, qui vos adhuc tutatus est, comitetur vos hinc ad ea vitae genera, quae vobis elegistis: adiuvet studia vestra, conservet castitatem et pietatem animi, ne turpissimarum libidinum laqueis irretiamini: trahatque vos ad se suamque reverentiam, ut in dies magis sentiatis, in Dei cognitione summam sapientiam, in amore Dei omnem esse virtutem positam. Atque, cum procul eritis ab hac schola, grata memoria et hanc scholam et nos, praeceptores vestros, et me, cuius vita viresque iam in Oceanum praecipitant, recordamini. Valete.

36.

Hagenbach: Leitfaden zum christlichen Religionsunterrichte an Gymnasien und höheren Bildungsanstalten.*) 4e Auflage. Leipzig 1867, S. Hirzel. VIII u. 263 S. 8. 18 Ngr.

Verschiedene Mitteilungen des Prof. Dr. Hermann Schultz, welcher nach Hagenbach seit einiger Zeit den Religionsunterricht am Pädagogium in Basel gegeben hat, sind in diese Auflage aufgenommen, welche im Uebrigen nicht wesentlich verändert ist. Sehr zu billigen scheint es uns, dasz im dogmatisch-ethischen Teile wiederholt auf die bewährtesten Kirchenlieder hingewiesen ist, um dadurch die Objecte des Glaubens dem religiösen Verständnis näher zu bringen. — Ganz und gar schlieszen wir uns auch dem sehr beherzigenswerthen Wunsche an, welchen der Verfasser zu Ende des neuen Vorwortes ausspricht, dasz sich nemlich zur Erteilung eines segensreichen Religionsunterrichtes, der in unserer kritischen Zeit immer schwieriger werde, stets neben dem todten Buchstaben gedruckter Lehrmittel auch die geeigneten Organe finden mögen, den dargebotenen Stoff mit Geist und Leben zu durchdringen. Dies ist übrigens den Lehrern hier durch häufige Nachweisungen zweckmäsziger Bücher nach einer Seite hin bedeutend erleichtert.

*) Auffälligerweise steht auf dem Titelblatt (wol nur in Folge eines Druckfehlers) 'an höhern Gymnasien und Bildungsanstalten.'

Zunächst gibt Hagenbach allgemeine Erörterungen über das Wesen der Religion, welche nicht etwa blosz in Schleiermacherscher Weise aufgefaszt, sondern sehr richtig u. a. als 'selige Gemeinschaft mit Gott' bestimmt ist. Daran schlieszen sich ähnliche Bemerkungen über die Offenbarung und ihre Geschichte, bei denen zu Ende doch die Bemerkung Anstosz geben könnte, streng genommen sei die Bibel nicht das Wort Gottes, sondern enthalte dasselbe nur. Von da wendet sich der Verfasser S. 24 zu der heiligen Schrift im Allgemeinen und insbesondere zum alten Testamente, dessen einzelne Bücher nebst den Apokryphen durch kurze und klare Uebersichten beleuchtet sind, worauf in ähnlicher Weise das neue Testament durchgegangen wird. Der Vf. zeigt dabei, wie das von ihm auch aus seinen eigentlich theologischen Schriften bekannt ist, einen biblisch gläubigen Standpunct, wenn er auch der Kritik mancherlei Zugeständnisse macht, wie er sich z. B. offenbar der Annahme der Unechtheit von Jes. 40 ff. zuneigt. Der Brief an die Römer hätte aber sicherlich bei seiner ungemeinen Wichtigkeit ausführlicher behandelt werden sollen: nicht einmal die Disposition ist genau angegeben. Von S. 137 an behandelt Hagenbach in einem seit der 2. Auflage hinzugefügten Abschnitte 'Die Kirche, ihre Geschichte und ihr Bekenntnis'. Auch hier ist das Buch knapp und übersichtlich und beschränkt sich vielfach auf Andeutungen. S. 153 ist uns die veraltete, unrichtige Schreibung 'Mahomet' aufgefallen, die gewis in einem Schulbuche ebenso unstatthaft ist wie Par*th*eisucht (S. 112) oder *Ch*urfürst (S. 172) oder Rudol*ph* (S. 177). Ferner hätte auf die Bekenntnisschriften unseres Erachtens näher eingegangen werden müssen; namentlich sollten die ökumenischen Symbole und wenigstens die 21 'articuli fidei praecipui' der Augustana hier abgedruckt sein. Ihr Fehlen ist eine sehr empfindliche Lücke in jedem Religionslehrbuch. Auch über Cultus und Liturgie hätte ein Lutheraner gern mehr gehört. — Den Schluszteil des Buches bildet 'die christliche Glaubens- und Sittenlehre (Nachschrift, Kirche und Bewustsein der Gegenwart)' S. 188—263. Dieser Abschnitt zeigt wieder eine durchaus christliche Gesinnung, aber nicht gerade eine streng orthodoxe Auffassung. (Man vergleiche etwa die Lehren von der Dreieinigkeit, vom heiligen Geiste, von der Erbsünde.) In der Sacramentslehre zeigt sich recht der subjectiv-reformierte Charakter Hagenbachs. Sacrament ist eine .... 'auf das gläubige Gemüt thatsächlich wirkende, im Glauben vollzogene kirchliche Handlung' und 'nur in der Sphäre des Glaubens hat das Abendmahl Sinn und Bedeutung'. Wenn doch die Lehre der lutherischen Bekenntnisse nur daneben angeführt wäre! Anerkennen aber wollen wir, dasz Ethisches und Dogmatisches nicht von einander gerissen, sondern verwebt ist, und dasz das Ganze einen nicht zu überladenen Eindruck macht.

Stettin. Dr. A. Kolbe.

37.

AUCH EIN CAPITEL VOM STRAFEN.

Von Strafen auf Schulen ist schon unendlich viel geschrieben und gesprochen und gestritten worden. Man ist im Allgemeinen nie über ihre sittliche Berechtigung im Zweifel gewesen und hat meist nur die Form gerügt, in welcher sie gewohnheitsmäszig sich vollziehn. Gewöhnlich pflegt aber schlieszlich an den gesunden pädagogischen Tact des Lehrers und an seine Einsicht appelliert zu werden. Ohne diesen pädagogischen Tact, welchen freilich keiner selbst sich geben kann, wenn er ihn nicht von der Natur als schönstes ἐφόδιον für seine pädagogische Laufbahn erhalten hat, musz, es ist wahr, notwendig gerade im Strafen viel gefehlt werden und die Gerechtigkeit fordert zu erklären, dasz in vielen Fällen, wo der Lehrer Strafe verhängen zu müssen meint, die Schuld des Lehrers gröszer war als die des Schülers, weil gar manches Vergehen der Schüler dem Näherprüfenden als die natürliche Folge von Fehlern und Misgriffen des Lehrers erscheint. So lange die Jugend Jugend ist, die neben den liebenswürdigsten Seiten, neben Seiten, die ja den Lehrer selbst frisch und jugendlich erhalten müssen, auch manche recht abscheuliche Fehler besitzt, welche wenn nicht ausgerottet, so doch auch auf ein mehr oder minder unschädliches Minimum zu beschränken sind, so lange werden auch Strafen notwendig bleiben, und nur eine unfruchtbare pädagogische Schwärmerei könnte wol des Glaubens sein, dasz wir einmal der Strafe ganz entbehren könnten. Dahin vermag es auch das gröste pädagogische Genie nicht zu bringen. Und wäre die Jugend, bei welcher schlieszlich das Strafen nicht nötig, wirklich eine so vorzügliche? Eine natürliche wäre sie wenigstens nicht mehr, und das halte ich gerade für das Hauptbestreben einer gesunden Pädagogik, den Kindersinn und das Echte, Natürliche, Jugendliche in der Jugend zu erhalten, so lange es geht.

Wo hat die Strafe ihr Recht, wo erscheint sie sittlich gerechtfertigt, notwendig, unter welchen Bedingungen versprechen wir uns von ihr segensreiche Wirkungen? Wir wollen einmal ein Strafcapitel herausgreifen und von der Strafe beim Unfleisz reden.

Was ist Fleisz und Unfleisz? Der eine ist eine sehr schöne Tugend, der andere ein schlimmer Fehler, eine Untugend, die der Schüler sicherlich ablegen musz. Wo steckt aber beider Wurzel? Etwa in dem bewusten Trieb zu lernen oder in der absichtlichen Gleichgültigkeit gegen alles zu Lernende? Wir werden sehen. Man verstehe nicht falsch. Denken wir uns die Schüler von unten auf, wie sie den Schulanstalten überliefert werden. Sie wissen gewöhnlich nicht, warum sie der Schule übergeben werden, sie wissen höchstens, dasz sie lernen sollen. Dazu hat die elterliche Liebe sie ermahnt, sogar dringend ermahnt, dazu ermahnt sie das erste Wort des Lehrers, der sie in das beginnende gymnasiale Leben einführt. Was setzen diese Ermahnungen voraus? Ich meine dies, dasz es der Schüler in seiner Hand habe, fleiszig zu sein, dasz er es könne, wenn er es nur wolle. Man setzt hier viel zu viel voraus. Sage ich meine Mei-

nung sogleich, Fleisz ist eine Tugend, zu welcher der Knabe erst herangezogen werden musz, die er noch nicht besitzt, wenn er zu lernen beginnt. Dieser leichte Kindersinn — Gott erhalte ihn der Jugend recht, recht lange — was weisz er schon über die Pflichten, die er zu erfüllen habe, zu reflectieren? Nichts weisz er, und es ist gut, dasz es so ist. Was weisz er, wie schwer es dem Lehrer wird, der es wohl mit ihm meint und ernstlich sich mit ihm Mühe giebt? Er soll es ja nicht wissen und braucht es auch nicht zu wissen. Der Sinn des Knaben, wenn es der wirklich echte, natürliche Kindersinn ist, denkt an nichts, als was gerade vor ihm ist, und nicht weiter hinaus. Der Knabe lebt in der Gegenwart; so launenhaft und widerspruchsvoll sein Sinn, so ist er auch der leicht empfängliche Diener und Genieszer des Augenblickes. Und so soll und braucht er auch noch nicht zu wissen, wozu ihm das Lernen gut ist, wenn er nur lernt.

Das Kind, dieses gefügige Geschöpf des Augenblickes, findet in dem ersten Schulunterricht den Zerstörer eines groszen Theiles seiner bisher dem Spielen zugewandten Thätigkeit. Hieraus erklärt sich sehr natürlich der erste Widerwille gegen die Schule. Der kleine Knabe kann sich unmöglicherweise sogleich für Alles interessieren; ihn fesselt das, was zunächst seiner Phantasie neuen Stoff zuführt, was ihn in kindlicher Weise so bewegt, dasz er am liebsten mitwirkend dabei sein möchte. Man irrt daher, wollte man für nutzlose Spielerei halten jenen, ich möchte sagen, spielenden Unterricht, der nicht nur in den ersten Schulerlebnissen des Kindes, sondern auch, wenngleich in beschränkterem Masze, in den ersten Jahren der gymnasialen Zeit dringende Forderung ist. Er besteht in nichts Anderem, als im Herbeiziehen von Analogieen aus irgend welchen anderen dem Gesichtskreise des Knaben näher liegenden und geläufigen Gebieten der Vorstellungen, welche den geschicktesten und natürlichsten Uebergang bilden können von dem Spielsinn des Kindes zu den immerhin abstracteren und deshalb an sich trockeneren Gegenständen des Lernens. — Ich finde es nun so natürlich und erklärlich, wenn das Kind sich nur schwer entschlieszt zu lernen, wenn es sich anfangs nicht zu schnell und begeistert auffassend verhält. Es ist durchaus nicht natürlich und nicht immer Zeichen hervorragender Begabung, wenn Kinder zeitig und schnell auffassen und lernen. Altklugheit ist die widernatürlichste Eigenschaft, die ein Kind nur immer besitzen kann. Die späteren Jahre eines solchen Kindes beweisen nur zu oft das Gegenteil. Demnach ist im Allgemeinen jene erste Apathie oder wenigstens zähe Trägheit, jenes sich repulsiv Verhalten gegen alles zu Lernende gerade eine dem Kinde natürliche Eigenschaft. Von-selbst wird ein Kind selten die Aufgaben anfertigen, wenn es das wahrhafte Kindernaturell besitzt. Es musz dazu vom Lehrer und vom Hause genötigt werden. Unfleisz entspringt aus jenem natürlichen Repulsivverhalten, welches sich einfach in diesem äuszert. Also Fleisz ist von vornherein nicht vorhanden. Die vereinte Thätigkeit von Schule und Haus hat allen Fleisz darauf zu verwenden, diesen natürlichen Fehler zu beseitigen, dies heiszt aber positiv ausgedrückt nichts Anderes, als: Fleisz musz dem Kinde anerzogen werden.

Fleisz ist die Summe der gesamten unterrichtenden und erziehenden Thätigkeit der Schule. Was man gewöhnlich unter Fleisz versteht, ist ja weiter nichts als das Erfüllen der Pflichten, die der Unterricht von Tag zu Tag dem Lernenden auferlegt. Fleisz setzt Bewustsein voraus. Der Fleiszige weisz, weshalb er fleiszig ist, weshalb er lernt, er weisz auch, wie er zu arbeiten hat, und was alles hierzu gehört. Fleisz ist ein zu erreichendes Ziel; wenn die pädagogische Thätigkeit der Schule es bis dahin gebracht hat, so kann sie sich Glück wünschen. Also noch einmal, Fleisz dürfen wir beim Anfänger im Lernen naturgemäsz nicht voraussetzen. Die Erziehung zum Fleisz beginnt sogleich mit dem Unterricht; in dieser Hinsicht ist das lehrhafte Element mit dem erziehlichen zu einer untrennbaren Einheit verschmolzen. Welchen Weg hat zur Erreichung dieses Zieles die Schule einzuschlagen?

Furcht vor Strafe ist das schlechteste Motiv wie zu allen Handlungen, so erst recht für die Jugend das schlechteste Motiv zum Lernen. Erregung des Ehrgefühles, also Lernen, um vor den Anderen nicht beschämt zu werden, ist deshalb ein sehr miszliches pädagogisches Princip, weil zu leicht über der Anspannung der persönlichen Teilnahme die Sache vergessen wird oder zu kurz kommt. Es erzeugt dies nur einigermaszen potenziert einen höchst unliebenswürdigen Egoismus, ja in vielen Fällen eine gemeine Gesinnung, wovon der erste Anfang der nicht selten vorkommende Fall ist, dasz Schüler absichtlich falsch vorsagen, um sich über die anderen zu bringen und sich Lob zu ernten. Aus Liebe zum Lehrer, namentlich wenn er sich giebt in jugendfrischem Wesen und ihnen das Lernen zu erleichtern sucht, mag mancher Schüler lernen, auch deshalb, um den Eltern dadurch Freude zu machen, aber auch dies Motiv ist streng genommen nicht das richtige. Als einzig richtiges erscheint immerhin das Interesse am Gegenstande und die Einsicht in den Zweck des Lernens. Das Interesse, welches der Schüler am Gegenstande findet, hängt wesentlich von der Persönlichkeit des Lehrers ab und — als zweites Moment — von den persönlichen Neigungen des Schülers für dies oder jenes Gebiet des Wissens und Könnens. Dem jüngeren Schüler fehlt, so sahen wir, die Einsicht in den Zweck des Lernens naturgemäsz; demnach gelte einstweilen für den Schüler das Lernen als Selbstzweck, er mag inne werden, dasz er zu nichts weiter der Schule angehöre, als dasz er lerne, dasz er aber auch lerne, damit er lerne, nicht weil, wenn er nicht lernt, er Strafe fürchten musz, nicht weil er vor den übrigen Beschämung zu fürchten hat, nicht weil er damit dem Lehrer oder den Eltern eine Freude mache. Diese einzelnen Motive mögen in einzelnen Fällen mitwirkende Factoren sein, für sich selbst sind sie heteronomer Art.

Gegen eine, wie ich oben sagte, natürliche, wenn nicht angeborene Trägheit und Zähigkeit hat der Unterricht anzukämpfen. Dieses Ankämpfen besteht nach dem Gesagten einzig in der consequenten Nötigung zur Erfüllung jeder einzelnen vom Unterricht vorgeschriebenen Pflicht. Der Schüler musz bei Zeiten fühlen, dasz die Schule ihn nicht eher losläszt, ihn so lange in ihre strenge, aber heilsame Zucht nimmt, bis er lernen gelernt hat, dasz er auch in jedem einzelnen Falle nicht eher los-

gelassen wird, bis die nicht erfüllte Pflicht erfüllt ist. Wie steht es nun hier mit der Strafe? Strafe ist die Reaction gegen ein Vergehen. Unfleisz ist zunächst begrifflich durchaus kein Vergehen, er ist eben nur ein natürlicher Fehler. Hieraus entspringen alle Misgriffe der Pädagogik, dasz sie den Unfleisz, weil sie dessen Wurzel nicht erkannt hat, als Vergehen betrachtet. Der Knabe, dessen Sinn eben nur dem Augenblick zugewandt ist, wird von jener natürlichen Bestimmtheit beherscht, sie überwiegt in ihm vorläufig alles Andere. Nehmen wir nun gar bei vielen ein wirklich angeborenes, erbliches phlegmatisches, langsames Naturell hinzu, so springt das Gesagte nur noch mehr in die Augen. Ich höre einwenden, der Lehrer befiehlt dem Schüler diese Aufgabe zu machen, die Schulgesetze gebieten dem Schüler unbedingten Gehorsam gegen die Anordnungen des Lehrers, also fällt der Unfleisz unter die Kategorie des Ungehorsams und ist daher strafwürdig. So richtig diese Deduction in gewissen, unten näher zu besprechenden Fällen ist, so trifft sie im Allgemeinen nicht zu. Es ist allerdings der Wille der Schule, der aus dem Lehrer zu sprechen hat und dem Schüler die Erfüllung der täglichen Pflichten auflegt. Aber der Knabe ist zunächst in seiner natürlichen Bestimmtheit gebunden. Er arbeitet aus Laune, von welcher oben die Rede war, oder weil's ihm gerade gefällt oder weil er schon früher dazu angehalten war. Aber man halte im Allgemeinen fest, dasz jene natürliche Bestimmtheit in ihm das Gefühl überwiegt, dasz er ungehorsam sein könnte gegen ein Gebot des Lehrers. Kurzum Unfleisz ist an sich kein Vergehen und als solches auch an sich nicht strafwürdig. Anders freilich ist es mit den Aeuszerungen eines schlechten Betragens. Diese sind meist Unarten, welche zum Teil schon durch gute häusliche Erziehung beseitigt sein müsten, viele eignet sich der Knabe durch den Umgang an, zu anderen fühlt er sich in manchen Fällen versucht durch den Unterricht, der ihn nicht anspricht, der seine ganze Kraft nicht in Anspruch nimmt, ihn nicht genügend zur Aufmerksamkeit usw. nötigt, ihm kurzum Zeit läszt zu allerlei Unangemessenem. Manchem kann der Unterricht vorbeugen, gegen Vieles musz er schonungslos ankämpfen, daher gegen derlei gerade das Schulgesetz gerichtet ist, zu dessen unverbrüchlichem Gehorsam der Knabe in den schlimmsten Fällen durch Strafe zu zwingen ist, welche hier sehr wohl ihre Berechtigung hat.

Gegen einen natürlichen Fehler, wie gegen den Unfleisz, anzukämpfen, reicht nicht ein vereinzelt angewandtes Mittelchen hin, dazu gehört ein consequentes und methodisch durchgeführtes Verfahren. Es handelt sich um nichts Kleineres, als um Beseitigung eines natürlichen Uebels durch Erziehung. Dem natürlichen Widerstand auf der einen Seite begegnet am einfachsten ein berechneter Widerstand auf der andern, welcher auf psychologischen Beobachtungen basiert ist. Man irrt, wenn man glaubt, dasz dem Schüler die Zeit zur freien Verwendung gehöre, sobald die Schulstunden geschlossen sind. Dem Schüler gehört erst dann die Zeit zur eigenen Verwendung, sobald er allen Verpflichtungen gegen die Schule genügt hat. Er hat heute nicht gelernt. Lernen musz er unter allen Umständen und zwar so schleunig, dasz weder in seinem Wissen

eine Lücke entsteht, noch die Classe leidet. Folglich gehört dem Schüler die freie Zeit erst als freie, sobald er das zu Lernende kann. Demnach finde er sich noch denselben Tag beim Lehrer ein, so oft, bis es geht, wenn nicht, dann den nächsten Tag noch vor Beginn der Schule u. s. f. Erfahrungen haben mich belehrt, dasz kein Knabe mehr als dreimal zu mir zu kommen brauchte. Dies Verfahren ist kein Strafverfahren, es ist das natürlichste und deshalb einfachste Gegenmittel gegen einen natürlichen Fehler.

Verfolgen wir das Naturell des Knaben psychologisch weiter. Im Knaben regt sich naturgemäsz das Selbstgefühl, das Gefühl seiner Kraft und seiner Stärke; es wäre schlimm, wenn sich's nicht regte. Er sucht unter allen Umständen sich und seinen Willen zur Geltung zu bringen. Unter seinen Altersgenossen weisz er durch die unvermeidlichen Schläge sich die Superiorität zu verschaffen und zu sichern. Irre ich nicht, so läuft sein Widerstand in der Schule auf diese selben natürlichen und deshalb berechtigten Regungen seines Egoismus hinaus. Man darf daher Manches nicht mit der strengen austeren Miene des Sittenrichters zu hart beurteilen, man begeht ein Unrecht, welches sich in vielen Hinsichten auch bitter straft. Man verfährt im Allgemeinen viel richtiger, wenn man sich auf diesen natürlichen Boden zu stellen weisz und von da aus dagegen zu reagieren versucht. So scheinbar oft Absichtlichkeit vorhanden, so selten ist sie's in Wahrheit. Der Knabe schlieszt Freundschaft, wenn ein anderer ebenso starker Wille sich ihm entgegenstellt und sich ihm gegenüber mit Erfolg zur Geltung zu bringen gewust hat. Und so bricht sich auch erfahrungsmäszig der Widerstand fast jedes Schülers an der consequenten, durchgreifenden Festigkeit und Energie des Lehrers. Die Knaben sind bekanntlich die besten natürlichen Psychologen; ihre Psychologie beruht, wenn ich recht sehe, auf nichts als auf dem Gefühl, diesem Lehrer gegenüber können wir unserem Selbstbewustsein Geltung verschaffen, jenem gegenüber geben wir uns besiegt. Dasz der Lehrer es versteht, den Knaben zur Hingabe seines besiegten natürlichen Egoismus zu nötigen, das ist das Zaubermittel, wodurch derselbe den Schüler in seine Zauberkreise bannt, nicht Erregung von Furcht, nicht äuszerliche, einschmeichelnde Freundlichkeit, nichts von alle den, weil nicht natürlichen, daher auch nicht natürlich wirkenden Mitteln, welche die Jugend instinctiv sehr richtig und treffend zu beurteilen weisz, was Jeder weisz, der sich einigermaszen auf Kenntnis jugendlichen Wesens versteht. Ein genauer Kenner der Jugend findet, dasz die Jugend recht wohl Strenge liebt und Strenge wünscht, sie weisz sehr wohl Schwäche zu erkennen; aber die Jugend hat auch das richtige Gefühl, ob der Lehrer nach Willkür streng ist oder nach gerechten Grundsätzen. Gewis ist nie ein strenger, aber gerechter Lehrer verhaszt, aber der Hasz verfolgt erfahrungsmäszig diejenigen Lehrer unversöhnlich bis ins späte Alter, welche der Strenge persönliche Leidenschaft beigemischt. Die Geltendmachung eines persönlichen Willens seitens des Lehrers ist Laune und wird zu leicht zur Willkür; es musz im Lehrer der Wille und Wunsch der Schule, ihn, den Schüler, zu fördern, verkörpert erscheinen. Das Gefühl der Liebe der

Schüler gegen die Lehrer entspringt derselben Quelle. Sie basiert auf dem instinctiven Herausfühlen des Gefördertwerdens durch seinen Unterricht usw.

So fatal dem Knaben auch immer jeder consequente Widerstand des Lehrers gegen seine natürliche Bestimmtheit anfangs vorkommen mag, so sehr dieser ihn auch zu Thränen bringen mag, in welchen er das Dahinschwinden seines natürlichen Selbstgefühls beweint, so beginnt doch hiermit auch die Freude des Knaben und die Lust zur Arbeit. Die Freude des Knaben ist viel tiefer zu suchen, als darin, dasz er heute gut durchgekommen ist, ohne beschämt zu werden, auch nicht in erster Linie in dem Gefühle, dasz er dadurch den Eltern oder Lehrern eine Freude macht, sondern sie ist ganz und gar selbstisch, dasz e r nunmehr etwas kann, etwas beherscht, dasz ihm der Gegenstand Vergnügen macht.

Also auf sehr natürlichem Wege hat sich schlieszlich der natürliche Widerstand des Knaben brechen müssen. Die Strafe, ich wiederhole es, ist nicht das naturgemäsz gebotene Heilmittel, sie hilft der Natur zu wenig, ihre Wirkungen sind problematisch. Eine gesunde Pädagogik beruht auf der psychologisch begründeten Kenntnis der Natur des Kindes, nicht auf vorgefaszten oder althergebrachten Maximen, die zwar bequem sein mögen, aber zu nichts führen. Beobachten wir doch die Strafverfahren. Man bestraft Unfleisz mit körperlicher Züchtigung. Da kriegt der Knabe eine Strafe, 'weil er faul war und also ein Vergehen begangen hat.' Naturgemäsz denkt also der Lehrer vor allem an die Reaction gegen das vermutliche Vergehen, die Sorge aber für das schleunige Nachlernen, die ist meist über der Züchtigung vergessen. Also ist das häszlichste aller pädagogischen Mittel zum heteronomen Motiv des Lernens hingestellt. Arrest ist zugestandenermaszen fast ein noch schlechteres Mittel. Soll er Nutzen bezwecken, so bestraft sich der Lehrer selbst, indem er mit dableibt. Andere Uebelstände, welche Arrest und Carcer für Schüler der unteren Classen, welche ich zunächst vor Augen habe, mit sich bringen, brauche ich nicht von neuem zu besprechen. Wiederholtes Abschreibenlassen des nicht Gekonnten, abgesehen davon, dasz es mehrfach durch behördliche Verfügungen inhibiert ist, führt bekanntlich zu gar nichts. Erstens befördert es eine ganz geistlose Mechanik des Arbeitens, zweitens eilt der Knabe, dasz er damit fertig wird, weil er in der Regel weisz, dasz der Lehrer es meist nur obenhin ansieht. Kurzum Viele glauben genug gethan zu haben, wenn der Schüler nur die Strafe erhalten und verbüszt hat, und vergessen immer wieder die Nötigung zum Lernen, die allein den Schüler zur Aufgabe seines Widerstandes auf die Dauer bestimmen kann. Strafe führt zu leicht zur Verstockung oder zur Gleichgültigkeit, oder wenn zum Lernen nicht zugleich mit genötigt wird, so fühlt sich der Unfleisz nur bestärkt.

Auch die Person des Lehrers hat eine gewisse natürliche Trägheit zu überwinden, welche darin besteht, zu glauben, seine Thätigkeit für die Schule sei abgeschlossen, wenn der letzte Glockenschlag seiner letzten täglichen Schulstunde ertönt ist oder wenn dem Berge der vorliegenden corrigierten Hefte durch das letzte der Gipfel aufgesetzt ist. Es ent-

springt jene auch aus einem gewissen Egoismus, dem Selbstverleugnung und Selbstaufopferung fremde Dinge sind. Und doch wie viel Selbstverleugnung bringt das Lehrfach nicht täglich mit sich. Wer diese nicht ausüben kann, wer nicht die fesselndsten Arbeiten sofort liegen lassen kann, um erst solch einem lernenden Kleinen zum Wissen zu verhelfen, wer sich nichts versagen kann, um alles der Jugend zu gönnen, der taugt schwerlich zum Lehrer. Es ist wahr, die Mühe, welche der Lehrer auf Grund der gestellten Anforderung jenes consequenten zum Fleisze und zum Lernen Nötigens zu übernehmen hat, ist keine geringe, und die Kraft des Einzelnen reicht auch kaum aus, wenn nicht vereintes Wirken zu consequentem Vorgehen sich verbindet, aber es ist auch ein Ziel zu bemerken, sobald an dem einen Widerstande der natürliche des Schülers sich mit Erfolg gebrochen hat.

Nicht jeder Unfleisz entspringt nur jener natürlichen Quelle des Jugendnaturells; bei manchem Schüler ist er durch kein Mittel zu curieren. Hat man aber auch in Anschlag gebracht, dasz in vielen Fällen die natürliche Trägheit, der natürliche Widerstand gegen das Lernen zum gewohnheitsmäszigen deshalb geworden ist, weil er im Laufe der Jahre nicht auf denjenigen Widerstand gestoszen ist, an dem er sich hätte brechen müssen? Die Praxis zeigt die Folgen der angewendeten Strafen, welche einmal üblich sind. Sie haben den Schüler nicht zum Fleisze erziehen können und in vielen Fällen mit der Abgestumpftheit gegen die Strafe auch Gleichgültigkeit gegen das Lernen erzeugt. Wo erst die Gleichgültigkeit sich eingeschlichen hat, da hat unsere Thätigkeit ein Ende. Die Gleichgültigkeit, welche sich äuszerlich als Blasiertheit geberdet, halte ich für ein incurables Uebel, daher für den schlimmsten Fehler der lernenden Jugend. Diesem Uebel kann vorgebeugt werden, sobald man auf jeden einzelnen Zögling ein sehr sorgfältiges Aufmerken richtet, denn es existieren für dasselbe genug äuszere Zeichen, die sehr wohl schon frühzeitig sichtbar sein können. Weiter aber kann nichts geschehen. Verhängen von einzelnen Strafen in den einzelnen Fällen des Unfleiszes ist noch kein Erziehen zu diesem; dieses allein kann das Uebel nicht erst aufkommen lassen. — Ich komme unten noch einmal darauf zurück. Es gehören zur Erziehung zum Fleisz auszer jenem bisher besprochenen Momente, welcher mehr negativer Art, noch andere, namentlich die Erweckung des Pflichtgefühls und die Erweckung des Bildungstriebes. Unstreitig ist die Wirkung alles Unterrichts auf die Jugend zu suchen in dem Entstehen der Ideale, welche, sie mögen anfangs so hohl und luftig sein, wie sie wollen, immerhin eine energisch wirkende, treibende und packende Kraft besitzen. Eine Jugend ohne Ideale, das ist ein Gefäsz ohne Ton; die Jugend, die keiner Ideale mehr fähig ist, die ist vor der Zeit alt und abgelebt, die ist keiner groszen Entschlieszungen mehr fähig. Die Blasiertheit, was ist sie anders als Ideallosigkeit? das ist aber eben der Mehlthau, der auch die frischesten Pflanzen vor der Zeit welk und faul macht.

Der Gleichgültige ist gegen jede Bestrafung stumpf, darum ist die Bemühung der Schule an einem solchen vergeblich. Aber übersehen wir

auch nicht, dasz in vielen Fällen die Schule von der häuslichen Erziehung nicht unterstützt worden ist in dem Kampfe gegen den natürlichen Hang zur Trägheit. Klagen die Eltern ja doch oft genug da, wo sie die Strenge des Lehrers preisen sollten, über Ungerechtigkeit, lieblose Behandlung. Die natürliche Trägheit, welche, wenn sie auf imponierenden Widerstand gestoszen ist, ganz willig sich verliert, — sie klammert sich andern Falles an allem fest, was ihr ferneres Bestehen möglich macht. So eben wird sie zur gewohnheitsmäszigen. Es gehört nun freilich viel Scharfblick und durch längeres aufmerksames Beobachten gewonnenes Verständnis jugendlicher Charaktere, namentlich aber einzelner Individuelitäten dazu, um in jedem einzelnen Falle gewohnheitsmäszigen Unfleisz vom natürlichen Unfleisz zu unterscheiden. Wir sind ja überdies nur in den seltensten Fällen in der Lage, die Einflüsse sogleich zu übersehen, welche häusliche Erziehung sowie der Unterricht, öffentlicher wie privater, auf das Naturell des Knaben bereits ausgeübt haben. Daher werden wir wol am einfachsten verfahren, von Anfang der gymnasialen Zeit an durchweg nur jenen natürlichen Hang zur Trägheit vorauszusetzen, nicht aber schon gewohnheitsmäszigen Unfleisz. Das Naturell, die Empfänglichkeit für alles, was ihn umgiebt, ist bei jedem Knaben sehr verschieden. Der Widerstand des einen bricht sich schneller als der des andern, jedenfalls aber ist die Anforderung an die unendliche Geduld und Langmut des Lehrers notwendig; er musz lange, lange Selbstverleugnung üben, sich selbst vergessen können, um nicht sich und seine persönlichen Wünsche und Stimmungen entgegenzustellen einer natürlichen Bestimmtheit des Kindes, welche nur eine lange und einsichtsvolle Erziehung endlich zu beseitigen vermag. Im Falle gewohnheitsmäszigen Unfleiszes gewährt auch die gesamte persönliche Erscheinung des Schülers, sein Auftreten, sein Trotz den Eindruck, dasz er nichts lernen will, ja dasz er es darauf ablegt, durch Unfleisz hemmend und störend und Verdrusz erregend auf Lehrer und Mitschüler einzuwirken. Da man in solchem Falle gleichzeitig gegen strafwürdige Unarten anzukämpfen hat, so erscheint hier Strafe am Platze, doch ich wiederhole, dasz sie doch nur von geringem Erfolge erscheint, weil sie zu spät kommt und weil die günstigste Zeit, den Betreffenden, da er noch lenksam und für jeden Eindruck empfänglicher war, zum Fleisze zu erziehen, als bereits vorbeigegangen zu betrachten ist.

Im Allgemeinen versteht sich Verschiedenheit der Behandlung der älteren und jüngeren Schüler von selbst. Aeuszerlich ist dieselbe geboten durch die verschiedene Anrede in der zweiten Person Sing. und dritten Person Plur. Durch letztere erwächst für den Lehrer die Verpflichtung, die Schüler zu betrachten als nunmehr in soweit erwachsene Leute, welche von selbst wissen sollen, was ihnen gut ist, namentlich aber wissen, wozu sie die Anstalt besuchen, kurz, dasz sie nunmehr lernen gelernt haben und deshalb in sich selbst Sporn und Trieb zur Arbeit finden müssen; wir dürfen also im Allgemeinen voraussetzen, dasz ihr Fleisz der bewuste werde, zu welchem sie in den früheren Classen erzogen. Daraus ergibt sich weiter, dasz wir auch dieser Classe der Schüler anheimgeben müssen das Ermessen und Bedenken der Folgen, welche aus

ihrem etwaigen selbstgewählten Unfleisze sich ergeben. Nicht nur steigert sich durch dies in den Schüler gesetzte Vertrauen dessen Selbstgefühl erheblich, indem ihn einsehen gelehrt wird, wie er jetzt mit eigener Kraft etwas vorwärtsbringen kann, sondern wir begründen auch dadurch eine gewisse Selbständigkeit des Charakters, die sich allmählich zur Festigkeit steigern wird. Die Naturen sind freilich verschieden und so finden sich selbst unter dieser Zahl der Schüler immer einige, welche, weil die Erziehung zum Fleisze bei ihnen noch nicht abgeschlossen ist, dieser nach wie vor weiter bedürfen.

Wir haben bisher nur von éiner Seite der Erziehung zum Fleisz gesprochen; es war dies das negative Element. Durch dieses kann es höchstens bis zum gewohnheitsmäszigen Erfüllen der Pflicht gebracht werden; was übrigens kein kleines und kein zu geringschätzig zu beurteilendes Ziel ist. Die Erziehung wirkt aber auch positiv durch Anerziehung derjenigen Tugenden, welche schlieszlich alle im Fleisze gipfeln. Es sind dies erstens die Erweckung und Regehaltung des Pflichtgefühls, zweitens die Hege und Pflege des Bildungstriebes. Wir können uns über beide Puncte kurz fassen. Ohne Pflichtgefühl verrichtet keiner in keinem Stande und Alter und Geschlecht sein ihm zukommendes Teil Erdenarbeit gewissenhaft und freudig; aber wie schön steht es dem lernenden Jüngling! Das Pflichtgefühl ist die Perle unter seinen Tugenden, denn es ist die Stimme des Schulgewissens, welche nicht vergeblich klopft und sich rührt! Ohne Pflichtgefühl kein Fleisz. Zum Erfüllen seiner Schülerpflichten musz der Schüler solange erzogen werden, bis es ihm zur Gewohnheit geworden; glücklich aber die Schule, der ihre erziehende Thätigkeit soweit auszudehnen geglückt ist, dasz aus dem gewohnheitsmäszigen Erfüllen der Pflicht freudiges Thun derselben geworden. Ich verstehe hierunter nicht, dasz wir die Jugend unter Aufgeben ihrer natürlichen, daher berechtigten Eigentümlichkeiten zum Erfüllen ihrer Schulpflichten nötigen. Dies geschieht vor allem in der Ueberbürdung mit häuslicher Arbeit, wovon in der Regel zwei Dritteile überflüssig sind. Der Schwerpunct des Unterrichts liegt nicht in der häuslichen Thätigkeit, sondern in der Schule: was da geübt ist und sicher geworden, das bleibt sicher, das entzieht sich auch der Controle des Lehrers weniger und gibt dem Schüler den freudigen Beweis, wie er fortschreitet und was er in sich alles aufgenommen hat. Der häuslichen Thätigkeit darf vernünftigerweise immer nur das zugewiesen werden, was zu leisten während des Unterrichtes nicht möglich und nicht thunlich ist, sie darf den Unterricht nur ergänzen. Arbeit mit Murren und Unfreude ist böse. Die Jugend ist nur einmal jung; ihr Glück besteht darin, harmlos und mit vollen Zügen alles zu genieszen, was der liebliche Augenblick ihr ungesucht bietet. Die Schule soll dies Glück der Jugend nicht verkümmern, sie soll und sie kann das natürliche jugendlich Heitere und Harmlose versöhnen mit dem Ernst, ohne welchen der Unterricht nicht besteht. Die Jugend musz bei Zeiten Arbeit und Spiel verbinden lernen. Nicht der ist der richtige Pädagoge, der die Jugend nur für das Lernen gewinnt und ihr darüber das Jugendglück nimmt, sondern der in den lustig und heiter angelegten jugendlichen Sinn den

Sinn für die Arbeit, fürs Erfüllen der Pflicht einzuflöszen weisz. So ein Knabe ist wie ein wilder, aber gesunder Baum, der die schönsten Früchte bringt, wenn edle Reiser ihm aufgepfropft sind. So lange wir die Jugend jugendlich erhalten, erhalten wir sie auch natürlich, wahr, geben die Möglichkeit, dasz sich starke, gesunde, kräftige Charaktere entwickeln, davon man heutzutage gar wenig zu gewahren hat.

Das Pflichtgefühl geht aus von der strengsten und gewissenhaftesten Pflichterfüllung des Lehrers; sie ist oder sie wird dem Schüler Beispiel eigenen Thuns. Pünctlichkeit zunächst in allen äuszeren Dingen, die Einnahme und Zurückgabe der Hefte, Einhaltung der vorgeschriebenen Lehrstunden, strenges und unerbittliches Halten auf Accuratesse, welches der Einsichtige sehr wohl von egoistischer Pedanterie unterscheiden wird — das sind Dinge, die der Schüler an den Lehrern gewohnt worden sein musz. Ferner gehört hierher die Erziehung der Jugend zum Gesetz. Diese scheint mir doch wichtiger und bedeutungsvoller zu sein, als hie und da geglaubt wird. Soll z. B. die Erweckung der Vaterlandsliebe nicht nur eine hohle Schwärmerei erzielen, so beruht sie im Wesentlichen darauf, die Geschichte, Einrichtungen, Gesetze des Staates hochzuhalten, dem die Jugend angehört. Die Beispiele aus dem Altertume, welche die Jugend zu begeistern und deren patriotischen Sinn zu wecken pflegen, sie bieten vor allem dar die strengste Unterwerfung unter das vaterländische Gesetz Wenn die römische Erziehung vor allem andern die Mitteilung der XII-tafelgesetze an die Jugend vorschrieb, so gieng sie von dem Gedanken aus, dasz der Gehorsam gegen den Staat und seine Einrichtungen im Wesentlichen auf dem Respect vor dem Gesetze beruhe. Zu diesem musz die Jugend erzogen werden, und ich glaube, man kann damit nicht früh genug den Anfang machen. Das Gesetz bleibt immer, in den mannigfaltigsten Formen zwar verschieden, doch das éine, es ist ja immer der Erzieher der Menschen zum wahrhaft sittlichen Leben, es ist das Fundament, auf welchem das staatliche wie das religiöse Leben sich aufbaut. Es ist nicht damit abgethan, wenn alle halbe Jahre das Gesetz nur vorgelesen, nachher bei Seite gelegt wird und in den einzelnen Fällen, wo es sich um Handhabung desselben handeln sollte, an seiner Stelle die persönlichen Wünsche, der persönliche Wille der Lehrer sich geltend machen. Man betrachte das Schulgesetz als das verkörperte Gewissen der Schule, welches immer und immer klopft und warnt, hauptsächlich aber verhütet. Es handelt sich demnach einfach darum, dem Schulgesetz in dem gesamten Schulorganismus einen wesentlicheren, bedeutungsvolleren Platz anzuweisen, als welchen es vorläufig thatsächlich besitzt. Gesetze zu achten — das will gelernt sein und deshalb ist es auch Gegenstand der Erziehung. — Nächstdem möge der Einflusz der religiösen Erziehung auf die Erweckung des Pflichtgefühls nicht unerwähnt bleiben.

Die Erweckung des Bildungstriebes ist das dritte und wichtigste Moment in der Erziehung zum Fleisz. Der Bildungstrieb, das Gefühl und das Streben, lernen zu wollen, besteht kurz gesagt in der Wirkung, welche die angemessene Behandlung des Stoffes, der nun einmal als die geeignetste Nahrung für den jugendlichen Geist sich erwiesen hat, sowie

der imponierende, ergreifende Einflusz der Lehrerpersönlichkeit hervorgebracht hat. Die Jugend ist leicht empfänglich und willig zum Auffassen und Lernen, sobald ihr Widerstand gegen ihre natürliche Trägheit gebrochen ist, namentlich wenn der Unterricht es weisz, sich in angemessener Weise zu dem Fassungsvermögen der Kinder herabzulassen.

So sind demnach diese drei, die consequente Brechung des natürlichen Widerstandes, die Erweckung des Bildungstriebs und die Erweckung des Pflichtgefühls drei gegenseitig sich ergänzende und bedingende Momente in der Erziehung zum Fleisz. Nötigen diese drei nicht zum Fleisz, so thun's Strafen erst recht nicht. In jedem Einzelnen wirkt zwar je nach seiner Individualität das eine Moment mehr als das andere, wer aber gegen alle, gegen jedes einzelne sich unempfänglich zeigt, der entzieht sich — Gott sei Dank, dasz der Fall so gut wie gar nicht denkbar ist — überhaupt jeder Erziehung.

Es gibt eine Grenze, bis zu welcher die Bemühungen des Lehrers zu gehen haben. Grosz freilich ist die Geduld und Langmut, aber sie musz es auch sein. Hoffnung auf mögliche Aenderung ist in keinem Falle zu bald aufzugeben. Und doch erschöpft sich auch hier die Langmut. Steigert sich der natürliche Fehler zur Untugend, so musz diese sich schlieszlich selbst strafen. Das geschieht sehr natürlicherweise in der Nichtversetzung, für Schüler der mittleren und oberen Classen vor allem in Schwierigkeiten bei Erteilung des Zeugnisses zum einjährigen Dienst und bei Zulassung zur Abgangsprüfung. Nur einige Bemerkungen hierüber.

Für Schüler, noch mehr für die Eltern ist die Nichtversetzung ein sehr empfindliches Ding, zumal wo die Versetzung blosz jährlich stattfindet. Allein die Schule möchte sich durch die Censuren, abgesehen von anderen Mitteln, so gern mit dem Hause in Beziehung setzen, gienge nur letzteres mehr darauf ein. Leider bekümmern sich viele Eltern nur im letzten Vierteljahre, ja oft genug erst in den letzten Wochen vor der Versetzung um den Standpunct der Leistungen ihrer Kinder. Sie überlassen der Schule Alles. So sehr hierdurch auch die Erziehungsthätigkeit der Schule anerkannt wird, von der manche Eltern in gewisser Hinsicht nicht gern etwas wissen wollen, so kann selbstverständlich die Schule nicht Alles thun. Sie kann also auch die Verantwortung nicht allein tragen sollen.

Es gibt für Gymnasien keine schlimmere Classe von Zöglingen, als die, welche nur um das Zeugnis für den einjährigen Dienst zu erwerben, die Schule besuchen. Ist es schon im Allgemeinen nie wünschenswerth, wenn die Schüler zu zeitig wissen, welchen Beruf sie ergreifen sollen, wozu sie nach ihrer Berechnung das oder jenes gar nicht erst zu lernen brauchen — so ist die Lauheit, das notdürftige legale Benehmen, ja die Indifferenz vieler der zukünftigen Einjährigen oft wahrhaft beklagenswerth. Die meisten von ihnen lernen nicht, um zu lernen, sondern thun nur des zu erlangenden Zeugnisses wegen das Notdürftigste. Mit Vergnügen vor allem lernen sie gewis in seltenen Fällen; im Geiste beschäftigt sie schon ihr zukünftiger Beruf, in welchem sie den ihnen unerträglichen Wissenswust nicht verwerthen zu können glauben und hoffen. So sind sie nur halbe Schüler und wirken in mancher Hinsicht

störend und hemmend auf den Gang des Unterrichts ein. Ich trage nicht zu grell auf. Teilweise liegt die Ursache hiervon wo anders, wovon hier nicht gehandelt werden soll; haben aber, abgesehen hiervon, die üblichen Mittel, Fleisz zu erzielen, nichts gefruchtet, so bleibt nur die Eventualität möglich, die ich oben erwähnte, worauf indes bei Zeiten aufmerksam zu machen ist.

Ich schliesze hier, um nicht die Geduld des Lesers zu ermüden. Die Pädagogik ist eine auf Psychologie und Menschenkenntnis beruhende Kunst, deren man nie zu viel haben kann. Wollen wir aber vor allem Goethes goldenes Wort im Faust beherzigen, welches jede gesunde und natürliche Pädagogik dankend acceptieren wird:

Ihr werdet nie Herzen zu Herzen schaffen,
Wenn es nicht von Herzen geht.

Schweidnitz. Dr. Oskar Altenburg.

38.

Die Gründung des britisch-ostindischen Reiches, Lord Clive und Warren Hastings. Nach Macaulays Essays redigiert von Dr. O. Jäger. Düsseldorf, Spaarman 1866.

Der Verf., oder genauer gesagt, der Herausgeber dieser beiden Abhandlungen oder Aufsätze, wie man nun eben Essays wiedergeben will, knüpft in der Einleitung mit Recht an Macaulays eigene Klage an, dasz so wenige Engländer über die Entstehung ihres groszen Reiches auf der vorderindischen Halbinsel unterrichtet seien. Er meint, dasz es auch für uns Deutsche wol der Mühe werth sei, diesen am besten gelungenen Versuch der Herschaft von Europäern über ein groszes Barbarenvolk (sic!) näher kennen zu lernen, einer Herschaft, die in ihren Anfängen, wie in ihrer Weiterentwicklung ein allgemein menschliches Interesse in Anspruch nehmen müsse.

Wenn man auch nicht allenthalben mit dem Standpuncte einverstanden ist, den Macaulay bei der Beurteilung Lord Clives und Warren Hastings' einnimmt, so musz man doch ohne Weiteres zugeben, dasz gerade diese beiden Biographieen ihres Inhalts, namentlich aber ihres glänzenden Stiles wegen sich zur Lectüre für die oberen Classen unserer höheren Lehranstalten eignen. Die Schüler haben hier in einer meisterhaften Darstellung das Bild von Männern, die sich aus niedriger Stellung durch eigene Kraft emporgearbeitet haben, die durch eiserne Consequenz im Festhalten des Zieles, wie durch rastlose Thätigkeit, zu häufig nur durch Benutzung jedes, auch des schlechtesten Mittels sich zu Ansehen und Reichtum, ihrem Vaterlande zu groszem, unvergänglichem Ruhme verholfen haben. Hütet sich der Lehrer, vielleicht noch mehr als es Macaulay schon gethan hat, die Fehler seiner Helden zu beschönigen, brandmarkt er ihre Schlechtigkeiten so wie sie es verdienen, so sind die Bio-

graphieen von Clive und Hastings wie wenig andere zur Lectüre für die oberen Classen geeignet. Denn es bleibt noch genug übrig, um das jugendliche Gemüt in wahre Mitleidenschaft zu ziehen, es an dem wahrhaft Groszen und Schönen zu erheben und sein Mitleid mit dem traurigen Loose seines Helden zu erregen.

Der Verf. hat es verstanden, die Darstellung zu einer flieszenden zu gestalten; man merkt kaum, dasz etwas ausgelassen ist, und eine sorgfältige Vergleichung des Textes zeigt, dasz nur weggelassen ist, was für den Hauptgegenstand wenig Interesse hat oder ohne ausführliche Erörterung specifisch englischer Verhältnisse nicht wohl verständlich wäre. Eine kurze Einleitung macht den Leser mit den notwendigsten geschichtlichen Vorkenntnissen bekannt und kurze Inhaltsangaben am Rande erleichtern in höchst zweckmäsziger Weise die Uebersicht. Die zum Schlusz gegebene Karte von Ostindien ums Jahr 1760 nach einem Carton aus Spruners Atlas ist hübsch gezeichnet und übersichtlich, doch scheint die Colorierung nicht sorgfältig genug ausgeführt zu sein. So sind z. B. die Staaten der Mahratten und das Gebiet der Rasputten mit gleicher Farbe begrenzt, die an der Grenze von Bengalen ganz aufhört. Eine ähnliche Unklarheit herscht bei der Nordgrenze von Hindostan. Bengalen soll lila gefärbt sein, ist aber gelb — oder ist unter 'Subabie' Bengalen das Königreich Oude verstanden? Wir gestehen, dasz wir dies Wort nicht kennen, auch Webster uns im Stiche läszt, der nur subah Provinz, subahdar Statthalter aufführt. Die Flüsse sind kaum zu erkennen, selbst die obere Hälfte des Ganges erfordert sehr gute Augen; der Nerbuddah ist absolut unsichtbar. Statt Kistnah steht Kristnah geschrieben.

Mit dem Verfahren des Verf. betreffs der Anmerkungen können wir uns nicht ganz einverstanden erklären. Die Vorrede verspricht 'eine Anzahl sachlicher Anmerkungen', aber dieselben sind spärlich, so dasz man fragen musz, ob denn wirklich nicht mehr zu erklären sein dürfte. Die Frage erscheint um so berechtigter, als der Verfasser selbst sagt: 'wer Macaulay kennt, wird wissen, dasz es keine ganz mühelose Arbeit ist, den Spuren der auszerordentlichen Belesenheit, die er überall blicken läszt, zu folgen.' Wir sollten meinen, dasz eben darum sich öfter genügender Anlasz zu Erklärungen in einem 219 Seiten starken Bande finden sollte. Auszerdem aber können wir einen Teil der Anmerkungen nicht gerade für sachliche halten, auf die sich der Verf. beschränken zu wollen erklärt. Eine solche nichtsachliche ist z. B. gleich die erste S. 7, wo in dem Text nach einem Briefe von dem wilden und hitzigen Charakter Clives die Rede ist und der Verf. aus Mahons History of England den Schlusz desselben Briefes: for this reason I do what I can to suppress the hero hinzufügt. Es kann doch einem Jeden gleichgültig sein, in diesem Falle wenigstens, ob ein Onkel Clives die eben erwähnten Maszregeln ergreift oder nicht. S. 9 steht eine Erklärung von the Carnatic: District in Süd-Indien, das Land der östlichen Ghats. Wozu hat denn der Schüler die Specialkarte von Indien am Ende des Bandes? Andere Provinzen, die weder mehr noch weniger bekannt sind, werden aber nicht angegeben — da fehlt doch offenbar das Princip. Eine ähnliche Anmerkung wie die

S. 7 erwähnte ist S. 41 zu finden. Macaulay schildert die Mitglieder der von der Ostindischen Gesellschaft eingesetzten Regierung als persons eager to be restored to their posts and compensated for their losses und dazu citiert der Verf. wieder aus Mahon eine Stelle aus einem Briefe von Clive: Believe me, they are bad subjects and rotten at heart. The riches of Mexico and Peru should not induce me to live among them. Ist denn das eine sachliche Anmerkung? Wieder wird S. 52 Mahon citiert, um eine Charakteristik von Surajah Docolahs Sohne Meeran zu geben, als ob es nicht genügte, wenn Macaulay selbst von demselben sagt: a youth of seventeen, who in feebleness of brain and savageness of nature greatly resembled his father. Und dann besteht die ganze Charakteristik darin, dasz Clive schreibt: sooner or later I am persuaded that worthless young dog will attempt his father's overthrow. Ist das eine Anmerkung werth? S. 79 wird zu Mackenzies Margery Mushroom weiter nichts bemerkt als 'Figur aus einem Roman des schottischen Advocaten Henry Mackenzie' — wäre es nicht zweckmäszig dabei anzugeben was für eine Figur diese dann ist? Mindestens aber wäre es eben so passend gewesen auch eine Anmerkung zu S. 28 zu geben, wo es von Dupleix heiszt: 'he defended himself in a strain worthy of Captain Bobadil', da es wol manchen Lehrer geben dürfte, der diese tapfere Persönlichkeit nicht kennt. — S. 85 wird set-off erklärt durch 'Geltendmachung von Verdiensten gegenüber von (?) Vergehen'. Wir sollten meinen, wenn der Schüler im Lexikon unter set-off Gegenforderung, Gegenrechnung findet, so müste er den Sinn des Satzes: Ordinary criminal justice Knows nothing of set-off verstehen. Mindestens aber sollte bei einer Erklärung die nächstliegende, der Grundbedeutung verwandteste zuerst angegeben sein. Die ganze Anmerkung ist zudem die einzige im ganzen Buche, die eine W o r t erklärung giebt — wir haben gegen die Beschränkung der Noten auf Sacherklärungen nichts einzuwenden, vermissen aber hier die Begründung der Notwendigkeit einer Ausnahme. — Hafis und Ferdusi müssen sich II 12 mit der kurzen Notiz 'Persische Dichter' begnügen: warum nicht wenigstens das Jahrhundert angeben, in dem sie lebten? Auf der nächsten Seite wird Macaulays Ansicht, dasz Marianne Imhoff, die später eine so grosze Rolle spielen sollte, in Archangel geboren sei, als unrichtig und als ihr wahrscheinlicher Geburtsort Nürnberg bezeichnet. Wir meinen, damit wäre einem Schüler genug gedient; dasz diese Notiz aus der Kölnischen Zeitung stamme und dasz der Vater Mariannens der Feldwebel Johann Jacob Chapuset, Sohn eines französischen Flüchtlings, gewesen sei, halten wir offen gestanden für mehr als überflüssig, zumal die Erklärungen sonst so sparsam und kurz ausfallen. — S. 19 werden pagodas und gold mohurs als persische und indische Goldmünzen erklärt; Jedermann wird dieser Erklärung zufolge pagodas für persische und mohurs für indische Münzen halten. Aber S. 13 wird pagoda für eine indische Goldmünze, $2^1/_2$ ℔ an Werth, erklärt, so dasz wider Erwarten mohur eine persische wäre. Dagegen sprechen nun freilich Webster und Worcester, die sagen: Mohur: a British-Indian gold coin, of the value of 15 rupees. — Ist das a slip of the memory des Herrn Verf.s?

Wir könnten hiermit schlieszen, müssen aber noch einen Umstand erwähnen, der unangenehm berührt. Der Herr Verf., scheint uns, hätte besser für den Abdruck sorgen können. Druckfehler mögen wir nicht besonders hervorheben, wol aber dasz so viele Verstösze gegen die Silbenteilung vorkommen. Wir schlagen eine Seite auf z. B. I 48, da findet man sugges-ted (st. suggest-ed), sogar snat-ched. Ferner auf Seite 49 finden wir ado-red, appro-ved, lear-ned, auf Seite 50: dea-lings, ho-nesty, Seite 51: ge-neral etc. Den Schüler lehrt man ziemlich beim ABC, dasz kurze Silben mit einem Consonanten schlieszen und lange Silben offen sind, und in einer speciell für Schüler berechneten Ausgabe wird dieser Regel fast auf jeder Seite ins Gesicht geschlagen.

Das Hauptverdienst des vorliegenden Bandes besteht darin, dasz es den Text der beiden Biographieen in einer für Schüler passenden Form wiedergibt. Aber auf ein weiteres Verdienst darf unserer Meinung nach der Herr Verfasser keinen Anspruch erheben. Wir wollen die Anmerkungen wahrlich nicht nach der Elle messen, aber wenn auf ca. 220 enggedruckten Seiten, auf denen, wie der Verf. selbst sagt, Macaulay 'überall Spuren seiner auszerordentlichen Belesenheit blicken läszt', kaum 60 sacherklärende Anmerkungen zu finden sind, so macht es uns entweder die auszerordentliche Belesenheit Macaulays selbst verdächtig, oder wir können nicht umhin zu vermuten, dasz noch mehr 'Sachen' im Text einer Erklärung bedürftig sind. Was uns speciell noch bestimmen könnte, die vorliegende Ausgabe statt der bekannten Tauchnitz-Edition in der Schule zu verwenden, ist die beigegebene Karte von Ostindien. Vielleicht bringt auch eine zweite Auflage einen correcteren Text.

Plauen. Dr. L. Riechelmann.

39.

DISTICHA PAEDAGOGICA.

Ziel der Erziehung.

Löse das Räthsel mir, Freund! Vor all den Völkern Europas
  Rühmt sich das Deutsche zumeist sorglich-erziehenden Thuns.
Aber die Frucht des Erzieh'ns, die felsgleichstehenden Männer,
  Fest in Worten und Werk, zeige dem Suchenden mir!
'Wie? wenn des Guten zu viel wir thäten mit unserm Erziehen?
  Wenn wir zu wenig Raum lieszen der schaffenden Kraft?
Wol grünt herlich der Flor der saftigen Pflanzen im Treibhaus,
  Doch den Kundigen täuscht nimmer die üppige Pracht.
Denn ach! es fehlt nachhaltende Kraft, und ein einziger Nachtfrost
  Machet, so fröhlich sie blüh'n, dennoch sie welken zumal.
Uebt drum weniger mir die treibhausähnlichen Künste!
  Lasset der Mutter Natur mehr von dem ewigen Recht!
Ist dann auch schwächer der Glanz und weniger früh die Entwicklung,
  Siehe, so winket dafür später die süszere Frucht.

Die Mütter.

Weiszt du, o Freund, wo's fehlt im Gebiet der deutschen Erziehung?
  Nicht an Wissen fürwahr: dessen ist eher zu viel.
Auch fehlt Wollen uns nicht: denn traun! von erziehenden Schriften
  Flutet ja über zumal jährlich der Meszkatalog.
Nein! der Mangel ist tiefer! erzieh'n, wie Gott uns erziehet,
  Ewiglich haltend das Masz, können die Mütter allein.
Sie nur verstehen die Kunst, die göttliche, schweigend zu lehren:
  Gröszeste Männer, fürwahr, schenkten die Mütter der Welt.
Gebet der Mütter uns mehr, die wie Cornelia walten —
  Und wir sehen auch uns blühen ein Gracchengeschlecht.

Ein Mangel.

Warum sind trotz wachsenden Guts und gesteigerten Wohlstands
  Dennoch die Zeiten nicht gut? — Weil es an Männern gebricht.
Weil das Nützliche mehr als das ewiglich Wahre uns fesselt,
  Weil die Masse, betäubt, nur den Erfolg noch ermiszt.
Männer der Schule, begreifet ihr das? und ihr wolltet noch zweifeln,
  Wo der erziehenden That rettendes Walten sich birgt?

Conservativ.

Ehret die Sitte! denn mehr als Gesetz in Marmor gehauen
  Wirkt oft heimischen Brauchs altes geheiligtes Recht.
Wol gebieret die Zeit, die rastlos zeugende, immer
  Neues aus kreisendem Schoos, während das Alte vergeht.
Aber das Neue ist nicht das Bessere immer und Wahre:
  Nein, oft reuigen Sinns kehrt man zum Alten zurück;
Staunet, wie tief oft der Sinn der nicht beachteten Sitte,
  Die mit ehernem Schild schützend das Bessere wahrt.
Drum, was irgend erprobt durch gleicher Erfolge Bewährung,
  Haltet es heilig und hoch! rüttelt mir nimmer daran!
Nicht leichtfertigen Sinns werft fort von den Alten Ererbtes!
  Mehr oft, als ihr es ahnt, birgt sich ein Segen darin.

Erziehung zum Mann.

Knaben zu Männern erzieh'n, was liesze sich schöneres denken?
  Doch das gelinget dir nicht, bist du nicht selber ein Mann.
Denn nicht Red' und Beweis, nicht glänzenden Wissens Belehrung
  Wirkt auf der Jünglinge Sinn so wie des Beispiels Gewalt.

Haus und Schule.

Viel und Herliches lehrt anjetzo fleiszig ein Lehrer,
  Aber dasz wachse das Korn, das er in Hoffnung gesät,
Nimmer vermag er das selbst; hier walten andere Mächte,
  Freundliche öfters der Saat, aber der feindlichen mehr.
Wohl den Lernenden all', die, was die Schule sie lehret
  Von den Siegen des Geist's, finden bestätigt im Haus!
Die zu geordnetem Thun, zu selbstaufopferndem Handeln,
  Ja zu Allem, was gut, treibt der Familie Geist.
Aber das Haus — wer pflegt's? — wer schürt das heilige Feuer?
  Wer ist reinen Altars ewiger Pfleger und Hort?
Siehe die Mütter, sie sind's! und wollt ihr wissen wo's fehlet,
  Nun — ich verhehl' es euch nicht: Mütter, sie mangeln der Zeit.

A. R. S.

ZWEITE ABTEILUNG
FÜR GYMNASIALPÄDAGOGIK UND DIE ÜBRIGEN LEHRFÄCHER

MIT AUSSCHLUSS DER CLASSISCHEN PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. HERMANN MASIUS.

40.

NEUES VOM TURNEN UND VON DER GESUNDHEITSPFLEGE IN DEN SCHULEN.

---

1) Die Entwickelung des Schulturnens. Von Alfred Maul. Bericht über das Realgymnasium zu Basel. Basel, Schweighauser 1866. 65 S. 8.
2) Die Erziehung des Volkes zur Wehrhaftigkeit. Vom Oberstudienrath Dr. F. W. v. Klumpp. Separatabdruck aus der deutschen Viertelsjahrsschrift. Stuttgart, Cotta. 55 S. gr. 8.
3) Vorschläge zur Organisation des Turnens in den preuszischen Schulen, besonders mit Rücksicht auf die Vorbildung zum Militairdienste, von Dr. Konrad Friedländer, Oberlehrer und Turnlehrer an der Realschule zu Elbing. Elbing, Meiszner 1867. 14 S. gr. 8.
4) Die pädagogische Gymnastik als Grundlage für den bayerischen Wehrmann, zugleich Anbahnung verkürzter Dienstzeit bei allgemeiner Wehrpflicht. Von J. Böhm. Nürnberg, 1867. 29 S. gr. 8.
5) Über die Annahme der Turnlehre und Turnsprache der Spieszschen Turnschule in das Schulturnwesen des preuszischen Staats. Andeutungen den Behörden und Leitern der deutschen Turnlehrerbildungsanstalten gewidmet von Carl Waszmannsdorff. Heidelberg, Carlebach 1866. 30 S. gr. 8.
6) Katechismus der Turnkunst. Von Dr. M. Kloss. Dritte Auflage. Leipzig, J. J. Weber 1867. XII u. 247 S. Mit 87 Abbildungen.

7) Neue Jahrbücher für die Turnkunst. Blätter für die Angelegenheiten des deutschen Turnwesens vornehmlich in seiner Richtung auf Erziehung und Gesundheitspflege. In Gemeinschaft mit Dr. Euler, Dr. Friedrich, Kluge, Dr. Schildbach, Dr. Waszmannsdorff, Dr. Bernd, Kawerau u. A. herausgegeben von Dr. M. Kloss. Dresden, Schönfeld 1866. Zwölfter Band. 344 S. 8.

8) Organisationsplan zur Gründung von Turnanstalten und turnerisch-pädagogischen Seminarien an den Universitäten, von J. Küppers. Leipzig, E. Keil 1867. 36 S. 8.

9) Der Turnunterricht für Gymnasien und Realschulen. In Classenzielen aufgestellt von A. M. Böttcher, Turnlehrer in Görlitz. Mit 105 Abbildungen. 2e verb. Auflage. Görlitz, E. Renner 1868. 153 S. kl. 8.

10) Die Turnübungen des gemischten Sprunges. Dargestellt in Bild und Wort und mit Unterstützung des Ausschusses der deutschen Turnvereine herausgegeben von J. C. Lion. Mit 294 Abbildungen. Leipzig, E. Keil 1866. 215 S. gr. 8.

11) Luft und Bewegung zur Gesundheitspflege in den Schulen. Von Theodor Becker. Frankfurt a. M., Herrmann 1867. 36 S. 4.

12) Die vierte Versammlung deutscher Turnlehrer zu Stuttgart am 1—3 August 1867. Mit dem Protokolle des Dr. Th. Bach und verschiedenen Beilagen herausgegeben von Dr. M. Kloss, Vorsitzenden des Fünferausschusses der deutschen Turnlehrerschaft. Dresden, Blochmann u. Sohn. 68 S. gr. 8.

Auch die diesjährige Ueberschau der neueren Litteratur des deutschen Turnwesens bestätigt es, dasz man auf diesem Gebiete bei der Epoche des ruhigen und stetigen Vorwärtsschreitens angekommen ist. In der äuszeren Verbreitung, in dem Sicheinleben in die verschiedenen Kreise der Erziehung und in der weiteren Ausgestaltung und inneren Vervollkommnung der Turnsache ist das ersichtlich, und die einzelnen Richtungen von Belang sind auch durch besondere Schriftwerke vertreten, wie uns das vorstehende Bücherverzeichnis zeigen kann.

Die neuesten Zeitereignisse, welche für die Geschicke unsers deutschen Gesamtvaterlandes so denkwürdig und folgenreich werden sollten, haben das Turnwesen in seiner Richtung auf Erziehungszwecke, von der hier zunächst die Rede sein musz, allem Anscheine nach nur momentan gehemmt, da nur hie und da Stockungen als Folge finanzieller Calamitäten eintraten, die als Nachwehen des Krieges nicht zu vermeiden waren. Doch scheint sich das auch wieder ausgleichen zu wollen, da der Bau neuer Turnhallen, die allerdings nicht unbedeutende Geldopfer verlangen, aber auch ein wichtiges Capitel für Lösung der Turnfrage ausmachen, vieler Orten neuerdings in Gang gekommen ist. Es läszt sich auch annehmen, dasz der Neubildungsprocess unserer deutschen Verhältnisse den

Turnbestrebungen nur förderlich werden müsse. Denn die Frage der körperlichen Ausbildung unserer gesamten deutschen Jugend kann nicht unbeachtet bleiben, wenn es gilt, ein kräftiges, mächtiges und freies Volk der Deutschen zur Geltung zu bringen. Die körperliche und geistige Tüchtigkeit des Einzelnen bedingt auch die Tüchtigkeit des Ganzen; und wenn unsere Turnanstalten im Verein mit unseren vielgepriesenen Schulen jene Aufgabe lösen, wir unsere deutschen Knaben zu gesunden, tüchtigen, muthigen und starken Männern heranbilden können, so wird man auch die Opfer nicht scheuen, die zu ihrem Gedeihen gebracht werden müssen. Denn die Verfolgung dieses Zieles wird zu allen Zeiten, nicht blosz in kriegerischen und Wehrtendenzen huldigenden, wichtig bleiben, da die Schule nicht allein für die Heerestüchtigkeit, sondern für jedwede Tüchtigkeit im Berufs- und Staatsleben zu erziehen hat.

Uebersieht man nach der politischen Neugestaltung Deutschlands die Verhältnisse, so läszt sich annehmen, dasz die Verbreitung des Schulturnens wenigstens geographisch genommen schnellere und gröszere Progressionen machen werde, sofern nemlich in den zu Preuszen gekommenen Ländern: Hannover, Schleswig-Holstein, Kurhessen und Nassau auch die preuszischen Einrichtungen für Verallgemeinerung des Turnens bei den Schulen Platz greifen. Unter den gedachten Ländern hatten Hannover und Nassau eben erst Einleitungen für allgemeinere Aufnahme des Turnens getroffen; nun dürfte man daselbst nicht blosz bei Einleitungen stehen bleiben. Von gröszeren deutschen Staaten sind, was die Förderung des Schulturnens von Seiten der Regierungen betrifft (Preuszen, Sachsen, Württemberg, Groszherzogtum Hessen und Weimar und die thüringischen Fürstentümer sind hierin schon seit länger vorausgegangen) zur Zeit noch Bayern und Baden im Rückstande geblieben; nur erst seit Kurzem scheint Baden an die Einrichtung einer Turnlehrerbildungsanstalt in Carlsruhe zu gehen, zu welcher die Landesvertretung schon seit 1862 eine Summe von 8500 Fl. jährlich bewilligt hatte.

Von Oestreich, das in Betreff der Sorge für das Turnwesen durch den Staat insofern einen Rückschritt gemacht hatte, als seit etwa 8 Jahren die Staatszuschüsse zu den Hauptturnanstalten aus Ersparungsrücksichten zurückgezogen wurden, verlautet neuerdings, dasz das Unterrichtsministerium an alle Centralstellen die Weisung gehen liesz, wonach der obligatorische Turnunterricht an allen Mittel- und Volksschulen mit Energie einzuführen wäre, zu welchem Zwecke namentlich bei den Lehrerseminaren auch Turnlehrerbildungsanstalten errichtet werden sollten.

Diesem Fortschritte der Turnsache kommen nun die vorstehenden Schriften zu Hülfe, die ihrem Inhalte nach kurz charakterisiert werden sollen.

1. Die Abhandlung von A. Maul behandelt die geschichtliche Entwickelung des Schulturnens im Zusammenhange mit der Geschichte der Pädagogik in umfassender Weise und mit entschiedenem Geschick. Diese Schulschrift ist zwar zunächst für das Basler Publicum bestimmt, hat aber offenbar allgemeinen Werth durch die mit Fachkenntnis unternommene Darlegung der verschiedenen Entwickelungsstufen und Richtungen auf dem

Gebiete der pädagogischen Gymnastik. Die Alten nur kurz berührend nimmt der Verf. mit Guts-Muths seinen geschichtlichen Faden auf und spinnt denselben namentlich um die Namen Jahn und Spiesz, überall die durch diese Männer vertretenen Turnschulen nach ihren Eigentümlichkeiten und Hauptgrundsätzen kritisch beleuchtend. Auch die Repräsentanten von Nebenrichtungen auf dem Gebiete der Leibesübungen, wie Klias, Amoros, Eiselen, Werner, Rothstein, Maszmann und Ling werden vom Verf. gebührend gewürdigt, so dasz seine Darlegung als eine vollständige gelten kann. Doch gibt sich Hr. Maul als einen entschiedenen Anhänger von Spiesz zu erkennen, weshalb er auch die Spiesz'sche Turnschule am ausführlichsten behandelt und deren Grundsätze mit denen der übrigen Schulen in Parallele stellt. Namentlich der Jahnschen Schule gegenüber weist Hr. Maul nach, wie durch Spiesz die ungenügende Anordnung und der systematische Zusammenhang der Turnübungen verbessert worden seien, und kann mit Recht sagen: 'Spiesz war zu sehr denkender und strebsamer Schulmann, als dasz er mit der bloszen Erkennung dieser Mängel sich begnügt hätte. In dem Masze, als er in der Erkenntnis derselben fortschritt, sann er auch auf Mittel zur Abhülfe. Und er fand sie in ausreichendster Weise. Dadurch ward er nicht blosz zum Gröszesten unter allen, die für den Turnunterricht der Jugend gearbeitet haben, sondern auch der Gröszeste unter den 'Sinnern in der Turnkunst' überhaupt. Mit Recht nennt ihn Fr. Breier den 'Meister und Entdecker des wahren Schulturnens'.

In der Schweiz hat denn auch das Spieszsche Schulturnen namentlich von Zürich, Bern und Basel aus weitere Verbreitung erhalten und ist so die Wirksamkeit nur nachhaltiger geblieben, die Spiesz selber in Burgdorf und Basel für seine Reformbestrebungen früher entwickelte. In der That ist auch das Spieszsche Schulturnen, wenn es im Geiste seines Gründers erfaszt und betrieben wird, so durch und durch schul- und jugendgemäsz, dasz wol überall das Turnen der Schulen in seine Bahnen einlenken wird, sobald man es erst allgemeiner nach seinem wahren Wesen wird kennen gelernt haben. In Deutschland ist glücklicher Weise eben so wie in der Schweiz durch Turnanstalten, die auf dem Boden der Spieszschen Turnschule stehen, dafür gesorgt, dasz dieselbe nicht blosz erhalten, sondern auch weiter verbreitet werde. Der Verf. schlieszt seine gediegene Abhandlung mit den Worten: 'Unterdessen wollen wir mit Spiesz vertrauen, dasz der gute Geist, welcher jetzt so laut und lauter die Angelegenheit des Turnens belebt, auch die Mittel und Wege finden wird, das Turnwesen unserm ganzen Volksleben gesund und stark einzuverleiben und zu erhalten.'

Sehr richtig betont Hr. Maul den Umstand, dasz Spiesz im Ganzen noch zu wenig verstanden worden sei, was in der Art, wie seine Werke verfaszt worden seien, mit liege. In der That gehört einiges Studium dazu, um sich in dem Gebiete der Spieszschen Turnlehre nach ihren Grundsätzen und Uebungsarten gehörig zu orientieren; allein diese Mühe darf auch Niemand scheuen, der mit dem Turnlehrerfache zu thun hat. Die

Maulsche Abhandlung hilft das Verständnis der Spieszschen Turnlehre in trefflicher Weise erschlieszen.

2. Der Oberstudienrath Dr. Klumpp läszt mit Vorstehendem zum dritten Male seine Stimme über das Verhältnis des Turnens zur Wehrhaftigkeit vernehmen, nachdem er schon 1842 und 1860 das Turnen als Bestandteil der nationalen Erziehung in einer Weise besprochen hatte, die seinen Schriften für alle Zeiten ihre Bedeutung sichert. Der Verf. hat mit Recht den Ehrentitel 'schwäbischer Turnvater' erhalten, da er es war, der schon vom J. 1815 ab bis auf die neueste Zeit für Württemberg die Turnfahne hochgehalten, und persönlich theoretisch und praktisch für Lösung der Turnfrage eingetreten ist. Erst vor 2 Jahren legte der 77jährige Turnveteran sein Amt als Referent für das Turnwesen im Studienrathe nieder, ohne deshalb aufzuhören, für die Sache fortzuleben und fortzuarbeiten. In der obengenannten Schrift wendet er sich der Wehrbarmachung des Volkes als einer brennenden Frage des Tages zu, die er deshalb vom Standpuncte der Nationalerziehung besprechen will, weil sie eng mit den Interessen der öffentlichen Erziehung zusammenhänge.

Der Verf. geht natürlich von der Schule aus und führt mit besonderem Geschicke den Nachweis, dasz die Erziehung zur Wehrhaftigkeit mittelst des Turnens verfolgt werden könne. Für den Verf. handelt es sich daher um den Plan einer Erziehung mit allgemein gymnastischen und speciell militairischen Uebungen. Seine Forderungen sind im Einzelnen folgende:

1) Die Uebungen beginnen schon in der Schule und werden als förmliches Pensum in die ordentlichen Schulstunden eingereiht.

2) Um ein solches Schulfach bilden zu können, müssen die Uebungen nach richtigen pädagogischen Grundsätzen den verschiedenen Entwickelungsstufen sowol des Schulalters als der nachfolgenden Jünglingsperiode angepasst werden.

3) Ebenso müssen sie den besonderen Verhältnissen der Volksschule und denen der davon betroffenen Volksschichten Rechnung tragen.

4) Sie dürfen weder vom Staate, noch von den Gemeinden, noch von den einzelnen Pflichtigen erhebliche Opfer fordern; vielmehr müssen sie den Familien die Sache durch den in Aussicht gestellten materiellen Vorteil einer bedeutend abgekürzten Präsenz empfehlen.

5) Sie müssen die junge Mannschaft in ihrer militairischen Vorbereitung so weit führen, dasz diese mit dem Eintritt in das wehrpflichtige Alter nur noch in die Anwendung des bereits Erlernten und Geübten auf grosze taktische Bewegungen eingeführt werden darf.

Dr. Klumpp will seinen Gedanken nicht für neu ausgeben, aber über die Modalitäten der Ausführung desselben ins Klare kommen. Inwiefern das Turnen und die Jugendwehren so benützt werden können, dasz sie zweckmäszig ineinander greifen und so ein wohlgegliedertes Ganze bilden, macht der Verf. zunächst zum Gegenstande seiner Untersuchung. Für das Alter bis zum 14. Jahre sollen nur Turnübungen eintreten, nicht nur als Bedingung der Mannhaftigkeit überhaupt, sondern zugleich auch als notwendige Vorschule der vollen Wehrhaftigkeit. Dem Turnen wendet sich

Verf. zunächst zu und verfolgt die Entstehung und geschichtliche Entwickelung desselben als eines deutschen Institutes bis auf Spiesz, dem er das Verdienst zuerkennt, 'das Turnen erst eigentlich und vollständig in den Rahmen der Schule und der Erziehung aufgenommen zu haben'. Der Verf. weisz recht wohl in seinen weiteren Darlegungen die erzieherische Seite des Spieszschen Turnens hervorzuheben; namentlich betont er auch sehr richtig den Appell desselben an das Gemütsleben der Turnschüler. Nun aber kommt ein bemerkenswerther Umschwung in den Ansichten unsers geehrten Verfassers, der mit folgenden Worten bezeichnet ist: 'Allein der treffliche Gedanke der Spieszschen Gemeinübungen litt, so wie er von Spiesz und seinen Anhängern ausgeführt wurde, an einem wesentlichen Mangel. Das Turnen soll die Jugend zur Mannhaftigkeit vorbereiten und emporheben: die genannten Uebungen aber entbehren gerade der manneswürdigen Anstrengung und des rechten Ernstes; sie sind für den Knaben mehr nur eine angenehme Erholung, ein Spiel und werden leicht sogar zur Spielerei. Der männliche Ernst nun, der auch in dem Jahnschen Turnen zu Hause war, muste auch in die Ordnungsübungen der Spieszschen Schule hineingebracht werden, und dies ist durch den Urheber desjenigen Turnsystems geschehen, auf das wir nun zu sprechen kommen.'

Von hier ab gründet nun Dr. v. Klumpp seine Erziehung zur Wehrhaftigkeit auf das in Württemberg seit einigen Jahren eingeführte Jägersche Turnsystem, worüber wir schon i. J. 1864 S. 591 d. Bl. mit Bezug auf das Werk von Dr. O. Jäger 'Turnschule für die deutsche Jugend als Anweisung für die Turnlehrer in Württemberg. Leipzig, Keil 1864' das Weitere berichtet haben.

Als Eigentümlichkeiten des Jägerschen Turnsystems hebt der Verf. hervor 1) Den ernsten männlichen Geist, von dem das Ganze getragen ist, 2) Die gesunde praktische Auffassung des Turnens, indem hier diejenigen Uebungen und Fertigkeiten besonders betont werden, welche im Ernste des Lebens zur wirklichen Anwendung kommen. 'Da die edelste und höchste Anwendung die im kriegerischen Kampfe ist, so ist das Ganze von unten auf so angelegt, dasz es den Jüngling zur Wehrhaftigkeit führt. Die Forderung, dasz es ein ordentliches Erziehungsfach bilde und organisch in die Schule eingefügt werden könne, ist vom Spieszschen System aufgenommen und sogar noch consequenter durchgeführt, und das System gliedert sich daher in wohlberechnetem Aufsteigen vom Einfacheren und Leichteren zum Zusammengesetzteren und Schwereren, und schlieszt mit den Waffenübungen ab. Was die erwähnte praktische Seite der Sache betrifft, so sind die bevorzugten Uebungen und Fertigkeiten die des Laufens, Springens, Ringens, Werfens und Kletterns, welche neben ihrer unmittelbar praktischen Wichtigkeit zugleich auch viel formell Bildendes haben. Dafür fallen allerdings die Uebertreibungen an Reck und Barren weg, in welche eifrige Turner die Sache bis zur Einseitigkeit cultiviert haben, und die Uebungen werden mit Recht auf die wichtigeren, formell allerdings sehr bildenden Uebungsreihen an diesen Geräthen beschränkt. Denn wenn der kunstgeübte Turner vor dem erstaunten Publicum z. B. an den Holmen

des Barrens mit hochaufgerichtetem Körper, die Beine aufwärts auf den Händen stand und gieng, so fragte man sich doch unwillkürlich, wo im Leben je zu einem so unnützen Kunststücke Veranlassung sei, und der edelgebildete Grieche würde ein solches Gebahren ohne Zweifel nicht nur für unschön, sondern vielleicht sogar eines freien Mannes für unwürdig erklärt haben.'

Es mag schon hier bemerkt werden (wir müssen bei Besprechung von Nr. 12 auf diesen Gegenstand zurückkommen), dasz sich die Voraussetzungen des Hrn. Verf.s nicht als zutreffend erwiesen haben, indem das Jägersche Turnen keineswegs jenen gerühmten Fortschritt vom Leichteren zum Schwereren zeigt, sondern nur ein festbestimmtes Schema von Uebungen, die in die Form militairischer Commandos eingeschnürt werden. Die dem Spieszschen Turnen vorgehaltene Neigung zur Spielerei findet sich bei Jäger gleichfalls. Ebenso ist nachgewiesen, dasz die Uebungen im Stütz und Hang an den Geräthen keineswegs einen Ersatz durch die 5 Jägerschen Uebungen finden. Nur in der Beziehung musz man dem Verf. beistimmen, dasz unnütze und unschöne Uebungen, wie die angeführte am Barren, wol zu verwerfen und durch bessere zu ersetzen sind. Ob aber bei jeder Turnübung nach ihrer Beziehung oder Verwerthung zum und im praktischen Leben gefragt werden musz, dürfte zu bezweifeln sein. Wenn eine Turnübung im Stande ist, die Gewandtheit und Kraft des Leibes zu steigern und diesen für das praktische Leben geschickter zu machen, so ist sie als brauchbare Turnübung sofort legitimiert, auch wenn sie selber im Leben keine Anwendung erleidet. Unter den zweckmäszigen Turnübungen nun auch die schöne auszuwählen, wird Sache des gebildeten Turners sein.

In seiner Abhandlung beschreibt Verf. nun die dem Jägerschen Turnen eigentümlichen Turnarten, von denen wir schon S. 591 (1864) d. Bl. das Nähere berichtet haben. Der Hr. Verf. vindiciert bei dieser Arbeit sehr Vieles dem Jägerschen Turnen, was entschieden dem Spieszschen Turnen zugeschrieben werden musz; z. B. S. 20 in Betreff der Frei- und Ordnungsübungen. Was er über die durch Jäger beliebte Belastung mit Eisenstäben bei den Freiübungen Günstiges sagt, läszt sich schon hören; allein damit erschöpft sich auch Dasjenige, was als neu, eigentümlich und nachahmungswerth an Jägers Turnen hervorzuheben ist. Es wird sich später herausstellen, dasz sich der Hr. Verf. etwas zu enthusiastisch über die Jägerschen Vor- und Hauptübungen ausgelassen hat. Der ganze Kreis der Jägerschen Turnübungen ist ein ziemlich beschränkter und nicht für alle Altersstufen und Schulgattungen passender, für die Volksschulen kann er seinem ganzen Zuschnitte nach kaum Anwendung erleiden. Wenn der Verf. S. 26 seiner Schrift sagt: 'Denn das Turnen ist bis jetzt nicht nur in Württemberg, sondern auch in den übrigen deutschen Staaten beinahe blosz in den höheren Schulen eingeführt', so ist das doch nicht richtig. Denn schon lange vor dem Erscheinen der Klumpp'schen Schrift ist wenigstens in Preuszen, Sachsen, Hessen-Darmstadt, Weimar und Coburg die Einführung des Turnens an den Volksschulen bewirkt worden. Nur in Stuttgart, am Sitze der Jägerschen Turn-

lehrerbildungsanstalt, ist noch nicht das Geringste für das Turnen der Volksschulen geschehen. Das ist eben sehr bezeichnend für das hier befürwortete Turnsystem. Denn wenn dem Turnen eine so nahe Beziehung zur allgemeinen Wehrtüchtigkeit gegeben werden soll, so musz das Bedürfnis der Volksschule, von der die Hauptmassen der Armee zugeführt werden, ganz besonders berücksichtigt werden.

Was der Hr. Verf. sonst über das Turnen als Propädeutik für den Wehrdienst sagt, ist ganz vortrefflich, wenn man nur das in Abzug bringt, was mit Vorliebe für das sogenannte Jägersche Turnsystem gesagt wird. Denn wenn S. 34 von der Behandlung der Spieszschen Ordnungsübungen die Rede ist und Dr. v. Klumpp hinzufügt: 'wir sind überzeugt, dasz, hätte er die Jägerschen gekannt, er dieselben unbedingt vorgezogen haben würde', so musz das als ein starker Irtum bezeichnet werden. Was nemlich bei Jäger von Ordnungsübungen vorkommt, ist äuszerst dürftig und mit dem nicht zu vergleichen, was Spiesz in Betreff der turnerischen Ordnungsübungen mit taktischer Unterlage geboten hat.

Als Ergänzung der Turnschule behandelt der Verf. von S. 33 ab den Plan zur eigentlichen Vorbereitung auf den Waffendienst. Für die wichtige Periode nach der Schule, für die Altersstufen vom 14n—20n Jahre entwickelt Dr. v. Klumpp in Scharnhorstscher Weise seine Ansichten darüber, wie durch eine stufenweise aufsteigende Ausbildung der jungen Mannschaft am Heimatsorte, also in der Gemeinde und sich erweiternd in dem Bezirke, mit einem unverhältnismäszig kleinen Aufwande nicht nur von Geld, sondern auch von Zeit und Arbeitskraft im vollendeten 20n Jahre die ganze männliche Jugend so vorbereitet und eingeübt werden könnte, dasz es sich dann nur noch um die Einübung in groszen Truppenkörpern handelte, und zwar nicht für 2 oder 3 Jahre, sondern nur noch für eben so viele Monate. Der Verf. führt seinen Plan im Detail weiter aus und weisz sehr geschickt die pädagogischen Momente desselben hervorzuheben. Theoretisch ist der Plan vortrefflich angelegt; die Praxis aber dürfte damit nicht gleichen Schritt halten. Namentlich hinter die zwei Sätze des Verf.s S. 30: 'Was sodann den Kostenaufwand (für das Turnen nemlich) betrifft, so kann von einem solchen kaum die Rede sein' und S. 49: 'Die Jugendwehr vom 14n—20n Jahr kostet ebenfalls nichts' dürften doch verschiedene Fragezeichen zu setzen sein.

So gut und umsichtig dieser Plan der Erziehung zur Wehrhaftigkeit vom national-pädagogischen Standpuncte aus angelegt ist, so kann er doch nur erst dann an Bedeutung gewinnen, wenn er von militairischer Seite aus acceptiert und verwerthet wird. Hier hat der Oberstudienrath gesprochen, nun müste auch der Generalstabs-Major oder der Kriegsminister ein entscheidendes Wort sprechen. Die Stimmen einzelner Officiere wiegen hier zu wenig. Dem Verf. ist zur Zeit noch keine Kundgebung eines süddeutschen Kriegsministeriums bekannt geworden; der preuszische Kriegsminister v. Roon gab den Bescheid: 'Ich bemerke in dieser Beziehung, dasz das Turnen zwar die militairische Ausbildung erleichtert und die militairische Leistungsfähigkeit in einzelnen Fällen erhöht, aber nicht im Stande ist, die militairische Gewöhnung zu ersetzen.' So lange man also von

militairischer Seite aus nur einen bedingten, keinen entschiedenen Werth auf solch einen turnerisch-militairischen Erziehungsplan legt, wird derselbe nur ein theoretisches Interesse behalten. Wenn es auch für den Augenblick scheint, als wolle man nicht näher auf solche Erziehungspläne eingehen, wie sie Dr. v. Klumpp entwickelt, so wird doch die Zeit kommen, wo man zu einer solchen naturgemäszen und allerdings entschieden wohlfeileren Heranbildung eines Volksheeres schreiten musz. Dr. v. Klumpp hat einen schönen und groszen Gedanken entwickelt; die Zeit wird ihm hoffentlich den weiteren Raum verschaffen.

Die Schriften von Dr. Friedländer und Böhm (Nr. 3 und 4) verfolgen gleiche Tendenz; sie wollen der Einführung des Turnens Nachdruck geben durch Hervorhebung seiner Beziehungen zum Wehrdienste. Für die preuszischen Verhältnisse musz die Behandlung dieser Frage eine andere sein, als für die bayerischen. Denn in Preuszen ist die rege Fürsorge der Regierung dem Turnen schon seit Decennien zugewendet, während in Bayern nur vereinzelte Anfänge zur Förderung desselben gemacht worden sind. Darum dreht sich die Böhmsche Schrift mehr um den Nachweis, dasz in Bayern etwas Entscheidendes für Aufnahme des Turnunterrichtes geschehen müsse, während sich Dr. Friedländer mit Verbesserungsvorschlägen der bestehenden Turnzustände beschäftigt. Zu diesem Zwecke unternimmt er eine Schilderung der bestehenden Verhältnisse, legt die Vorteile eines gut organisierten Turnunterrichts für die Ausbildung des Volkes zur Wehrhaftigkeit dar und knüpft daran seine Reformvorschläge. Dieselben beziehen sich namentlich auf Lehrmittel und Lehrer, da ihm ganz richtig die Sorge für eine ausreichende Zahl genügend vorgebildeter Lehrer als das Wichtigste erscheint. Die von der preuszischen Regierung eingeschlagenen Wege: durch die Centralturnanstalt in Berlin, durch kürzere Nachhülfecurse in den Provinzen und durch einen ordentlichen Seminarturnunterricht Turnlehrer zu gewinnen, unterwirft Verf. einer Kritik und gibt der Turnlehrerbildung bei den Seminarien den Vorzug. Zur gründlichen Organisation des Turnens verlangt der Verf. mindestens vorläufig eine besondere Behörde. Für jeden Regierungsbezirk des preuszischen Staates müste ein Sachverständiger angestellt werden, damit er eine organisierende, vermittelnde und beaufsichtigende Thätigkeit entwickele. Der Verf. will nichts wissen von Maszregeln, zu deren Ausführung Jahrzehnte gehören; er will die Turnsache schnell, eifrig und energisch angegriffen sehen. Erst wenn die Einrichtung der Turnanstalten allgemein erfolgt ist, soll die besondere turn-technische Behörde wieder wegfallen und das Turnunterrichtswesen unter die Aufsicht der Schulräthe kommen.

S. 13 spricht Dr. Friedländer von dem Einwurfe, den man seinem Vorschlage wegen besonderer Sachverständiger entgegenhalten könne, indem man ebenso für jeden anderen Unterrichtsgegenstand etwa dieselbe Forderung geltend zu machen für nötig hielte.

Es ist dieser Einwand schon öfters erhoben worden, namentlich auch von Gymnasiallehrern, welche die Verpflichtung zum öfteren Besuche der Turnstunden ihrer Zöglinge nicht als berechtigt anerkennen mochten,

weil ja auch ihren Unterrichtsfächern eine solche besondere Aufmerksamkeit nicht geschenkt werde. Solchen Einwürfen musz entgegengehalten werden, dasz das Turnen nicht als simpler Unterrichtsgegenstand wie Geographie, Geschichte, Latein, Griechisch usw. auftritt, sondern allen speciellen Schulunterrichtsfächern zur Ausbildung des Geistes gegenüber gestellt werden musz, weil im Turnunterrichte eigentlich die gesamte leibliche Ausbildung zusammengefaszt wird.

Dr. Friedländer läszt in allen seinen Vorschlägen und Darlegungen den fachkundigen Mann erkennen, und es kann seine Schrift als besonders beachtenswerth bezeichnet werden. Die Wärme, mit welcher er an die Bearbeitung derselben gegangen, ist aus jeder Seite zu erkennen und gern citieren wir seine Schluszworte: 'Wir halten das Turnen für eins von den Culturmomenten, welchen die Zukunft die volle Anerkennung und Entwickelung nicht versagen kann. Wir vergleichen es mit einem Schacht, der in seiner Tiefe reiche Schätze des edelsten Metalles birgt. Möge die Gegenwart nicht länger achtlos sich einen Gewinn versagen, der ohne Schaden nicht länger entbehrt werden kann.'

Die Böhmsche Schrift will wol nicht mehr sein, als eine oratio pro domo, zu welchem Zwecke sie zunächst das recapituliert, was seit 1828 mit der Berufung Maszmanns nach München bis auf die neueste Zeit zur Förderung des Turnwesens in Bayern geschehen ist. Es ist daraus zu ersehen, dasz die Wirksamkeit Maszmanns keine nachhaltige gewesen ist; und auch die nachfolgenden Maszregeln, wie die amtliche Ausgabe eines Leitfadens für den Turnunterricht, Uebungscurse durch Professor Lechner usw. sind keine weittragenden gewesen. Die neueste Kundgebung der bayerischen Regierung für Förderung des Turnens war die erfreuliche Entsendung von 20 Turnlehrern auf Staatskosten zum Besuche des 4n Turnlehrertages in Stuttgart. Allein solche vereinzelte Maszregeln schweben immer in der Luft, wenn nicht ein fester Plan zu Grunde gelegt wird, nach welchem von den Lehrerbildungsanstalten und von der Lehrerwelt aus die stetige Turnlehrerbildung gepflegt und in genügender Weise auch für die Lehrmittel des Turnunterrichtes gesorgt wird. Die Vorschläge des Hrn. Böhm, wie sie unter dem 4n Abschnitt: 'Organisation des pädagogischen Turnwesens' geboten werden, sind fast durchweg praktisch und für Bayern sehr empfehlenswerth.

Der Verf. von Nr. 5 ist nicht mit Unrecht als der Sprachwart der deutschen Turnkunst bezeichnet worden. Er hat es sich besonders angelegen sein lassen, die gleichzeitig mit dem Jahnschen Turnsystem aufgekommene natürliche und naturwüchsige Kunstsprache des Turnens weiter auszubilden, zu reinigen und zu verbessern. Es ist bekannt, wie Jahn schon eifrigst bemüht war, aus unserer Sprache alles Welsche zu entfernen, zu welchem Zwecke er alle kernigen Ausdrücke unserer Väter auffrischte, da nach seiner Meinung 'die deutsche Sprache reine Ursprünglichkeit mit Weiterbildsamkeit, und hohes Alter mit jugendlicher Frische vereinigt.' 'Begrabene Wurzeln, die noch grün sind und im vollen Wachstum neue Stämme, Aeste und Zweige treiben können, bringen Segen und Gedeihen.' Nach diesen Grundsätzen gebildet, hat sich die Sprache

der deutschen Turnkunst bis heute erhalten, und mit der Erweiterung und Reformation des Turnens durch Spiesz hat auch die Turnsprache ihre angemessene Erweiterung erfahren. Für die Sprachrichtigkeit dieser Weiterbildungen ist Dr. Waszmannsdorff ganz besonders eingetreten und in vorstehender Schrift verwendet er sich dafür, dasz man in Preuszen die an die Namen Guts-Muths, Jahn und Spiesz sich knüpfenden Entwickelungen des Turnens 'nach Werk und Wort' festhalten möge. Die Entwickelung des preuszischen Schulturnens gibt unserm Verf. Veranlassung, auf die Notwendigkeit sachlicher und sprachlicher Reformen hinzuweisen. Er unternimmt zu diesem Zwecke eine Vergleichung des Spieszschen Turnens mit dem 'Maszmann-Rothsteinschen Dilettantismus' und hat verschiedene Mal zu bedauern, wie das amtliche Lehrbuch für das preuszische Schulturnen 'an den unbegreiflich-seltsamen Wortbildungen Rothsteins' festgehalten.

Es ist hier nicht der Ort, auf alle die turnsprachlichen Ausschreitungen zurückzukommen, deren sich die schwedische Turnschule z. B. mit folgenden Wortbildungen: Linksstreckrechtseckrechtsgangkreuzlehnstehende Wechsel-Drehung, Linksstreckrechtssprechhochspaltsitzende Rechts-Arm-Seitwärts-Aufwärts-Erhebung u. dergl. m. schuldig machte (auch die neuere Turnschule von Jäger bietet Ausdrücke wie: Vorderbogenschlaufschwung, Kreuzschwenkschwung, Hinterrückstreckstosz u. dergl.); hier kommt es unserm Verf. darauf an, die in die amtlichen preuszischen Turnschriften übergegangenen entschieden falschen Ausdrücke hervorzuheben; z. B. Rüstübungen statt Geräth- oder Gerüstübungen u. dergl. Aber auch in sachlicher Beziehung wird nachgewiesen, wie der preuszische Turnleitfaden nicht auf gleicher Höhe mit dem Wissen des Spieszschen Turnens stehe, namentlich was die Auffassung und Behandlung der turnerischen Ordnungsübungen anlangt. Wir können nur wünschen, dasz die Waszmannsdorffsche Schrift an maszgebender Stelle verdiente Beachtung finde gemäsz ihrem Schluszsatze: 'Zu einer solchen gerecht abwägenden, in der jetzigen Zeit für das preuszische Schulturnwesen vielleicht unerläszlichen Prüfung des bisher gebilligten Turnbetriebes von dem Maszstabe der Turnlehre und der Turnsprache der sog. Spieszschen Schule eine Anregung geben zu wollen, ist der einzige Zweck dieser Zeilen. Hat man von der K. Centralturnanstalt zu Berlin, dieser Turnlehrerschule des preuszischen Volkes, amtlich ausgesprochen, man habe «sich von jeder starren Einseitigkeit und Abgeschlossenheit fern gehalten», ist dabei aber die Höhe des Spieszschen Turnwissens doch noch nicht vollständig erreicht, so sollte, meinen wir, der letzte Schritt bis hinauf auf den Gipfel des wahrhaft «rationellen» Schulturnbetriebes, wie er in dem Spieszschen Schulturnen als ein allgemein gültiges Muster vorliegt, mit einem Abbilde jener «preuszischen» Schnelligkeit ausgeführt werden, die mit frischem Entschlusse und nachhaltender Thatkraft im Bunde auf den ruhmreichen Schlachtfeldern dieses Jahres die Krieger Preuszens von Sieg zu Sieg geführt hat.'

6. Ueber den 'Katechismus der Turnkunst' kann Ref. selber natürlich nicht viel mehr berichten, als dasz er in neuer vermehrter und ver-

besserter Auflage erschienen ist. Dr. Lange nennt in seinem Werke: 'Die Leibesübungen. Eine Darstellung des Werdens und Wesens der Turnkunst. Gotha 1863' diesen Katechismus eine 'kundig und umsichtig angelegte kleine Encyklopädie, welche Jeder zur Hand haben sollte, der sich mit dem Turnwesen eingehender beschäftigen will.' Die äuszeren und inneren Fortschritte des Turnwesens, wie sie die Neuzeit mit sich gebracht, haben in dieser neuesten Auflage ihre gebührende Berücksichtigung gefunden; auch der Umkreis der Turnübungen ist wesentlich erweitert worden.

7. Auch über die vom Referenten herausgegebenen 'Neuen Jahrbücher für die Turnkunst' soll nur kurz berichtet werden. Es dienen dieselben auch mit diesem 12n Jahrgange zur Förderung der Angelegenheiten des deutschen Turnwesens in seiner Richtung auf Erziehung und Gesundheitspflege, zu welchem Zwecke sie einen Sammelpunct bilden für Alle, die nach Berufs- und Lebensstellung dazu bestimmt sind, für den Grundgedanken des Turnens werkthätig, berathend oder beaufsichtigend einzutreten. Es suchen darum diese Blätter für die Angelegenheiten des deutschen Turnwesens ihren Leserkreis vor Allem unter den Turnlehrern der höheren Schulanstalten. Es erscheinen die Jahrbücher jährlich in 6 Heften, deren Inhalt sich in 'Abhandlungen' — 'Bücheranzeigen' und 'Nachrichten und Vermischtes' gruppiert. Unter den Abhandlungen dieses Jahrganges mögen folgende hervorgehoben werden: 'Gesundheitspflege nach Alter und Geschlecht' von Dr. Friedrich. — 'Das Turnen an der Realschule in Chemnitz' von M. Zedtler. — 'Ein Blick auf den früheren und jetzigen Stand des Schulturnwesens in Sachsen.' Von Dr. Kloss. — Die 'Schulturnfrage im Lehrerturnverein in Bremen' von Helms. — 'Die Aerzte und ihre Stellung zum Turnen' von Held. — 'Jugendwehr und Wehrvereine' von Flohr. — 'Andeutungen über das Befestigen der Freiübungen' von Dr. Euler. — 'Die Leibesübungen der deutschen Ritter im Mittelalter' von Dr. Waszmannsdorff. — 'Zur Klärung des Turnbetriebes' von M. Böttcher. — 'Oberstudienrath Klumpp über Spiessches und Jägersches Turnen' von Dr. Waszmannsdorff. — 'Das Thor-Ballspiel' von Kluge. — 'Actenstücke die Organisation des Schulturnunterrichts in Berlin betreffend.' — 'Liederreigen' von Zedtler. — 'Die Turnfrage in Württemberg', von einer Anzahl Turnlehrer Württembergs. Unter den Bücheranzeigen sind 17 neuerschienene Turnschriften besprochen worden und besonders reichhaltig sind die Nachrichten über die Entwickelung des Turnens in allen Gauen Deutschlands. Die Redaction beklagt S. 228 den Tod eines wackeren Mitarbeiters, des Hauptmanns Julius Königer aus Darmstadt, der am 13 Juli 1866 im heldenmütigen Kampfe bei Laufen gefallen. Er war einer der näheren Freunde von A. Spiesz und schrieb für die Jahrbücher mehrere schätzbare Artikel, da er der Entwickelung des Turnwesens besondere Aufmerksamkeit widmete.

8. Hr. Gymnasiallehrer J. Küppers veröffentlicht in seiner Schrift einen Plan zur Gründung von Turnanstalten und turnerisch-pädagogischen Seminarien an den Universitäten. Unseres Wissens steht der Verf. dem

Gegenstande amtlich nahe, da er neben seinem Lehramte die Universitäts-Turnlehrerstelle in Bonn bekleidet. Für seinen Zweck empfiehlt der Verf. 'Turnanstalten, welche mit dem Charakter und dem Ansehen einer einheitlichen, von der Behörde erhaltenen und beaufsichtigten staatlichen Einrichtung ausgestattet sind, Anstalten von fest begrenzten Formen und mit bestimmten, anerkannten Zielen', welche den Zweck haben: a) jedem Studierenden Gelegenheit zu bieten, den Körper durch systematisch geleitete Turnübungen harmonisch auszubilden und den Werth des Turnens allseitig würdigen zu lernen; b) diejenigen Studierenden, welche an höheren Bildungsanstalten den Turnunterricht zu übernehmen beabsichtigen, hierauf möglichst allseitig vorzubilden. Zur näheren Organisation hat Hr. Küppers S. 7—14 seiner Broschüre ein Statut ausgearbeitet, dessen Bestimmungen sich im Einklang mit den preuszischen Regierungsverordnungen befinden. Der Verf. weist darauf hin, wie seitens der preuszischen Regierung für die Sache durch die Verordnungen vom 10 Septbr. 1860, 21 Juli 1864 und das Reglement vom 29 März 1866 theoretisch für die Sache gethan worden, hebt aber auch hervor, was praktisch ausgeführt werden müsse. Alle die einzelnen Puncte des Regulativs sind sachverständig entworfen und hat hier Alles Platz gefunden, was zur Förderung der Sache irgendwie dienlich sein kann. In den beigegebenen Motiven sagt Hr. Küppers: 'In dem Schulturnen liegt der Kern des ganzen Turnwesens', und hiermit hat er zugleich den rechten Hebel für das Gedeihen des Universitätsturnwesens bezeichnet. Es wird dasselbe nicht eher auf einen grünen Zweig kommen, bis die Organisation des Turnens bei den niederen und höheren Schulen eine vollendete ist, so dasz man vom Turnen als von einer allgemeinen Volkssitte sprechen kann. Denn dann wird auch unter der studierenden Jugend die Erkenntnis eine allgemeinere werden, dasz Sicherheit, Gewandtheit und Schönheit in der äuszeren Erscheinung ein notwendiges Attribut der gebildeten Stände sein musz, wenn diese durch ihre Persönlichkeit einen Einflusz auf die Menge ausüben sollen. Wie es im alten Griechenland ehrenvoll war, Gymnastik zu treiben, und wie man mit Verachtung auf den herabsah, der schon in seiner leiblichen Erscheinung den Mangel gymnastischer Bildung verrieth, so würden dann auch unsere Studenten eine Ehre darein setzen, in körperlichen Dingen als tüchtig befunden zu werden. Dasz bis zu diesem Zeitpuncte noch Jahre vergehen werden, scheint anzunehmen zu sein.

9. Das Werk von Böttcher dient unmittelbar der Praxis und ist speciell darauf berechnet, den Turnunterrichtsstoff sowol in den Freiübungen, wie in den Gerüstübungen auf die Classen der Gymnasien und Realschulen zu vertheilen. Der Verf. hält es für angemessen, in Betreff dieser Unterrichtsstoffverteilung namentlich die Classen von Sexta bis Tertia ins Auge zu fassen, da die beiden oberen Classen die Vorturner abgeben sollen, 'weil es für die Schüler der Secunda und Prima von groszer Wichtigkeit ist, sich im Unterrichten und Commandieren zu üben.' (S. 7.) Wir begegnen hierbei mehreren Ansichten des Verf.s, denen wir nicht beistimmen können. So heiszt es S. 7: 'Das Geräthturnen wird von Quarta

an von Vorturnern übernommen.' Das ist in jedem Falle bedenklich. Denn bis zum 16n Jahre wird der Turnschüler immer unter der unmittelbaren Leitung des Turnlehrers stehen müssen, wenn dieser sich einen ersprieszlichen Einflusz auf die Körperbildung seiner Zöglinge sichern will. Erst von da ab hat das Vorturnerinstitut seine volle Berechtigung, wenn auch etwa in Oberquarta und Tertia eine Vorturnerhülfe neben dem Unterrichte des Lehrers als Ausnahme Platz greifen könnte. Es ist überhaupt das Classenturnen, wie es äuszerlich an die Lernclassen geknüpft ist, nicht streng vom Verf. festgehalten worden, da S. 8 von den schwächeren Quartanern und Tertianern sowie den zurückgebliebenen Primanern und Secundanern eigens combinierte Turnclassen gebildet werden sollen. Dann wird eben das Princip des Classenturnens dergestalt durchbrochen, dasz man gleich zu Fertigkeitsstufen schreiten sollte. Sonst ist dasjenige, was Hr. Böttcher über Bildung und Anweisung der Vorturner sagt, an sich recht praktisch und beachtenswerth. Die Verteilung der Freiübungen und der Ordnungsübungen erscheint zweckmäszig, wenn auch hin und wieder ziemlich schematisch. Die Reigen werden S. 52 mit den kurzen Worten abgefertigt: 'Zusammenstellung von Reigen aus sämtlichen für die verschiedenen Classen aufgestellten Ordnungsübungen.' Hier wäre es wol am Platze gewesen, an einigen Beispielen solche turnerische Reigenschreitungen aufzuführen, wie sie für die Classen Quinta — Tertia nach Maszgabe der Gesangs- und Turnfertigkeit der betreffenden Schüler sich wol eignen.

Ob sich der Lauf auch so schematisch auf die einzelnen Classen verteilen läszt, dürfte zu bezweifeln sein. Wenn es hier S. 30 heiszt: 'Der Schnelllauf 100 (150, 200, 250) Schritte weit', so ist das eine ganz unbestimmte Bezeichnung; wahrscheinlich soll es heiszen 'in der Minute'.

Das Voltigieren für die Classen Quinta und Quarta (S. 82—86) kann recht wol völlig wegfallen; das sind Uebungen für die oberen Classen. Die Schüler der unteren Classen mögen erst sicher im Sprung und Stütz werden, ehe sie zu solchen Turnübungen zugelassen werden. Unter den Reck- und Barrenübungen findet sich noch vieles Veraltete, Geschmacklose und geradezu Schädliche, das die rationelle Turnkunst längst ausgemerzt hat. So begegnen wir S. 108 dem unnützen und höchst bedenklichen 'Abhang nach der Seite' und S. 114 dem 'Abburzeln' und anderen häszlichen Uebungen mehr. Der 'Knickstütz auf Dauer' ist auch noch keine Uebung für Quartaner.

Diese Ausstellungen könnten noch bedeutend vermehrt werden und die Behauptung begründen, dasz die Auswahl der Geräthübungen für die einzelnen Altersstufen, wie sie in den angenommenen Gymnasial- und Realschulclassen vorkommen, nach dem Masze der körperlichen Entwickelung getroffen werden muste. Wenn darauf nicht Rücksicht genommen wird, so müssen allerlei Misgriffe vorkommen.

Am besten sind immer die 'Vorturnerübungen' ausgefallen. Ganz zweckgemäsz hat Hr. Böttcher bei allen Haupturnarten oder sonst wichtigen Gegenständen auf die entsprechende Litteratur hingewiesen. Die Uebungen sind durch recht nette Abbildungen veranschaulicht. Während

die Uebungen unter XXII Abschnitten in übersichtlicher Weise zusammengestellt sind, folgen zum Schlusz noch 'Unterrichtspläne und Zusammenstellung der notwendigen Turngeräthe', wobei der Verf. überall den umsichtigen Praktiker verräth. Das Buch ist für den geringen Preis recht gut ausgestattet.

10. Hr. Lion hat in seinen 'Turnübungen des gemischten Sprunges' eine sehr fleiszige und schätzenswerthe Specialität geboten, indem er alle gebräuchlichen Sprungarten bearbeitete, bei denen die Hände Stütz auf einem festen oder beweglichen Gegenstande nehmen. Dieses Händeaufsetzen, teils zur bestimmten Richtung, teils zur Erleichterung oder Verstärkung des Sprunges, gibt namentlich dem Voltigieren das Charakteristische, das sich seit dem Mittelalter als eine beliebte und wichtige Turnart erhalten hat. Dieses Pferdspringen ist auch in dem vorliegenden Werke sehr ausführlich behandelt worden. Auch das Springen an einem Pferde mit hohem Kopfe und mit einer Längspausche wird als besondere Art behandelt.

Lange Zeit war mit diesem Pferdespringen die einzige Gelegenheit zum Turnen geboten; es gehörte zu den sogenannten adligen Exercitien und auf den Fechtböden der Universitäten stand meist ein gepolstertes Pferd zum Springen. Bemerkenswerth ist in dieser Beziehung eine Stelle in den 'Erinnerungen aus meinem Leben' von dem vor Kurzem verstorbenen General-Schuldirector Kohlrausch, der dort S. 47 erzählt: 'Einer Lieblingsübung, welche ich die ganze Studienzeit mit Eifer betrieben habe, will ich doch noch gedenken, nemlich der auf dem Voltigierboden, an dem mit Leder überzogenen hölzernen Pferde, welche Uebungen auch später unter die Turnübungen aufgenommen sind; die letzteren, in ihrem jetzigen Umfange, kannte man damals noch nicht. Es war vorzüglich mein Freund Langenfeldt, der mich damit bekannt machte; er war sehr kräftig und gewandt und bekleidete das Amt des sogenannten Vorspringers, der kein Honorar zu bezahlen brauchte. Er hatte sich an eine Gesellschaft Braunschweiger angeschlossen und zog auch mich heran. Es waren tüchtige Menschen, mit denen ich gern verkehrte; unter andern zwei Gebrüder Gravenhorst, von denen der ältere, der Vater des jetzigen Directors Gravenhorst in Bremen, bereits gestorben ist, und ein Vetter beider, der nachherige Professor in Breslau. Als diese, älter als ich, Göttingen verlieszen, trat ich in das Amt eines Verspringers auf dem Voltigierboden ein und habe es bis zu meinem Abgange bekleidet. Diese Uebungen kamen auch später meinen Zöglingen zu gute, die ich auch dazu anleitete, und begründeten auch meine Vorliebe für die Einführung der Turnübungen bei den Schulen.'

In der That sind diese Voltigierübungen so recht geeignet für die studierende Jugend, da sie viel Anziehendes haben und Gelegenheit zu recht ausgiebiger Leibesübung bieten. In dem Lionschen Werke sind diese Uebungen einmal recht gründlich und umfänglich, zugleich mit didaktischem Geschicke bearbeitet worden. Auch die historisch-litterarische Beigabe über das Pferdspringen und die technischen Einrichtungen dafür

(S. 1—14) müssen als willkommene Beigabe begrüszt werden. Den vortrefflichen turn-technischen Beschreibungen des Verfassers kommen auch recht gute Abbildungen zu Hülfe, von denen allein 217 das einfache Voltigieren erklären helfen.

Einer weniger glücklichen Arbeit des Verf.s begegnen wir S. 113 in dem Abschnitte 'das Springen an dem mit einer Längenpausche versehenen Pferde.' Hier ist in der Mitte des Springpferdes eine dem Höcker des Dromedars nachgebildete Längenpausche angebracht, auf welcher in Nachbildung der Pferdemähne Stricke angebracht sind, die bei den Sprüngen erfaszt werden sollen. Diese Einrichtung des Schwingpferdes ist ebenso unnatürlich und unpraktisch, wie die Mehrzahl der daran vorzunehmenden Uebungen. Das 'Springen am lebendigen Pferde' ist nur vorübergehend behandelt, dagegen dem 'Tischspringen' (S. 126) mehr Aufmerksamkeit gewidmet. Es hat sich letztere Uebung namentlich in den Turnvereinen eingebürgert und hat ihre Eigentümlichkeit in der breiten tischartigen gepolsterten Fläche, auf der die Hände Stütz nehmen. 'Das Springen am Springreck' (S. 145) ist mehr untergeordnet, dagegen das 'Bockspringen' (S. 150) eingehender bearbeitet. Eine lange Reihe lustiger Turnübungen bietet der Abschnitt: 'Gesellschaftssprünge' (S. 162), unter denen zunächst diejenigen 'ohne Geräth', sodann am 'Pferd' und am 'Tische' behandelt werden. Das 'Springen am Stemmbalken' (S. 179), wie es schon Spiesz aufgenommen hatte, eignet sich ganz besonders zu Gesellschaftssprüngen in Verbindung mit dem Schwebegehen. Den besten Schlusz macht das 'Stabspringen' (S. 190), das mit Recht wieder ausführlicher behandelt ist, so dasz diese vortreffliche Turnübung hier in vollem Glanze auftritt. Gymnasialturnlehrer machen wir namentlich auf die hier sorgfältig entwickelte Lehrmethode aufmerksam. Das ganze Werk von Lion musz für Turnlehrer an höheren Schulen als ganz besonders beachtenswerth empfohlen werden.

11. Die Schrift von Becker knüpft an Virchows Satz aus seiner Rede bei der Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Speyer (1862): 'Es ist nicht mehr zu leugnen, dasz die Schule als solche für die Gesundheit unserer Kinder die schlimmsten Gefahren mit sich bringt, dasz insbesondere die einseitige Entwickelung des Geistes, und zwar nur der formellen Seite des Geisteslebens, die körperliche Ausbildung, die leibliche Gesundheit unserer Jugend beeinträchtigt, und dasz der anhaltende Aufenthalt der Kinder in den Schulen in der bisherigen Weise unzulässig ist.'

Der Bedeutung der gesunden Luft als einer der wichtigsten Lebensbedingungen wendet sich der Verf. zunächst zu und knüpft daran eine Zusammenstellung chemisch-physikalischer Untersuchungen von Pettenkofer, Wappäus u. A. über den Zustand der Luft in Schulzimmern, Schlafsälen, Arbeitshäusern u. dergl. mit vielen Menschen angefüllten Räumen. Dem Verfasser sind namentlich die Verhältnisse der Schulstuben in dieser Beziehung von Wichtigkeit, wobei er an der Hand wissenschaftlicher und statistischer Nachweise zu dem Resultate kommt: 'dasz die Schulen geradezu die Brutstätten von Krankheiten aller Art sind, und dasz der an-

dauernde Aufenthalt in der verderbten Luft der Schulzimmer nicht nur eine besondere Empfänglichkeit für jene Kinderkrankheiten bewirkt, denen so viele Kinder erliegen, sondern auch die gesunde, kräftige Entwickelung der Jugend wesentlich beeinträchtigt.' Indem der Verf. auf die Störungen eingeht, welche schlechte Luft in Schulstuben auf Lehrer und Schüler verursacht, kommt er auch auf die Frage des zu frühen Schulbesuches und bezeichnet als Krankheitserscheinungen in Folge des nachteiligen Einflusses der Schule: Störung des Blutumlaufs, häufiges Kopfweh und Nasenbluten. Für seine Behauptung citiert der Verf. die Untersuchungen des Dr. Guillaume: 'Hygiène scolaire', die sich auf die Gesundheitspflege in den Schulen des Cantons Neuenburg beziehen, wonach durchschnittlich unter 100 Kindern 40 an Kopfweh und 21 an Nasenbluten litten. Dem fügt Hr. Becker eine genaue statistische Tabelle bei, wonach bei den öffentlichen Schulen in Darmstadt (Knabenschulen: Gymnasium, Realschule, Privatinstitut, Stadtknabenschule, Katholische Schule, Garnisons- und Freischule, Mädchenschulen: Privatinstitute, Höhere Töchterschule, Stadtmädchenschule, Katholische, Garnisonschule, Schule in Bessungen, gemischte Schulen) 'unter 3564 Schülern und Schülerinnen 974 oder 27,3% mehr oder weniger an Kopfweh und 405 oder 11,3% an Nasenbluten leiden.' 'Die höchsten Zahlen finden sich bei Schülerinnen einer Privatanstalt und bei Schülern der ersten Classe des Gymnasiums, also wieder da, wo viel Stubensitzen mit geistiger Anstrengung ohne ausreichende Bewegung vorauszusetzen ist. Die Zahl ist am geringsten bei den Kindern armer Eltern, und sie wächst in demselben Masze, als die Eltern sich gröszeren Wohlstandes erfreuen. Die Zahl ist am geringsten in den ersten Schuljahren und nimmt zu mit dem längeren Schulbesuch, der gröszern Stundenzahl und der geforderten geistigen Anstrengung.' Der Verf. beansprucht für seine gegebenen Thatsachen keineswegs eine höhere Geltung, und will damit nur Lehrer, Aerzte und Eltern auf eine Erscheinung hinlenken, die ernste Berücksichtigung verdient.

Im II. Teile seiner Abhandlung verweist der Verf. auf die Mittel zur Abhülfe und betont dabei: möglichst gute Ventilation der Schulzimmer — Beschränkung des Aufenthalts im Schulzimmer — möglichst viel Bewegung in freier Luft. Nächst einer Betrachtung der luftverderbenden Potenzen: feuchte Mauern, Schulstaub, Ausdünstung nasser Schuhe und Kleider u. dergl. fügt der Verf. eine interessante Zusammenstellung von Regierungsverordnungen in Preuszen, Baden, Hessen in Betreff der Schulzimmergrösze bei. Das Capitel von der Luftverbesserung in Schulzimmern ohne kostspielige künstliche Ventilation dürfte besonders beachtenswerth sein. Eingehender verweilt der Verf. bei seinem Satze: 'Wir empfehlen die Zugluft als gesund nur soweit, als sie vertragen wird' und weist physiologisch nach, 'dasz der Wind oder die Zugluft durch die vermehrte Abkühlung die Hautthätigkeit steigert, die Respiration und den Blutumlauf, und somit die gesamte Lebensthätigkeit vermehrt.' Dadurch kommt Hr. Becker zu dem weiteren Resultate: 'Man gewöhne also die Jugend systematisch an den Zug.'

Wissenschaft und Erfahrung stehen dieser Forderung zur Seite. Im weiteren Verlaufe seiner Abhandlung berührt Verf. noch weitere hierhergehörige Gegenstände, z. B. Verfrühung des Unterrichts — Beschränkung der Unterrichtsstunden — Unterbrechung der Unterrichtszeit — Erleichterung der Arbeit — häusliche Aufgaben usw. und gelangt so zu der Bedeutung der Muskelthätigkeit. 'Ueber den Werth des Turnens', sagt Hr. Becker, 'in dieser und anderer Hinsicht ist genug gesagt worden. Nach vorstehenden Betrachtungen dürfen wir wol sagen, dasz zwei Turnstunden in der Woche nicht ausreichen. In Württemberg hat man bereits 4 Stunden wöchentlich angesetzt. Aber selbst 4 Stunden Leibesübungen sind nicht genügend. Es ist dafür Sorge zu tragen, dasz die Schüler in jeder Pause, zwischen je 2 Stunden, zu kräftiger Bewegung angeleitet werden. Denn das Bedürfnis der Bewegung ist viel stärker und durchaus anderer Art bei der heranwachsenden Jugend, als bei den Erwachsenen.' Auf die Lungenthätigkeit der Schüler legt Verf. besonderen Werth, weshalb ihm selbst Sprechen, Schreien, Singen auszer dem Turnen und Spielen von Bedeutung sind. Die wichtige Darlegung dieser die Schuldiätetik angehenden Verhältnisse schlieszt Hr. Becker mit der 'Hoffnung, zur Besserung unserer Schulzustände beigetragen zu haben. Sollten wir hier und da in unseren Rügen und Anklagen das richtige Masz nicht getroffen haben, so möge man dies einem Alten zu gut halten, dem die Liebe zu den Jungen die Feder geführt hat.' Jedenfalls weht aus der Beckerschen Abhandlung viel gesundes Wesen, von dem wol zu wünschen wäre, dasz Manches davon unseren höheren Schulen zu gute kommen möge.

12. In dem Berichte über 'die vierte Versammlung deutscher Turnlehrer' zu Stuttgart sind die neuesten Verhandlungen über den gegenwärtigen Stand des Schulturnwesens und damit zusammenhängende Fragen niedergelegt.

Hier galt es in erster Linie Wahrnehmungen zu machen über die durch Prof. Jäger ins Leben gerufene 'württembergische Turnschule', über welche Ref. im 12n Hefte 1864 d. Bl. S. 591 ausführlich berichtete, soweit dieselbe damals litterarisch bekannt geworden war. Seitdem war das Vorgehen Jägers als Turnreformator eine Streitfrage geworden, indem die Grundsätze und Masznahmen jener württembergischen Turnordnung von Württemberg selbst aus, wie von Seiten der Anhänger der deutschen Turnschule viel Widerspruch erfuhren. (S. Heft 12, 1866, S. 569 d. Bl.) Nachdem einige Jahre vergangen waren, hatte Professor Jäger Zeit gewonnen, seine Turnweise praktisch auszugestalten, um sie nun der Turnlehrerversammlung vorzuführen. Eine auserlesene Schaar von Turnlehrern aus allen Teilen Deutschlands, aus Oesterreich und der Schweiz zog denn ein in die neue Turnhalle der würt. Turnlehrerbildungsanstalt, die einen imposanten Eindruck machte durch die Weite und Höhe ihrer Räumlichkeiten. Freilich folgte dem ersten überraschenden Eindrucke später das Urteil, dasz diese Turnhalle mehrfach unpraktisch sei und sich wegen ihrer Kostspieligkeit (110,000 Gulden Herstellungskosten) nicht zur Nachahmung empfehle. Indes das Ganze diente den turnerischen Vorführungen nach Jägers Manier nur in der günstigsten Weise als

Folie, und man konnte sich nur freuen, dasz von Seiten der württembergischen Staatsregierung hier in so reicher Ausstattung dem Turnen eine gute Stätte bereitet worden. Man sah sofort aus der ganzen Anlage, dasz man hier mit vollem Ernste und mit Energie die leibliche Erziehung der Jugend zur Geltung bringen will. Nach den einleitenden Reden und Begrüszungen begannen sofort die praktischen Turnübungen durch 18 Turnlehrer, welche unter Prof. Jägers Leitung seit 2 Monaten einem Turncursus beiwohnten. In den Vordergrund wurden namentlich die Ordnungs- und Freiübungen mit dem bekannten Eisenstabe gestellt. Nach Jäger wurden diese Uebungen der Reihe nach von den einzelnen Lehrern selbst befehligt. Die Uebergabe des Befehls geschah stets in der Form militairischer Ablösung, und alle Stellungen und Bewegungen wurden an ein kurzes militairisches Commando gebunden und mit militairischer Strammheit ausgeführt. Jenen ziemlich ausgedehnten Stabübungen folgten noch Uebungen im Springen, Laufen, Weit- und Zielwurf und Ringen als den Hauptübungen des Jägerschen Turnens, worauf von den Gerüstübungen (am Schwebe- und Stellbarren, am Reck, am Schwebebaum, Sprungpferd und Klettergerüst) das Hauptsächlichste vorgeführt wurde. Drei volle Stunden lang turnten jene Turnlehrer das aufgestellte Programm durch und führten alle Uebungen mit überraschender Sicherheit und Schärfe aus; sie gaben sich offenbar die erdenklichste Mühe, die Hauptübungen der württembergischen Turnordnung in der vollendetsten Weise zur Anschauung zu bringen. Die zuletzt vorgeführten Uebungen kamen schlechter weg als die Eisenstabübungen, so dasz es scheinen wollte, als werde auf das Geräthturnen weniger Werth gelegt. Die 5 Hauptübungen sollten das altgriechische Pentathlon vertreten; nur im Springen stellte sich eine eigentümliche und keineswegs nachahmungswerthe Abweichung dar, indem alle Sprünge mit dem an beiden Enden gefaszten Eisenstabe ausgeführt wurden, wobei derselbe beim Aufspringen ruckweis in die Höhe zu strecken war. Es war das unnatürlich und beeinträchtigte die eigentliche Sprungthätigkeit, die erst vollendet ausgebildet sein musz, ehe man ausnahmsweise auch einen Sprung mit Belastung üben läszt. Bei alle den Ausstellungen im Ganzen oder im Einzelnen waren die turnerischen Leistungen der Lehrerabteilung auszerordentliche. Waren damit schon die Hauptübungen der Jägerschen Turnschule vorgeführt worden, so sollten diese praktischen Demonstrationen noch fortgesetzt werden durch Unterrichtsproben zweier Gymnasialclassen und einer Realschul- und Seminar-Turnclasse. Hatte man in dem Turnen der Lehrer eine gewisse Abrundung und einheitliche Auswahl der Uebungen mit Rücksicht auf eine höhere Turnclasse wahrnehmen können, so erwartete man, in den Schulabteilungen dem Bilde einer stufenmäszigen Fortentwickelung des so anspruchsvoll auftretenden Turnsystems zu begegnen. Indessen wurden fast 4 Stunden hindurch von jenen Schulclassen mit unerbittlicher Consequenz genau dieselben Uebungen durchgeturnt, die am Vormittage die Lehrer gezeigt hatten. Von einer Stufenfolge oder von einer Fortentwickelung vom Leichteren zum Schwereren war Nichts zu entdecken. Umsonst suchte man Aufschlusz zu er-

halten über das, was den einzelnen Altersstufen oder Schulgattungen als Aufgabe bestimmt ist. Jeder wohlgeleitete Turnunterricht musz doch seinen wohldurchdachten Lehrplan erhalten, und ein solcher hätte aus den Vorführungen der württembergischen Turnordnung hervorgehen müssen. Davon aber war Nichts zu spüren, sondern nach einem mit unnachgiebiger Strenge gegebenen Turnregulativ wurden die einzelnen Uebungen Nummer für Nummer abgeturnt, wie wenn ein Uhrwerk eine gefällige Melodie abspielt und von Neuem aufgezogen wieder von vorn beginnt. Diese Monotonie wurde nur wenig gehoben durch die Präcision und Virtuosität, womit die einzelnen Schulclassen ihre Uebungen durcharbeiteten. Denn die hierbei von den Schülern an den Tag gelegte Aufmerksamkeit und Spannung war in der That eine musterhafte. Für die zuschauenden Turnlehrer wurde hier des Guten offenbar zuviel für einen Tag geboten, und der günstige Eindruck, den die gute Ausführung der auserlesenen Uebungen offenbar machen muste, gieng zum Teil wieder verloren durch das zu weit ausgedehnte Copieren derselben.

Allen Turnlehrern war bald klar geworden, dasz Jäger dem non multa sed multum mit einer bis auf die Spitze getriebenen Einseitigkeit huldigt, um grös zere Leistungen und schärfste Präcision in den einzelnen Uebungsformen zu erzielen. Dieser Grundsatz hat seine Berechtigung beim militairischen Exercitium, nicht aber beim Schulturnen. Denn hierbei erreicht man gröszere Leistungen nicht immer durch fortwährende Wiederholung ein und derselben Uebungen, sondern mehr durch die allseitige Pflege verschiedener wenn auch verwandter Uebungen. Das Einerlei taugt nur bis zu einem gewissen Grade für die Turnjugend. Denn die Turnfertigkeit derselben soll nicht in die Tiefe allein, sondern auch in die Breite gehen; d. h. sie soll nicht blosz zu wenigen groszen, sondern zu mannigfaltigen Leistungen geführt werden. Darum hat die deutsche Turnkunst mit Erfolg den Grundsatz befolgt, mit den leichteren Uebungen zu beginnen, um neben der Steigerung in den Leistungen auch ein Fortschreiten zu schwierigeren und zusammengesetzteren Turnübungen zu erreichen. Darnach müssen auf den verschiedenen Stufen einzelne Turnarten allmählich wegfallen, andere dafür wieder eintreten. Wird dabei auf Uebungen Rücksicht genommen, für welche die Jugend auf ihren verschiedenen Entwickelungsstufen Vorliebe zeigt, desto besser ist das. Von alle dem ist in der württembergischen Turnordnung nicht die Rede.

Alle diese Schwächen, aber auch verschiedene Stärken der württembergischen Turnordnung wurden in den Sitzungen der Turnlehrerversammlung zur Discussion gebracht, worüber das Protokoll des Dr. Bach in dem vorliegenden Berichte nähere Auskunft gibt.

Für die Leser der Jahrbücher geben wir zunächst eine Uebersicht des Inhaltes vorstehenden Berichtes, womit die Gegenstände der Verhandlungen bezeichnet sind:

Geschichtliches über den Verlauf der 4n Turnlehrerversammlung, von Dr. Kloss.

Protokoll über die Verhandlungen, vom Rector Dr. Bach in Breslau.

Ueber § 4 der württembergischen Turnordnung, die Ausschlieszung der turnerischen Gerüstübungen betreffend. Vortrag, geh. von Dr. Kloss.

Thesen des Professors Köchly aus Heidelberg, die Aufnahme der griechisch-makedonischen Taktik in den Gymnasialturnunterricht betreffend.

Das Turnen bei den Universitäten, von H. Range in Greifswald.

Turnsprachliche Verbesserungsvorschläge, von Dr. Waszmannsdorff in Heidelberg.

Thesen: Exercierübungen, welche über die einfachsten taktischen Bewegungsformen hinausgehen, neben dem Turnen zu treiben, ist überflüssig, statt des Turnens verwerflich. Gewehr- und Waffenübungen als militairische Vorübungen sind gar nicht, oder bei günstigen Verhältnissen nur mit erwachsenen Schülern zu betreiben. Von Dr. Euler, 1r Civillehrer der k. Centralturnanstalt in Berlin.

Alle die beregten Gegenstände kamen mit Ausnahme der Eulerschen Thesen zu eingehender Berathung, über deren Einzelnheiten wir hier nur auf das Protokoll verweisen müssen, dessen Einsicht jedem Turnlehrer an höheren Schulen anzurathen ist. Hier heben wir nur hervor, dasz die Kloss'sche These: 'Die grundsätzliche Ausschlieszung der Geräthübungen für die Altersstufen unter 14 Jahren ist nicht zu rechtfertigen, und die an Stelle derselben von der württembergischen Turnschule vorgeschriebenen Turnübungen (nemlich Ordnungs- und Gelenkübungen, Springen, Laufen, Weit- und Zielwurf und Ringen) bieten keineswegs einen genügenden Ersatz dafür', auf Jägers Wunsch in milderer Form: 'Hang- und Stützübungen sind ein notwendiger Bestandteil des Turnens auf jeder Altersstufe' angenommen wurde.

Im Anschlusse an den Kloss'schen Vortrag entwickelte sich eine lange und wichtige Debatte über alle die Hauptpuncte der württembergischen Turnordnung, welche durch die Grundsätze derselben und durch die praktischen Vorführungen zur Besprechung angeregt waren. Professor Jäger fand tüchtige Gegner (Reallehrer Maul aus Basel, Turnlehrer Ravenstein aus Frankfurt, Hofrath Becker und Dr. Lorey aus Darmstadt, Rödelius aus Breslau u. A.), welche Jägers System einer zersetzenden Kritik unterwarfen und bei aller Anerkennung der durch Jäger bewirkten Erweiterungen des Turnens die seitherigen Fortschritte auf dem Gebiete des Turnwesens, namentlich durch Spiesz' Reformen, zu wahren wusten. Jäger stellte sich seiner Opposition mit Entschiedenheit, Geschick und Wärme gegenüber, und wenn er auch nicht als Sieger auf dem Platze blieb, so fanden seine Bestrebungen doch volle Anerkennung. In der Annahme der Ravensteinschen Thesen fanden die schroff gegenüberstehenden Ansichten endlich ihre Ausgleichung nach folgender Fassung: 'Die Versammlung ist der Ansicht, dasz die bestehende deutsche Turnschule in der Verwendung ihres reichen Uebungsstoffes die weitgehendste Freiheit gestatten müsse und auch könne. Sie sieht deshalb auch in dem Wegfall einzelner Uebungsgruppen an und für sich oder für

gewisse Altersclassen keine Gefahr, so lange auf dergleichen nicht ein principieller Werth gelegt und darauf hin der Anspruch einer besonderen Turnschule begründet werden will. Wirkliche Gefahr erkennt sie nur da, wo die deutsche Turnschule in regulativmäszige Formen eingezwängt und ihrer gemeinsamen Kunstsprache entkleidet werden soll. Sie ist endlich der Ansicht, dasz darauf hin es Jäger, unbeschadet des Festhaltens an seiner eigentümlichen Auffassung, dennoch nicht schwer fallen werde, der deutschen Turnschule und ihren Anforderungen der Einheitlichkeit und Freiheit der Bewegung gerecht zu werden.' Die Versammlung nahm diese Thesen gegen 4 Stimmen an, welche den Mitgliedern der württembergischen Oberstudienbehörde angehörten. Es musz hervorgehoben werden, dasz der Cultusminister von Golther, so wie Director und Räthe der Oberstudienbehörde den Verhandlungen grosze Teilnahme und selbst Unterstützung zuwendeten.

Die von Professor Köchly erläuterten Thesen fanden in folgender Fassung Annahme:

1) Mit der Lectüre von Xenophons Anabasis und Cäsars bellum Gallicum tritt die Forderung ein, dasz im engsten Anschlusz an die gewöhnlichen turnerischen Ordnungsübungen auch die Elemente der griechisch-makedonischen Taktik zur Einübung gebracht werden. Es haben die betreffenden Classenlehrer die Verpflichtung, dafür Sorge zu tragen.

2) Als wesentliche Aufgabe einer derartigen Erweiterung des turnerischen Ordnungsunterrichts ist die Veranschaulichung der betreffenden Classikerstellen festzuhalten, welche, zum wirklichen Verständnis derselben unbedingt notwendig, zugleich ein mächtiges Förderungsmittel abgibt, einerseits zur Belebung des Sinnes für classische Studien überhaupt, für die Kriegsgeschichte des Altertums insbesondere, andererseits zur Unterstützung und Hebung des Turnunterrichts als eines ordentlichen Schulfaches.

3) Zur Ausrüstung werden nur Schild und Spiesz gegeben. Die Stelle des letzteren können geeignete Turngeräthe, z. B. Springstangen, Gere, Stäbe u. dergl. vertreten.

4) Das Lehrmittel für diese Uebungen hat im ersten (theoretischen) Teile die Elemente und Befehle in zweckentsprechender Folge griechisch und deutsch zusammenzustellen und im zweiten (angewendeten) Teile einige Beispiele — die betreffenden Classikerstellen mit den dazu gehörigen Anordnungen — ebenfalls griechisch und deutsch, sowie zu den beiden die nötigen Zeichnungen zu geben.

Wo die turnerischen und militairischen Befehle von einander abweichen, sollen beide nebeneinander gestellt werden.'

Die Verhandlungen über das Turnen bei den Universitäten lieszen erkennen, dasz dasselbe bis jetzt noch wenig Gedeihen gefunden habe. Der angekündigte Vortrag von Dr. Euler ist den Verhandlungen nur einverleibt worden, weil zur Discussion über denselben die Zeit nicht aus-

reichte; die darin berührte wichtige Frage soll auf dem nächsten Turnlehrertage zur Sprache kommen. Ueber die Einzelnheiten aller der beim 4n Turnlehrertage berührten Fragen gibt der Bericht ausführlich Mitteilung und es kann wol gesagt werden, dasz diese Stuttgarter Turnlehrerversammlung zu den hervorragendsten dieser Wanderversammlungen zu zählen ist, sowol was die Zusammensetzung der Teilnehmer betrifft, wie auch in Beziehung auf dasjenige, was für Theorie und Praxis des Turnens zur Anschauung und Verhandlung kam.

In Betreff des Jägerschen Turnsystems, wie es der württembergischen Turnordnung zu Grunde liegt, werden die Verhandlungen noch fortgesetzt; namentlich in den 'Neuen Jahrbüchern für die Turnkunst' lassen sich Stimmen für und gegen vernehmen. Während z. B. Gymnasialprofessor Dr. Becker in Darmstadt in ausführlicher Darlegung für die Behauptung eintritt: 'Jägers System ist nichts Anderes, als ein consequent durchgeführter Militairdespotismus in der Schule; und Jägers Unterrichtsmethode ist die consequente Durchführung dieses Systems. Weil wir aber für die Schule die Freiheit der Bewegung so nötig halten, wie die Luft zum Athmen, so glauben wir das System und die Methode bekämpfen zu müssen', lautet die Stimme des Reallehrers Maul in Basel mehr vermittelnd also: 'So sind wir denn allerdings durch die Anschauung zu Stuttgart in unserer mitgebrachten Ansicht vom neuen württembergischen Turnen der Hauptsache nach nicht umgestimmt und zu einer andern bekehrt worden. Doch müssen wir der Thätigkeit und dem Eifer der Lehrer wie der Schüler unsere volle Anerkennung zollen. Wir müssen unsere Freude aussprechen, dasz die Landes- und Schulbehörden so viel Unterstützung diesem wichtigen Volkserziehungsmittel angedeihen lassen, und dasz überhaupt das Schulturnen in Württemberg eine so reichlich bedachte und eifrige Pflege findet. Und wenn wir auch in Bezug auf die Auffassung des Zieles, in der Wahl der Mittel und Art der Behandlung uns in Manchem nicht einverstanden erklären können, so haben wir doch die tröstliche Ueberzeugung gewonnen, es mit keinem erbitterten Gegner der deutschen Turnerei, wie bei Rothstein, zu thun zu haben, im Gegenteil auf mancherlei Berührungs- und Anknüpfungspuncte gestoszen zu sein, die uns zu der Hoffnung berechtigen, in nicht zu ferner Zeit die bis jetzt noch obwaltenden Gegensätze ausgeglichen zu sehen.'

So ist aus dem Allen zu ersehen, wie sich auf dem Gebiete des Schulturnwesens ein reges Streben nach Fortschritt und Herbeiführung besserer innerer und äuszerer Zustände bemerklich macht, dessen Früchte dem Nachwuchs unsers Geschlechts ohne Zweifel zu gute kommen werden.

Dresden. Dr. M. Kloss.

41.

ZUR GESCHICHTE DES UNTERRICHTS IN DEN ALTEN SPRACHEN IM 17N JAHRHUNDERT.

Unter den Männern, welche in der trostlosen Zeit des deutschen Reiches nach dem dreiszigjährigen Kriege mit Wort und That an der Verbesserung des Schulwesens arbeiteten, nimmt Erhard Weigel, Professor der Mathematik in Jena, keine unbedeutende Stellung ein. Er kam 1654 in das Amt[1]) und sollte nur zu bald erfahren, dasz die Vorbereitung der Studierenden für die mathematischen und naturkundlichen Wissenschaften äuszerst mangelhaft war. Abgesehen von seinen übrigen pädagogischen Ansichten erkannte er die Ursache dieses Mangels in dem Uebermasz, mit welchem das Latein in der Schule betrieben wurde, und in der Vernachlässigung der Mathematik. Schon 1664 stichelte er gegen die Lateiner. Türken, Perser und 'die in Kunstsachen so dumme Jüden, diese ungeschickten Völker, die nicht Latein gelernt, können in ihren Schulen die astronomische Rechnung begreifen, und wir Gelehrte, die wir die lateinische Sprache bis ins zwanzigste Jahr, die Logik aber bis ins dreiszigste studieren, sollten ihnen hierin gleichkommen? Möchten wir doch lieber Grammatik und Syntax, Terenz und Plautus in den Trivialschulen daran geben und uns unterdessen mit der Muttersprache nächst der Tugendlehre den rechten Grund zur Wissenschaft und zu den Kunsterfindungen in fähigen Jahren aneignen, damit unsere studierten Leute bis ins hohe Alter nicht unwissender bleiben, als jene Völker, welche kein Latein gelernt haben.'[2])

Besonders war er erbittert über den Dünkel der Professoren, welche meinten, dasz nur Latein gelehrt wäre. Er sagte ihnen: 'Wer einen wohl erbauten Verstand hat, mit einer in der That wahrhaftigen nützlichen und löblichen Wissenschaft begabt ist, ist für gelehrt zu schätzen, er mag es lateinisch oder deutsch, für sich oder von einem Andern gelernt haben, denn die Realgelehrsamkeit ist nicht das Latein' und forderte schon 1672 Vorlesungen in deutscher Sprache über die mechanischen Wissenschaften, damit sich tüchtige praktische Köpfe auch theoretisch ausbilden könnten.[3])

Daneben entwickelte er eine Polemik gegen das Latein, gegen die classischen Sprachen überhaupt, ja sogar die Sprache als solche, welche zwar im hohen Grade sonderbar, einseitig, übertrieben und nicht selten burlesk und hanswurstmäszig ausfiel, aber vielleicht gerade deshalb um so wirksamer werden konnte.

---

1) Zeumeri Vitae Philosophorum Jenensium. Jenae 1711, S. 105ff.; Günther: Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena. Jena 1858, S. 181.
2) Zeitspiegel. Jena 1664.
3) Vorstellung der Kunst- und Handwerke. Jena 1672, S. 101. 103.

Sprechen hiesz ihm, 'Das, was man in Gedanken hat, mit dazu geschickt vermeinten Worten ausdrücken, dasz es andere eben so denken. Diese Anderen vernehmen, d. h. sie nehmen statt der Worte die durch dieselben ausgedrückten Gedanken. Wer also spricht, bringt durch das Sprechen nichts hervor, was ihm neu wäre. Der Hörer allerdings vernimmt Etwas, was ihm neu sein kann, ob es aber wahr sei, vernimmt er durch das Hören durchaus nicht. Im Sprechen ist kein Fortschritt, sondern nur ein doppelt Denken desselben Dinges. Durch das Sprechen wird gar oft etwas Unwahres hervorgebracht, wie das untreue Weib gethan, da sie der Einfalt ihres Mannes die Rechnung machte und sprach: 4 Schweine haben 7 Seiten; nun wir haben 2 davon verzehrt, so hängen die drei übrigen im Rauch. Sie hat aber bei sich gar recht gerechnet: 4 Schweine haben 8 Speckseiten, nun wir haben 2 davon gegessen und ich habe 3 davon versoffen, also hängen nur noch 3 davon im Rauch.'[4])

'Ein Wörterfacit oder Product ist immer unrichtig, weil es auf beiden Achseln trägt, indem man zwar ein Wort so oder so mag setzen, aber auch wol anders. Die Wörterrechnung ist unrichtig, weil sie gegen die Natur verfährt. Bei den Wörtern rechnet man oft eine Sache für Viel und Viel für Eins, man rechnet Eins fürs Andere, nicht allein grammatisch, den Singular für den Plural, das Präsens für das Präteritum usw. und umgekehrt, sondern auch wohl dialektisch, wenn ein allgemeines Wort, welches viele Subjecte hat, eins unter vielen bedeutet. Und weil mehr Sachen und Beschaffenheiten sind, als man in einer Sprache der Wörter merken und annehmen kann, so musz ein jedes Wort auch vielerlei Bedeutung haben, die da sind entweder eigentliche, propriae (die aber auch alle Zeit weiter oder enger aus einander gezogen werden können, so dasz jedes Wort late, latius, latissime und stricte, strictius, strictissime genommen werden kann, und ist doch Alles recht und proprie geredet), oder sind uneigentliche Deutungen, welche gegen einander sind, und heiszen homonymische Deutungen, als wenn das Wort Hund hier einen Belferer, dort einen Stern heiszt; oder sind verwandt und heiszen tropische Deutungen, die da sind 1) von Weitem ähnlich, gleichnishaftig, metaphorisch, übertragene, verblümte Worte, 2) versetzt und metonymisch, wenn man das Adjunct meint und das Subject nennt und umgekehrt, 3) synecdochisch oder verstümmelt, wenn ein Stück genannt, das Ganze verstanden wird und umgekehrt, 4) ironisch, wenn Ja gesagt und Nein verstanden wird.[5])

Die classischen Sprachen waren Weigel wegen ihres Inhalts zuwider. 'Die berühmtesten unter den heidnischen Sprachmeistern, die man classische Autoren nennt, bringen meistens abscheuliche Welthändel, Fabeln und Figmenten, und darunter grausam garstige verführerische Vorstellungen, ja Lehren und Anreizungen zur Geilheit, zum Betrug, zur Falschheit und zu allen Lastern vor. Daher kommts, dass gleich wie der

---

4) Von der Wirkung des Gemüts, so man das Rechnen heiszt. Jena 1684, S. 12—15.

5) Aretologistica. Nürnberg 1687, S. 140—143.

Soldatenjüngling auf die Frage: An wen glaubst du? frisch zur Antwort gab: An meinen Capitän, so glaubet dergleichen Schuljüngling, der nicht anders hört, auch an die classischen Schriftsteller, weil der Glaube an sie mehr als der rechte Glaube ihnen eingebläut wird.[6]) Man findet in denselben zwar den und jenen feinen Spruch, aber keinen der nicht auch aus der Natur oder der täglichen Erfahrung bekannt sein sollte. Und daneben sind soviel abscheuliche Schandpossen und Narrendeutungen, grobe Zoten, ärgerliche Thaten, alberne Fabeln, grausame Dichtungen von so und so vielen und vielerleien Göttern und Göttinnen, unmenschliche Vermischungen mit dem Vieh in denselben erzählet.'[7])

Mit besonderem Ingrimm fuhr er aber über das Latein her, 'des Römervolks unfertiges Gemächte, der gemeinen Leute in Latio ihre Gespinnste und Gewebe, welches Pöbelwerk zwar die Grammatici — sonst hochgelehrte Leute — in gewisse Regeln einzuschränken sich gar fleiszig, aber doch nicht fruchtsamer bemühen, als die Vogelsteller, wenn sie alle Vögel auf dem Felde in unterschiedene ausgespannte Netze auf einmal einzuschlieszen trachten, da denn mehr Exceptionen und Anomalieen den Regeln anzuflicken sind.'[8])

'Heutigen Tages — schreibt er an einer anderen Stelle — befleisziget man sich sehr auf die Erkundigung vieler Sprachen; die Verständigsten bemühen sich zu lernen, was vor 2000 Jahren die alten Weiber zu Rom geredet haben, wie sich die alten Römer gekleidet, wie das römische Volk den Schauspielen zugesehen, wie sie etliche griechische und lateinische Worte, so durch das Alter verrostet, auspolieren können. Das ist aus einem Scepter eine Mistgabel machen, nemlich den Verstand, der uns regieren soll, zù Unflätherei anlegen oder eine Mahlzeit von lauter Eintunken, denn die Wissenschaft dergleichen Dinge gut zu würzen, aber nicht zu nähren ist. Ja im Altertum selbsten, da man schon die Wesen der Dinge verstehen sollte, suchet man erst die Worte. Viele sind daran, die mit Brillen in der Grammatik lesen und lernen, wie man recht lateinisch lernen soll, da sie doch noch fremd in ihrer Muttersprache sind, viel weniger ihr Leben wohl gestellt haben.'[9])

'Von den Dichtern lernen die Kinder hauptsächlich Geilheit und Lüge, von den Rednern das Aufschneiden, von den Satyrikern, die doch das Marx, das Fette, von der Schönheit des Lateins feil haben, garstig scherzen, skeptisieren, schmähen. Die Lateiner, weil sie steten Krieg im Sinne gehabt, haben ihre Redensarten auf Kriegsexpeditionen, und weil sie das

6) Rolle der Schullaster. Jena 1689, S. 44—50.

7) A. a. O.; die bereiteste Execution des allerleichtesten Vorschlags, wie nach Art der alten Weisen der Grund aller Kunst und Tugenden, nächst dem Latein, auch den kleinen Kindern mit Freuden einzuflöszen. Jena 1685, S. 4.

8) Die bereiteste Execution usw. S. 4.

9) Testimonia praesentis operationis divinae im 'Wienerischen Tugendspiegel. Nürnberg 1687' besonders paginiert S. 13. Gewis ein sonderbares testimonium operationis divinae. Weigel behauptet, es aus dem Französischen übersetzt zu haben; wahrscheinlich jedoch ist es sein eignes Fabrikat.

gemeine Volk nasführten, auf politische Reden und Ueberredungsformen bezogen.'[10])

Sodann war Weigel mit der herschenden Methode nicht zufrieden. 'Wie die Wörterkunst nicht die Natur, sondern des gemeinen Volkes mannigfaltige wunderliche Redensarten zur Grundlage hat, wonach der stilus Autorum classicorum sich aufrichten musz, so ist sie dem ingenio viel schwerer mit Regeln beizubringen, als die Geschlechter der natürlichen Dinge mit ihren Eigenschaften kennen zu lernen und vieler Kunstwerke Form und Process zu begreifen, alldieweil dieser beiden ihre principia dem ingenio näher verwandt und ihm fast angeboren sind, dasz die Jugend die daraus entspringende, liebliche, wirkliche, klare Vorbereitung zur Gelehrsamkeit mit Verstand und also mit gröszerer Lust und Begierde fassen kann, da sie sich hingegen zu den grammaticalischen und logischen Regeln, welche der Jugend viel zu hoch und obscur, kaum mit vielen Schlägen nicht ohne merkliche Kopfzerrüttung treiben läszt, auch dieselben, wenn es hoch kommt, doch nur auswendig zu lernen und ohne Verstand also wieder herzubeten sich fähig befindet.'

'Das Wörterrechnen ist den jungen Leuten verdrieszlich, da es doch etwas Lustiges und Angenehmes sein musz, was sie in der Schule beschäftigen und an die Tugendübung gewöhnen soll, darum die Schule vom griechischen σχολή, lateinisch ludus, deutsch ein Spiel, Ludimagister deutsch ein Freudenmeister heiszt.'

'Das zierliche Latein setzt ein reifes in den Realien wohlgeübtes Alter voraus. Wenn man der Oratorie oder Redekunst nach Orationen, Carmina rechenschaftlich schreiben oder die geschriebenen analysieren, interpretieren, examinieren und prüfen musz, da gibts Kopfbrechen, wozu keineswegs junge Leute, weniger Knaben, sondern alte in Realien sowol, als Worten exercierte Köpfe taugen. Daraus abzunehmen, wie weit unsere Schulen fehlen, wenn sie dieses schwere Werk, das kaum auf Universitäten bei Geübten und Erwachsenen bekleibt, den Ungeübten auch in niedrigeren Schulen, als Gymnasien sind, zu treiben geben und also die Doppelrechnung (die einfache allerdings hintangesetzt) ihnen einbläuen wollen.'

'Die Grammatik ist nicht für Kinder, die Sprachregeln sind ihnen zuwider. Den Kindern die Sprache durch Regeln lernen wollen ist eben so, als ob ein Fuhrmann seinen anziehenden Pferden durch Einhemmen helfen wollte. Die Regeln helfen alten Leuten, Kindern sind sie hinderlich. Sie lernen zwar durch die Grammatik Latein, aber dieses kommt nicht von den Regeln, sondern von den Beispielen. Bedarf man ja der Regeln, so sind einige wenige vollkommen hinreichend. Auf keinen Fall aber dürfen sie lateinisch abgefaszt sein, denn das ist gleich, als wenn man Vögel fangen und dieselben Vögel zu Lockvögeln ihrer selbst gebrauchen wollte.'[11])

10) Grundmäszige Auflösung des militar-Problematis, warum doch der Türk den Christen endlich weichen müssen. Jena 1689. Observ. V.

11) Vorstellung der Kunst- und Handwerke, S. 106 ff.; Aretologistica, S. 73; Rolle der Schullaster, S. 20. 21.

Endlich glaubte Weigel, dasz das übermäszige Latein wie überhaupt das übermäszige Sprechen grosze Nachteile herbeiführte.

1) Da im Lateinischen keine Regel ohne Ausnahme gilt, so wird das Urteil verdorben.

2) Die Lateinschüler lernen nichts Wirkliches und Ordentliches, also eigentlich Nichts und gewöhnen sich daher ans Plappern und Verschnappern und bleiben in anderen Dingen zurück. 'Wenn sie soviel Latein im Gedächtnis haben, dasz sie daran bersten möchten, lassen sie sich, dasz sie viel verstehen und prästieren können, denn sie meinen alle Weisheit stecke in den Wörtern, die dürfte man nur ins Gedächtnis fassen (nach dem Schulspruch: tantum scimus, quantum in memoria tenemus, oder wie der Pöbel sagt: wir bringen nichts von der Welt, als was wir mit dem Maul erschnappen; wenn mans aber bei Lichte besieht, ist alles schon hinunter in den Magen durch die Därme fort), sie meinen, es wäre gar nichts im Verstande, was ihnen nicht die äuszerlichen Sinne zugeführt hätten (Nihil est in intellectu nisi prius fuerit in sensu), ja gelehrt sein wäre weiter nichts als nosse rerum differentias et posse unum quodque suo insignire nomine, Lateinisch können allein sei gelehrt. Dabei bleiben sie reale Ignoranten bis sie aus der Schule in die Welt kommen und vor lauter Ungeschicklichkeit sich nicht zu benehmen wissen.' [12])

3) Das Latein erzeugt Stolz und Hochmut. Denn es ist allgemeine Ansicht: 'Nur Latein ist gelehrt, und im Latein steckt die Weisheit. Das Wörterwissen bläst schon an sich auf, dasz auch ein Knabe, wenn er nur declinieren oder conjugieren kann, sich in der Schule mehr einbildet, als ein guter Deutscher auf dem Rathhause, denn diesen heiszt man einen Idioten, Barbaren, deutschen Michel, einen gemeinen Mann, unweise, ungelehrt und ungeschickt, welchen Schimpf gedachter Knabe schon von sich abgelehnet, zu geschweigen was ein höherer Lateiner sich einbilden musz.' Mit genannten Titeln belegen sie 'wol auch akademische Lehrer, wenn sie etwa einen Vers mit einem Bein zu lang gemacht, das ae falsch æ geschrieben, eine kurze Silbe lang gesetzt und sonderlich, wenn man gar im Declinieren gefehlet, ein Neutrum als ein Masculinum ausgesprochen. Welche Sünde in den Schulen mehr abhorriert wird, als wenn einer auch die ärgste Schalkheit triebe. Wenn ein Doctor im Lateinischen auch nur der Aussprache nach gefehlet, so schämt er sich viel heftiger, und es wird ihm auch der Fehler von den Lateinern viel höher angerechnet, als wenn er wider ein Gebot des Herrn gesündigt hätte.' Sodann werden die 'Lateinschüler mit Fleisz dazu gewöhnt sich viel einzubilden gegen die Nichtlateiner, die sie für nicht recht vernünftige Geschöpfe halten, denn man hört oft die Drohung: Wirst du nicht besser im Latein, so wirst du kein Gelehrter, sondern must ein Idiot, ein Handwerksmann, ein Bärenhäuter werden, als ob keine Weisheit ausser Rom zu finden wäre.' Endlich ist das Lateinlernen ein stetes inneres Leiden; 'was einem aber schwer ankommt, das achtet man gemeinlich hoch, ob-

12) Rolle der Schullaster, S. 5. 6. 12. 40. 41.

gleich es an sich gering zu schätzen; also wenn die Jugend Latein kann, wozu sie mit solcher Mühe gebracht worden, meint sie Wunder, was für Weisheit in ihr stecke, verachtet daher leichtlich Alle, die nicht declinieren und conjugieren, welche doch oftmals in der That kluge und verständige Leute sind.' Und die Lateiner haben nicht die mindeste Ursache, mit Hochmut auf die Realisten herabzublicken, 'denn die Sprachen sind endschaftlich, sonderlich die todten, die man aus Büchern als von todten Lehrern lernen kann, und unter den Sprachstiftern, dem gemeinen Manne, in keinem Lande mehr gangbar sind. Im Latein kann man wol seine Studien absolvieren, da kann man alle Wörter und Phrasen im Gedächtnis haben oder in dem Calepeno finden, die realen Wissenschaften aber sind unendlich. Die Ingenia fehlen unter den Nichtlateinern durchaus nicht, man sucht sie nur aus angenommenem Mistrauen nicht auf und nimmt oft seine Zuflucht zu Fremden, die nicht selten mehr Schaden als Nutzen stiften. Hat man auch kein Latein gelernt, so kann man doch ein Gelehrter sein, denn nicht Latein ist gelehrt, sondern die rechte Wissenschaft von den Dingen.' [13])

4) Das Latein befördert die Zank- und Streitsucht. 'Nachdem die Rudimente der Mathematik in den Schulen verabsäumt worden waren, und das zarte Lehrfeld bei der Jugend mit lauter Wörterpflanzen und Sprechsamen besteckt und bestreuet worden, hat man sich von den Realitäten ab und allein zu mancherlei Formierung und Vermischung willkürlicher Wörter angewöhnen müssen.' Die Folge war, 'dasz gar Wenige die Wörter und Gedanken von dem, was geredet und gedacht wird, und wie sichs auszer den Gedanken in der Natur verhält, unterscheiden können. Zwischen solcher bloszen Wörtersaat haben sehr viele stachelige Streit- und Zankdisteln mit aufzuwachsen und sich mit so viel vergebener Zeitverderbung in alle Facultäten einzuschleichen Raum gewonnen. Die Erfahrung bezeugt, dasz durch Hintansetzung der Wissenschaft von der Mechanik und Mathematik sehr viel Gelehrte, sonderlich die sogenannten scholastici, von der Realweisheit abgeleitet und mit ihrem Latein auf ein bloszes Wörtergezänk verleitet worden, also gar, dasz innerhalb 2000 Jahren in der Philosophie nichts Weiteres erfunden und verbessert, sondern indem Jedermann auf bloszes Auswendiglernen und eifriges Wörterfechten (darin mehrenteils jedwede Part, nachdem das Wort genommen wird, Recht hat) sich binden und weisen lassen müssen, so hat man (sich?) des Streitens, Zankens, Scheltens und obstinaten Vertheidigens unnötiger Sachen von Jugend auf gewöhnt, woraus viel Unheil und Feindseligkeit, ja mancher Krieg unter den Menschen erwachsen, und die Natur und Kunst unterdessen unerforscht liegen blieben.'

Die Ursache dieser schlimmen Wirkung ist, wie bereits angedeutet, eine dreifache. Erstens macht das Latein stolz und hochmütig gegen

13) Vorstellung der Kunst- und Handwerke, S. 106 ff.; Rechenschaftliche Forsehung, woher so viel Ungerechtigkeit und Bosheit komme. Jena 1665, S. 39; Rolle der Schullaster, S. 17, 18. 37; Fortsetzung des Himmelsspiegels. Jena 1665, S. 107. 108; Aretologistica, S. 143—146.

die Nichtlateiner, 'daher diese nicht unbillig gegen jene, ja gegen die ganze Gelehrsamkeit einen Widerwillen zu schöpfen bewogen werden, daraus lauter Streit und Zank erwächst, welches bisweilen in gefährliche factiones ausbricht, und musz manche gute Beförderung der Studien dadurch zu Grunde gehen. Dagegen, wenn nicht nur bloszes Latein, sondern alles verständige Wissen, Angehen, Thun, wie billig, als gelehrt erkennet würde, lauter Lieb und Freundschaft und daher gute Beförderung sowol der Studien, als der Studenten unter den Leuten zu spüren sein, auch die Studien von Jedermann für höher gehalten werden würden.' Zweitens ist ein Wörterfacit oder Product immer unrichtig. 'Daraus denn kommt, dasz die geübten Wörterrechner, wenn sie sich dieser vielfältigen Unrichtigkeit nicht sobald erinnern, öfters uneins sind, obgleich doch Jeder Recht haben kann. Davon Hartnäckigkeit, Anhebigkeit, ja Zank und Streit erwachsen musz. Drittens wird die Streitsucht durch das Disputieren befördert. 'Da gibt denn stracks die Grammatik feine, pure, derbe Phrasen zum Ausfodern, die Rhetorik bringt aculeos, verblümte Redensarten zum Anbinden, Logica eröffnet ihr mit grobem und kleinem Geschütz der Consecutionen und Syllogisationen gefülltes Zeughaus, die Dialektik thut ihre Wackelfläche auf, darin Kraut und Loth zum Streit vorhanden, Euporia ist Constabel vor der Zeit gewesen, nun aber reformiert und abgesetzt worden; die sophisti elenchi sind Schanzkörbe, hinter welche sich ein feiner Streiter stecken kann, die Räder und Lafetten der Distinctionen, Limitationen und Exceptionen, worauf die Karthaunen allgemeiner Sprüche ringsherum von Ost nach West gedreht werden können, reicht die Metaphysik zum Streit, die Oratorie ist der Herold und der Fecialis macht das Manifest und führt die Gerechtigkeit des Kampfes so scheinbar aus, dasz man schwören sollte, es sei recht, die Analytik geht zwar auf den Frieden, aber sie trainirt auch die Präliminarien über 20 Jahre, dasz nichts daraus wird, so lange die Lehrlinge in der Schule verbleiben. Dieses in der Schule so gar ausgeübte scharfe Vor- und Nach-, Hin- und Widersprechen kann anders nichts als auszer der Schule Zank und Streit, Krieg und Empörung nach sich ziehen. Daher denn kein ärgeres Keifen, Nattern, Beiszen, Schmähen als bei den lateinischen Streitmännern zu spüren ist. Jeder will im Discurs das letzte Wort behalten, seinen Nächsten im Certieren herunterstechen.' Gewöhnlich wird von zwei Schülern 'mit lügenhafter Dialektik disputiert, welche aufs Heftigste wider einander also sprechen, ja von Leibeskräften schreien und ihre Meinung auf das Heftigste defendieren und vertheidigen müssen, daraus nichts anderes als Wankelmütigkeit und Zweifelhaftigkeit entspringen kann.' Weigel verstieg sich in seinem Eifer sogar bis zu der Behauptung, dasz die Lateiner die Ursache der deutschen Uneinigkeit und der verlorenen Schlachten des deutschen Reichs gegen die Türken gewesen seien.[14])

---

14) Vorstellung der Kunst- und Handwerke a. a. O.; Aretologistica S. 140—143; Rolle der Schullaster, S. 19. 20. 28. 29. 41. 42; Grundmäszige Auflösung usw. Conclusio III; Rechenschaftliche Forschung usw., S. 36. 38. 39.

5) Das Latein beeinträchtigt die freien Künste und die Gottesfurcht. 'Denn wenn auch die zehn Gebote, das Evangelium, der Psalter und dergleichen in den Schulen zu finden sind, so lernt man sie nur der Sprache nach, aber nicht darnach zu thun.'[15])

6) Das Latein ist die einzige oder mitwirkende Ursache aller 'Schullaster'. Weigel entdeckte in den Schulen seiner Zeit nicht weniger als folgende 45 Laster[16]): Unthätigkeit, Ungeschicklichkeit, Düttigkeit und Unachtsamkeit, Lehrscheu, Mutwilligkeit, Arglistigkeit, Ungemütigkeit, Hartnäckigkeit, Stolzheit, Unrichtigkeit und Weiszbrennung, Dünkel, Wankelmütigkeit und Opiniatrität, Schluckerhaftigkeit, Schwelgerei, Unmäszigkeit, Geilheit, Verthulichkeit, Fahrlässigkeit, Neidischkeit und Partierung, Prahlerei, Ungeduld, Empfindlichkeit, Zornhaftigkeit, Verwegenheit, Malevolenz, Hochmut, Zweitracht, Ungern sich weisen lassen und Halsstarrig sein, Unhöflichkeit, Nachaffung, Unschamhaftigkeit, Hochtrabung, Muffigkeit, Plapperei, Waschhaftigkeit, Lügenhaftigkeit und Aufschneiderei, Grobscherzigkeit, Einmischung, Neid, Uebelthätigkeit, Ungerechtigkeit, unrechenschaftliches Erkenntnis Gottes, Kaltsinnigkeit der Hoffnung, Kaltsinnigkeit der Liebe zu Gott, Ungeschicklichkeit zu Aemtern, Ungeschicklichkeit zu Negotien.' Im Ganzen stellte er zwar drei Quellen auf, aus welchen die genannten 'Laster' flieszen sollten: die Vernachlässigung der Mathematik, die Geltung des Satzes, dasz der Mensch ein Thier sei, und die Herschaft des Lateins, aber im Einzelnen machte er gewöhnlich nur das Latein verantwortlich und nicht selten unterliesz er es, seine Behauptungen überhaupt zu beweisen.

7) Die Nichtlateiner nehmen sich die Lateiner zum Muster, 'fressen, saufen, huren, schmeiszen, schlagen, treiben Afterreden, reiszen Possen ebenso wie sie sehen, dasz es Schüler und Studenten machen, welche ihnen zum Exempel vorgestellt sind. Sie heiszen zwar die Gelehrten, die Verkehrten folgen ihnen aber in ungelehrten Dingen.'[17])

Die Polemik des Thomasius lief bekanntlich auf folgende Sätze hinaus: 1) Man kann auch ohne Latein gelehrt sein, 2) die Sprachen sind nicht so gar notwendig zur Gelehrsamkeit, 3) der Mensch ist nicht der Sprachen wegen auf der Welt, 4) die Gelehrsamkeit besteht nicht in Worten, sondern in wahrhaften Gedanken. Dieselben Sätze sprach aber Weigel entweder in derselben Form oder doch dem Sinne nach aus und zwar schon 1672, also zur Zeit, da Thomasius erst 17 Jahre alt war; auch Vorlesungen in deutscher Sprache forderte er in dem genannten Jahre; daher musz jede Geschichte, welche auf die Wirksamkeit des Thomasius in der angedeuteten Beziehung Rücksicht nimmt, auch Weigels gedenken.

Dieser blieb jedoch nicht bei der Negation stehen, sondern entwickelte auch positive Grundsätze für den Unterricht in den alten Spra-

---

15) Die bereiteste Execution usw., S. 7.
16) Rolle der Schullaster.
17) Rolle der Schullaster, S. 38. 39.

chen, besonders in der lateinischen, und suchte sie praktisch durchzuführen.

Die Aufgabe der Schule bestimmte er in folgender Weise: 'Aller Unterricht in Schulen soll nach andächtigem Gebet beschäftigt sein, 1) wie dem Verstande und dem Gedächtnis vorteilhaftig zur Begreifung allerhand notwendiger und dienlicher Wissenschaften verholfen werden möge, als da sind die Rudimente der vier freien Künste, Historien, das Gemeinste von natürlichen Experimenten, Erkenntnis der Worte Gottes und Latein als Zugabe, 2) wie der Wille und die Affecten zur Abgewöhnung vom Bösen und zur Angewöhnung zum Guten befördert, 3) wie der Leib und die äuszerlichen Gliedmaszen in gehörigem Geschick und freier Bewegung unterwiesen und höflich gewöhnt werden können.' Aber in seiner 'Jugend- und Tugendschule' erschien das Latein durchaus nicht als 'Zugabe', sondern als ein sehr wichtiger Bestandteil des Unterrichts. Nach seinem eigenen Berichte 'lernten die drei und vierjährigen Kinder in 8 Tagen das ABC und hierauf bald lesen, konnten nach zwei Jahren alle Reimvocabeln, sehr viele Phrasen und Sententien, konnten Längen messen, mit dem Transporteur umgehen, gut schreiben und die vier Species; die Siebenjährigen hatten Zifferrechnen in kurzer Zeit, ein Feld abmessen und in Grund legen und sich nach der Landkarte zu richten gelernt und sprachen pur Latein. Die Kinder von 12 bis 13 Jahren endlich hatten die Rudimente der Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik mit Lust und Freude so weit begriffen, dasz sie die vornehmsten Propositiones des Euklides ersten Buches nicht nur nachreiszen, sondern auch mit Verstand herrechnen, demonstrieren und beweisen konnten. Sie verstanden römische und griechische Autoren und discurierten verständig über die Werke der Natur.'

Noch mehr erkennen wir die Betonung des Lateinischen, wenn wir den Unterricht selbst ins Auge fassen. Lesen und Schreiben begann gleichzeitig und zwar in deutscher und lateinischer Schrift. Der Stoff war deutsch und lateinisch und bestand in feinen lieblichen Sprüchen, lateinischen Sententien und den Reimvocabeln wie

deus Gott, panis Brod,
docere lehren, iurare schwören,

welche auswendig gelernt wurden. Die Declinationen und Conjugationen wurden rein gedächtnismäszig memoriert. Alles, was so memoriert werden sollte, wurde an die Tafel geschrieben, an der Tafel, dann 'in der Luft gelesen, d. h. auf des Lehrers Vorrufen mit Nachrufen', gesungen und endlich memoriert und repetiert, wobei die Kinder auf der 'Schwebeclasse', d. h. einer horizontalen Schaukel saszen, oder mit dem Ball spielten oder auf dem Schulpferdchen saszen, damit ihnen das 'verdrieszliche Memorieren durch eine Nebenlust' versüsst würde. Der Realunterricht wurde in lateinischer Sprache erteilt. Die Additionsaufgabe

$$86 + 27 + 21 = x$$

z. B. wurde in folgender Weise gelöst: 'Additis (adjectis, adpositis, iunctis, unitis) 7 floribus purpureis, resultat (colligatur, prodit, numeratur, habetur, fit) summa 8, superadditis 6 floribus purpureis, congre-

guntur 14 flores purpurei. Subscripto 4 flores purpureos in mente reservo sequenti seriei etc.' Endlich kam die Interpretation von Schriftstellern an die Reihe.

Aus dem Mitgeteilten sieht man, dasz Weigel folgende Grundsätze annahm:

1) 'Wer nicht studieren will, soll nicht mit dem Latein geplagt werden, denn man soll nicht Alles über einen Kamm putzen.' [18])

2) 'Das Latein musz wie Deutsch durch die Praxis gelernt werden', wie denn auch Cicero nicht declinieren und conjugieren gelernt hat. Daher musz der Unterricht in den Realien 'pur Latein' erteilt werden. Hier sehen die Kinder aus dem Gegenstande, was die Worte bedeuten, während 'sie ohne einen wirklichen Stoff den rechten Gebrauch der Worte und Redensarten nur unvollkommen fassen, ja oft das Gegenteil davon nehmen. Es wird zwar corrupt gesprochen, aber wie die deutschen Kinder, wenn sie anfangs gleich corrupt sprechen, doch kurz darauf ohne Hindernis durch Uebung deutsch sprechen lernen und wie ihnen das corrupte Deutsch nicht mehr anhängt, so ist es auch mit dem Latein, dasz man sich wundern musz, warum etliche Lateinlehrer ihre Kinder nicht eher zum Lateinreden lassen wollen, als bis sie zierlich reden können. Wenn sie nicht eher gehen sollten, als bis sie tanzen können, würden sie lahm bleiben.' Das Verhältnis sei dasselbe wie bei dem Sprechenlernen der Kinder. 'Die Mütter oder Ammen lehren ihren Kindern die landübliche Muttersprache mit stetem Vorpäpeln und Hinweisung auf die Dinge, und ebenso kommt die fremde Sprache mit in den Kopf zu den vier freien Künsten, wie Brod und Wein bei der Märte in den Magen.' [19])

3) 'Das Schreiblatein musz aus einem christlichen Schriftsteller gelernt werden', 'ohne Aergernis, die Christus bei dem Mühlstein uns verboten, bis auf Universitäten auch die heidnischen Schriftsteller studiert werden können.' [20]) Dazu kommt noch das Dogma:

4) 'Jede Sprache, sei sie auch noch so schwer, kann in zwei Jahren erlernt werden.' 'Man bringt über das 20e Jahr mit dem regulierten Latein und den logischen Regeln zu, da man sonst, wenn man 2 oder 3 Jahr sich ohne Regeln in einer Sprache nur mit Reden übet, dieselbe lernen, auch wol nach wohl durchgesuchten Realexempeln die logischen Vorthel in gar kurzer Zeit hierauf begreifen kann.' [21])

Erfurt. Dr. Bartholomäi.

---

18) Rechenschaftliche Forschung usw., S. 35.

19) Unmaszgebliche mathematische Vorschläge, betreffend einige Grundstücke des gemeinen Wesens. Jena 1682, II § 5; die bereiteste Execution usw., S. 2; kurze Relation von dem nunmehr zur Prob gebrachten mathematischen Vorschlag betreffend die Kunst- und Jugend-information, welche nach Art der alten Griechen und ersten Christen bei den Kindern anzustellen. Jena 1684, B. 1.

20) Rolle der Schullaster, S. 20. 21.

21) Vorstellung der Kunst- und Handwerke a. a. O.; Rolle der Schullaster, S. 10. 20. 21.

42.

MARIAS ABSCHIED VON LEICESTER

ZUM LETZTEN MALE.

Es ist ein nicht abzunutzendes, immer frisches, wahres Wort Lessings, dasz nicht die Wahrheit, in deren Besitze irgend ein Mensch sei oder zu sein vermeine, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt habe, hinter die Wahrheit zu kommen, den Werth des Menschen mache. Auch läszt der grosze Mann uns nicht ungewis, welche Wahl, wenn sie ihm gestattet gewesen wäre, er zwischen dem immer regen Triebe nach Wahrheit und der Wahrheit selbst getroffen haben würde. Nun freilich, er hatte gut sich entscheiden: war er doch gewis, vermittelst jenes Triebes auch immer geraden Wegs zur reinen Wahrheit zu gelangen. Wir aber, die wir uns das nicht einbilden werden, möchten doch oft wol die Wahrheit haben, da es immerhin niederschlagend ist, wenn der Trieb nach ihr unbefriedigt, das eifrige Streben ohne den gewünschten Erfolg bleibt.

Hätte Hr. Dr. Maasz in seinem: 'Noch einmal über Marias Abschied von Leicester'[1]) einigermaszen nachgewiesen, wie der Misklang, den dieser Abschied in ihren Charakter und damit in das Stück hineinbringt, zu lösen sei, — wahrhaftig, ich würde die aufgewandte Mühe, hinter die Wahrheit zu kommen, wenn sie auch nur einem Andern Anlasz geworden wäre, den Kranz zu erringen, gesegnet und diesem Andern von Herzen gedankt haben, dasz er einen tiefen Schatten, welcher den schönen Charakter am Ende noch umdüstert, vertrieben und Allen, die für etwas Vollkommnes Sinn und Herz haben, die volle Befriedigung an dem sonst so herlichen Kunstwerke gegeben hätte.

Nun aber ist dem leider nicht so; denn ich gestehe offen und von vorn herein, dasz die Taktik meines Hrn. Gegners, nur die Auszenwerke anzugreifen, die mildere Auffassung der fraglichen Worte, der vermittelnde und ausgleichende Charakter, welchen die Entgegnung überhaupt an sich trägt, so wie schlieszlich das ziemlich unbestimmte Endergebnis derselben mich nicht veranlassen können, von meiner Beurteilung der Stelle[2]) abzugehen.

Ich suche Wahrheit, nichts als Wahrheit; darum berge ich meinem Hrn. Gegner nicht, wo ich glaube, dasz er mit gewisserer Aussicht auf Erfolg angegriffen haben würde. Ein groszer Feldherr der neueren Zeit gewann seine Schlachten meistens dadurch, dasz er das Centrum der feindlichen Linie zu durchbrechen suchte. Im Mittelpuncte hätte auch Hr. Dr. Maasz mich angreifen sollen; denn ist richtig, was ich als Grundidee des Stücks hingestellt habe[3]), so sehe ich keine Möglichkeit mir beizukommen, d. i. die Worte Marias auch in der mildesten Deutung und Auffassung, wie sie immer nur dem Hrn. Dr. zusagen mögen, sowie die ganze Situation, zu retten.

---

1) S. N. Jahrb. 1868, 4s Heft 2e Abteil. S. 213 f.
2) S. N. Jahrb. 1868, 1s Heft, 2e Abteil. S. 1 f.
3) Das. S. 6 unten u. S. 16 unten, f.

Gleich unmöglich scheint mir dies, wenn der Gegner nicht widerlegt, was ich nachgewiesen zu haben glaube, dasz nemlich Maria ein sichtbares Abbild der Grundsätze sei und sein solle, welche der Dichter selbst in seiner Abhandlung über Anmut und Würde entwickelt hat, und dasz diese Grundsätze richtig seien.[4])

Dies aber sind die beiden, in meiner Abhandlung breit und wie ich glaube, ziemlich fest gelegten Grund- und Ecksteine, auf welchen sie aufgebaut ist; mit ihnen musz auch der Aufbau selbst in Trümmer gehen; gegen sie hätte mein Hr. Gegner mit aller Macht seinen Angriff richten sollen.

Doch eigentlich sehe ich nicht ein, wozu ich dem Feinde noch nachträglich und nutzlos Brücken baue. Darum gehe ich von dem, was er hätte thun sollen, um Erfolg zu haben, zu dem über, was er gethan hat. Zuvor aber musz ich bekennen, dasz es mir selbst unbegreiflich ist, wie ich die Ironie, welche Maria im Gespräche mit Elisabeth anwendet, übersehen habe: ich meine die erste, die Hr. Dr. Maasz S. 216 anführt; über andere von ihm als solche angeführte möchte sich nach der von mir gegebenen Definition[5]) streiten lassen. Doch es ist noch Streits genug; darum zur Hauptsache.

'Die dramatische Notwendigkeit', sagt zuerst Hr. Dr. Maasz in der Recapitulation seiner vorhergehenden Ausführungen S. 218, 'die dramatische Notwendigkeit, an Leicester die Nemesis vollziehen zu lassen, sind (so!) für diese Worte anzuführen.' Abgeschwächt, fast zu sehr ist auch hier der Ausdruck. 'Ist für dieselben anzuführen' — das will doch nichts anders sagen, als: 'rechtfertigt sie.' Jedoch das kann ich, um von dem Einflusse zu schweigen, den schon die ganze Situation, wie Schiller sie angibt, auf Leicester übt, des Dichters eigenem Ausspruche über die bezwingende Gewalt der Majestät zufolge[6]) nimmermehr zugeben. Und dennoch — es sei versuchsweise, wie Hr. Dr. Maasz will: der Zweck mag hier einmal die Mittel heiligen, nur damit wir sehen, was dabei schlieszlich herauskommt. Denn was ists, frage ich, das wir für einen solchen Einsatz gewinnen? Ein Verworfener, nicht einmal die Hauptperson des Stücks, erhält seine gebührende Strafe, erhält sie — auch das noch will ich meinem Hrn. Gegner zu Gefallen annehmen — sicherer, empfindlicher, als wie sie sonst ihm hätte zu Teil werden können. Allein Maria, die Trägerin des Stücks, Maria, die sich von tiefem Falle zu makelloser Reinheit erhoben hat, dies edle, reine Frauenbild musz es entgelten, musz es büszen, dasz ein Frevler an jeder Tugend, ein Niederträchtiger nach Frankreich oder meinethalben zum Teufel fährt. Ja, das leugnet Hr. Dr. Maasz selbst nicht: 'ihre Idealität', sagt er ausdrücklich, 'werde dadurch getrübt, aus diesem psychologischen Fehler sei eine poetische Schönheit entstanden' — hole der Kuckuk eine poetische Schönheit, die um einen solchen Preis eingehandelt wird! Oder ist das nicht ein schandvoller Handel? Was würde man — denn ob im Leben oder in des Lebens

4) Das. S. 8 unten, f.
5) Das. S. 13 unten.
6) Das. S. 18.

Abbilde so Etwas geschieht, darauf kommt es hier nicht an — von dem Richter sagen, der eine Schuldlose strafen wollte, nur damit der Schuldige sein gebührend Teil empfinge? Was soll man von dem Dichter sagen, der die poetische Gerechtigkeit hier unter die Füsze träte, nur um sie dort zur Geltung bringen zu können? Ja, noch böser steht die Sache. Wird hier nicht Marias Charakter in seiner Würde gekränkt? Wird nicht durch jenen 'psychologischen Fehler' ihrer sittlichen Reinheit ein Makel angehängt? Nun aber ist Schaden nehmen an der Seele tausendmal schlimmer, als am Leibe, eine Wunde, die ihr hier und zwar unverdient geschlagen wird, tausendmal beklagenswerther, als äuszeres Leid. Jedoch fiat justitia, mag darüber Charakter, Würde, Hoheit, doch was will das sagen, mag darüber die bis zu dieser Stelle wahrhaft schöne Composition des ganzen Stücks in Trümmer gehen.

Doch dies ist es gerade, was Hr. Dr. Maasz als weiteren Grund anführt, durch den er seine Auffassung der Stelle zu stützen hofft. 'Schiller würde', sagt er am Schlusse, 'bei einer spätern Revision die Worte selbst gestrichen haben, wenn er sie trotz der Ungleichheit, die sie in das Charakterbild der Maria des 5n Actes bringen, nicht für den dramatischen Bau des Ganzen für unentbehrlich gehalten hätte.' — Die Auctorität Schillers, welche Hr. Dr. Maasz mir hier entgegenhält, bleibe vorläufig bei Seite; Hauptsache ist mir zunächst die Begründung, 'die Stelle sei für den dramatischen Bau des Ganzen notwendig.' Wie aber, wenn sie nicht nur nicht notwendig, sondern gerade im Gegenteile höchst überflüssig, weil schädlich wäre, wenn sie diesen dramatischen Bau nicht nur entstellte, sondern zu Grunde richtete? Ein Stein, der nicht lothrecht in die Grundmauer eines Gebäudes eingesetzt ist, wird veranlassen, dasz die Mauer und damit auch das Gebäude, welches sie trägt, aus der Linie weicht. Und wenn dieser Stein nun gerade der Grundstein und dieser Grundstein ganz auf die Kippe gestellt wäre? — Nun aber ruht auf Marias Charakter in der That der Bau des Stücks; — das bestreitet Hr. Dr. Maasz selbst nicht, das kann Niemand bestreiten — eine 'Ungleichheit' in jenem, die Hr. Maasz zugesteht, sei sie auch so gering, wie er nur will, musz daher diesen schädigen, kann also 'nicht unentbehrlich' sein. Sollte es aber mehr als eine Ungleichheit, sollte es, wie es mir vorkommen will, ein klaffender Spalt, ein Risz sein, um den es sich hier handelt, so würde dieser den Bau ganz aus Rand und Band bringen, ihn vernichten. Das ist so einfach und klar, dasz ich kein Wort weiter darüber verliere. Eins aber musz ich noch bemerken. Ich besorge nemlich über das, was man 'Bau des Ganzen, dramatische Notwendigkeit' nennt, mit Hrn. Dr. Maasz mich nicht im Einklange zu sehen. Zur möglichen Verständigung über die Streitfrage ist aber eine Verständigung hierüber notwendig. Daher noch dies. Unser modernes Drama ruht im Gegensatze zu dem antiken auf den Charakteren. Aus diesen heraus, wie sie durch Anlage, Jugendschicksale, Einflüsse von Auszen überhaupt bedingt sind, aus ihrer naturgemäszen Entwickelung und Fortbildung, sowie aus den Conflicten, in welche sie unter einander, oder mit den Schicksalsmächten, der Vorsehung gerathen, entspringen ihre Handlungen, ihre Handlungen aber

bedingen ihr Schicksal. Auf der ursächlichen Verbindung zwischen Charakter und Handlung einerseits und zwischen Handlung und Schicksal andererseits musz der dramatische Bau eines Stücks ruhen; darin ist begründet, was die dramatische Notwendigkeit fordert. Dasz nun alles dies naturgemäsz und mit innerer Consequenz geschehe, dazu wacht und waltet ja der Dichtergenius mit Freiheit über dem ganzen Kunstwerke. Die Richtigkeit dieser Erläuterungen belegt jedes Stück Schillers, vor allen Maria Stuart, wenn wir die fragliche Stelle ausnehmen. Darum schrecke ich auch nicht vor der Auctorität des groszen Dichters zurück, die mein Hr. Gegner in seine Wagschale wirft, um dadurch die meinige in die Höhe zu schnellen.

Zunächst könnte ich sagen: Mein Freund ist Goethe, mein Freund Lessing, mein Freund Schiller; aber meine beste Freundin ist doch die Wahrheit. Mit um so ruhigerem Gewissen könnte ich das, da ich ja die Auctorität des Dichters mit der des Aesthetikers bekämpft habe; zwischen beiden bin ich nur Mittelsmann gewesen, nichts weiter. Aber freilich ein zu strenger, meint Hr. Dr. Maasz, ein nicht ganz gerechter, einer jedenfalls, der sich über die Auctorität der Thatsachen hinwegsetzt. — Offen will ich sagen, was Schiller mir gewesen, was er mir jetzt ist, da ich einesteils ihn selbst besser kenne, andernteils weisz, was ich ihm danke. Als ich jung war, in den Jahren, wo die Welt noch im Rosenscheine vor den trunkenen Blicken des Jünglings liegt, da hielt ihn meine Seele umfaszt bis zur Schwärmerei. Wie sollten auch nicht der glänzende Stil, die ideale Welt, welche er erschlosz, der von jedem Gemeinen unberührte Adel der Gesinnung den jungen Menschen fesseln? Es wäre schlimm, wenn es nicht so wäre. Allein vor allen waren es doch die Scenen, wo sein Gefühl oft mehr als gut, überschwänglich dem Dichter in das Auge und in die Feder getreten ist; die sogenannten Rührscenen waren es, welche den jugendlichen Geist besonders anzogen, ihn über sich selbst, über die Welt erhoben. Dieselbe Vorliebe finden wir bei unseren Schülern noch heute, werden sie in alle Ewigkeit bei den empfänglicheren unter ihnen finden, wenn sie das reifere Alter erreicht haben. Aber sollen wir Lehrer und Führer ihren Blick von diesen besonderen Herzensergüssen des Dichters nicht auf das hinleiten, was höher steht, auf das Ewig-Wahre, Gute und Schöne, was Schillers Schriften in unerschöpflicher Fülle bieten? Gewis wird dadurch, wie das bei uns der Fall gewesen ist, ihre Verehrung des Dichters in dem Grade steigen, in welchem sie sein Verdienst richtiger würdigen und bestimmter einsehen lernen, wo auch ér der Schwäche der menschlichen Natur seinen Zoll entrichtet hat.

Wer möchte nun aber leugnen wollen, dasz Schiller für solche Scenen der Rührung eine vorwiegende Neigung gehabt, dasz er ihnen zu Liebe manches Opfer gebracht hat? Leicht liesze sich erweisen, dasz das Gefühl in unserer Stelle nicht zum einzigen Male das Urteil des Dichters besiegt, der Effect der Darstellung solcher Scenen auf der Bühne öfters seine Kritik niedergehalten hat. Darum läszt mich das obige Argument des Hrn. Dr. Maasz kalt und das um so mehr, da ich ihm mit einem Beispiele entgegnen kann, wo der Dichter unter Verhältnissen, die

eine Vergleichung gestatten, ganz anders verfährt, als in unserm Stücke. Es ist dies der Tell. In den Verhandlungen der Rütliverschworenen läszt Schiller eine Lücke. Sie wissen Rath für Alles; alle möglichen Eventualitäten fassen sie ins Auge, treffen zweckdienliche Vorkehrungen dagegen: ganz rathlos nur sind sie, wie Geszler zu beseitigen sei. So umsichtige, so bedächtige, so thatkräftige, so opferungsfreudige Männer sollen über diesen Punct, den sie selbst als den wichtigsten und zugleich schwierigsten erkannt haben, mit der wohlfeilen Entschuldigung und noch wohlfeileren Beruhigung hinweggehen, dasz man 'der Zeit auch etwas vertrauen müsse'? Das können sie nicht; es ist psychologisch undenkbar, unmöglich. Aber der Dichter will es nun einmal so, musz es so wollen; denn nur auf diese Weise kann er dem Charakter des Tell sein Recht geben: nur er soll vor den Risz oder in den Risz ihrer Berathungen treten, und er musz es, damit er sich als der thatkräftigste seiner Landsleute, als der Retter des Landes, als der Held des Stücks beweise. So ist sein Charakter gehalten freilich auf Kosten dés der Verschworenen, auf Kosten einer dramatischen Unzuträglickeit; allein hier war überhaupt keine Rührung zu gewinnen: so gab der Dichter die Verschworenen preis; so liesz er den Tell gleichwie einen deus ex machina der alten Tragödie erscheinen, um die Würde seines Helden zu retten.

Schlieszlich wäre freilich noch Manches zu sagen, zu erklären, zu begrenzen, wenn ich mich auch im Einzelnen mit Hrn. Dr. Maasz auseinandersetzen wollte. Ich müste ihm erklären, warum (S. 216 oben) Elisabeth sich nicht zu schämen brauchte, mit der beiszendsten Ironie die Unglückliche zu behandeln, ihn um Auskunft darüber bitten, wie Maria (S. 216 unten) durch verstellte Lobpreisung, durch eine Ironie, wie Hr. Maasz will, einen Burleigh wirklich irre gemacht habe; — ingleichen, warum es notwendig sei, dasz Maria von der Höhe, auf welche der Dichter sie gestellt hat, in unserer Werthschätzung fast nur heruntersteigen könne, sie hätte sagen mögen, was sie gewollt (S. 217). Ich wiederum müste ihm auseinandersetzen, wie er es (S. 217) nicht unbegreiflich finden könne, dasz ich bei so harten Anklagen Hoffmeister Recht geben könne, wenn er diese Scene die Krone des Ganzen nenne, müste mir dagegen von ihm deutlich machen lassen, wie er (S. 217) den Gedanken, Marias Aufregung sei doch eher der Rückfall in eine Schwachheit, als in eine Sündhaftigkeit, da Niemand für das Eintreten solcher unwillkürlichen Regungen einstehen könne, habe fassen und in einem Kunstwerke auf diese Weise habe begründen können. Und so noch manches Andere dergleichen.

Doch es ist genug über Marias Abschied, für die N. Jahrbücher, fürchte ich, übergenug, und von meiner Seite bis auf eine Schluszbemerkung genug für immer.

Allem nach kann ich, so gern ich möchte, dem Resultate, welches Hr. Dr. Maasz aus seinen Ausführungen zieht, nicht zustimmen, dasz Schiller auch nur 'so ziemlich' (S. 218 unten) wegen der Einflechtung dieser Worte gerechtfertigt sei. Noch weniger aber komme ich mit dem Alt-

meister Hincke[7]) überein, der die Maria 'ein Bild ursprünglichen Geistesreichtums und Seelenadels, tiefen Falls, ernster und doch nicht ausreichender Erhebung, schweren Rückfalls, gerechter Demütigung, redlicher, vollendeter Ergebung, Wiedergeburt und innerer Beseligung im äuszern Untergang', die Tragödie selbst 'eine vom echtesten Geiste des Christentums, von der Heiligung durch Busze innerlichst durchdrungene und gestaltete'[8]) nennt, trotzdem aber an der fraglichen Scene so gar keinen Anstosz nimmt, dasz er über dieselbe hinweggeht, als ob Alles nur so sein müsse und wie es ist, in guter Ordnung sei.[9])

In einem andern Puncte aber — das glaube ich aus der Entgegnung, durch die Hr. Dr. Maasz mir wirklich einen Gefallen gethan hat, schlieszen zu dürfen — treffen wir einmütiger zusammen, in der Ansicht nemlich, dasz für die Schule, in deren Interesse wir Beide ja leben und — schreiben, die Erklärung unserer classischen Schriftsteller und Dichter nicht so in Bausch und Bogen betrieben werden darf, dasz sie keine so unbedeutende und leichte Sache, wie man gemeiniglich glaubt, kein Nachtisch nur von Leckereien zu der kräftigen antik-classischen Hauptmahlzeit, sondern dasz sie zweckdienlich und darum notwendig ist, um den Verstand der Jugend zu schärfen, ohne ihn gerade in die spanischen Stiefeln der Logik einzuschnüren, ihr Gefühl für alles Schöne, Wahre und Gute unserer modernen Entwickelung entsprechend zu bilden, endlich ihr einen Einblick in das Menschenherz zu geben, den sie um sich selbst und Andere richtig zu schätzen, für ihre Bildung und ihr Leben notwendig bedarf, — eine philosophische Propädeutik in concreto.

7) Leider habe ich Hinckes Abhandlung über Maria Stuart in dessen gesammelten Aufsätzen (herausgegeben von Dr. G. Wendt, Hamm 1864) bei der meinigen nicht benutzen können.
8) Hincke S. 246.
9) S. 245.

Wolfenbüttel. Dr. Chr. Jeep.

43.

Uebungen zur lateinischen Grammatik für die mittleren Classen der Gymnasien, Real- und höhere Bürgerschulen. Zweite Abteilung. Herausgegeben von Dr. M. Meiring, Director des königl. Gymnasiums zu Düren. Bonn, Verlag von T. Habicht. 1866. 152 S. 8.

Auf die im Jahre 1863 herausgegebene 'Erste Abteilung' der oben verzeichneten 'Uebungen' hat Hr. M. die 'durch verschiedene Behinderungen verzögerte zweite Abteilung' folgen lassen. 'Ueber die Entstehung . . . . . dieser Abteilung gelten dieselben Bemerkungen, welche der ersten Abteilung in der Vorrede vorausgeschickt worden sind' d. h. nach der von Hrn. M. selbst an der bezeichneten Stelle gegebenen Erklärung: 'Da

ich selbst die zur Ausführung erforderliche Musze nicht fand, so war es mir willkommen, dasz die Arbeit nach meinen Intentionen von Berufsgenossen übernommen wurde. Der vorliegenden Abteilung habe ich meine mitwirkende Thätigkeit wenigstens in dem Masze zuwenden können, dasz ich mich als Mitarbeiter bezeichnen darf. Das Nähere über die Verhältnisse der Autorschaft wird späterhin angegeben werden.' Indem wir diesen Mitteilungen, die Hr. M. auch diesmal noch zurückzuhalten für gut befunden hat, nicht ohne einige Spannung entgegensehen, wenden wir uns sofort zu dem Büchelchen selbst, für welches bei Vielen gewis schon dadurch ein günstiges Vorurteil erweckt werden muste, dasz ihm die zweifach vorteilhafte Empfehlung zugewandt wurde, nicht nur unter der Aegide des Hrn. M. gearbeitet, sondern auch unter seinem allbekannten Namen herausgegeben zu sein.

Sollen wir zunächst eine lobenswerthe Seite des Büchelchens hervorheben, so ist die freilich selbstverständliche Aufgabe solcher 'Uebungen', den Uebersetzungsstoff überall mit strenger Beziehung auf bestimmte grammatische Regeln zu gestalten, in der That gelöst. Was nun diesen Stoff selbst angeht, so begegnen wir gegenüber der obigen Erklärung, dasz nicht ein einziger περιφρονῶν τὸ βιβλίον, sondern mehrere Verfasser thätig gewesen, der etwas verwunderlichen Erscheinung, dasz bis auf wenige Ausnahmen der Inhalt sämtlicher Abschnitte der römischen Sage und Geschichte entlehnt ist; indessen ist diese einseitige Wahl der Materien wol durch eine maszgebende 'Intention' des 'Mitarbeiters' und 'Herausgebers' vorgeschrieben worden. Das Interesse der in einem solchen Schulbuche pädagogisch gewis nicht bedeutungslosen Mannigfaltigkeit wäre ohne Zweifel mehr gefördert worden, wenn eine weniger vorwiegende Beschränkung auf Stoffe der erwähnten Gebiete stattgefunden hätte. Und doch wäre es am Ende vorteilhafter gewesen, wenn eine noch gröszere sachliche Einseitigkeit gewaltet hätte; denn alsdann würde beispielsweise im § 94 Tertianern und Secundanern die Ansprache eines Schulvorstehers an die Abiturienten zum Uebersetzen nicht vorgelegt worden sein. Auch würde dann der nicht ausschlieszlich auf römische Geschichte bezügliche § 134 nicht so absonderliche Dinge darbieten. Oder was ist von der pädagogischen Angemessenheit folgender Stellen zu sagen? 'Es war .... für den Cimon nicht schimpflich, dasz er (quod) seine leibliche Schwester zur Frau hatte; denn den Athenern war es erlaubt, Töchter desselben Vaters zu heiraten. Bei den Römern wurde dies für einen Frevel gehalten' .... 'Bei den Lacedämoniern war es für Niemanden schimpflich, unbekleidet öffentlich körperliche Uebungen vorzunehmen (uti); dagegen war es, wie Herodot erzählt, bei den Lydern eine Schande, nackt erblickt zu werden.' Aber von diesen ehelichen Verhältnissen des Cimon, so höre ich sagen, lesen ja die Schüler schon im Cornelius Nepos! Schlimm genug, und ist es darum gerechtfertigt, dergleichen Dinge nun obendrein im Uebersetzungsbuche zum Inhalt einer Betrachtung über das Thema zu machen, dasz 'die Sitten der Völker verschieden sind'? In Ansehung der zweiten Stelle urteilen wir nicht anders. Die kritiklose, nur bewundernde Hingebung an die classische Litteratur

macht es erklärlich, wenn im Humanistenzeitalter als Schullectüre unbedenklich erschien z. B. Plutarchs Schriftchen de educandis liberis; heut zutage wird es, wir glauben von der Mehrzahl unserer 'Berufsgenossen', als eine berechtigte Forderung pädagogischer Vorsicht angesehen, in Uebersetzungsbüchern und Schulbüchern alles in der bezeichneten Richtung Bedenkliche fern zu halten. Ein Gefühl für das heutzutage pädagogisch Schickliche musz es doch wol gewesen sein, was 'Herausgeber' und 'Berufsgenossen' bestimmt hat, von der in derselben Vorrede des Nepos erwähnten Sitte der 'amatores' keinen weitern Gebrauch zu machen, wie wir es denn auch durchaus angemessen finden, dasz der Hr. Herausgeber das in der ersten und zweiten Ausgabe seiner 'Lateinischen Grammatik für die mittleren und oberen Classen der Gymnasien' § 541 Anm. 3 stehende Beispiel 'Atheniensibus licet eodem patre natas uxores ducere (Nep. Cim. 1)' in der dritten Ausgabe weggelassen hat. Aber auch der lediglich auf römische Geschichte bezügliche Abschnitt 53 ist nicht ganz frei von einer Unangemessenheit; wir wenigstens können es nur tactlos finden, wenn dort 'selbst Frauen von übelm Rufe' erwähnt werden.

Nehmen wir bei den vorerwähnten Stellen an dem pädagogisch verwerflichen Inhalte Anstosz, so müssen wir anderweitig im Interesse historischer Wahrheit oder sprachlicher Klarheit oder logischer Richtigkeit Einspruch erheben. Musz oder kann auch in Uebungsbüchern, wie das vorliegende, einerseits eine gewisse Simplicität in der Anschauung oder Darstellung historischer Vorgänge herschen, so erscheint es andererseits als einfach selbstverständliche Aufgabe, nirgendwo der historischen Wahrheit zu nahe zu treten und es ebenso wenig an logischer Schärfe und unzweideutiger Bestimmtheit des Ausdrucks fehlên zu lassen, damit bei den Schülern keinerlei falsche Anschauung und keine Confusion entstehe. Wir lassen 'promiscue' eine Anzahl von Stellen folgen, in denen unseres Erachtens nach der einen oder nach der andern Seite hin gefehlt ist.

Wir geben in Bezug auf die Forderung historischer Wahrheit natürlich nicht so weit, dasz wir der hergebrachten Ableitung des Namens Roma von Romulus (§ 6) widersprächen (das Treffende über diese Etymologie hat übrigens Corssen, Beiträge S. 428 gesagt); wol aber tadeln wir es, wenn, ohne Zweifel wegen der bei dem rhetorisierenden Livius (I 3) stehenden Worte 'perpetua virginitate', im § 4 gesagt ist, dasz die Vestalinnen unvermählt zu bleiben verpflichtet waren. Das historisch Genaue ist z. B. in Prellers römischer Mythologie zu lesen. Danach mindert sich von selbst die ebenfalls im § 4 erwähnte 'Grausamkeit' des Amulius, die darin bestanden, dasz er die Rhea Silvia 'zur Vestalin gemacht'. § 28: 'Sieben Jahre alt begab er (Vergil) sich nach Cremona. Als er die männliche Toga angenommen (?!) hatte, schickte (sein) Vater ihn nach Mailand, wo er sich auf die Physik und Mathematik verlegte. Von Mailand reiste er nach Neapel, wo ihn der Dichter Parthenius in der Dichtkunst unterrichtete .... Dort (auf dem Lande) lebte er ruhig in seinem Hause und verwandte seine Zeit auf das Studium der griechischen Sprache.' Welche Anschauung oder Darstellung von dem Bildungsgange eines liberal erzogenen Römers!

Wäre es einem Tertianer oder Untersecundaner zu verargen, wenn er nach Anleitung obiger Studienfolge sich etwa vorstellte, Vergil habe nach Beschäftigung mit griechischen Dichtern und nach eigenen dichterischen Versuchen sich nachträglich mit griechischer Elementargrammatik beschäftigt? § 32: 'Nach diesen Kriegen kehrte der König triumphierend nach Hause zurück. Dort begann er grosze Bauten, damit das Volk daheim nicht (ne) unthätiger wäre, als im Felde.' Diese Uebersetzung des Livianischen 'quietior' verleitet leicht zu der irrigen Annahme, das Volk sei im Kriege 'unthätig' gewesen. In demselben § heiszt es: 'Dort (im Thale zwischen Aventinus und Palatinus) wurden den Senatoren und Rittern Plätze verteilt, wo sie sich Schausitze machen könnten. Diese wurden von 12 Fusz hohen Gabeln getragen.' Ist es, beiläufig bemerkt, schon nicht ganz leicht, sich von demjenigen, was Livius über die Errichtung dieser Schaugerüste berichtet, eine nach allen Seiten hin richtige und klare Vorstellung zu machen, so wagen wir gar nicht weiter daran zu denken, was ein Tertianer oder Untersecundaner sich unter einem von 12 Fusz hohen Gabeln getragenen 'Schausitz' eigentlich für ein Gebäude denken möge. Doch die Hauptsache, um die es sich hier handelt, ist die, dasz nicht die 'Gabeln', sondern die Schaugerüste 12 Fusz hoch waren: 'spectavere furcis duodenos ab terra spectacula alta sustinentibus pedes.' § 38 heiszt es unlogischer Weise: 'Der greise Cato hörte nicht auf, den Senat zu überreden ....' Im § 44 liest man im Widerspruche mit der grammatischen Regel über die Beziehung des flexionslosen deutschen Particips: 'Als der König Tarquinius durch Meuchelmörder, von den Söhnen des Ancus gedungen ....'. § 45: 'Servius war dem vorigen Könige sehr unähnlich. Seine Regierung gereichte dem römischen Staate zum grösten Nutzen.' War denn die Regierung des Tarquinius Priscus dem römischen Staate nicht nützlich? § 48: 'Der Kummer, den ihm (dem Cato Uticensis) die unglückliche Lage des Staates verursachte, war so grosz, dasz er seit dem Tage, an welchem Cäsar über den Rubico gegangen war, sich weder das Kopfhaar noch den Bart abschor.' Diesen Worten zufolge dürfte ein Schüler annehmen, Cato habe sich vor jenem Tage sowol das Kopfhaar als auch den Bart abgeschoren: eine historisch schwerlich nachweisbare Gewohnheit des Cato. Unlogisch heiszt es § 56: 'Der vielen Gewaltthätigkeiten ..., welche Chrysogonus .... schon oft verübt hätte.' Eine unhistorische Anschauung wird dadurch begründet, dasz der § 67 sagt: 'In einem Keller dieses (des capitolinischen) Tempels wurden die sibyllinischen Bücher aufbewahrt. Von einem gewöhnlichen Keller wird das unterirdische Gewölbe, an welches man zu denken hat, doch wesentlich verschieden gewesen sein. Nach § 117 sollen einmal 'alle Etrusker zu den Waffen' gegriffen haben. § 118: 'Die Völker des nördlichen Italiens, besonders die Etrusker und Samniter' ....! § 119, der 'Einiges über Cornelius Nepos' enthält, nötigt zu der Annahme, dasz Pomponius Atticus zu den 'ausgezeichneten Feldherren' gehöre, 'da nur 24 Lebensbeschreibungen «ausgezeichneter Feldherren» und ein Schriftchen «über die Könige» erhalten' sind. Vergeblich haben wir uns bei § 133 gefragt,

wie doch zu der Ueberschrift 'Bündnisse zwischen den Römern und Karthagern' *) die folgendermaszen gefaszte Anmerkung unter dem Texte passen könne:

'*) Lebensregeln s. Abth. I. Cap. 13.'

Wir müssen nochmals des § 134 gedenken und zwar weil in den Worten 'Bei den Lacedämoniern war es für Niemanden schimpflich, unbekleidet öffentlich körperliche Uebungen vorzunehmen (uti); dagegen war es, wie Herodot erzählt, bei den Lydern eine Schande, nackt erblickt zu werden' unseres Erachtens ein logisch richtiger Gegensatz nicht enthalten ist. Im Widerspruch mit der Livianischen Erzählung (XXI 12) heiszt es § 142, die Saguntiner hätten 'Nachts Gesandte in das Lager zum Hannibal' geschickt, 'welche ihn um Frieden bitten sollten'. Ueber Alco sagt Livius: '*insciis Saguntinis* .... cum ad Hannibalem noctu transisset ....'; und von Alorcus berichtet er unter anderm: '*erat autem tum miles Hannibalis* ....'! Ein ähnlicher Irtum steht, nebenbei bemerkt, in Wägners, auch in Schülerbibliotheken gewöhnlich vorhandenem, Buche, 'Rom' II 52. § 141: 'Man sagt, dasz nur der Gott Terminus und die Göttin Juventas die Entheiligung nicht zugelassen.' Diese Uebersetzung des lateinischen 'exauguratio' enthält offenbar einen zweideutigen, wenn nicht gar falschen Sinn: wir würden beispielsweise 'Aufhebung der Weihe' entsprechender finden. § 168: 'Wisset, dasz in dem einen Cäsar viele Marier verborgen sind': ein Plural, als wenn es sich nicht um die Mehrheit der einen Person des Marius, sondern allgemein um Angehörige der 'gens Maria' handelte, sowie man von Claudiern, Corneliern spricht. Consequenter Weise dürfte es § 180 nicht heiszen 'unter Anführung der zwei Pompejus'. § 159 enthält die unrichtige Behauptung, dasz 'Cato aller wissenschaftlichen Bildung ganz und gar abhold' gewesen. § 180 bietet einen Anachronismus in den Worten: 'Als er (Cäsar) darauf ganz (?!) Spanien bezwungen hatte ....' § 190 übertreibt mit der Behauptung: '(Octavianus) vertrieb allenthalben (?) die Bewohner aus ihren Besitzungen.'

Die im Vorhergehenden erwähnten Mängel, — welche doch nicht als 'einzelne Ungleichheiten in der Schreibung und Darstellung' angesehen werden können, für die in der 'Vorrede' 'eine nachsichtige Beurteilung in Anspruch genommen' wird — sind zwar schon von sehr gravierender Beschaffenheit; aber eben so schwer wiegt nach unserm Urteile eine ganze Reihe von wirklich auffallenden Verstöszen gegen die Eigentümlichkeit des deutschen Ausdrucks. Dürre, Sterilität, auch Mangel an Abwechselung und bis zu einem geringen Grade auch Steifheit des Ausdrucks wollen wir uns bei Uebungsbüchern, wie das hier besprochene, schon gefallen lassen. Aber wir wissen in der That nicht, worauf bei solchen Uebungen genauer gesehen werden müsse, als eben auf Beobachtung des im Ausdrucke der Muttersprache wahrhaft Gebräuchlichen. Nichts ist ja so sehr geeignet, das Sprachgefühl der Schüler zu verwirren oder geradezu zu verderben, als Verstösze gegen die Proprietät des Ausdrucks. Zu solchen Verstöszen rechnen wir: § 19: '(Hannibal) schritt über die Alpen'; § 30: 'Die Gemüter des Volkes, welche die beständigen Kriege

verwildert gemacht hatten.' § 31: 'machte er ihn beim Sterben (moriens) zum Vormunde seiner Kinder.' § 41: '(die Vornehmen), welche immer seinem Ruhme irgend einen Flecken zuzufügen suchten.' § 70: 'auf seinen Mut . . . . stützte sich damals ganz besonders das Heil des Staates.' § 77: 'Der Würde des Menschen am angemessensten sind die Güter der Seele . . . . . Wie viel edler ist das Vergnügen, welches aus diesen Besitzungen . . . . . . geschöpft wird!' § 82: 'Nachdem die Anführer durch gegenseitige Erlegung gefallen waren . . . .' § 87: 'um Einiges blutiger.' Das daselbst gebrauchte 'Beihelfer', was uns sofort anstöszig war, haben wir weder bei Grimm noch bei Sanders gefunden. § 89: 'Da die Patricier einsahen, wie viel dem gemeinsamen Wohle daran läge . . .' § 90: 'Die Aequer wichen aus den Ebenen und, mehr vertrauend auf ihren Platz als auf die Waffen, widerstanden sie dem Angriffe der Römer auf den Spitzen der Berge. Ebenso unpassend ist 'Platz' im § 123 gebraucht: Die Consuln brachen schnell nach Samnium auf und lagerten sich am Vesuv; denn dieser Platz schien ihnen tauglich . . . .' § 91: 'Schon fünf Monate werde ich . . . . belagert gehalten (obsessus teneor);' daselbst: 'aber jetzt hat er (Jugurtha) Euer Reich mit den Waffen inne.' § 109: 'Von Stillschweigen festgebannt;' 'gleich als wenn die Seele vom Staunen sich aufgerichtet hätte.' § 125: 'Nachdem er grosze Truppen zusammengezogen hatte.' § 127: 'Als . . die Soldaten ihm (dem Scipio Africanus Maior) eine Jungfrau . . . . zuführten, fragte er sie, welche ihre Eltern (seien).' § 132: 'Wenn Deine Pläne gelähmt sind;' daselbst: 'Als das Geschrei und der Andrang derer, welche zusammengekommen waren, kaum zurückgehalten werden konnte...', wo aus dem Livianischen Ausdruck das Hendiadys 'clamor impetusque multitudinis' ins Deutsche nicht hätte herübergenommen werden sollen. § 153: 'es (gelang) dem Spurius Mälius . . . eine grosze Menge Getreide herbeizuführen.'

Nur wenige Worte über orthographische Dinge. Wie in den grammatischen Lehrbüchern des Hrn. 'Herausgebers', so begegnen wir leider auch in diesen 'Uebungen' verwerflichen lateinischen Formen, z. B. 'quum', 'subjicere', 'Peligni'. Ritschl sagt gewis mit Recht über das Verfahren 'der meisten heutigen Lateinschreiber': 'Wessen sich im Griechischen jeder schämen würde, das pflegt im Lateinischen noch immer für Sache des freien Beliebens zu gelten, mit einer Läszlichkeit, die entweder von erteilter Belehrung gar keine Notiz nimmt, oder trotz besserer Einsicht nicht die Energie hat sich vom gewohnten Schlendrian loszusagen.' Aber auch die in den 'Uebungen' angewandte deutsche Schreibweise hat uns Anstosz gegeben und zwar wegen der absonderlichen Anwendung des Buchstabens K statt des lateinischen C, z. B. Pikus, Kanens, Krustumerier (lat. Crustumini, nicht 'Crustumerii', wie im 'Wörterverzeichnis S. 133 steht). Wir gestehen, wenigstens keinen zureichenden Grund für jene absonderliche Schreibweise finden zu können, die den Schüler entweder zu einer fehlerhaften lateinischen Schreibweise veranlaszt, oder doch nur zu geistlosen und darum nutzlosen Umänderungen nötigt.

Bei einer so groszen Zahl und Mannigfaltigkeit inhaltlicher und formaler Mängel kann das Büchlein nur dann zu ausgedehntem Gebrauche empfohlen werden, wenn erst die schwersten Fehler beseitigt sein werden.

44.
DISTICHA PAEDAGOGICA.

Abwehr des Bösen.

Sieh! was den Pflanzen des Felds verhilft zu frohem Gedeihen,
  Vor misbildender Macht schützet dasselbe sie auch.
Denn das ist ja allen Gedeih'ns uraltes Geheimnis,
  Dasz es in fröhlicher Kraft ferne das Schädliche hält.
Wie die Pflanze der Mensch! je fröhlicher Jugend sich bildet,
  Um so sichrer gebannt scheinet des Schlimmen Gewalt.
Wo in belebendem Kampf sich freudig messen die Kräfte,
  Wo man in Eifer erglüht, wo nach dem Besten man ringt:
Sieh da gedeihet das Werk! da braucht's nicht strenge Verbote,
  Denn das Wachsen an sich schlieszet das Schädliche aus.

Verschiedenheit.

Was in des Waldes Geheg zu duftiger Krone sich bildet,
  Das, in die Eb'ne verpflanzt, magert und kränkelt und stirbt.
Was im sonnigen Plan froh blüht, von Winden umwehet,
  Das in dem Schatten des Walds sehnt sich vergebens nach Licht;
Und umwucherndes Moos, das rings um die Wurzel sich lagert,
  Zehrt an der Pflanze so lang, bis sie verkümmernd vergeht.
Wichtige Lehren daraus entnimmt der denkende Lehrer,
  Eine vor Allem indes, dasz, wie verschieden das Land,
So auch verschieden sich zeigt die bildungsfähige Jugend;
  Dasz was Jenem zum Heil, Diesem sich weiset als Gift.
Drum wer lehrend versteht, die Einzelnen sicher zu fassen,
  Wer den Zögernden treibt, zügelt des Feurigen Lauf:
Wer den Strebenden all' trotz ungleichartigsten Wesens
  Führer zugleich ist und Freund, diesem gebühret der Preis!

Rückkehr zur Natur.

Schärfet den Blick mir doch mehr für sie, die Alle uns nähret!
  Lenket das Auge mir mehr auf die erhabne Natur!
Ach! zu weit schon entfernt von ihr, der liebenden Mutter,
  Eilen der jetzigen Welt flüchtige Tage dahin.
Alles ist Jagen nach Geld, nach schnell hinschwindenden Freuden,
  Nirgends im tollen Getreib winket ein stilles Asyl.
Und doch beut sie uns Allen so viel der süszesten Freuden,
  Schmücket den duftenden Wald, kleidet die Wiese des Thals;
Sendet des Frühroths Glanz, der Abende liebliches Scheiden,
  Und mit ewigem Grusz leuchten die Sterne der Nacht.
In den Wandlungen all' verbleibt sie immer dieselbe,
  Lächelt zu kindlichem Spiel, stärket den ringenden Mann,
Tröstet den scheidenden Greis, denn sieh! den weinenden Enkeln
  Beut sie denselbigen Born, draus er getrunken dereinst.

Hauptttugend.

Nenn mir die Kunst des Erziehens! Es ist die stete Gewöhnung,
  Die mit geheimer Gewalt treibet zum Guten den Sinn;
Nicht im Sturme vollendet sein Werk der weise Erzieher,
  Nicht mit des Dampfes Gewalt ebnet er Hügel und Thal.
Nein! wie der fallende Tropfen den Stein doch endlich besieget,
  Wie bei dem hundertsten Hieb endlich doch stürzet der Baum,
So mit der Kraft der Geduld, so nicht ermüdenden Geistes
  Wirkt, wen gnädig ein Gott rief zum erziehenden Werk.

Einigung der Zeiten.

Schön ist der Schule Beruf; sie einiget sämtliche Zeiten,
  Denn die Vergangenheit reicht durch sie der Zukunft die Hand.
Was die Besten gelehrt, das heil'ge Vermächtnis der Zeiten,
  Siehe, dem künft'gen Geschlecht teilet vermittelnd sie aus.
So begegnen in ihr sich zwei stets fliehende Mächte;
  Heil dem lehrenden Mann, der sich des Zieles bewust!
Nimmer der flüchtigen Mode, dem schnell verrauschenden Beifall,
  Nimmer der Göttin des Tags dient er, ein Priester geweiht.
Nein! in erhabenem Ernst so vor- wie rückwärts gewendet,
  Dient er im Wechsel der Zeit ewig dem Gott, der ihn rief;
Wirket sein heiliges Werk — und ob auch Niemand ihn siehet,
  Drinnen in innerster Brust hört er das göttliche Ja.

Mädchenbildung.

Bleibt, o bleibet mir fern mit all' den künstlichen Mitteln,
  Die für die Bildung der Frau'n, preiset die Stimme des Tags.
Ach zu theuer erkauft ist all' das glänzende Flickwerk,
  Das, von der Mode bethört, jetzo als Bildung man preist.
Schule der Frauen allein — für all' und ewige Zeiten —
  Bleibet das Haus, in dem weise die Mutter befiehlt.
Fehlt **ihr** leitender Geist, dann fehlt dem Hause die Krone,
  Keiner Gelehrsamkeit Macht bringet den Mangel euch ein.
Ach! und das Wissen, es bläht und wischt mit täppischen Händen
  Von der Blüte den Staub, raubt ihr den göttlichen Duft. —
Wie die Blume im Wald, so wächst in der Stille des Hauses,
  Fern von des Wissens Gefahr lieblich das Mädchen heran;
Lernet gelehrigen Sinns und treunachahmenden Geistes,
  Was dem kleinen Bezirk Frieden und Freude gewährt;
Lernet die göttliche Kunst der selbstverleugnenden Liebe,
  Und im Ueben der Pflicht reift es zu herlichem Ziel.

A. R. S.

PERSONALNOTIZEN.

(Unter Mitbenutzung des 'Centralblattes' von Stiehl und der 'Zeitschrift für die österr. Gymnasien.')

Ernennungen, Beförderungen, Versetzungen, Auszeichnungen.

von Arneth, Alfred, Regierungsrath usw., zum Director des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs zu Wien ernannt.

Bachoven von Echt, ord. Lehrer am Gymnasium in Coesfeld, als Oberlehrer prädiciert.

Brückner, Dr., Consistorialrath, Domherr u. ord. Professor der Theol. an der Univ. Leipzig, erhielt das Ritterkreuz I Cl. vom Verdienstorden Philipps des Groszmüthigen.

Bernhard, Dr., provis. Lehrer am Gymnasium in Bautzen; Darnmann, Dr., ord. Lehrer am Gymnasium in Graudenz — zum Oberlehrer befördert.
Grashof, Dr., Regierungs- u. Schulrath in Cöln, zum geh. Regierungsrath ernannt.
Herbst, Dr., Oberlehrer u. Professor am Gymnasium in Danzig, erhielt den k. preusz. rothen Adlerorden IV Cl.
Köhler, G. Th., an der Realschule zu Annaberg; Körting, Dr., an dem Gymnasium zu Plauen; Lohse, K. Th., an dem Gymnasium zu Plauen — zum Oberlehrer befördert.
Peche, Dr., Director der Oberrealschule zu Rakovac, zum ord. Professor der Physik an der Universität Innsbruck ernannt.
Perthes, Dr., Adjunct am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, als Rector an das Progymnasium zu Mörs berufen.
Richter, ord. Lehrer am Gymnasium in Rastenburg, zum Oberlehrer befördert.
Ritschl, Dr., Geheimrath u. ord. Professor an der Univers. Leipzig, von der amerikanischen Akademie der Künste und Wissenschaften zum Ehrenmitgliede ernannt.
Rühle, Dr., Professor am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, erhielt den k. preusz. rothen Adlerorden IV Cl.
Seyffart, Fr. Th., an der Realschule zu Annaberg; Stephan, ord. Lehrer am Gymnasium zu Leobschütz — zum Oberlehrer ernannt.
Thiermann, Dr., Conrector am Gymnasium in Göttingen, als Professor prädiciert.
Wiese, Dr., Geheimer Ober-Regierungsrath usw. in Berlin, erhielt den Adler der Comthure des k. preusz. Hohenzollernordens.
Wittiber, Dr., Oberlehrer am Gymnasium in Glatz, als Professor prädiciert.
Wöpcke, Consistorial-, Regierungs- und Schulrath in Düsseldorf, als Regierungs- und Schulrath nach Coblenz versetzt.
Zenker, Dr. Wilh., Lehrer an der k. Realschule zu Berlin, erhielt für seine Abhandlung über die Richtung der Aetherschwingungen von der Pariser Akademie die grosze goldene Medaille.

In Ruhestand getreten:

Gillhausen, Oberlehrer an der Realschule in Aachen.
Niepert, Lehrer am Rathsgymnasium in Osnabrück.
Ziemann, Professor, Inspector der Realschule in den Franckeschen Stiftungen zu Halle, unter Verleihung des k. pr. rothen Adlerordens III Cl. mit der Schleife.

Jubiläen.

Am 2, 3, 4 August feierte die Universität Bonn ihr 50jähriges Bestehen und sind dabei von Sr. Maj. dem Könige Wilhelm folgende Auszeichnungen verliehen:

Dem zeitigen Rector der Universität Dr. v. Sybel, dem geh. Justizrath und Prof. Dr. Walter und dem geh. Regierungsrath und Prof. Dr. Argelander der rothe Adlerorden 2 Cl. mit Eichenlaub; dem Curator der Universität, geh. Oberregierungsrath Beseler, dem Prof. Dr. Hilgers, dem geh. Justizrath und Prof. Dr. Bluhme, dem geh. Justizrath und Prof. Dr. Böcking, dem Prof. Dr. Lassen, dem Prof. Dr. Jahn der rothe Adlerorden 3 Cl. mit der Schleife; dem Domherrn und Prof. Dr. Dieringer, dem Prof. Dr. Hälschner, dem geh. Medicinalrath und Prof. Dr.

Veit, dem Prof. Dr. Knoodt, dem Prof. Dr. Troschel, dem Prof. Dr. Simrock, dem Prof. Dr. Springer, dem Prof. Delius und dem Oberbibliothekar Dr. Bernays der rothe Adlerorden 4 Cl.; dem geh. Kirchenrath und Prof. Dr. Hundeshagen der Kronenorden 3 Cl.; dem geh. Justizrath u. Prof. Dr. Sell das Ritterkreuz des k. Hausordens von Hohenzollern, sowie dem Prof. Dr. Pflüger der Charakter als geh. Medicinalrath.

Von Seiten der Universität selbst wurden folgende Ehrenpromotionen verkündet: Evangelisch-theologische Facultät: Mathys, Mitglied des Oberkirchenraths; Kögel, Hofprediger in Berlin; Ball, Consistorialrath in Koblenz; Smendt, Consistorialrath in Münster; Hermann, ord. Prof. und Justizrath in Heidelberg; Mühlhäuser, badenscher Geh. Rath. Juristische Facultät: Se. königl. Hoheit der Kronprinz; Bancroft, Gesandter der Vereinigten Staaten; Ant. Broicher, Appell.-Ger.-Präsident in Köln; Ferd. Grimm, Generalstaatsanwalt; Rud. Klostermann, Oberbergrath in Bonn; Lehnert, Ministerialrath; Arthur Nacken, Justizrath; F. Nicolovius, Generalprocurator; Friedr. Oppenhof, Oberprocurator; Friedr. Philippi, Gerichtspräsident in Elberfeld; Sulzer, Unterstaatssecretär; Adolph Trendelenburg, Professor der Philosophie in Berlin. Medicinische Facultät: F. Knerk, Ministerialrath; Jak. Petsch; Jos. Vivi; Charles Darwin; Eduard Hartmann in Paris; Aug. Wilh. Hoffmann, Professor in Berlin; Kekulé, Prof. in Bonn; John Stuart Mill; Friedr. Möller in Brasilien; Ludw. Pasteur in Danzig; Aug. Petermann in Gotha; Pringsheim, Professor der Botanik in Jena; Jul. Sachs. Philosophische Facultät: Herm. Baumgarten, Prof. in Karlsruhe; Eug. Koemans, Prof. in Brüssel; Otto Pinsch, Prof. in Bremen; Rud. Friedrich in Koblenz; Heinr. Geiszler, Mechanikus in Bonn; Hefele, Prof. in Tübingen; Ferd. Hiller, Musikdirector in Köln; Fr. Knapp, New-York; Karl Koch; Karl Emil Lischke, Oberbürgermeister in Elberfeld; Mure, Reignier an der Akademie zu Paris; Alf. v. Reumont; Joh. Bapt. de Rosse; Jul. Schmidt, Director der Sternwarte in Athen; Joh. Stasz, Münzdirector in Wien; Otto W. Struve, Lehrer der Astronomie in St. Petersburg; Friedr. Wilmers in Münster.

Gestorben:

Herzog, Dr. th. u. ph., emer. Schulrath in Gera, starb am 21 Juni.

Pabst, H. W., bekannter landwirthschaftlicher Schriftsteller, früher Director in Eldena, später in Hohenheim, dann in Ungarisch-Altenburg, starb am 10 Juli in Hütteldorf bei Wien.

Pouillet, Claude Servais Matthias, berühmter Physiker, Mitglied der franz. Akademie der Wiss., starb in Paris am 15 Juni.

Vilmar, Dr. Aug. Friedr. Christian, Consistorialrath u. Professor der Theologie in Marburg, starb 68 Jahr alt, am 29 Juli. (Bekannt durch seine Forschungen über den Heliand, und ganz besonders durch seine 'Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationallitteratur'.)

Ward, englischer Botaniker, starb am 15 Juni in London.

Wildenhahn, Dr. th. Karl Aug., Kirchen- und Schulrath zu Bautzen, geb. 1805, starb am 14 Mai. (Gediegener Volksschriftsteller.)

ZWEITE ABTEILUNG
FÜR GYMNASIALPÄDAGOGIK UND DIE ÜBRIGEN LEHRFÄCHER

MIT AUSSCHLUSZ DER CLASSISCHEN PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. HERMANN MASIUS.

45.

ΛΟΓΟΣ UND ΓΛΩΣΣΑ ODER DAS WISSENSCHAFTLICHE PRINCIP DER PHILOLOGIE NACH SEINEM VERHÄLTNIS ZU DEMJENIGEN DER GLOSSOLOGIE.

Das Gesamtgebiet des Erkennens von der Sprache zerfällt gegenwärtig in zwei Wissenschaften, die Philologie und die historische oder vergleichende Sprachwissenschaft, für welche letztere wir uns auch der verschiedenen Namen der Linguistik, Glottik oder Glossologie zu bedienen pflegen. Der Gegensatz dieser beiden Wissenschaften ist ein in dem Begriffe der Sprache selbst gegebener; es ist in dem ersteren Falle die Sprache in der Eigenschaft des λόγος oder des geistigen Gedankenausdruckes, in dem letzteren aber in der der γλῶσσα oder des sinnlichen Lautelementes, welche den nächsten und eigentlichen Gegenstand der auf sie gerichteten Forschung bildet. Allerdings aber greifen diese beiden Wissenschaften immer in gewisser Weise in einander über. Denn in der Wirklichkeit ist an sich immer dieses beides, das geistige und das sinnliche Element oder die Seite des λόγος und diejenige der γλῶσσα in der Sprache zu einer untrennbaren Einheit verbunden. Der Begriff des λόγος bedeutet im Griechischen den Act des Denkens nur insofern, als derselbe zugleich an die Form der Sprache oder an das diese letztere thatsächlich in sich repräsentierende Element der γλῶσσα gebunden ist, und es ist insofern nicht durchaus im Sinne des richtigen griechischen Sprachgebrauchs, dasz wir uns für die Bezeichnung der Wissenschaft vom reinen oder abstracten Denkprincip als solchem des Ausdruckes der Logik zu bedienen pflegen, während hier vielmehr derjenige der Dialektik der geeignetere und correctere sein würde. Der λόγος im Sinne der Griechen aber bildet durchaus das specifische Object und Arbeitsfeld der Philologie. Den Griechen selbst war der Begriff der Sprache in demjenigen Sinne und Um-

fange, wie ihn dieses Wort für uns vertritt, fremd, indem sich hier die Bedeutung dieses Begriffes wesentlich zwischen die beiden Ausdrücke des λόγος und der γλῶσσα verteilte. Unser Begriff der Sprache ist die höhere Einheit oder das Collectiv dieser beiden Worte, unter denen sich die Griechen das Wesen derselben je nach einer anderen Seite hin vorzustellen pflegten. Bei unserm Worte Denken aber haben wir immer nur den rein innern oder logischen Vorgang in der Seele selbst vor Augen; nur auf diesen Vorgang ist es, dasz sich unsere ganze sogenannte Wissenschaft der Logik bezieht. Diese daher hat mit der Philologie an und für sich nichts zu thun. Nur glaubte man früher allerdings die grammatischen Erscheinungen vom Standpuncte der Logik aus begreifen und erklären zu können. Der λόγος der Sprache erschien insofern als eine einfache Fortsetzung oder praktische Durchführung des abstracten geistigen Denkprincipes im Sinne der Logik. Diesen Weg der Erklärung des geistigen Denkens der Sprache hat man gegenwärtig im Allgemeinen verlassen. Vielmehr hat sich neuerlich die philologische Seite der Sprachforschung enger an die glossologische angeschlossen und in den Resultaten von dieser die wesentlichen Stützpuncte für die Erledigung ihrer eigenen Aufgaben und Probleme zu finden versucht. Der entscheidende Schwerpunct für die Gestaltung der neuern philologischen Grammatik ist hierdurch aus der Syntax in die Etymologie übergegangen. Man sieht in der Sprache jetzt nicht mehr wie früher eine blosze Verwirklichung des abstracten Denkprincipes im Sinne der Logik. An die Stelle der früheren sogenannten rationalen oder philosophischen ist die empirische oder historisch-genetische Erklärungsweise der Sprache und ihrer Erscheinungen getreten. Diese Erklärungsweise aber hat wesentlich die Beobachtungen über die Veränderungen und den verwandtschaftlichen Zusammenhang des sinnlichen oder glottischen Elementes der Sprache zu ihrer Basis. Ueber das, was jede einzelne Wortform der jetzigen Sprache ist oder bedeutet, können wir nur durch die Erforschung ihres historischen Ursprunges wahrhaft und genügend belehrt werden. Alles wahrhafte Wissen von der Sprache ist gegenwärtig ein historisches geworden. Der ganze wissenschaftliche Standpunct der Philologie aber hat hierdurch im Verhältnis zu früher eine Umwandlung erfahren. Wir können unter diesem Namen jetzt nicht mehr wie sonst blosz die Wissenschaft von der Sprache, der Litteratur und dem Leben des classischen Altertums verstehen, da gegenwärtig noch ganz andere Kreise der Sprache und des Bildungslebens in der Geschichte ganz ebenso wie jener philologisch behandelt worden sind. Der Begriff der Philologie hat jetzt vielmehr wesentlich die weitere und wahrhaftere Bedeutung einer Wissenschaft vom λόγος der Sprache, d. h. von dem in ihr niedergelegten und durch sie ausgedrückten Denken angenommen. In diesem Sinne stellen wir den Begriff der Philologie demjenigen der Wissenschaft von der γλῶσσα, als der andern Hälfte des ganzen Erkenntnisgebietes von der Sprache, gegenüber und suchen uns die Frage nach dem wahrhaften und innerlich notwendigen Verhältnis dieser beiden Wissenschaften zu einander zu beantworten.

Die ganze Anschauung von der Sprache war in der früheren Zeit wesentlich die eines bloszen Systems von Zeichen für die Begriffe und Formen des Denkens. Man setzte das Denken der Seele als etwas an sich Gegebenes voraus, zu welchem nur gewissermaszen nachträglich seine Bezeichnung durch die Sprache hinzugetreten sei. Man gieng insofern überhaupt von der Vorstellung einer nicht gerade innerlich notwendigen Verbindung des Denkens mit der Sprache aus, indem man die entscheidenden Grundformen und Verhältnisse des ersteren durchaus in der letzteren, gleichsam wie in einem später hinzugefügten Abbilde, wieder zu finden erwartete. Dieses war der Standpunct der älteren philosophischen oder rationalen Grammatik. Auf Grund der neueren historischen Grammatik aber ist die ganze Anschauung über das Verhältnis des Denkens zur Sprache selbst eine andere geworden. Wir wissen jetzt, dasz das eigentliche oder logische Denkprincip in der Seele selbst erst durch die anfänglichen bei der Erschaffung der Sprache niedergelegten Anschauungen entstanden ist oder sich entwickelt hat. Gegenwärtig ist daher für uns umgekehrt vielmehr die Sprache das Frühere als das Denken. Es geht in der Sprache von Anfang an keineswegs in der Weise logisch zu, als dieses an und für sich im reinen Principe des menschlichen Denkvermögens liegt. Es war ein abstracter und falscher Idealismus der früheren Grammatik, die Sprache logisch oder vom Standpuncte der abstracten Theorie des Denkens aus erklären zu wollen. Gegenwärtig aber sind wir von diesem Idealismus aus mehr und mehr einem rein empirischen Realismus in die Arme gesunken, indem jetzt die Erklärung der Sprache sich fast allein auf die sinnliche Wurzelforschung zu stützen angefangen hat. Es gibt jetzt wesentlich keine allgemeine oder philosophische Theorie von der Sprache und ihren Erscheinungen mehr. Alle wissenschaftliche Erkenntnis von der Sprache löst sich mehr und mehr auf in blosze Detailforschungen über den Ursprung und die Verwandtschaft einzelner sinnlicher Wortformen. Man fühlt selbst oft kaum das Bedürfnis einer höhern geistigen Theorie und wissenschaftlich begrifflichen Gesamtanschauung von den ganzen Verhältnissen und Einrichtungen der Sprache. Dieser Zustand der Wissenschaft aber ist weder ein wahrhafter, noch auch ein solcher, der sich für längere Zeit zu behaupten im Stande sein wird. Wir haben unendlich viel gelernt über die Sprache aus der neueren historischen Forschung, aber es wäre zu viel behauptet, dasz diese allein und als solche unser ganzes geistiges Interesse und Bedürfnis an der Sprache aus sich zu befriedigen vermöchte, oder dasz in ihr allein die vollkommene und ausreichende wissenschaftliche Antwort auf das ganze Problem und die inneren geistigen Fragen dieser letzteren enthalten sein sollte.

Jede wissenschaftliche Entdeckung pflegt, nachdem sie einmal zur Anerkennung gelangt ist, in ihrem Werthe leicht überschätzt und in den sich aus ihr ergebenden Folgerungen bald übertrieben zu werden. Dieses ist auch der Fall mit der neuern wissenschaftlichen Anschauung oder Theorie von einer historischen Erklärungsweise der Sprache und ihrer Erscheinungen. So sehr das Berechtigte und die allgemeine höhere wissenschaftliche Wahrheit des Standpunctes der historischen Sprachfor-

schung gegenüber demjenigen der älteren Grammatik zugegeben werden musz, so sehr hat doch diese Berechtigung irgendwo eine Grenze oder es darf hierdurch wenigstens nicht das Bedürfnis und die Wahrheit einer philosophisch-rationalen Betrachtung der Sprache als solcher oder im Ganzen als überwunden und beseitigt angesehen werden. Ich habe diesem Bedürfnis in meiner 1858 erschienenen Philosophischen Grammatik, sowie in der jüngeren Schrift: Das Problem der Sprache und seine Entwickelung in der Geschichte, 1865, Ausdruck gegeben. Als den Kern und das Princip meiner wissenschaftlichen Stellung zur Sprache aber musz ich das Ziel bezeichnen, dem ganzen Standpuncte der Philologie als der auf die Seite oder das Element des λόγος gerichteten Erkenntnisthätigkeit eine neue Stütze oder einen festen inneren Halt gegenüber den Einflüssen der historisch vergleichenden Sprachwissenschaft oder des ganzen Gebietes der Erkenntnis von dem Elemente der γλῶσσα zu geben. Das Verhältnis dieser beiden griechischen Worte ist durchaus das entscheidende für die ganze Gliederung und Einteilung unsers gegenwärtigen Wissens von der Sprache; so wenig aber diese beiden Seiten oder Elemente im Begriffe der Sprache, das geistig logische oder gedankenmäszige und das sinnlich glottische oder zungenartige, jemals irgendwie auseinandergerissen werden können, so sehr steht doch die wissenschaftliche Bearbeitung eines jeden von ihnen an und für sich auf einem durchaus andern Princip oder Fundament. Beide Hälften des Wissens von der Sprache ergänzen sich notwendig unter einander, aber es kann der entscheidende Schwerpunct für die Bearbeitung der einen von ihnen keineswegs, so wie es jetzt geschieht, ausschlieszend oder doch wesentlich in den Bereich und das Arbeitsfeld der andern verlegt werden.

Dasjenige, woraus eine jede bestimmte Sprache ihrer unmittelbar gegebenen Wirklichkeit nach für die Wissenschaft besteht, ist der Wortschatz oder die Summe der einzelnen lautlichen Zeichen für die Begriffe des Denkens. Das Lexikon ist der Repräsentant oder der wissenschaftliche Behälter der thatsächlichen Substanz der Sprache, d. h. der letzten Bestandteile oder einfachen Atome, aus deren Verbindung das ganze weitere Leben oder die angewandte Thätigkeit der Sprache selbst besteht. Ein jeder Gebrauch, den wir von der Sprache machen, ist an sich nichts als eine Verknüpfung oder Zusammensetzung dieser Atome. Das, was in der Grammatik enthalten ist aber sind nur die allgemeinen Regeln über die Veränderungen und Verknüpfungsverhältnisse dieser ihrer einzelnen Worte. Das Wort als solches ist das letzte selbständige oder organische Einheitsglied der Sprache und der Inbegriff der Worte ist zunächst identisch mit dem thatsächlichen Umfang oder dem wirklichen Bestand der Sprache selbst. Jeder neue Gedanke, der in der Sprache gefaszt oder ausgedrückt wird, ist nach seiner grammatischen Form nichts als ein neues Verhältnis zwischen bestimmten in ihr gegebenen Worten. Die eigenen ferneren Bestandteile der Worte selbst aber, die Silben und die Laute, haben als solche keine selbständige Geltung oder Bedeutung mehr. Alle wissenschaftliche Bearbeitung der Sprache also hat sich zunächst nur auf die Worte an sich und nach den allgemeinen Phänomenen

ihrer etymologischen Veränderung und syntaktischen Zusammensetzung zu richten.

Das Wort der Sprache als solches aber bildet an und für sich immer nach einer doppelten Seite hin einen Gegenstand oder ein Problem der wissenschaftlichen Forschung, einmal nach der seiner sinnlichen Form, dann aber nach der seines geistigen Gehaltes oder seiner Bedeutung. Wir sind gegenwärtig hinreichend darüber belehrt worden, dasz beide Seiten oder Eigenschaften eines Wortes, die sinnliche und die geistige, nicht mehr in einem so einfachen und unmittelbaren Zusammenhange unter einander stehen, als dieses früher wol von der Naivetät einzelner Onomatopoetiker angenommen worden sein mag und als eine solche Annahme wol auch in Bezug auf den ältesten Urzustand der Sprache nicht einer gewissen wenngleich eingeschränkten Berechtigung entbehrt. Die Bedeutung, welche ein Wort der Sprache gegenwärtig besitzt, kann von uns nur teils aus seiner früheren Geschichte, teils aus seiner lebendigen Gebrauchsanwendung in der Rede selbst ermittelt und festgestellt werden. Wir können nicht leugnen, dasz der Gebrauch oder die sogenannte Convention, der usus oder die τριβή der Alten, einem Worte oft eine ganze Reihe ihm an und für sich vollkommen fremdartiger Bedeutungen zuteilt oder dasz der ursprüngliche Sinn eines Wortes oft durch ganz gelegentliche und zufällige Anknüpfungspuncte veranlaszt, in ganz neue und abweichende Begriffssphären hinübergeleitet worden ist. Denn mit der Zeit wird die Menge der Begriffe in der Sprache eine gröszere, während die Zahl der Worte an sich die nemliche bleibt, und es vertritt daher im Durchschnitt später ein Wort mehr und verschiedenere Begriffe in sich, als früher. Hierher aber kommt es, dasz in verschiedenen Sprachen die einander correspondierenden Worte desselben Ursprungs und derselben früheren oder urzuständlichen Bedeutung nicht selten einen durchaus verschiedenen logischen Sinn oder Gehalt angenommen haben. Wesentlich daher hat in jeder Sprache das Wort immer die Gestalt eines conventionell festgestellten Zeichens für die Vertretung eines oder mehrerer Begriffe und wir werden durch die Geschichte desselben immer nur einem Teile nach darüber belehrt, wie und auf welchem Wege sich dasselbe in die ihm gegenwärtig zukommende lebendige Bedeutung oder Gebrauchsanwendung hineingefunden habe. Es ist aber wesentlich die Sache der vergleichenden Sprachwissenschaft oder der Glottologie, uns die ganze frühere Geschichte eines Wortes in den Umwandelungen seiner Form und seiner Bedeutung kennen zu lehren, während es der Standpunct der Philologie an und für sich nur mit der Feststellung des gegenwärtigen oder angewandten Gebrauches desselben in der Sprache zu thun hat. Diese Aufgabe aber wird ihr von jener anderen Seite aus immer nur bis zu einem gewissen Grade abgenommen oder erleichtert. Die Geschichte eines Wortes kann uns die Bedeutung, welche dasselbe jetzt in der Sprache besitzt, höchstens erläutern oder erklären helfen, aber sie ist für sich allein nicht ausreichend zu der vollkommenen wissenschaftlichen Feststellung derselben als solcher. Das Wort in seinem gegenwärtigen lebendigen Bedeutungsinhalt aber bildet ebensowol einen notwendigen

und berechtigten Gegenstand eigentlich wissenschaftlicher Forschung, als dasselbe von der Seite seiner Geschichte oder seines historischen Herkommens in der Eigenschaft eines solchen anerkannt worden ist. Die glottologische und die philologische Abteilung der Sprachforschung aber stehen zu ihrem gemeinsamen Object, der Sprache selbst, insofern immer in einem wesentlich verschiedenen Verhältnis, als von der ersteren dieselbe unter dem Gesichtspunct ihres historischen Entstehens oder ihrer in der Zeit vor sich gegangenen Veränderungen, von der letzteren aber in der Eigenschaft einer gegebenen oder feststehenden Erscheinung oder Ausdrucksform des menschlichen Denkens aufgefaszt und bestimmt wird. An und für sich aber sind es allerdings nur die sinnlichen oder physischen Veränderungen der Worte, worauf sich jene ganze erstere Hälfte des Wissens bezieht, aber es stehen doch mit diesen zugleich auch die Umwandlungen der geistigen Bedeutung in einem gewissen Zusammenhange. Das Interesse der Philologie dagegen ist wesentlich dieses, zu wissen, welches die gegenwärtige Function eines Wortes in der Sprache sei. Dasselbe aber, was von den Worten der Sprache, gilt auch von den allgemeinen äuszeren Merkmalen oder Flexionscharakteren derselben. Auch für diese, z. B. also für die Casus wird uns von der vergleichenden Sprachforschung eine historische oder genetische Erklärung gegeben, d. h. es wird uns gesagt, welches die ursprüngliche vollkommene Form und die älteste anschauliche oder concret plastische Bedeutung derselben gewesen sei. Hiermit aber ist die wahre oder philologische Erkenntnisaufgabe in Bezug auf dieselben immer noch nicht eigentlich gelöst. Eine jede grammatische Form vertritt als solche einen bestimmten logischen Begriff in dem allgemeinen formellen Apparate unseres Denkens. Dieses ist ihre angewandte lebendige Bedeutung oder syntaktische Function. Nur mit dieser Function als solcher aber hat es der wissenschaftliche Standpunct der Philologie zu thun. Das genetische und das functionelle Element der Sprache verteilt sich hier durchaus zwischen die beiden Wissenschaften der Glottologie und der Philologie. Die erstere von beiden faszt die Sprache auf als etwas geschichtlich Entstandenes, während dagegen für die letztere dieselbe die Gestalt eines gegebenen Organismus oder Systemes von Denkformen besitzt. Wir wissen sehr wohl, dasz alle die Begriffe und Denkformen, aus denen der Organismus irgend einer vorhandenen gebildeten Sprache besteht, nicht als solche und von Anfang an in der menschlichen Seele vorhanden gewesen sind, sondern dasz sie sich erst allmählich aus den ursprünglichen concreteren Anschauungen auf dem Boden der Sprache entwickelt und festgestellt haben. Nichtsdestoweniger ist die Sprache jetzt ein Apparat von logischen Formen oder ein Instrument für die Erreichung der verschiedenen Zwecke und Bedürfnisse des Denkens. Deswegen kann sie immerhin zugleich von der letzteren Seite, der rein philologischen, aus aufgefaszt und bearbeitet werden. Diese Seite ihrer Bearbeitung aber können wir auch als die rein geistige oder philosophische Hälfte der Sprachforschung im Unterschied von jener anderen in der Glottologie vertretenen historisch empirischen bezeichnen. Es musz eine Wissenschaft geben von der Sprache in ihrer Eigenschaft

des λόγος oder der gedankenmäszigen Rede als solcher. In der ganzen neueren wissenschaftlichen Auffassung und Bearbeitung der Sprache ist das Element der γλῶσσα vor demjenigen des λόγος entschieden in den Vordergrund getreten. Unser ganzes Wissen von der Sprache hat einen breiteren historischen Boden gewonnen, aber es hat dafür an philosophischer Schärfe, Bestimmtheit und Tiefe verloren. Wir brechen hierbei vollkommen mit dem Standpuncte der alten Grammatik, der das wirkliche Denken der Sprache nur als einen Abdruck oder als eine erweiterte Anwendung des abstracten Denkprincipes im Sinne der Logik anzusehen geneigt war. Aber wir behaupten, dasz das Princip der Philologie als solches in der von uns angegebenen Bedeutung des Wortes noch einer weiteren Fortentwickelung oder einer neuen Erstarkung seines specifischen Wesens und Charakters im Gegensatz zu demjenigen der Glossologie fähig sei und dasz eben nur hierin der nächste weitere Fortschritt der Sprachwissenschaft im Ganzen über den gegenwärtig von ihr eingenommenen Standpunct bestehen könne. Die von uns vertretene wissenschaftliche Gesamtanschauung von der Sprache ist diese, dasz das Element des λόγος in derselben in wesentlicher Unabhängigkeit von demjenigen der γλῶσσα einen ebenso reichhaltigen und fruchtbaren Stoff der strengen und geordneten Erkenntnis für uns in sich darbiete, als eine solche durch die neuere vergleichende Sprachwissenschaft dem Element der γλῶσσα zu Teil geworden ist.

Das Leben der Wissenschaft wird der Regel nach zu einer jeden Zeit von einer bestimmten einzelnen mächtigen Gesamtströmung beherscht, die auf einer allgemeinen begrifflichen Anschauung von der Natur ihres Stoffes und von dem hierdurch bedingten methodischen Princip seiner Behandlung beruht. Der wissenschaftliche oder philosophische Begriff, den wir zu jeder Zeit von einer Sache gewonnen haben, schlieszt durch sich selbst die ganze Art seiner Auffassung oder Bearbeitung durch uns in sich ein. Insofern ist es wesentlich immer der philosophische Gedanke, welcher den innersten Kern und die wahre Substanz aller historischen Weiterentwickelung der Wissenschaft bildet. Wir müssen zuletzt immer danach streben, uns von dem Stoffe des Wissens den wahren und vollkommen richtigen Begriff zu gewinnen. Deswegen gilt es hier zu fragen, welches dieser Begriff von dem ganzen Gebiete oder Stoffe der Sprache sei. Offenbar aber war es ein wesentlich anderer Begriff von der Sprache, welcher dem Standpunct der alten Grammatik und welcher dem der neueren historischen oder vergleichenden Grammatik zur Grundlage diente. Auch diese letztere Richtung aber beruht an sich immer auf einer bestimmten allgemeinen oder philosophischen Anschauung vom Wesen der Sprache. Es handelt sich daher immer um ein gewisses Rechnen mit bestimmten allgemeinen Begriffen, um den definitiv wahren wissenschaftlichen Standpunct für die Auffassung der Sache zu finden.

Die Sprache ist in Rücksicht ihrer sinnlichen oder physischen Beschaffenheit die articulierende Lauterzeugung der menschlichen Stimme, in Rücksicht ihres geistigen Gehaltes aber die Form oder das Organ für

den Ausdruck des Denkvermögens der Seele. Diese beiden Momente hängen in ihr notwendig und untrennbar mit einander zusammen. Der Gedanke der Seele und die Lautarticulation der Stimme sind zwei innerlich verbundene oder congeniale Erscheinungen am Menschen, durch welche sich derselbe gleichmäszig von dem niederen Empfindungsleben und dem rohen Naturlaut des Daseins der Thiere unterscheidet. Diese beiden Elemente sind die des λόγος und der γλῶσσα, von denen das eine gleichsam als die Seele, das andere aber als der Körper im Wesen der Sprache bezeichnet werden kann. Das Verhältnis der beiden Wissenschaften von diesem doppelten Element ist daher wesentlich analog demjenigen der beiden Wissenschaften vom Menschen, der Psychologie und der Physiologie, unter denen die erstere sich auf die geistige, die letztere aber sich auf die sinnliche oder körperliche Seite und Hälfte seines Wesens bezieht. Auch diese beiden Wissenschaften aber stehen zwar an sich immer in einem bestimmten Zusammenhang unter einander, indem die geistigen Lebenserscheinungen des Menschen zum Teil mit durch die sinnlichen erklärt und bedingt werden, allein es ist doch zugleich immer das allgemeine Princip oder der Standpunct jener ersteren ein von dem dieser letzteren wesentlich unabhängiger, indem das Geistige am Menschen hier als solches den Gegenstand oder Stoff der Bearbeitung für dieselbe bildet. Ebenso aber ist auch die Wissenschaft vom λόγος der Sprache oder die Philologie ihrem allgemeinen Standpuncte nach unabhängig von demjenigen der vergleichenden Sprachwissenschaft oder der Glottologie, welche sich wesentlich und zunächst auf die sinnliche oder Naturseite der Sprache bezieht und die daher auch einfach mit dem Namen einer Physiologie derselben bezeichnet werden kann.

Vom Standpunct der alten Grammatik aus war es überhaupt nicht möglich, sich mit der gegebenen Mannigfaltigkeit oder Verschiedenheit der Sprachen in einer geordneten Weise wissenschaftlich abzufinden und auseinander zu setzen. So wie es nur eine Logik gibt, ebenso gab es nur einen an sich einfachen Typus der Grammatik. Das abstracte Denkprincip als solches bildete durchaus die Unterlage und den Ausgangspunct für die Betrachtung der concreten Erscheinungen des Denkens der Sprache. Die ganze Erklärung der Sprache war hier eine logische oder rationalphilosophische, nicht eine historisch-empirische oder genetische. Allerdings aber ist das ganze Princip dieser Erklärung in jüngerer Zeit und namentlich durch die neuere classische Philologie vom Ende des vorigen Jahrhunderts an mit mehr Vernunft, Mäszigung und Geschick gehandhabt worden als früher. Es war aber von Anfang an allerdings die doppelte Wissenschaft der Logik und der Grammatik aus einer und derselben Wurzel entstanden und es strebt dieselbe naturgemäsz auch später wiederum einer engeren Vereinigung zu. Wir haben uns in der neueren Zeit gewöhnt, diese beiden Wissenschaften als getrennte und unabhängig von einander dastehende Disciplinen zu betrachten, während doch der Gegenstand oder das Object, auf das sie sich beziehen, das Denkprincip der menschlichen Seele, der That nach immer eines und dasselbe ist. Denn eben nur die Form der Sprache ist es, wodurch sich der Gedanke der

Seele von allem übrigen empfindenden oder anschaulichen Vorstellungsleben derselben bestimmt und deutlich unterscheidet. Immer aber ist auch das in der Sprache Niedergelegte nie etwas Anderes als ein Gedanke der Seele. Dem ganzen Altertum war noch die für unsere Zeit charakteristische Auseinanderhaltung und Trennung der beiden Wissenschaften der Logik und der Grammatik wesentlich fremd, da hier das Element oder der Begriff des λόγος noch das gemeinsame Object derselben in sich vertrat. Die ganze neuere Theorie oder Lehre vom Denken hat sich ebenso sehr mit Unrecht von der Berücksichtigung des inneren Zusammenhanges desselben mit der Sprache entfernt, als die Grammatik ihrerseits sich immer nur in einem bestimmten engen Anschlusz an die ganze Theorie des Denkprincipes befinden kann.

Im Altertum war es zuerst Plato, der eine allgemeine Theorie von der Gliederung des λόγος oder der gedankenmäszigen Rede in ihre einzelnen Bestandteile aufstellte. Die allgemeinen Redeteile im Sinne Platos waren das ὄνομα und das ῥῆμα oder das Subject und das Prädicat. Denn noch hatten hier diese Kategorieen eine ganz abstract logische, noch nicht eine speciell sprachliche oder grammatische Bedeutung, und erst späterhin wurde durch Aristoteles und die Stoiker das System der eigentlich grammatischen Redeteile und Wortformen weiter entwickelt. Alle Einheit des Satzes oder der gedankenmäszigen Rede aber beruht in der That nur auf diesen beiden höchsten Kategorieen des Subjectes und Prädicates. Die Theorie des Satzes, wie ich sie auffasse und insbesondere in dem IV Teile meiner philosophischen Grammatik, der Syntax, durchgeführt habe, hat durchaus nur das Verhältnis dieser beiden höchsten logischen Kategorieen oder Redeteile zu ihrer Basis. Wir sind aber jetzt in der Wissenschaft bereits auf einem solchen Standpuncte des zerstreuten und zusammenhangslosen Empirismus angelangt, dasz wir überhaupt fast gar nicht mehr das Bedürfnis einer eigentlichen und geordneten Theorie des sprachlichen Denkens bei uns empfinden. Um die grammatischen Redeteile zu erklären, stützt und verläszt man sich jetzt hauptsächlich nur auf die Beihülfe der Etymologie. Hiermit hört alle eigentlich logische oder syntaktische Erklärung der sprachlichen Erscheinungen auf. Der Satz oder die logische Rede ist an sich eine geistige Einheit, welche in ihrer innern Structur und Einrichtung wesentlich nur aus sich und ihrer reinen Idee, keineswegs aber blosz aus ihren gegebenen Einzelbestandteilen als solchen begriffen werden kann. Es fehlt gegenwärtig durchaus an einer einfachen und richtigen Anschauung von der Natur des Satzes und von den durch die einzelnen Wortclassen oder Redeteile in demselben zu vollziehenden Functionen. Wer das Bedürfnis einer solchen Theorie nicht zugibt, für den ist die Grammatik überhaupt nicht sowol eine Wissenschaft, als ihm vielmehr die ganze Beschäftigung mit der Sprache nur in dem Lichte einer bloszen Kunstthätigkeit oder eines höheren Handwerkes erscheint.

Als den wahren Mittelpunct der ganzen Erklärung oder Theorie des Satzes glaube ich die Frage nach dem Wesen des Casus bezeichnen zu dürfen. Das Problem der Casus ist vielleicht das schwierigste, aber auch



zugleich das entscheidendste für das ganze Princip einer rationalen oder philosophischen Syntax. Wir sehen aber im Voraus nur eine solche Lösung dieses Problemes als eine wirklich genügende an, welche ihren Mittelpunct in der reinen Idee oder dem Wesen des Satzes selbst findet, oder durch welche die Möglichkeit gegeben wird, jedem einzelnen Casus eine bestimmte wesentliche und organische Function in der Einrichtung des Satzes selbst zuzuschreiben. Durch keine der gewöhnlichen Erklärungen der Casus aber wird dieses Ziel wahrhaft erreicht. Wir wissen oder es bedarf dieses wenigstens keiner näheren Ausführung, dasz die Benennungen, mit denen wir die einzelnen Casus zu bezeichnen pflegen, an sich oder im Ganzen von rein zufälliger oder conventioneller Art sind und dasz es daher immer nur als höchst ungeschickt erscheinen kann, wenn man den Begriff des Dativs im Deutschen mit dem Ausdruck des Gebefalles, den des Accusativs mit dem des Anklagefalles usw. zu umschreiben versucht. Alle diese traditionellen Bezeichnungen können nichts weniger beanspruchen als eigentliche Definitionen oder zutreffende Erklärungen des allgemeinen Wesens der Casus sein zu wollen. Sie sind wesentlich nichts als einzelne aus der Menge der mit jedem der verschiedenen Casus gewöhnlich construierten Verbalbegriffe herausgenommene Beispiele, aus denen sich vielleicht nur die ganze Stellung und Natur jener ersteren in einer besonders deutlichen und typisch einfachen Weise erkennen läszt. Es würde vielleicht jetzt näher liegen, nach dem gewöhnlichen grammatischen Paradigma τύπτω den Accusativ als den Schlagfall zu bezeichnen, da gewis dieses Verhältnis hier als ein nicht weniger treffendes und typisches erscheint, als das des Anklagens. Die sogenannte locale Theorie von den Casus aber, obgleich diese an sich nicht einer gewissen Wahrheit entbehrt, steht doch keineswegs in dem innersten und eigentlich entscheidenden Mittelpuncte der Sache selbst, da sie sich hauptsächlich auf den Gebrauch der Präpositionen, eines immer nur begleitenden Momentes in der Bedeutung der Verbalbegriffe, stützt. Es ist wahr, dasz die Stellung des Accusativs immer eine solche ist, dasz er als ein Ort aufgefaszt werden kann, auf welchen die Bewegung des Verbalbegriffes im Satze hingeht, und man mag sich für den praktischen Hausbedarf der Schule bis zu einem gewissen Grade dabei beruhigen, dasz der Genitiv in der Regel der Frage Woher, der Dativ der Frage Wo correspondiere. Diese ganze Theorie aber ist immer nur relativ wahr; denn wesentlich ist es blosz der Nominativ, der den Ort des Ursprunges der Handlung in jedem gegebenen Satze anzeigt, oder es sind, streng genommen, überall nur die beiden Hauptcasus, der Nominativ und der Accusativ, denen eine bestimmte und feste locale Bedeutung, dem einen als der Quelle oder dem Ausgangspunct, dem anderen als dem Ziele oder Endpunct der Bewegung des Satzes, zugeschrieben werden darf, während die Stellung der übrigen oder Nebencasus eine in dieser Rücksicht weniger klare und entschiedene ist. Eine jede Handlung kann angesehen werden als eine Bewegung und sie hat als solche sowol einen Anfang als ein Ende; immer aber ist doch dieses ganze Verhältnis der Bewegung nur eine einzelne Seite oder zum Teil

eine Analogie für die wirkliche Natur des grammatischen Satzes. Mag aber die ursprüngliche Bedeutung der Casusformen eine locale, eine pronominale oder irgend sonst welche gewesen sein, so wird doch durch alles dieses die Frage nach der logischen Einordnung derselben in die Idee des Satzes niemals wirklich gelöst. Jene ursprüngliche Bedeutung der Casus wird jetzt von uns nicht mehr an ihnen empfunden und es gibt sich dieselbe nur noch hin und wieder an einzelnen gelegentlichen Erscheinungen der Sprache zu erkennen. Das Casuszeichen vertritt jetzt immer einen bestimmten logisch-syntaktischen Begriff oder eine allgemeine formelle Kategorie des grammatischen Denkens. Die Frage nach der Genesis und die nach der Function der Casus ist eine vollständig verschiedene. Keine Etymologie wird uns Aufschlusz geben können über dasjenige, was die Casus gegenwärtig sind und unter welchem Gesichtspunct die Function eines jeden von ihnen an der allgemeinen Idee oder dem Principe des grammatischen Satzes participiere. Ein Wort oder eine grammatische Form ist nach ihrer gegenwärtigen Bedeutung immer ein einzelnes Glied in dem Denkapparat einer bestimmten in sich abgeschlossenen Sprache. Sie vertritt hier einen logischen Begriff oder eine bestimmte syntaktische Kategorie. Diese Kategorie aber darf nicht, so wie es häufig vom Standpuncte der älteren Grammatik aus zu geschehen pflegte, durch eine blosze abstracte und zum Teil willkürliche Definition mit ihr in Verbindung gebracht werden, welchem Verfahren immer die falsche Anschauung von einer einfachen Identität der sprachlichen Formen mit den abstracten Kategorieen des logischen Denkens zum Grunde lag, so wie z. B. auf das Verhältnis der drei Modi, des Indicativ, Conjunctiv und Optativ die Kategorieen der Wirklichkeit, Notwendigkeit, Möglichkeit, oder auf die Casus jene localen Grundbegriffe übergetragen worden waren. Denn in allen diesen Uebereinstimmungen ist nur eine beschränkte und halbe Wahrheit enthalten. Es liegen nicht die Kategorieen für die grammatischen Formen gleichsam an einem anderen Orte und auszerhalb der Sprache als gegebene und fertige vor, sondern es müssen dieselben aus dem eigenen inneren Kerne und Principe des sprachlichen Denkens von uns selbst abgeleitet oder entwickelt werden. Diejenige logische oder philosophisch-rationale Erklärung der Sprache und ihrer Erscheinungen, zu der ich mich bekenne, ist eine vollkommen andere als jene im Sinne der alten Grammatik und vom Standpuncte der ganzen früheren Anschauung über das Verhältnis des Denkens zur Sprache. Ich nehme aus dem ganzen logischen Apparat für die Erklärung des Satzes nichts hinzu, als die einfache Idee oder gedankenmäszige Grundform des Urteiles in seinen beiden notwendigen Gliedern, dem Subject und Prädicat, und ich behaupte, dasz sich auf diese Grundform alle weiteren complexeren Verhältnisse der Syntax müssen zurückführen oder aus derselben erklären und ableiten lassen. Ich stelle mich hiermit zurück auf den ersten Anfang der ganzen Geschichte der Theorie von den grammatischen Formen, auf den Standpunct Platos in seinen beiden Kategorieen des ὄνομα und des ῥῆμα. Jeder Teil des Satzes kann an sich nur entweder das Eine oder das Andere sein, Subject oder Prädicat. Die einfache Idee des

logisch-grammatischen Satzes oder des Urteiles musz den Schlüssel in sich enthalten für das Verständnis aller weiteren künstlicheren oder zusammengesetzteren Erscheinungen auf dem Gebiete des sprachlichen Denkens.

Unter den einzelnen Casus der Sprache ist an und für sich nur ein einziger, welcher keiner näheren oder abgeleiteteren Erklärung bedarf, weil er sich nach seiner ganzen Stellung unmittelbar aus der Idee des logischen Urteiles selbst ergiebt. Dieses ist der Nominativ oder der Casus des Subjectes, dessen Bezeichnung direct auf die eine jener beiden grammatischen Grundkategorieen, die des ὄνομα, hinweist. Das Subject des Satzes ist derjenige Begriff oder Redeteil, von welchem irgend etwas ausgesagt wird. Dieses logische Subject aber ist seiner näheren grammatischen Form oder sprachlichen Wirklichkeit nach immer ein Substantiv, d. i. ein mit einem bestimmten Geschlechtscharakter versehenes und hierdurch als das Analogon oder der Vertreter einer lebendigen menschlichen Persönlichkeit ausgezeichnetes Wort der Sprache. Für die grammatische Kategorie des Substantivs kann man sich mit Fug und Recht der technischen Bezeichnung des Geschlechtswortes bedienen; denn eben nur diese Wortclasse ist diejenige, welche von der Sprache durchaus im Lichte oder unter der Gestalt irgend eines bestimmten der drei Geschlechter erblickt werden will. Alle übrigen Worte der Sprache aber sind als solche geschlechtslos und sie können deswegen unter der Collectivbezeichnung von sachlichen oder leblos gegenständlichen Begriffen im Unterschied von jenen als den geschlechtlich differenzierten oder lebendig persönlichen Gattungsallgemeinheiten zusammengefaszt werden. Jeder Begriff der Sprache ist entweder ein persönlicher oder ein sachlicher, d. i. ein solcher, der als eine concrete lebendige Einzelheit und Individualität, oder ein solcher, der als ein bloszes abstractes und unselbständig inhärierendes Moment der logischen Bestimmtheit von der Sprache angeschaut und gedacht wird. Für diese letztere Classe habe ich auch geglaubt, mich des Ausdruckes der substantiellen Begriffe im bestimmten Gegensatz zu denjenigen der substantivischen bedienen zu dürfen. Das Prädicat im Satze aber ist an sich überall ein substantieller Begriff, d. i. ein solcher, der nicht wie das Substantiv als eine auf sich selbst ruhende Einzelheit, sondern als eine allgemeine und abstracte Beschaffenheitsbestimmung von der Sprache aufgefaszt und gedacht wird. An sich oder der Regel nach aber ist das Prädicat im Satze immer nur ein Verbalbegriff, d. i. eine solche logische Allgemeinheit, welche eine aus der Quelle des persönlichen Subjectes hervorgehende Bewegung, Thathandlung oder sonstige Lebensbeziehung zu ihrem Inhalte hat. Denn auch der Adjectivbegriff oder das eine ruhende und einfach daseiende Qualitätsbestimmung in sich enthaltende Eigenschaftswort der Sprache wird an und für sich oder der wahrhaften und strengen Regel nach nie unmittelbar, sondern immer blosz durch das vermittelnde Dazwischentreten des copulativen Verbalbegriffes mit dem substantivischen Subject als Prädicat in Verbindung gebracht, so dasz es also an sich nur die Copula ist, welche die Stelle des eigentlichen und nächsten Prädicates im Satze einnimmt. Für die ganze Natur

des grammatischen Satzes im Unterschied von der bloszen abstracten Idee des logischen Urteiles sind insbesondere zwei Momente in hervorstechender Weise charakteristisch, einmal dieses, dasz das Subject desselben immer ein Substantiv, d. i. ein persönliches Geschlechtswort, andererseits, dasz das Prädicat an und für sich immer ein Verbum oder ein Zeitwort, d. i. ein Begriff der Bewegung oder der Thathandlung ist. Der Nominativ aber ist der Casus des Subjectes oder derjenige, durch welchen der substantivische Nominalbegriff als Quelle und Ursprung einer von ihm ausgehenden Handlung charakterisiert wird.

Für den seiner allgemeinen Bedeutung und syntaktischen Wichtigkeit nach zweiten Casus, den Accusativ, bietet sich als die entsprechende technische Bezeichnung diejenige des Ausdruckes der Objectstellung des Substantivs dar. Ein Accusativ läszt sich nach seiner syntaktischen Stellung immer auflösen und erklären durch die Supposition eines ursprünglich vorhandenen aber gegenwärtig aufgehobenen und in die Handlung des jetzigen Satzes durch Verschmelzung hereingezogenen einfachen passivischen Prädicatsatzes, in welchem der jetzt im Accusativ stehende Begriff die Stellung des Nominativ oder des Subjectscasus eingenommen hat. Für die Erklärung eines jeden anderen Casus im Satze, der nicht selbst ein Nominativ oder Subjectscasus ist, stelle ich überhaupt als allgemeines Princip dieses auf, dasz derselbe überall als das Subject oder der Nominativ eines anderen ursprünglich selbständigen und nur auf dem Wege der Verschmelzung unterdrückten oder in den gegenwärtigen hereingezogenen und einverleibten einfachen Prädicatsatzes aufgefaszt werden müsse. An sich ist die Stellung des Substantivbegriffes im Satze nie eine andere, als die des Subjectes; von diesem Grundsatze allein aus aber können auch alle anderen abgeleiteten Casusformen in rationeller oder logisch-syntaktischer Weise erklärt werden. In dem Objectsatze: A schlägt den B, ist an und für sich ein doppelter einfacher oder nur aus substantivischem Subject und verbalem Prädicat bestehender Satz enthalten, der activische: A schlägt, und der passivische: B wird geschlagen. Indem aber das verbale Prädicat als solches hier in beiden Sätzen eines und dasselbe ist und die Handlung oder Aussage des einen Satzes blosz die Ursache derjenigen des anderen ist, so tritt eine Verschmelzung beider Sätze zu einem höheren oder erweiterten Satze ein, indem das Subject des ursprünglichen Passivsatzes nunmehr in die die Stellung des Objectes der Handlung des Activsatzes anzeigende Casusform des Accusativ zurückgewichen oder emporgerückt ist. Die Antwort auf jeden Accusativ ist die, dasz er das Subject oder der Nominativ eines anderen in den gegenwärtigen hereingezogenen oder aufgehobenen Passivsatzes sei. In einer durchaus analogen Weise aber können auch die beiden anderen wichtigeren oder organischen Casus der Sprache, der Genitiv und der Dativ, allein in einer befriedigenden oder rationalen Weise erklärt werden, indem sich für den ersteren die allgemeine technische Bezeichnung des Nebencasus des Subjectes, für den letzteren die desjenigen des Objectes als die geeignete darzubieten scheint, und ich beziehe mich in Rücksicht hierauf auf die in meinen beiden erwähnten Schriften gegebene ausführlichere Darlegung der ganzen philo-

sophischen Theorie des Satzes. Jeder gegebene aus einer gröszeren Anzahl einzelner verschiedenartiger Glieder bestehende Satz kann an und für sich nur aufgefaszt werden als das Product aus der Vereinigung eines Complexes schlechthin einfacher oder wurzelhafter aus bloszem substantivischem Subject und verbalem Prädicat bestehender Sätze. Alle anderen grammatischen Kategorieen und Verhältnisse können reduciert und abgeleitet werden aus den beiden höchsten und fundamentalen die Idee des Satzes als solcher in sich constituierenden Kategorieen des Subjectes und Prädicates. Dieses Princip der Auffassung des Satzes aber kann man bezeichnen mit dem Namen einer Atomistik. Auch die neuere Etymologie aber ist in der That nichts Anderes als eine Atomistik, indem sie die gegebene Gestalt eines jeden Wortes in dem Bestand ihrer ursprünglichen einfachen Wurzeln wiederherzustellen und aus denselben abzuleiten und zu erklären versucht.

Ich behaupte aber ferner, dasz das ganze Gebiet oder die Seite des λόγος in der Sprache einer durchaus ähnlichen ausführlichen und streng wissenschaftlichen Bearbeitung zugänglich sei, als sie durch die neuere Etymologie demjenigen der γλῶσσα zu Teil geworden ist. Ich stelle hierfür das folgende Princip auf: Alle einzelnen Sprachen können in Rücksicht ihres geistigen Begriffsinhaltes in einer ganz ähnlichen Weise systematisch aneinandergehalten oder verglichen werden, als dieses in Rücksicht ihres sinnlichen Wortmaterials bei den ursprünglich verwandten Sprachen durch die neuere etymologische oder glottologische Richtung geschehen ist. Diese geforderte logische Vergleichung der Sprachen aber ist an sich vollkommen unabhängig von jeder natürlichen, historischen oder sinnlich-glottischen Verwandtschaft derselben unter einander. Jede einzelne Sprache ist als solche eine andere Form und Ausprägung des allgemeinen Denkprincipes des menschlichen Geistes. Es müssen sich zuletzt in jeder Sprache gewisse ähnliche Gedankenformen und ein dem der anderen bis zu einem gewissen Grade analoges Begriffssystem vorfinden. Namentlich können in dieser Rücksicht zunächst Sprachen eines und desselben historischen Bildungskreises, unangesehen ihrer sonstigen Verwandtschaftsverhältnisse, mit einander verglichen werden. An sich ist das System aller Begriffe der Sprache gegeben oder präformiert in der äuszeren Wirklichkeit oder der Objectivität des Stoffes, welcher der menschliche Geist bei der Erschaffung der Sprache gegenübersteht. Dieses objectiv gegebene Begriffssystem aber modificiert und entwickelt sich in jeder einzelnen Sprache in einer andern Weise. Einer und derselbe an sich gegebene oder objective Begriff wird in jeder einzelnen Sprache in einer anderen Weise aufgefaszt, geistig geformt oder gedacht und mit anderen Begriffen begrenzt. Dieser objective Begriff also ist gleichsam die geistige Wurzel aller besonderen Modificationen seiner Ausprägung und seines Vorkommens in den einzelnen Sprachen. Wir hatten beobachtet, wie die Bedeutung unseres Wortes Sprache sich in den Gegensatz der beiden griechischen Begriffe des λόγος und der γλῶσσα dirimierte. Wie die Wortformen, so sind auch die geistigen Begriffsgestalten der Sprachen mehr oder weniger teils ähnlich teils unähnlich unter einander. Die be-

stimmte Begriffsindividualität aber, welche jedes einzelne Wort der Sprache in sich vertritt, kann wesentlich immer nur ermittelt und festgestellt werden durch eine umfassende Beobachtung des ganzen Gebrauches oder der teils statthaften teils unstatthaften Verbindungen desselben mit anderen Wörtern. Wie die sinnliche, so kann auch die geistige Verwandtschaft und Aehnlichkeit der Worte oder der in ihnen vertretenen sprachlichen Begriffe den Gegenstand einer systematischen und geordneten Forschung bilden. Wir stehen in Bezug auf die Erkenntnis der geistigen Seite der Sprache oder der Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen Elemente des λόγος jetzt noch auf einem ähnlichen Standpuncte einer mehr künstlerischen und vom bloszen zufälligen Geschick beherschten Art und Weise der Behandlung, als dieses früherhin oder vor den neueren sprachwissenschaftlichen Entdeckungen auf dem Gebiete der Etymologie der Fall war. Die sinnlich-natürliche oder glottische Seite der Sprachforschung hat in ihrer wissenschaftlichen Ausbildung neuerlich die geistige oder logische um ein Bedeutendes überholt; die geschichtliche Erforschung der Sprache ist es nicht allein, welche die volle und ausschlieszende wissenschaftliche Wahrheit über dieselbe in sich enthält, oder es ist der Standpunct der Wissenschaft von den Erscheinungen des λόγος ein an sich anderer, eigentümlicher und unabhängiger von demjenigen der sinnlich vergleichenden Sprachwissenschaft oder der Glottologie.

Leipzig. Conrad Hermann.

46.

Formenlehre der griechischen Sprache für Gymnasien, vom sprachhistorischen Standpuncte aus dargestellt von Wilibald Roeder. Berlin, Weidmann 1867. VI u. 180 S.

Nach der Ansicht des Verfassers ist man bisher zu vorsichtig und ängstlich in der Aufnahme sprachhistorischer Thatsachen zu Werke gegangen; er hat deshalb die Ergebnisse der Sprachvergleichung in viel weiterem Masze benutzt, als das bisher geschehen war. Die geehrten Leser dieser Zeitschrift wissen aus meiner Abhandlung 'die Sprachvergleichung und die griechische Schulgrammatik' im 3n und 5n Hefte des vorigen Jahrgangs, dasz ich gerade der entgegengesetzten Ansicht bin. Bei der groszen Wichtigkeit der Sache wird man es entschuldigen, wenn ich in Kürze auf das dort Besprochene zurückkomme. Das Gymnasium hat die Aufgabe, die Jugend in den Geist des classischen Altertums einzuführen. Diese Aufgabe wird zunächst und am sichersten dadurch erreicht, dasz der Schüler die classischen Sprachen des Altertums erlernt und ihren Geist zu verstehen sucht. Worin zeigt sich nun aber der Geist der griechischen Sprache? In ihrem Formenreichtum oder in der Art und Weise, wie der Grieche seine Gedanken mit allen möglichen Nüancierun-

gen auszudrücken vermochte, also in der Syntax? Unstreitig in beiden, aber vorwiegend in der Syntax; sie enthält die Producte echt hellenischer Geistesarbeit, einer Geistesarbeit, die zum nicht geringen Teil in der historischen Zeit Griechenlands, also gewissermaszen vor unseren Augen sich vollzieht. Der Formenreichtum der gr. Sprache ist nur zum geringen Teile specielles Eigentum der Griechen, das Meiste haben sie aus ihren ursprünglichen Sitzen am Himalayagebirge, aus der Zeit, wo sie mit Indern, Persern, Lateinern, Slaven, Germanen, Kelten ein einziges Volk bildeten, mit nach Griechenland gebracht. Eine klare Erkenntnis der griech. Formen ist nur möglich durch Vergleichung der verwandten Sprachen. Gehört aber diese Erkenntnis auch zur Aufgabe des Gymnasiums? Ich antworte entschieden: nein. Eine solche Erkenntnis führt ja nicht in die Blütezeit Griechenlands, sondern in eine dunkle Vorzeit, wo noch kein Hauch hellenischen Geistes wehte. Wer das Analysieren der griechischen Formen höher stellt als die Erkenntnis des specifisch hellenischen Geistes, der wird mit der Zeit darauf hingedrängt, die indogermanische Ursprache als das Ideal seiner Untersuchungen hinzustellen; da aber in vielen Fällen die entsprechenden Formen dieser hypothetischen Ursprache sich nicht erschlieszen lassen, wird er unvermerkt diejenige Sprache am höchsten stellen, welche am meisten aus dem ursprünglichen Zusammensein mit den andern Sprachen gerettet hat, das ist aber das Altindische, die heilige Sprache der Bramanen. Ich wünschte, dasz Jeder, der für den sprachhistorischen Standpunct der gr. Formenlehre schwärmt, wenigstens so viel Sanskrit erlernte, um ein Stückchen aus dem Epos Mahabharata lesen zu können; eine auch nur flüchtige Kenntnis indischer Schriftwerke lehrt, dasz die Inder keine Spur hellenischen Geistes besaszen. — Die gr. Formenlehre kann der Schule nicht Zweck, sondern nur Mittel zur Erreichung eines höheren Zweckes, des Verständnisses griech. Schriftsteller, sein; wie aber bei jedem andern Unterrichtsgegenstande, so wird auch bei der gr. Formenlehre ein verständiger Lehrer den Weg einschlagen, auf welchem die Schüler am leichtesten und doch auch am sichersten zum Ziele kommen; dieser Weg ist aber kein anderer als die Behandlung der gr. Formenlehre nach der Stammtheorie, die wir der vergleichenden Sprachforschung verdanken. Somit will ich die Ergebnisse dieser jungen Wissenschaft nicht ausgeschlossen sehen vom Gymnasium, wol aber meine ich, der Lehrer darf sie nur so weit in den Kreis des Unterrichts ziehen, als sie dem Schüler die Aneignung der griech. Formen erleichtern; wer weiter geht, versündigt sich an seinen Schülern, entweder aus Unbekanntschaft mit dem, was der Schule wahrhaft not thut, oder aus — Eitelkeit. In der Berliner Zeitschrift f. d. G. 1865, S. 881 ff. spricht Lattmann geradezu den Wunsch aus, dasz in Secunda wissenschaftliche griech. Lautlehre vorgetragen werde. Aber Lattmann geht dem Verfasser der vorliegenden Schrift noch nicht weit genug!

Der Verfasser geht von dem Grundsatze aus, jede Form müsse dem Schüler erklärt werden; und da nun gar manche Form aus dem Griechischen allein sich nicht erklären läszt, so hat er eine bunte Masse von

Resultaten der vergleichenden Sprachforschung aus den Schriften von Curtius und Schleicher in seine Formenlehre eingewebt; man findet homerische und herodotische Formen in Menge mitten im Text, äolische, dorische, gräcoitalische, indogermanische (Sanskrit scheint der Verf. nicht zu verstehen), auch französische und polnische (der Verfasser ist Lehrer in Gnesen) Formen tragen dazu bei, das Ganze wie eine äuszerst wirre Mosaikarbeit erscheinen zu lassen. Allerdings hat der Verf. sein Buch nicht für Anfänger geschrieben, sondern überhaupt für Gymnasien; aber er wünscht doch, dasz es gleich in Quarta gebraucht werde, ja er prophezeit sogar, dasz bei dem Gebrauch seines Buches die auf das Griechische in Quarta bisher verwendete Zeit auf eine geringere Anzahl von Stunden sich werde beschränken lassen. Den Quartanern zu Liebe hat er natürlich auch alles Elementare mit aufgenommen, vor allen Dingen vollständige Paradigmata, da er aber mitten unter die elementarsten Paragraphen die gelehrtesten sprachwissenschaftlichen Bemerkungen mit sehr wenig Rücksicht auf Uebersichtlichkeit verstreut hat, so ist ein Buch entstanden, in welchem der Anfänger sich nicht zurecht finden kann (ein Register sucht man vergebens!) und in welchem der nach den Resultaten der Sprachvergleichung Begierige durch die trivialsten Sachen aufgehalten wird.

Ein Schulbuch musz vor allen Dingen gut geordnet sein. Wie wenig der Verf. dieser Forderung Rechnung trägt, geht schon aus der 'Einleitung in die Formenlehre' hervor, wo die Abschnitte in folgender ganz planloser Reihenfolge auf einander folgen: 'Vocale und Diphthonge, Acut und Circumflex, Einteilung der Consonanten, Quantität, Accentuation, Veränderung des Auslautes der Wörter, Proclisis und Enclisis usw., Silbenabteilung und Interpunction.' § 44 wird das Verbum sprachhistorisch ganz ausführlich behandelt, § 45 folgt — das vollständige Paradigma von παιδεύω nach dem attischen Dialekt. Von den verbis liquidis wird die Bildung des Fut. und Aor. I. A. und M. § 63 besprochen; über alle andern Tempora ist schon vorher gehandelt, aber nicht etwa in einem zusammenhängenden Paragraphen, sondern an nicht weniger als sieben zerstreuten Stellen (§ 55—62). Ebenso soll sich der Schüler das über die verba pura Wissenswerthe aus verschiedenen Paragraphen zusammensuchen. Die gesamten Verba teilt der Verf. nach der Bildung des Präsensstammes in neun Classen ein: 1. unerweiterte Classe, 2. T-classe, 3. Jodclasse, 4. Steigerungsclasse (bei Curtius Dehnclasse genannt), 5. reduplicierte Classe, 6. Inchoativclasse, 7. Nasalclasse, 8. E-classe, 9. Vereinigung nichtverwandter Stämme. Die ersten drei Classen (entsprechend den regelmäszigen Verben der ältern Grammatik) werden S. 90—112 gleich zusammen durchgegangen, die letzten 6 Classen (verba auf μι und unregelmäszige Verba) bespricht der Verfasser eine nach der andern von S. 112—154. Eine ganz wesentliche Neuerung erlaubt sich der Verfasser insofern, als er die Verba auf μι nicht in einem besondern Abschnitte zusammen behandelt, sondern gemäsz ihrer Präsensstammbildung unter die 9 Verbalclassen verteilt. Wissenschaftlich hat der Verf. Recht; allein ein Schulbuch, vor allen Dingen ein Buch, aus dem auch Anfänger

lernen sollen, musz auch praktischen Bedürfnissen Rechnung tragen; für die Schule ist die Flexion der Verba auf μι bei weitem wichtiger als die Formation, für die Schule gehören die Verba auf μι zusammen! Von S. 112 wird die Reihenfolge immer bunter. Nemlich § 66 wird die Steigerungsclasse besprochen; § 67 folgen als defective Verba der Steigerungsclasse: δέδοικα, ἕστηκα und τέθνηκα (!!), οἶδα, ἔοικα, κεῖμαι, εἶμι, φημί. Dann wird die Reihenfolge der Verbalclasse plötzlich unterbrochen: § 68 und 69 enthalten Wichtiges und Unwichtiges über Augment und Reduplication. Erst § 70 erscheint die Reduplicationsclasse; ihr sind auszer γίγνομαι, πίπτω und πιτράω auch die Verba auf μι mit Präsensreduplication zugewiesen, also δίδωμι ἵημι ἵστημι κίχρημι πίμπλημι πίμπρημι τίθημι ὀνίνημι; die reduplicierten Verba der Inchoativclasse wie γιγνώσκω werden hier noch nicht erwähnt; man sieht, der Verf. hat nur deshalb (mit Schleicher) eine redupl. Classe aufgestellt, um die Verba auf μι hübsch unterzubringen; aber wie, wenn gerade hierin eine Inconsequenz sich zeigte? φημί — φαμέν, ἕστηκα — ἕσταμεν sollen zur Steigerungsclasse, ἵστημι — ἵσταμεν aber zu einer andern Classe gehören? Die nächsten beiden §§ sollen den Schüler über die Flexion der Verba auf μι belehren. Dann folgt ein Abschnitt, der vollständig in der Luft steht: 'verschiedene Gestalten einiger Wurzelstämme', da sind πέτομαι, ἔχω, ἕπομαι, πάσχω behandelt, ja — man staune! — χρή und ἧμαι werden in demselben räthselhaften Abschnitte als 'vereinzelt zu merken' hingestellt. § 74 wird die Inchoativclasse durchgegangen, ihr schlieszen sich § 75 die Iterativformen des ionischen Dialektes an; § 76 folgt die Nasalclasse, und da der Schüler noch nicht weisz, wie er δείκνυμι flectieren soll, so wird § 77 die Flexion des Präsensstammes der Verba auf νυμι nachgeholt. § 78 kommt die E-classe, § 79 ein Teil der Curtiusschen Mischclasse, nemlich nur die Verba, deren Formation aus mehreren nicht stamm-, sondern nur sinnverwandten Stämmen hervorgeht; freilich findet sich auch ἔρχομαι (ἐρ-χ und ἐλ-υθ sind stammverwandt) und der Verf. ist naiv genug, in einer Anmerkung die Placierung dieses Verbs als unrichtig zu bezeichnen. S. 163—179 ist der Versuch einer wissenschaftlichen Lautlehre beigegeben, der Verf. versteigt sich sogar bis zur Lehre vom Labialismus und Dentalismus. Endlich auf S. 180 wird man mit einigen dürftigen Regeln über den heroischen (?!) Hexameter überrascht.

Wie in der Anordnung des Ganzen, so zeigt sich auch im Einzelnen der Verfasser seiner Aufgabe nicht überall gewachsen; er hat sehr fleiszig zusammengestellt, was ihm wichtig erschien; aber die Masse des von ihm beigebrachten Materials hat, wie viele Ungenauigkeiten beweisen, auf ihn selbst erdrückend gewirkt; daher geht seiner Arbeit Klarheit und Präcision des Ausdrucks ab, was für ein Schulbuch ein schwerwiegender Mangel ist. Damit der Verf. mich nicht zu den vorurteilsvollen Recensenten zähle, gegen die er sich ausdrücklich im Vorworte verwahrt, gehe ich sein Buch von Anfang an durch und hebe die einzelnen Stellen hervor, wo der Verf. sich geirrt oder nur ungenau oder gar nachlässig sich ausgedrückt hat.

§ 1 ist Schrift und Laut verwechselt, wenn es heiszt 'ein vor κ γ χ tretendes ν nimmt die Gestalt eines γ an.' § 3, 1 liest man: 'die gehobene Silbe hat den Acut, alle übrigen haben den Gravis, ein Zeichen, welches jedoch nicht gesetzt wird'; ist das logisch? § 3, 2 'ein Wort heiszt Barytonon, wenn die letzte Silbe unbetont ist'; aber nach § 3, 1 ist ja gar keine Silbe tonlos. § 12 ist von einer Endung ᾱϲ in der 1n Decl. die Rede, dagegen § 13, 4 wird gelehrt, dieses ᾱϲ sei entstanden aus dem Stammauslaut α und der Endung ᾰϲ, folglich kann ᾱϲ nicht Endung sein. Ueber die Nominativbildung der 1n Decl. ist nach § 13, 1 Folgendes zu merken:

'a. Das ᾰ des Stammes geht im N. S. nach α, ε, ι und ρ in ᾱ über,

b. nach den anderen Vocalen und Consonanten geht ᾰ in η über,

c. nach ϲ, ϲϲ, ζ, ξ, ψ, λλ bleibt ᾰ.'

Wird dann nicht b. durch c. zum groszen Teil wieder aufgehoben?

Der Verf. hat die Regel aus Curtius Schulgrammatik § 115 entlehnt; dort lautet sie aber folgendermaszen:

'a. α bleibt im N. S. nach ε, ι und ρ,

b. α bleibt im N. S. nach ϲ, ζ, ξ, ψ, ϲϲ, λλ,

c. nach anderen Vocalen und Consonanten wird α in der Regel im N. S. zu η.'

Demnach hat der Verf., indem er diese Regel aus Curtius entlehnte, b. und c. gedankenlos verwechselt! In den Ausnahmen zu dieser Regel hat er Wörter wie μάχαιρα und βαϲιλεία ganz vergessen. § 13, 5 'Die Endung des G. S. der Mascul. 1r Decl. ist ursprünglich ο', § 15 Anm. wird richtig auf das ursprüngliche ϳο hingewiesen. § 20 bei der Metathesis von τερ zu τρα (μητράϲιν) wird von einer Verhärtung des ε zu α gesprochen; wie nun, wenn das α ursprünglicher ist als das ε? § 21, 5 wird der Acc. Pl. εὐγενεῖϲ nicht aus der Analogie mit dem Nom. Pl. erklärt, sondern aus εὐγενέαϲ mit Hülfe von regressiver Assimilation des α an das ε hergeleitet; dasz ein ε einem α sich assimiliren kann, dafür liefert die homerische Sprache Belege, z. B. δε δάαϲθαι = δε δάεϲθαι, aber von der Assimilation eines α an ε habe ich noch nichts gehört. Nach § 23 soll γραφεύϲ Schreiber bedeuten; meines Wissens ist γραμματεύϲ Schreiber, γραφεύϲ gewöhnlich Maler. § 23, 5 u. 6 werden die Accusative γραῦϲ u. βοῦϲ gar nicht erklärt, weiter unten wird οἶϲ = οἶαϲ, ἰχθῦϲ = ἰχθύαϲ, ναῦϲ = νᾶϜαϲ angesetzt; richtiger wäre es dem Acc. S. γραῦν, βοῦν, οἶν, ἰχθύν, ναῦν entsprechend im Acc. Pl. als ursprüngliche Formen anzusetzen: γραυνϲ, βουνϲ, οἰνϲ, ἰχθυνϲ, ναυνϲ. § 24, 4 steht die Regel: 'die Stämme auf ι u. υ steigern ihren Stammvocal ι zu ει, υ zu ευ, wenn eine mit einem Vocal anlautende Endung folgt, d. h. im G. u. D. S. u. in allen Casus des Dual u. Plural.' Lautet denn die Endung des Dat. Pl. mit einem Vocale an? Werden denn alle Stämme auf υ, auch ἰχθύϲ, μῦϲ usw. nach dieser Regel flectiert? Nr. 5 corrigiert der Verfasser selbst seine halbfalsche Regel. § 25, 4 prangt der Vocativ αἰδοῖ; kann mir der Verfasser angeben, wo dieser Vocativ vorkommt? § 26, 1 u. 2 fällt der Verf. in die Anschauungen der alten Schule zurück, wenn er den Nom. S. als die Form hinstellt, von der die

anderen Casus abgeleitet werden. § 26, 3 wird γάλα als anomal bezeichnet; warum?, weiter unten steht πρεcβύται statt πρεcβῦται, dann wird ὕδωρ ganz oberflächlich abgethan (der ursprüngliche Stamm ist ja ὑδαρτ); § 26, 4 heiszt es: 'eine Anomalie in der Declination sind die localen Casussuffixe θι, θεν u. δε', warum denn eine Anomalie? § 28, 2 sieht der Verf. die Form πεπαιδευκώc für einen sigmatisch gebildeten Nom. mit unregelmäsziger Dehnung an; aber warum kann denn πεπαιδευκώc nicht für πεπαιδευκώτ stehen, also ein asigmatisch gebildeter Nom. mit regelmäsziger Dehnung sein? § 30, 3 steht im Texte πληcίοc; bekanntlich ist das Adj. in Prosa sehr selten. § 31 ist ἥccων nicht zu κακόc, sondern zu ὀλίγοc gestellt, dagegen κρείccων bei ἀγαθόc gelassen worden. § 32 wird οὕτωc als ein Beispiel regelrechter Adverbbildung aufgeführt, nachdem vorher der Gen. Pl. als der ähnlichste Casus bezeichnet worden ist; lautet der Gen. Pl. von οὗτοc etwa οὕτων? § 33 findet sich das Zahlwort cύνδεκα; bei welchem Schriftsteller hat das der Verfasser gelesen? § 36, 1 wird ὅcτιc als Relativum mit quis übersetzt. § 37, 1 'Das Activum ist dasjenige Geschlecht, welches eine Thätigkeit bezeichnet, die das Subject als eine auf das Object gerichtete ausübt;' also giebt es nur transitive Activa? § 37, 3 werden die sechs Tempora: Präs. Perf. Fut. — Imperf. Plusq. Aor. angeführt, dann folgt eine Anmerkung: 'Auszer diesen sechs Zeiten bildet die griech. Spr. noch sogenannte tempora secunda;' demnach drücken also die tempora secunda andere Zeitbegriffe aus, als die tempora prima? Entweder hat sich der Verf. hier gründlich geirrt oder er hat ganz und gar gedankenlos gearbeitet! § 39 heiszt es: 'das Augment wird nur den histor. Zeitformen vorgesetzt,' dies hindert aber den Verf. nicht, weiter unten von einem Augment bei Perfecten wie ἐcκεύακα zu sprechen; nach der neueren Auffassung ist ja aber das ε in solchen Perfecten gar nicht syllab. Augment, sondern verstümmelte Reduplication. § 39, 3 wird von der Vocalsteigerung beim Verbum gehandelt; der Verf. nennt jede Art der Dehnung Steigerung, bei einem Haar hätte er die verba contracta in die Steigerungsclasse gesteckt, wenigstens erscheint ihm τιμη in τιμήcω usw. als Steigerungsform vom Stamme τιμα, auch § 66 in der geradezu unverständlichen Anm. 4 leuchtet des Verfassers Ansicht durch, dasz τιμάω usw. doch eigentlich zur Steigerungsclasse gerechnet werden müsten; dagegen S. 171 schwankt er wieder, ob er die verba contracta nicht lieber der Jodclasse zuweisen solle, weil der Präsensstamm ursprünglich mit j gebildet sei (τιμάω = τιμάjω); Schleichers (Compend. S. 815) Ansicht über diese Verba scheint ihm entgangen zu sein; Schleicher meint nemlich, dasz die verba contracta, die durch Anfügung von j aus Nominalstämmen entstanden sind (vgl. τιμή — τιμάω, χρυcόc — χρυcόω), dieses j nicht blosz im Präsensstamme, sondern auch in den übrigen Zeiten haben und dasz die Dehnung des Vocals dem Schwinden dieses j zuzuschreiben sei. Seite 64 wagt der Verf. εἴωθα = cεcϝωθα anzusetzen; der Uebergang von ε zu ω bei der Perfectbildung dürfte aber bis jetzt unerwiesen sein; warum wird nicht εἴωθα = ἔcϝοθα angesetzt und das ω aus ϝο erklärt? § 40 wird παιδευc als der Tempusstamm,

der dem Fut. παιδεύσω und dem Aorist ἐπαίδευσα zu Grunde liegt, Futurstamm genannt; dagegen βαλ, den Stamm vom Aor. II. ἔβαλον nennt der Verf. schlechthin Aoriststamm; ist das Logik? Seite 67 oben liest man 'die 1e P. Sing. Opt. Act. hat oft μι zur Endung'; wie oft denn? S. 71 wird das Fut. ἔσσομαι besprochen, aber nicht gesagt, dasz es ein Präsens nach der Jodclasse ist, auch durchaus keine Rücksicht auf die interessante Form ἐσσεῖται Hom. Il. B 393 genommen. Nach einer Anmerkung auf S. 78 ist das Fut. die in der Zukunft dauernde Handlung; aber abgesehen von der Dehnclasse bilden ja alle Verba ihr Fut. nicht von dem Stamme, der die Dauer ausdrückt, vom Präsensstamme, sondern vom reinen Stamme; seiner Form nach musz also das Fut. geradeso wie der Aor. zunächst factische, in einzelnen Fällen ingressive Bedeutung haben. § 60 wird behauptet, der Aor. II. Pass. könne nur von Wurzelverben gebildet werden; ist denn ἀλλάσσω (ich ändere, ἄλλος ander) ein Wurzelverbum? § 63 wird das ε im Fut. ἀγγελέσω für eingeschoben erklärt, in der Anm. 1 wird dies widerrufen, der Verf. hält das ε (gegen Curtius, mit Schleicher) für den Anlaut des Stammes ἐς. § 64, 5 prangt im Texte ἑλκύω, in der Anm. 1 wird dieses Präsens widerrufen. § 64, 7 steht unter den Verben mit langem Stammvocale, die σ im Perf. M. annehmen, auch χόω. § 65, 3 und 4 wird das ε in den Futurformen κομιεω u. φευξεομαι für eingeschoben erklärt, in der Anm. 2 folgt ein Widerruf, das ε wird richtig aus ursprünglichem j abgeleitet. § 66, 3 wird τέτρῖφα mit langem ι geschrieben, aber nach § 56, 2 unterbleibt ja die Steigerung im 2n Perf. gewöhnlich, wenn der Stammcharakter aspiriert wird; auch wird im Passowschen Lexikon ausdrücklich τέτρῐφα angegeben. § 67, 3 wird unter ἔοικα auch das nach Curtius ganz unregelmässige εἴξασι angeführt; einer Stelle im Vorworte zufolge hatte ich eine Erklärung dieser Form erwartet; der Verf. sagt aber weiter nichts als εἴξασι = εἰκ-σαντι mit 1r Steigerung; das räthselhafte σ läszt er unaufgeklärt (aus § 42, 3 Anm. 4 kann man allenfalls schlieszen, dasz er das σαντι = sunt ansetzt). § 69, 5 ist bei der attischen Reduplication als Perf. A. von ἐγείρω nur ἐγρήγορα, nicht auch ἐγήγερκα angeführt, auch ist ἐμέω vergessen worden. § 70, 4 wird εἶκα = jejεκα angesetzt, also ohne Dehnung des Stammvocals (?). § 71, 4 lautet das vollere Moduszeichen des Optativs ιε ('vor den Endungen wird es zu ιη gedehnt'), § 47, 2 aber steht nur ιη. § 71, 5 wird τιθεῖσι u. διδοῦσι für Contraction aus τιθέεσι = τιθέᾱσι u. διδόοσι = διδόᾱσι ausgegeben; demnach soll sich langes ᾱ den kurzen Vocalen ε u. ο rückwärts assimilieren können?! Ferner werden die Imperative ἵστη, τίθει, δίδου als Formen mit Bindevocal angesehen, also contrahiert aus ἵσταε, τίθεε, δίδοε; wie kommt es denn aber, dasz ἵσταε nicht in ἵστᾱ, wie τίμαε in τίμᾱ übergeht? und wie erklärt nun der Verfasser die homerischen Imperative ἵληθι u. δίδωθι, die er wohlweislich gar nicht anführt? § 71, 7 wird behauptet, das Imperf. von ἵημι laute ἵην, vorzuziehen sei jedoch für die 1e P. S. die Form εἵην = ἐjιjην; darf man wol fragen, wo sich dieses εἵην als Imperfectum findet? § 72 liest man Anm. 3 ὀνῶμαι u. Anm. 4 wird die Regel aufgestellt,

[illegible]

[illegible] Beobachtungen [illegible] Sternkunde [illegible]

[illegible] für Anfänger" hat Grafe [illegible] nur die Fassung manche[illegible] Berichtigung der Declination und die [illegible]

nennt in der Vorrede zur 4n Aufl. seiner Schulgrammatik die Männer, durch deren Werke er bei Ausarbeitung seiner Syntax wesentlich gefördert worden sei. Herr Wilibald Röder nennt Niemanden. Hat er es vielleicht für rathsam gehalten zu schweigen, weil mir meine Ehrlichkeit so schlecht bekommen ist?

Grimma. Dr. Ernst Koch.

47.

Flores et fructus latini. Puerorum in usum legit et obtulit Carolus Wagner, Phil. Dr. Prof. a Consiliis in Hassia scholasticis. Ed. altera auctior et emendatior. Lipsiae 1868. Sumptus fecit et venumdat E. Fleischer.

Seit alter Zeit ist man gewohnt, den Schülern als erste Lectüre im Lateinischen die Geschichtsbücher des Nepos, Justin, Eutrop und von Dichterwerken die Fabeln des Phädrus und Ovids Tristien in die Hände zu geben, wol mehr, weil man sich von einem hergebrachten Gebrauch nicht losmachen wollte, als wegen der innern Vorzüglichkeit dieser Schriften, in Betreff deren wir manche Zweifel hegen, ohne uns jedoch veranlaszt zu fühlen, sie hier des Nähern auseinanderzusetzen. Gewöhnlich liest man ihrer zwei, einen Prosaiker und einen Dichter; aber dabei ist man aus mehrfachen Gründen gezwungen, noch eine Auswahl zu treffen. Wenn es nun ein Buch gäbe, welches nicht nur das Beste aus diesen Schriftstellern, sondern auch Schönes und Wissenswerthes aus dem Kreise der übrigen lateinischen Classiker, soweit es für diese Altersstufe passend ist, in sich vereinigte, so würde dadurch dem Lehrer manche Mühe erspart und durch die gröszere Mannigfaltigkeit und Vorzüglichkeit der Lectüre dem Schüler ein gröszeres Interesse abgewonnen werden; während ferner von obengenannten Schriftstellern die Uebersetzungen dem Schüler nur allzuleicht zugänglich sind und bei dieser Altersclasse, die nur für den Lehrer, nicht für sich arbeitet, ein Unheil anrichten, das sich durch kein Mittel eindämmen läszt, würde beim Gebrauche eines solchen Buches der Mangel einer fortlaufenden Uebersetzung den Schüler zwingen, bei sich selbst einzukehren, die verborgenen Schätze seines eignen Geistes zu heben, seinen Scharfsinn und die Selbständigkeit seines Urteils zu üben, was doch mit als der Hauptzweck dieser Lectüre bezeichnet werden musz. Diese Voraussetzung erfüllen nun die in diesen Tagen in 2r Auflage erschienenen flores et fructus latini von Karl Wagner in recht angemessener Weise. Mit den einfachsten nach grammatischen Rubriken geordneten Satzfügungen beginnend, die sich bei näherer Betrachtung als ebenso viele Bruchstücke aus classischen Prosaikern und Dichtern erweisen und zum Teil schon durch den noch durchklingenden metrischen Rhythmus ihren Ursprung verrathen, führt uns der Verf. in einen mit jedem Schritt reicher erscheinenden Garten voll der mannigfaltigsten Blumen und Früchte,

deren Glanz und Schönheit in dem jugendlichen Herzen Begeisterung und Liebe zu dem classischen Altertum und seinen Schöpfungen erwecken musz. Mit richtigem Gefühl für das Bedürfnis der Schule, welche nicht blosz eine grammatisch-formelle Durchbildung erzielen, sondern auch auf Veredlung des Gemüts und der Denkweise hinarbeiten soll, hat er vorzugsweise solche Stellen aufgenommen, die durch ihren bedeutenden Inhalt dem Schüler als Maximen und Führer durch das Leben dienen können und zugleich durch ihre elegante Form leicht dem Gedächtnis sich einprägen, so dasz sie als geflügelte Worte bei passenden Gelegenheiten sich der Erinnerung wie von selbst darbieten. In die reiche Auswahl von kürzeren Sentenzen, Epigrammen, Fabeln und Anekdoten sind auch wieder längere prosaische Stücke eingeschoben und zwar, was zu billigen ist, in gröszerer Anzahl als in der ersten Auflage. Die Ordnung vom Leichteren zum Schwereren ist im Allgemeinen ziemlich gut eingehalten; wo es nötig erschien, ist der Verf. dem Verständnis durch kurze Noten zu Hülfe gekommen. Doch hätten wir gewünscht, dasz dies öfter der Fall gewesen wäre, namentlich an Stellen, die durch ihre Lostrennung aus dem Zusammenhang sich leichter dem Verständnis entziehen, wie Seite 20, 14; 24, 32. Am notwendigsten möchte dies bei einer unter Nr. 611, b in der Sammlung enthaltenen Stelle des Plinius (hist. nat. XXXV, 36) gewesen sein, welche nach des Ref. Meinung sogar besser ganz weggeblieben wäre, da sie kritische Bedenken erregt. Es ist da nemlich von dem berühmten Gemälde Jalysus des Protogenes die Rede, auf welchem ein keuchender Hund gemalt war mit Schaum vor dem Munde. Diesen Schaum hatte Protogenes sich lange vergeblich bemüht, naturwahr darzustellen. Displicebat autem, so heiszt es an dieser Stelle weiter, ars ipsa, nec minui poterat et videbatur nimia ac longius a veritate discedere, spumaque illa pingi, non ex ore nasci, anxio animi cruciatu; quum in pictura verum esse, non verisimile vellet: absterserat saepius mutaveratque penicillum, nullo modo sibi approbans. Postremo iratus arti, quod intellegeretur, spongiam eam impegit inviso loco tabulae, et illa reposuit ablatos colores, qualiter cura optabat, fecitque in pictura fortuna naturam. So erscheint die Stelle in den Ausgaben und auch in den Handschriften mit geringen Abweichungen. Die adverbiale Bestimmung anxio animi cruciatu ist aber kein Beleg, sondern eine Folge des Gefühls, dasz das Gemälde allzu künstlich aussehe. Deswegen musz nach nasci ein Punct gesetzt und der Beweggrund des absterserat saepius mutaveratque in der durch jenen adverbialen Zusatz ausgedrückten Gemütsstimmung gesucht werden. Aber auch das Komma nach penicillum musz versetzt werden. Denn die gewöhnliche Interpunction gibt den Sinn, er habe das Gemalte öfters ausgewischt und dann den Pinsel verwechselt, während der Gedanke erwartet wird, er habe das Ausgewischte immer durch etwas Anderes zu ersetzen gesucht, das nach seiner Ansicht der Natur näher käme. Das Object zu mutaverat ist also das Gemälde oder die leidige Stelle desselben selbst, er hatte eben in seinem Kummer schon oft das Gemalte ausgewischt und geändert. Die concrete Bedeutung von Gemälde kann aber penicillum nie haben, sondern höchstens die der Aus-

übung der Malerei, der Führung des Pinsels, wie es ja auch weiter oben (XXXV, 9) gebraucht ist. Vielmehr ergänzt man das verlangte Object zu absterserat saepius mutaveratque leicht aus dem Zusammenhang und penicillum musz man als abhängig von sibi approbans betrachten, in dem Sinne, dasz er trotz wiederholter Aenderungen niemals die Führung seines Pinsels bei sich loben konnte. Daher ist das Komma anstatt nach vor penicillum zu setzen. Damit ist jedoch die Vulgata noch nicht geheilt. In dem folgenden Satze weist das Pronomen eam nach spongiam, welches freilich im Reg. VI 6808 fehlt, darauf hin, dasz der Schwamm schon einmal genannt war; offenbar ist nach absterserat der Ablativ spongiâ einzusetzen. Zu bemerken ist übrigens noch, dasz das illa vor reposuit als Subjectnominativ, nicht, wie L. Jan bei Sillig V, Seite 425 meint, als abl. instr. aufzufassen ist.

In ähnlicher Weise wie mit dieser verhält es sich mit einer andern Stelle aus Ennius Annalen unter Nr. 629. Für das dort stehende unmetrische non enim hat Lachmann zu Lucrez III 198 das richtige noenum gefunden; auch in dem dritten Verse dieses Bruchstücks möchte der Vorschlag von J. Bernays plusque statt postque vorzuziehen sein, vgl. Enn. poes. rell. ed. Vahlen S. 47.

Was die äuszere Einrichtung der neuen Auflage anbelangt, so ist durch die Einführung fortlaufender Ordnungsnummern ein bequemeres und schnelleres Aufsuchen der einzelnen Stücke ermöglicht und dadurch, dasz in dem Wörterverzeichnis die französischen und englischen Bedeutungen weggelassen und nur die deutschen gegeben wurden, was wenig Widerspruch hervorrufen dürfte, so viel Raum erspart worden, dasz trotz der bedeutenden Zusätze die neue Auflage nur 8 Seiten mehr zählt als die alte, weshalb auch bei gleich guter Ausstattung in Papier und Druck der Preis (15 Ngr.) nicht erhöht zu werden brauchte.

Schlieszlich folge hier eine Aufzählung der Druck- und Redactionsfehler: S. 23, 33 ist non vor omnia zu stellen; S. 24, 31 fehlt ein Komma nach peccare; in Nr. 31 musz das erste tu ausfallen; Nr. 65 steht nach dem ersten Vers ein Punct statt eines Kommas; S. 31 letzte Zeile l. aequo st. aeque; Nr. 122 l. scientiam, virtutem, auctoritatem, felicitatem st. der entsprechenden Nominative; Nr. 137 steht nach dem ersten Vers ein Punct st. eines Kommas; Nr. 150 Zeile 7 l. quum st. quam; Nr. 158 ist mit pectus eine neue Zeile zu beginnen; Nr. 203 lies ei statt eum; Nr. 357 l. expergiscere st. expergisceris; Nr. 378 sind die Circumflexe zu streichen; Nr. 423 fehlt in nach cujus; Nr. 520 lies voluisset statt noluisset; in Nr. 523 ist das 2e Distichon dem ersten ganz fremd dem Sinne nach, es musz eine eigne Ordnungsnummer erhalten; S. 123 Zeile 1 l. callidus arripuit st. callidiarrus puit; Nr. 523 Vers 5 l. Komma st. Strichpunct.

Bensheim an der Bergstrasze. Dr. Stoll.

48.

Ciceros Orator ad Marcum Brutum. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Karl Wilhelm Piderit, Director des Gymnasiums zu Hanau. Leipzig 1865, B. G. Teubner. IV u. 211 S. gr. 8.

Wenn ein für die Schule bestimmtes Buch mit Sorgfalt und Mühe gearbeitet und seiner Aufgabe entsprechend angelegt und durchgeführt ist, so darf dessen Verfasser einer gedoppelten Anerkennung gewärtig sein. Die Lehrer, welche sein Buch benützen, werden es in ihrem eigenen und in ihrer Schüler Namen ihm danken, dasz er den Weg zum Verständnis eines Lehrgegenstandes oder einer Schrift besser geebnet hat, und werden zugleich sich getrieben fühlen, die Freude über die ihnen gewordene Handreichung zu bethätigen, indem sie selbst wiederum Mitarbeiter an demselben Werke werden und in ihrem Teil durch die Gegengabe von einzelnen Bedenken oder vielleicht auch sich empfehlenden Verbesserungen einigermaszen dazu beitragen, das gute Buch noch besser zu machen.

So möge denn zunächst dem verdienten Verfasser für diese nicht leichte und doch so tüchtige Bearbeitung auch dieser rhetorischen Schrift Ciceros im Interesse der Schule gedankt sein, und zwar zumeist in der besonderen Richtung, dasz mittelst dieser Ausgabe für den Schulgebrauch voraussichtlich auch der Orator erst recht sich nach Gebühr als Schullectüre empfehlen und einbürgern werde. Mancher Schulmann hat gewis schon aus mehr als éinem Grunde je und je gewünscht, statt oder neben einer philosophischen Schrift Ciceros das eine oder das andere Werk von demjenigen Gebiet, auf dem derselbe noch ganz anders als in der Philosophie zu Hause war und aus dem Grünen geschnitten hat, eine der rhetorischen Schriften des groszen Redners und Sprachmeisters mit seinen Schülern zu lesen oder ihnen zum Privatstudium zu empfehlen. Allein es hat lange Zeit an einem tüchtigen Handleiter gefehlt, der, namentlich für den letztgenannten Zweck, so wenig entbehrt werden kann, als bei irgend einem der andern wissenschaftlichen Werke Ciceros. Die früheren Arbeiten des verehrten Verfassers über dessen zwei andere rhetorische Schriften und nunmehr diese Ausgabe des Orator sind solche Handleiter und kommen einem in der That fühlbaren Bedürfnis der Schule in erwünschter Weise entgegen. Und wenn nun demzufolge das genannte Bedenken beseitigt und unsern ältern Gymnasialschülern der Zugang zu dieser trefflichen Schrift weit eher als bisher ermöglicht ist, so dürfen wir uns dessen freuen. Dies um so mehr, als ja bekanntlich, und zwar wol mit Recht, das Studium einer systematischen Rhetorik aus den meisten Schulen verschwunden ist, während es doch in einer Zeit, welche der öffentlichen Beredsamkeit wieder ihren berechtigten Werth zuzuerkennen angefangen hat, in hohem Grade wünschenswerth erscheint, dasz unsere künftigen Staatsmänner, Staatsanwälte, Schwurgerichtsredner und Kammermitglieder in geeigneter Weise auch etwas von der Theorie der Beredsamkeit erfahren. Wer weisz, ob nicht ein Teil der Ungunst, welche mit Recht oder Unrecht auf unsern Schulen lastet, verschwindet, wenn dieselben das

seitherige Versäumnis in dieser Hinsicht gutzumachen sich bemühen? Dann musz doch wenigstens der nicht selten gehörte Vorwurf verstummen, man habe im Gymnasium zwar viel Schönes über Geschichte, Kunst und Sprache, sowie über Philosophie des classischen Altertums gehört, auch einige Reden von Demosthenes und Cicero gelesen, aber von der daraus zu entnehmenden Einsicht in das Wesen der Beredsamkeit, dieser selbst für den Beamten unserer Zeit so wichtigen Mitgabe für das Leben, habe man Einem in der Regel nichts gesagt, noch weniger an der Hand der alten Meister irgend eine Anleitung gegeben. Sei ja selbst den künftigen Kanzelrednern, und auch das nur, wenn das Glück es gewollt, erst in ihrem homiletischen Seminar einiges Licht über Rhetorik aufgesteckt worden. Ja es ist an der Zeit, dasz gegenüber von der, auf eine frühere Ueberschätzung eingetretenen Misachtung dieser Wissenschaft wenigstens einige Reaction eintrete, indem man der Lectüre der auch sprachlich so wichtigen rhetorischen Schriften des griechischen oder römischen Altertums in unsern Schulen wieder Raum und Mittel schaffe. Das ist die geeignete Weise, das Eine zu thun, nemlich von Seiten der Schule mit jener Mitgabe für das Leben auszurüsten, und das Andere nicht zu lassen, die bessere Einsicht meinen wir, dasz mit der älteren Betreibung der Rhetorik wenig gedient gewesen sei. So gewis diese letztere Art, zumal in der Hand eines minder befähigten Lehrers, seiner Zeit oft mehr geschadet als genützt hat, und so gewis ein für rednerische Darstellung begabter junger Mensch selbst ohne alle systematische Anleitung sich zum guten Redner und Schriftsteller heranbilden kann, einzig, so zu sagen, auf naturalistischem Wege; ebenso ist es unbestreitbar, dasz die Mehrzahl unserer Schüler, der ganze Mittelschlag, es früher oder später mit Dank erkennen wird, wenn die Schule ihnen einige Einsicht in den Begriff und das Wesen dessen, was eine gute Rede heiszen könne, an die Hand gegeben hat. Dies geschieht aber unseres Erachtens weitaus am besten und in der für das Gymnasium vorzugsweise geeigneten Art, ohne zu viel und zu wenig Systematisieren, durch die Lectüre einer so ganz aus dem Leben und aus geübter Erfahrung herausgewachsenen und doch so wissenschaftlichen Schrift, wie namentlich Ciceros Orator eine ist.

Nun aber wollen wir, ohne über das viele und weitaus überwiegende Gute des Buchs ein Wort zu verlieren, fürs Andere auch noch durch Mitteilung einiger Bedenken, Ausstellungen und Vorschläge danken, die zum Teil, wie zu hoffen nicht unbescheiden sein wird, einer zweiten Auflage desselben zu Gute kommen könnten.

Die Uebersicht zu der Inhaltsangabe von § 3—6 sollte wol statt '1) Angabe des Themas' lauten: 2) usw. — Ueber sed § 8 in der nicht seltenen Bedeutung = nemlich, wäre ein Wort am Platz, etwa: sed dient, um eine Beschränkung des zuvor Gesagten auszudrücken, und bezeichnet daher 1) einen Gegensatz, 2) eine nähere Erklärung des Vorigen, also — nemlich. — Zu Begründung der, wie mir scheint, richtigen Lesart § 9 non cadunt, wäre bei einer neuen Bearbeitung das in der 'Eos' Gesagte im kritischen Anhang kurz zusammenzufassen und etwa beizufügen, dasz allerdings auf den ersten Anblick sichs zu empfehlen scheine, mit

den älteren Herausgebern und auch noch mit Kayser, blosz cadunt zu lesen, dasz aber dies doch gegen den ganzen Sinn und Zusammenhang der Worte wäre, indem gesagt werden wolle: — 'Dessen dem Geist vorschwebendes Ideal den Maszstab abgibt für alles Einzelne des Kunstwerks, was nicht unmittelbar mit den Sinnen wahrgenommen wird.'

Die Uebersetzung des oft wiederkehrenden tenue dicendi genus ist zwar keineswegs unrichtig, trifft aber doch nicht ganz zu und kommt auszerdem auch mit dem darauf folgenden ieiunitate in Collision, wenn § 20 tenues acuti wiedergegeben wird mit 'nüchtern verständig — von klarem Verstand'; ich möchte vorschlagen: Redner der trocknen, scharf verständigen Gattung. — Auch scheint mir § 21 das von Klotz und Kayser beibehaltene fulmine besser zu sein als flumine, wenn gleich das letztere möglich ist. Es kommt also lediglich auf Begründung durch die äuszere Auctorität der Lesarten an. — Dasselbe gilt von einer späteren Stelle § 68, wo unser Herausgeber und Kayser nonnullorum voluntate, Andere aber voluntati lesen. Beides ist möglich, aber das Eine wie das Andere hat etwas Unzukommliches; voluntate ist zwar grammatisch betrachtet ganz zulässig, ist aber noch mehr als voluntati ein etwas matter Zusatz, und zudem noch undeutlicher als der Dativ. Kurz, wenn anders die Lesarten nicht entschieden und ohne alles Schwanken nonnullorum voluntate geben, sondern auch dieses blosz notdürftige Conjectur ist (was ich nicht weisz); so bessere man lieber von Grund aus und lese mit Schütz: nonnulli aurium voluptati, was sich noch mehr an den Text anschlieszt, als das schon von Lambin Vorgeschlagene: auditorum voluptati. Dasz mit den beiden letztgenannten Verbesserungen etwas Klareres gesagt wäre als mit voluntate, ist wol nicht zu bestreiten. Dasz übrigens die ganze Stelle zeigt, wie denn doch Ciceros ästhetische Einsicht in das Wesen und auch in die Form der Poesie etwas dürftig gewesen ist, steht jedenfalls fest. Gleich manchem auch unserer Gebildeten wäre ihm wol das Verständnis des Werths Goethescher oder Uhlandscher Lyrik kaum möglich gewesen. — Auch ist meines Erachtens ebendaselbst iungendorum zu enge gefaszt, wenn es blosz auf die Bildung neuer Wörter durch Zusammensetzung bezogen. Auszer dieser, immerhin den Dichtern gleichfalls in höherem Masz zustehenden, licentia ist wol hiermit vornehmlich das gemeint, dasz der Dichter sich viel keckere Verbindungen von Wörtern, z. B. frappanter Adjective mit Substantiven (m. vgl. Horaz) erlauben darf. — Und in demselben Paragraphen a. E. ist futurus sit nicht in zeitlichem Sinne zu fassen, als ob Cicero die Erscheinung eines Ideals, gleichsam eines Messias der Beredsamkeit in näherer oder fernerer Zukunft erwartet hätte, sondern, wie auch § 70 iudicabit — poterit, im Hinblick auf das, was im Laufe der Untersuchung sich als Ideal herausstellen werde. Der Deutsche braucht in diesem Fall sein Hülfszeitwort 'müssen'.

Doch wir haben noch auf einige frühere Stellen zurückzugeben. Enucleate § 28 heiszt weder § 28 noch § 91 'rein geschält', da nucleus nicht Hülse, wofür es der Sprache an Ausdrücken nicht fehlt, sondern Kern bedeutet, also vielmehr: 'von Kernen gereinigt, ausgekernt, ausgesteint'. Wir übersetzen: 'ohne Härten', was gut zu eleganter d. i. 'mit

Geschmack' passt. — Zu consistere § 30 liesze sich zur Erläuterung noch beifügen 'der Deutsche sagt: seinen Mann stellen'. — sanctus § 34 ist mehr als 'sittlich ernst' (gravis), es bezeichnet die höchste Stufe des sittlichen Lebens, also = sittlich rein. — Ebendaselbst sollte in der Anm. zu cum — cognosceris deutlicher gesagt sein, dasz es ein wesentlich verschiedener Fall sei von dem cum mit Conjunctiv 8, 26. — Desgleichen könnte der Schüler § 35 durch die Bemerkung zu laus tibi dati muneris auf die Meinung geführt werden, als ob tibi = abs te wäre; darum wäre es am Platze, darauf hinzuweisen, dasz hier die sehr gewöhnliche Redensart zu Grund liege: alicui aliquid dare = einem etwas zu lieb thun. — Auch erscheint die Uebersetzung von laetus 'blühend' mit Verweisung auf laetae segetes nicht ganz zutreffend. Laetus ist in neutralem Sinn = vergnügt, fröhlich, in activem = froh machend, erfreulich, von Gemälden = heiter, lachend, was ja eben auch von Landschaften und Saatfeldern gesagt wird.

Es wäre der Prüfung werth, ob nich § 40 die Gründe, welche Ernesti und Schütz bestimmten, statt Thucydides zu lesen Theodorus, Beachtung verdienen. — Schwierig ist § 42 solutum et adfluens. Die Anmerkung gibt kein volles Licht. Es fragt sich, durch was dieses dicendi genus nicht vinctum ist. Wir antworten mit Cicero § 37 numerus liberiore fruitur licentia und übersetzen: hinsichtlich des Rhythmus nicht so, wie bei wirklichen Gerichts- oder Staatsreden, von den Zuhörern überwachte, ängstlich gebundene Sprache, die mehr Spielerei mit Symmetrie und Gleichklang (s. § 38) gestattet. Somit ist die Bedeutung hier eine andere als § 64 und 77. Affluens scheint aber am besten mit 'überströmend' wiedergegeben zu werden. — Tamen § 44 ist noch mehr als § 40 einer Erläuterung bedürftig, jedenfalls ist auf die frühere Anmerkung zu verweisen, da es ein ganz ähnlicher Fall des elliptischen Gebrauchs dieser Partikel ist. Hier ist wol zu ergänzen: 'obgleich es auch hierher gehört, so dasz ichs nicht unerwähnt lassen darf'. — Sehr instructiv für den Schüler wäre es, wenn eine Anmerkung zu den abstracten Sätzen § 45 ein concretes Beispiel gäbe, etwa von einem Mord, der als Todtschlag dargestellt und durch Notwehr entschuldigt wird.

Dasz der Abschnitt über die collocatio § 50 zu kurz abgemacht ist und wahrscheinlich hier eine Lücke im Text vorliegt, dürfte angedeutet werden, wie es auch von Kayser geschieht. — Inflexa § 56 wird wol besser durch 'gebrochener Ton' zu übersetzen sein. Es ist die sogenannte Mittelstimme im Gegensatz zur Baszstimme (inclinata, gravis) und zu Sopran (acuta vox). — In gestu status erectus etc. — wo jedoch die von Kayser aufgenommene Lesart und Correctur vielleicht das Richtigere bietet — weist jedenfalls darauf hin, dasz gestus ein Teil des motus oder damit synonym ist. So oder so erscheint aber die Anm. zu motu § 59 nicht gerechtfertigt. — Auch ist articulus nicht blosz 'das Obergelenk des Fingers', sondern Gelenke überhaupt. — Dasz jedoch bei nihil ut supersit (ibid.) das von Andern hineingefügte nec desit weggelassen ist, musz gewis gebilligt werden, da Cicero es wol überflüssig fand, an diesem Ort seine ohnedies zu Uebertreibung in der Action geneigten Landsleute vor dem an-

dern Extrem zu warnen. — Moderatio § 60 erfordert eine Anmerkung, damit der Schüler nicht übersetzt: 'man musz den Ausdruck in den Augen recht in seiner Gewalt haben'; es will vielmehr gesagt sein: in den Augen liegt eine bedeutende Kraft auf die Zuhörer zu wirken, moderatio ist also = Mittel der Herschaft über Andere. — Ob bei gravitas § 62 an den Inhalt zu denken ist, liesze sich fragen. — Mit contorta oratio § 66 wird ohne allen Zweifel das Schwunghafte, Energische der (im Gegensatz zu der objectiv gehaltenen historischen Darstellung) auf einen Willensentschlusz hinarbeitenden, subjectiv gefärbten Sprache des Volks- und Gerichtsredners gemeint sein, nicht aber 'gedrungene Perioden'.

Die Metaphern von den Perlen usw. § 78, 79 dürften wol zum Verständnis des Schülers durch Beispiele, wie sie Schütz beibringt, erläutert sein. Desgleichen wäre zu § 80 u. a. St. eine durch Beispiele verdeutlichte Auseinandersetzung der lumina orationis erwünscht, welche das darüber im Index Gesagte mit seinem etwas durcheinander geworfenen Sprachgebrauch wesentlich ergänzte. Es scheint, die griechische Unterscheidung von τρόποι und σχήματα wird vom Verfasser nicht so streng festgehalten, als sies verdient u. z. B. Zumpt § 820 es thut, nicht so Krüger § 714 ff. oder Ramshorn § 203 ff. Vielleicht läszt sich zur Erklärung beider Arten der Abweichungen vom Gewöhnlichen auch die auffallende Erscheinung verwenden,, dasz die deutsche Sprache zwei Plurale von Wort gebildet hat. Die Tropi haben es mit den 'Wörtern', die Figuren mit den 'Worten' zu thun, gerade wie Cicero § 80 verba simplicia und collocata unterscheidet. Bei Allem, was Cicero von verba simplicia sagt, und wozu Metapher, Synecdoche, Metonymie zu rechnen ist, eben das, was die Griechen τρόποι nannten, handelt es sich nicht sowol um die Worte im Satze, im Complex mit andern (collocata), wie sie die Grammatik, namentlich deren Syntax, ins Auge faszt, sondern um die Wörter, d. h. ganz für sich stehende Ausdrücke, wie sie das Wörterbuch bietet. Vielleicht entgegnet der Verfasser, derlei habe der Lehrer zu geben, und diesem nicht zu sehr vorzugreifen ist in alle Wege gerathen. Allein selbst mancher Lehrer ist für solche kurze Winke dankbar, und zudem wird die Ausgabe wol häufig für Privatstudien benützt. — Dasz und warum § 80 statt factum aliunde von unserer Ausgabe gesagt ist: sumtum, sollte begründet sein. Es verdient in der That den Vorzug, auch sieht man leicht, wie ein Abschreiber, durch das folgende factum verführt, fünf Worte zuvor ebenso schreiben konnte. Allein da fast alle andern Ausgaben factum haben, auch Kayser, genügt es nicht an bloszer Aufnahme der Correctur. — Ingenue § 86 ist immerhin, aber nur durch eine Metonymie, s. v. a. 'natürlich', zunächst bedeutet es 'in edler Weise'. Dagegen möchte ich eher das schwierige mollissimis § 87 mit 'natürlich' übersetzen.

Wenn irgendwo, war § 90 a. E. in einer Anmerkung über den Unterschied zwischen robustius — und nervorum etwas zu sagen, da unter zehn Schülern kaum Einer die scheinbar gleichbedeutenden Ausdrücke auseinanderzuhalten, geschweige zu übersetzen wissen wird. Letzteres mag er selber finden, wenn ers anders vermag; hat ja selbst die meist sorgfältige Uebersetzung von Mebold hier nicht die völlig zutreffenden Wörter;

aber einige Aufklärung ist jedenfalls notwendig. Ich würde etwa sagen: Die trockene Stilgattung gebraucht in ihrer ruhigen Leidenschaftlosigkeit keine so starken Ausdrücke wie das genus medium, dieses aber hat als seine Eigentümlichkeit einerseits sehr wenig markige Kraft und Pathos, andererseits vor Allem den Charakter des Anmutigen. — Bei inopiae wäre auf 'si res suum nullum habet nomen' § 82 zu verweisen, auch vielleicht an die Armut jeder Sprache in Ausdrücken für die verschiedenen Empfindungen des Geschmacks- und Geruchssinns zu erinnern. Oder was ist es anders als Armut, wenn auch der Deutsche im Gegensatz von 'herb schmecken' nur sagen kann: es ist zu leise gekocht, oder wenn er von 'süszen' Gerüchen spricht?

Aus Veranlassung von amplificatio § 102 wäre es am Platz, wenn der Schüler in einer Anmerkung oder im Index ausdrücklich darüber belehrt würde, dasz die ampla oratio keineswegs blosz durch copiositas, ubertas verborum, durch keckere Bilder und Figuren, kurz nicht allein durch formelle Eigentümlichkeiten von dem genus tenue und medium sich unterscheide, sondern namentlich auch durch die den Inhalt betreffende Kunst, den einzelnen Fall unter allgemeine Gesichtspuncte zu stellen, was eben auch die Uebersetzung von amplificatio ist. Auf Grund dieser Einsicht allein begreift sichs auch, wie Demosthenes als Meister nicht blosz in der ersten und zweiten Gattung, sondern in allen dreien gerühmt wird. Auch zur rechten Würdigung Ciceros ist dieses Verständnis notwendig, weil man auf beiden Seiten (die Bewunderer und die Verächter) nur zu sehr geneigt ist, seine einzige Grösze im Volltönenden und in der Fülle seiner schönen Form zu suchen, nicht aber in der philosophischen Gewandtheit, am rechten Ort jene amplificatio des Inhalts eintreten zu lassen und dadurch volle Berechtigung zu der formellen amplitudo zu gewinnen. Ganz ähnlich sehen wir bei Schiller die Pracht seiner Form mit Notwendigkeit hervorgehen aus der geistigen Kraft, den Inhalt alsbald philosophisch zu verallgemeinern und zu vertiefen. — Ebenso sieht sich der Schüler § 103 und § 108 rathlos, da er nicht weisz, dasz er im Index den Avitus unter Cluentius Habitus zu suchen hat, um so weniger, da der Text selbst nicht, wie Kayser, Habiti, sondern Aviti bietet. — Desgleichen wäre im Index eine gröszere Gleichförmigkeit in der kurzen Angabe der Lebensumstände, wenigstens des Jahrs der Geburt und des Todes, der bedeutendsten Persönlichkeiten am Platze; sie wird z. B. bei Cicero, Demosthenes, Isokrates vermiszt.

Fehlt § 106 bei nunquam Cotta visus esset das allerdings entbehrliche tibi mit oder ohne Absicht? Die Ausgaben von Klotz und Kayser haben es, während Schütz es auch ausläszt. Dem gewählten Ausdruck ieiunus c. Genit. dürften ein paar weitere Worte zur Erläuterung wol anstehen: Es liegen wol zwei Begriffe darin: Durch das Bisherige nicht befriedigt und daher für das Neue empfänglich und darnach schmachtend, und deshalb ist das Wort nach Analogie von expers, impos und appetens construiert.

Schönthal. L. Mezger.

49.

Die Geschichte Griechenlands unter der Herschaft der Römer. Nach den Quellen dargestellt von Dr. phil. Gustav Friedrich Hertzberg, ao. Professor der Geschichte an der Universität zu Halle. Erster Teil. Von Flamininus bis auf Augustus. Halle 1866, Buchhandlung des Waisenhauses. 540 S.

Das gegenwärtige Buch gehört zu denjenigen Bereicherungen unserer historischen Litteratur, welche nur langsam ihren Leserkreis sich erobern, von Wenigen nach ihrem vollen Verdienst gewürdigt werden, dafür aber auch der Gefahr raschen Veraltens weniger ausgesetzt sind. In der That es kann kaum eine undankbarere Aufgabe für den Historiker geben, als diejenige, welche der fleiszige und verdiente Gelehrte sich diesmal gesetzt hat. Es ist eine Zeit des Verfalls, die er schildert, in jeder Beziehung, nach jeder Richtung das traurige Gegenbild einer überaus groszartigen Vergangenheit: die Zeit eines Verfalls, der nichts Tragisches, nichts Erhebendes hat, sondern — mit sehr wenigen Ausnahmen — uns von brutalem Siege zu würdelosem Unterliegen, von einer Schurkerei zur andern, einem Schurken zum andern und im besten Falle an ehrenwerthen Mittelmäszigkeiten vorüberführt: nirgends heroische, ihrer Zukunft gewisse Kräfte, die nach groszen Zielen ringen, nirgends die kläglichen Trümmer durch edle Blumen der Dichtung oder schöpferischer Kunst verschönt, in deren gesunde Natur man vor den Armseligkeiten eines degenerierten politischen Lebens flüchten könnte. Ein Interesse freilich hat eine solche Zeit in hohem Masze, das uns für manches andere entschädigen könnte: das psychologische. Aber um dieses psychologische Interesse einigermaszen befriedigen zu können, musz der Historiker im Stande sein, aus dem Vollen zu schöpfen: und doch ist gerade dieser Teil der Geschichte nur in höchst verkümmerter, verblaszter, zerrissener Gestalt auf uns gekommen und kaum dasz wir einzelnen Charakteren, wie Philopömen, Polybius, Atticus etwa, in unserer Vorstellung bestimmtere Züge leihen können. Für ganze Zeiträume, wie z. B. von Ausgang des achäischen Bundes bis zu den Anfängen der mithridatischen Kriege, vom J. 145 etwa bis 90 v. Chr., ist, wie der Verf. mit Recht bemerkt, eine zusammenhängende Geschichte geradezu unmöglich.

Wir dürfen ohne viel Wahl nur hineingreifen in diese traurige Partie der Menschengeschichte, um sofort die ganze Wucht der ungünstigen Umstände zu empfinden, unter welche ihr Geschichtschreiber gestellt ist. Es ist im J. 156 v. Chr. Die Athener, von Geldverlegenheiten geplagt, machen einen Plünderungszug gegen die Stadt Oropus. Die Oropier klagen beim römischen Senate; der Senat beauftragt die Stadt Sikyon mit mit dem schiedsrichterlichen Urteile. Die Athener jedoch beschicken dieses Schiedsgericht nicht, das sie zu 500 Talenten Ersatz verurteilt. Sie können und wollen nicht zahlen, weder viel noch wenig, und schicken demgemäsz zunächst drei ihrer berühmtesten Professoren, einen Akademiker, einen Stoiker und einen Peripatetiker nach Rom. Diese beeilen

sich nicht, ihre Sache zu erledigen; erst das Drängen des alten Cato, dem die neue Redekunst der drei griechischen Sophisten ein Greuel ist, bringt eine Entscheidung zu Stande. Sie ist glimpflich genug: der Senat setzt die Strafsumme auf 100 Talente herab. Aber wer nichts hat, kann 200,000 Thaler so wenig bezahlen, als 700,000: es erfolgte keine Bezahlung. Die Athener vergleichen sich endlich mit den Oropiern, halten aber diesen Vergleich nicht, so dasz die Oropier im J. 150, bei neuen Mishandlungen, den achäischen Bund anrufen und, damit Nachdruck in die Sache komme, dem würdigen Bundeshauptmann dieser Körperschaft, Menalkides, 10 Talente versprechen, welcher nun durch das Versprechen der Hälfte dieser Summe die Mitwirkung eines anderen dieser Staatsmänner, des Kallikrates, sich erkauft. Den Oropiern aber wird keine wirksame Hülfe geleistet; die versprochenen 10 Talente erpreszt Menalkides gleichwol von ihnen und prellt seinerseits den Kallikrates um seine versprochenen 5. Nun wird Menalkides angeklagt und rückt von seinen 10 Talenten 3 daran, den Strategen des folgenden Jahres, Diäos, zu gewinnen: so entgeht er der Verurteilung. Welche Menschen! welche Ereignisse! Mühselig setzt der Historiker aus Pausanias, Polybius, Plinius, Cicero, Plutarch die Geschichte zusammen: und was hat er in der Hand, wenn er sie glücklich beisammen hat?

In dieser Atmosphäre und in so schlechter Gesellschaft bewegen wir uns zumeist bei der Wanderung durch dieses traurige Gebiet der alten Geschichte. Aber je undankbarer im gewöhnlichen Sinne der Stoff, desto dankbarer müssen wir Demjenigen sein, der bei einem solchen Sujet, aus solchen Materialien ein Werk zusammengesetzt hat, das, von Punct zu Punct die Thatsachen gewissenhaft registrierend und beleuchtend, eine Erzählung gibt, die sich mit so viel Genusz und Gewinn lesen läszt, als es der Gegenstand seiner Natur nach zuläszt. Wieviel von diesem Thatsächlichen künftighin, wenn die Geschichtschreibung ihren letzten Zielen einmal näher gekommen sein wird als jetzt — wenn sie dahin gelangt sein wird, auf ihrem ganzen Gebiete das wirklich Wissenswürdige von dem absolut Nichtwissenswürdigen zu scheiden — werth befunden werden wird, als wirklich wissenschaftliches, wirklich erkenntnisförderndes Material verwendet zu werden, ist noch nicht zu entscheiden. Denn vorläufig stehen wir bei dieser Partie der Geschichte, wie fast überall, noch bei den grundlegenden Aufgaben der Geschichtswissenschaft, der F i x i e r u n g d e s a l s t h a t s ä c h l i c h E r k e n n b a r e n: und da scheint uns soviel unzweifelhaft, dasz wer wirkliche Belehrung über das Thatsächliche jenes groszen Verwesungsprocesses des ersten unter d[illegible]rvölkern der alten Welt sucht, dieses Thatsächliche n[illegible]nheit d[illegible]ndiger und treuer dargestellt, nirgends mit besonnenerem Urteil begleitet finden wird, als in dem gegenwärtigen Buche. Und darin sucht der Verf. selbst den Werth seiner Arbeit, die er als Versuch charakterisiert: 'mit möglichst vollständiger Sammlung und Ausnutzung des allerdings in der unangenehmsten Weise zerstreuten Materials, namentlich auch mit ausgiebiger Benutzung der Inschriften eine zusammenhängende Geschichte Griechenlands seit dem Falle von Korinth bis auf Justinian herzustellen.' Er beschränkt seine

Aufgabe ausdrücklich auf eine Geschichte Griechenlands, beansprucht nicht eine 'Geschichte der Griechen oder gar des Hellenismus in der römischen Zeit' zu schreiben, und hofft damit auf einem wichtigen Gebiete 'der spätern Geschichte des Griechentums eine nützliche Vorarbeit zu bieten'. Er hat aber nicht blosz eine nützliche, sondern eine unerläszliche und unentbehrliche Vorarbeit für diesen Zweck geliefert, und wir enthalten uns des Wunsches nicht, dasz er seiner Aufgabe noch etwas weitere Grenzen gesteckt hätte, da die Scheidung 'Geschichte Griechenlands' und 'Geschichte der Griechen' in der römischen Zeit sich doch kaum rein durchführen läszt.

Der gegenwärtige erste Band enthält nach einer Einleitung (S. 1 bis 90), welche in kurzer, klarer Uebersicht die Zustände und Ereignisse der Zeit von der Mitte des 3n Jahrhunderts vor Chr. bis zur Schlacht bei Kynoskephalä vorführt, den ersten Abschnitt der Geschichte selbst, von Flamininus bis Augustus. In 5 Capiteln, welche uns für den schwer zu bewältigenden Wust der auf so kleinem Raum durcheinanderspielenden Ereignisse etwas zu grosz erscheinen, ist der Stoff gegliedert: Griechenland unter dem Protectorat der Römer (S. 91—219); der Untergang des achäischen Bundes (S. 220—316); vom Untergang des achäischen Bundes bis zum Ausgang des ersten mithridatischen Krieges (S. 316—386); bis zur Schlacht bei Aktion (S. 386—486); Griechenland unter dem Kaiser Augustus (S. 486 bis 527), und allenthalben ist der gelehrte Apparat unter dem Text vollständig mitgeteilt und einzelne wichtigere Puncte sind in überaus fleiszigen längeren Anmerkungen erledigt oder bis dahin geführt, wo wenigstens ein klares non liquet möglich ist und eine Warnungstafel aufgerichtet werden kann für Diejenigen, welche, eine in Deutschland noch immer hinlänglich zahlreiche Classe, durchaus wissen wollen, was nun einmal der Natur der Sache und der Beschaffenheit der Quellen nach schlechterdings nicht mehr gewust werden kann. So ist S. 281 ff. eine werthvolle Untersuchung über die staatsrechtliche Stellung Griechenlands zu Rom seit dem J. 146 geführt, in welcher diese schwierige Frage soweit erledigt scheint, als dies überhaupt möglich ist, und aus der wir uns hier wenigstens das eine negative Resultat aneignen wollen, dasz Griechenland nicht, wie in unsern meisten Geschichtsbüchern zu lesen steht, in diesem Jahre zu einer römischen Provinz Achaia gemacht worden ist, sondern dies formell erst unter Augustus geschah, während bis dahin Griechenland, soviel wir sehen, zum Bezirke des Prätors von Macedonien gehörte. In Beziehung auf die C[illegible] hätten wir gern gesehen, wenn häufiger die Quellenstellen nicht blosz citiert, sondern in extenso abgedruckt worden wären, in der Art, welche beispielsweise den Werken Rankes so groszen Werth verleiht. Denn die schlagendsten Stellen und Ausdrücke der Quellen sind für jeden denkenden Leser, die bloszen Citate dagegen sind durchgängig nur für die Recensenten und Diejenigen, welche wieder ein Buch schreiben wollen. Und doch ist das Bedürfnis der Letzteren ein sehr untergeordneter Gesichtspunct; der Hauptgesichtspunct musz sein,

dem Leser, der nicht recensiert und nicht schreibt, die Aneignung des Inhalts so bequem als möglich zu machen.

Der ersten und fundamentalen Pflicht des Geschichtschreibers also, das Thatsächliche, sogut immer der Zustand der Quellen es gestattet, festzustellen, ist in diesem Buche in einer Weise genügt, die es zu einer soliden Basis für Jeden macht, der künftighin dieses Stückes alter Geschichte bedürfen wird, und dasselbe wird, wenn es vollendet sein wird, mit Finlays Buch zusammen eine dankenswerthe Fortsetzung und Ergänzung von Droysens Geschichte des Hellenismus sein, an dessen zweiten Band des Verf. Darstellung anknüpft: es wird nun möglich werden, die ganze zweite Epoche griechischer Geschichte, vom Tode Alexanders bis zur Erstarrung des Griechentums im byzantinischen Reich, in lesbarer Form und zutrauenswerther Darstellung zu verfolgen. Auch in anderen wesentlichen Eigenschaften kommt der Verf. seinem Vorgänger nahe. Wir meinen die Kunst der Darstellung im weitesten Sinne des Wortes: eine Kunst, in welcher wir Deutsche im Allgemeinen andern Nationen gegenüber noch ziemlich weit zurück und in unsern Forderungen noch immer sehr bescheiden sind. Unsere philologischen Kritiker zumal, peinlich streng, wo es sich um Cajus oder Gajus, Virgilius oder Vergilius, Mytilene oder Mitylene handelt, haben selten ein Wort des Tadels und noch seltener ein Wort des Verständnisses für diese wichtige Seite geschichtlicher Werke. Sie nehmen oft genug gutwillig ein stilisirtes Register für geschichtliche Darstellung: und doch hat nur Der Beruf zum Geschichtschreiber, der eine vergangene Zeit in ihren Thatsachen und Eindrücken so reproducieren kann, dasz der Leser sie als Gegenwart, als Wirklichkeit sich vorzustellen, ja in einem gewissen Grad als solche zu empfinden vermag. Wir gehen keineswegs so weit wie ein berühmter englischer Historiker neuerer Zeit, Thomas Buckle, der alle Schlachtenbeschreibungen, diplomatischen Verhandlungen, Hof- und Parteiintriguen als absolut werthlosen Schutt bei Seite geschafft wissen will, und der wahrscheinlich den ganzen oder nahezu den ganzen Stoff des gegenwärtigen Werkes zu diesem werthlosen Plunder gerechnet haben würde. Das aber ist richtig, dasz wer uns z. B. bei groszen geschichtlichen Vorgängen, der Schlacht bei Cannä etwa, nur das Local mit rechts und links notdürftig beschreibt, nur die Massen der gegeneinanderstehenden schweren und leichten Fuszvölker und Reiter aufzählt, nur die taktischen Bewegungen eine nach der andern trocken berichtet und zuletzt die Zahl der Gefallenen, Verwundeten, Gefangenen anführt: wer uns nicht die Spannung der Gemüter vor der Entscheidung, ihre stürmische Erregung während des Kampfes, die peinvolle Niedergeschlagenheit der Besiegten, die wilde Freude der Sieger nachempfinden läszt, — wer mit einem Wort es nicht versteht, uns in die Atmosphäre einer Zeit zu versetzen, keine Geschichtsdarstellung von irgendwelchem höhern Werth liefern und alle den Tadel verdienen wird, mit welchem jener englische Historiker, dessen Buch mit all seinen Irtümern bei uns noch viel mehr studiert werden sollte, unsere gewöhnliche historische Litteratur überschüttet. Der wissenschaftliche Werth einer historischen Arbeit besteht in der That zu neun Zehn-

teilen in ihrer Darstellung: nur freilich, dasz der gesamte Werth dieser neun Zehntel mit einem Male verloren geht, sobald das zehnte fehlt, die Zuverlässigkeit des Thatsächlichen.

Die Darstellung des vorliegenden Werkes nun ist eine sehr gute. Die Sprache ist flieszend, würdig, klar; die Uebergänge, die Gruppierung der Thatsachen geschickt, natürlich, zwanglos; die Zeichnung der Charaktere, soweit die Quellen sie gestatten, wohlgelungen. Wir machen beispielsweise auf die Charakteristik des Polybius S. 282 ff., des Attikus S. 438 ff. aufmerksam. Die Auffassung und Beurteilung der Verhältnisse ist verständig und gerecht, wenn auch die Betrachtung nicht gerade umfassende Gesichtspuncte zeigt. In dieser Beziehung steht das Buch hinter Droysen wie hinter Mommsen, dessen Anschauungen wie billig von wesentlichem Einflusse auf des Verf. Darstellung und Auffassung gewesen sind, zurück: es will uns zuweilen scheinen, als bewege des Verfassers Studium sich zu ausschlieszlich auf dem Boden der alten Geschichte, während wir von Dem, der alte Geschichte schreibt, verlangen möchten, dasz er daneben recht viel in neuerer Geschichte sich bewege, wie man umgekehrt von Dem, der neuere Geschichte schreibt, verlangen musz, dasz er vor Allem in der des Altertums zu Hause sei. In dieser Beziehung vor Allem ist es wünschenswerth, dasz der Geist Niebuhrs in unseren Darstellern alter Geschichte lebendig sei.

Für diesen Mangel, der übrigens nur relativ zu verstehen ist und dem specifischen Werthe des Buches keinen Eintrag thut, bietet uns eine Eigentümlichkeit, welche der Verf. mit so Vielen, die jetzt über alte Geschichte schreiben, gemein hat, keinen Ersatz: wir meinen den häufig ganz modern gefärbten Ausdruck oder, um die Sache unumwunden auszudrücken, die Uebertragung der neuesten Zeitungsterminologie auf die antiken Zustände. Diese Uebertragung hat etwas sehr Bestechendes: sie ist, aber freilich mit besserm Geschmack als die meisten Neuern darin beweisen, von Niebuhr gelegentlich mit vielem Erfolg, namentlich in seinen Vorlesungen angewendet worden. Aber mündliche Vorträge über Geschichte des Altertums sind etwas ganz Anderes als eine geschriebene Geschichte des Altertums. Ich gehöre zu den lebhaftesten Bewunderern von Mommsens römischer Geschichte, welche eine Zierde unserer historischen Nationallitteratur ist: aber in dieser Beziehung hat sein Buch ein Uebel hervorgerufen, gegen das wir uns bei Zeiten zur Wehre setzen müssen, wenn es nicht in die Tiefe dringen soll. Sie sind uns ein Scheuel und ein Greuel 'die Kürassiere des Antiochus', der 'karikierte Joseph II', der 'civilisierte Unterofficier Pompejus', der 'Don Quixote der Aristokratie', der 'Don Juan der Politik' und wie diese buntschillernden Ungethüme alle heiszen mögen; und ganz hat sich zu unserm Bedauern der Verf. dieses Werkes jener unhistorischen Buntfärberei auch nicht enthalten, wenngleich sie nicht in jenem groszen Stil betrieben wird. Wir wollen nichts wissen von dem General Thoas oder General Metellus oder General Hortensius, den Damen von Argos (S. 75), oder den epirotischen Damen (S. 226), dem jungen 'Reformer' Tiberius Gracchus, den nordgriechischen Socialdemokraten, den moralischen Eroberungen und der Annexions-

politik: und wenn uns etwas das Vergnügen an dem fleiszigen, verdienstlichen und wohlgeschriebenen Buche hätte trüben können, so wären es Sätze, wie der S. 155: 'So blieb denn doch nur zu erwarten die ländliche Stille einer römischen Provinz, die Herabsetzung der energischen politischen Bewegung der Halbinsel zu einer communalen Idylle, die Entwerthung der achäischen Landwehr zu einer locker geformten Miliz für römische Gensdarmendienste, und endlich die Aussicht, zum Lohn für den freiwilligen Rücktritt von der Bühne der Weltgeschichte, — daheim die schweren Kosten eines selbständigen Staatswesens ersparen, höheren Ehrgeiz aber als Schulmeister der römischen Buben oder als Schauspieler auf italischen Theatern befriedigen zu können', und S. 349, wo wir von dem Philosophen Aristion, der übrigens gut geschildert ist, erfahren, dasz er der philosophischen Schule seines Vaters sich angeschlossen, endlich 'beim Tode des alten Herrn denselben beerbt', sich mit einem hübschen jungen Mädchen verheirathet und einige Zeit nachher 'mit seiner Dame' sich auf Reisen begeben habe. Es ist ganz irrig, zu meinen, dasz diese Ausdrucksweise uns die Menschen und die Dinge einer vergangenen Zeit näher bringe: die Menschen und die Dinge kommen uns am nächsten, wenn sie Tracht und Farbe ihrer bestimmten Zeit tragen; ist das nicht der Fall, so werden sie einfach zu Karikaturen, die nur für Den nicht irreführend sind, der die wahren Züge selber kennt. Wir skandalisieren uns mit Recht an solcher Karikierung des Altertums auf der französischen Bühne des 17n und 18n Jahrhunderts, an Klytämnestra im Reifrock und Jupiter in der Allongeperücke; wir sind auf dem besten Wege in unseren Geschichtsdarstellungen aus dem Altertum dem Ungeschmack nicht minder wohlgefällige Opfer zu schlachten.

Da wir einmal an diesem Capitel sind, so möchten wir den Verf. unserer Recensentenpflicht gemäsz in Bescheidenheit darauf aufmerksam machen, dasz da und dort sein sehr dankenswerthes Bestreben, den spröden Stoff durch eine gefällige Sprache zu beleben, ihn bis an die Grenze des Manierierten geführt hat, wie in dem allzuhäufigen Gebrauch des pretiösen 'denn doch' und dem ebensohäufigen Gebrauch des Perfects statt des Imperfects in der Erzählung, was schon bei Ranke, der es, soviel wir glauben, zuerst aufgebracht, zuweilen ans Manierierte streift. So S. 303 'noch einmal hat es ein kühner Abenteurer versucht als ein neuer Pseudophilipp aufzutreten, aber Lucius Tremellius — — hat diesen Aufstand rasch niedergeschlagen und nunmehr herschte' usw., oder S. 381 'Sulla ist dann — — mit seiner Armee zurückgekehrt', und oft. Ebenso erscheint uns S. 83 bei Gelegenheit der Verkündung der griechischen Freiheit durch Flamininus die Hinweisung auf Nero 'denn doch' etwas weithergeholt: 'Unheimliches Grauen aber würde beide Völker erfüllt haben, hätte ein Seher ihnen verkünden können, was für ein Mensch 262 Jahre später sich vermessen sollte, an eben dieser geweihten Stätte noch einmal, zum letzten Male für lange Jahrhunderte, durch jenes Zauberwort der Freiheit der griechischen Nation die Schatten einer auf ewig verlorenen Vergangenheit wieder heraufzubeschwören.' Einzelne Misgriffe, wie 'lebensgefährliche Drohungen' S. 73, 'die schwere Massenhaftigkeit der römischen

Kriegsschiffe' S. 471; S. 407 dies — 'gab dem Drama seinen ebenso widrigen wie abscheulichen Abschlusz' (it is as broad as it has bredth and moves with its own organs, sagt Shakespeare in der classischen Beschreibung des Krokodils, die er dem Antonius in den Mund legt); den Gebrauch des (!) S. 345 und (!!) S. 352, der schlechterdings nicht in den Text einer Geschichtsdarstellung gehört, — wollen wir im Vorbeigehen anmerken, ebenso, dasz wir nicht wissen, weshalb der Verf. überall den Ausdruck gebraucht 'in die Sklaverei verschachern' anstatt des einfachen verkaufen. Nicht ganz richtig scheint uns, wenn S. 232 die bekannte Aeuszerung Catos: 'es komme wenig darauf an, ob die paar achäischen Greise von römischen oder von achäischen Todtengräbern bestattet würden' als eine 'rohe aber schlagende' bezeichnet wird: sie ist weder das Eine noch das Andere, sondern es ist eine wohlgewählte Wendung, mit welcher Cato in einer widerwilligen Versammlung eine humane Maszregel dadurch durchzubringen sucht, dasz er dieselbe als eine unerhebliche, bei der lange zu verweilen nicht der Mühe werth sei, bezeichnet. Auch die unmittelbar folgende unschätzbare Anekdote, eine der wenigen authentischen, wo Cato dem Polybius, der, nachdem die internierten achäischen Geiseln freigegeben sind, nun sofort auch ihre Wiedereinsetzung in ihre vorigen Ehrenstellen zu bewirken sich bemüht, die Antwort gibt: 'das sei eben wie wenn Odysseus noch einmal in die Höhle des Polyphem zurückkehrte, um sich Hut und Gürtel auszubitten, die er dort zurückgelassen' — scheint uns nicht ganz richtig gefaszt, wenn Hertzberg sagt, dasz 'der alte Herr' dem Griechen 'den schneidenden Sarkasmus' dieser Antwort nicht erspart habe. Catos Aeuszerung erscheint uns nicht als schneidender Sarkasmus, sondern vielmehr als verständig und gutmütig, wie das Begehren des Polybius, so wie die Dinge lagen, ungeschickt und echt achäisch war.

Wir wiederholen, dasz alle diese Kleinigkeiten dem specifischen Werthe des Buches, das uns nur mit Achtung erfüllt, keinen Eintrag thun.

Auf einzelne Auffassungen und Urteile des Verf., bei denen wir vielleicht geneigt sein würden abweichender Ansicht zu sein, näher einzugehen, müssen wir uns versagen. Wir halten die Manier einiger Recensenten, aus einem Buche, an welches ein gewissenhafter Mann mehrjährige ehrliche Arbeit gesetzt hat, ein paar Einzelheiten herauszugreifen, darüber rasch einiges Neueste nachzuschlagen und dann, ohne das Buch als Ganzes zu würdigen, mit insolentem Bedauern zu verkünden, dasz von dem Verf. diese und jene neueste Forschung leider übersehen worden sei, für zu wenig ehrenhaft, um sie nachahmen zu wollen. Die Gelehrsamkeit eines Buches flöszt uns, im Allgemeinen gesprochen, mehr Vertrauen ein, als die einer Recension, und vollends auf einem Gebiete, wo nur umfassende und mühselige Detailforschung Resultate ergibt, haben wir von dem Verf., der diese umfassenden und mühsamen Studien gemacht hat, nur zu lernen und können nicht die Prätension haben, ihn berichtigen zu wollen. Nur einige wenige Momente wollen wir hervorheben, um deutlich zu machen, in welchen Beziehungen Freunde historischer Lectüre ihre historische Erkenntnis aus diesem Buche bereichern können. Die

überlegene Politik des italischen Groszstaats und das kleinliche Politisieren der griechischen Mittel- und Kleinstaaten, die Angelpuncte dieser Geschichte, sind von dem Verf. sicher im Wesentlichen richtig aufgefaszt und in ihren Details treu geschildert worden: und so erhalten wir über zwei historische Phänomene von so eminenter Wichtigkeit mannigfache Belehrung, und dasz solche Belehrung gerade für die Gegenwart entschiedenes Interesse hat, wird man nicht läugnen wollen. Ueber die Politik der Römer seit dem Ende des zweiten punischen Krieges bis zur Zeit der Gracchen, insbesondere den griechischen Mächten gegenüber, stehen sich zwei Ansichten entgegen: während Peter (Studien zur römischen Geschichte) in derselben einen consequenten, aus dem Grundcharakter der römischen Nation resultierenden Macchiavellismus sieht und diese Politik darum überall mit sittlicher Entrüstung bespricht, spricht Mommsen, auch er mit mehr Echauffement als nötig, sich dahin aus, 'dasz nur von der verächtlichen Unredlichkeit oder der elenden Sentimentalität verkannt werden könne, dasz es mit der Befreiung Griechenlands den Römern Ernst war', und nimmt auch im Uebrigen mehr die römische Politik in Schutz als die griechische, die er an vielen Stellen mit der grösten Schärfe verurteilt. Auch unser Verf. spricht, der ersteren Ansicht gemäsz, von der 'Wolfsnatur' der römischen Politik, gibt aber auf der andern Seite zu, dasz diese Wolfsnatur sich nur sehr allmählich entwickelt habe und der Senat oftmals Mäszigung und Langmut bewies — was denn mit der Wolfsnatur überhaupt nicht recht stimmen will. Wir möchten glauben, dasz man den immensen Schwierigkeiten, mit welchen die römische Politik zu kämpfen hatte, häufig zu wenig Rechnung trägt und sich nicht, wie doch der historische Betrachter soll, die Frage vorlegt, wie denn der römische Staat viel anders hätte handeln können, als er gehandelt habe.

In den Zeiten von Beendigung des ersten punischen Krieges bis zum Beginne des zweiten wuchs die römische Macht in einer Weise, welche alle übrigen Staaten in der Selbständigkeit ihres Handelns bedrohte. Ein Mann erkannte diese Gefahr mit voller Deutlichkeit und war entschlossen sich ihr entgegenzuwerfen: Hannibal. Nicht um Rom zu vernichten, wol aber um die römische Präponderanz zu brechen, unternahm er seinen Krieg; die Gesichtspuncte seiner Politik sind in der Sendung Karthalos nach der cannensischen Schlacht, obwol wir leider dessen Instructionen nicht kennen, und deutlicher noch in Hannibals Unterredung mit Scipio vor der Schlacht bei Zama zu erkennen. Aber der Tag von Zama machte eine Politik des Gleichgewichts der Mittelmeerstaaten, wie sie dem groszen Punier vorschwebte, zur Unmöglichkeit. Die römische Präponderanz war mit der Niederwerfung Karthagos unwiderruflich entschieden. Dasz diese Thatsache bei manchem Römer jenen brutalen Herscherstolz weckte, den wir in unzähligen Beispielen kennen, ist richtig; aber falsch und wider die menschliche Natur ist es, dasz nunmehr in allen politischen Fragen nach einem wohlbedachten macchiavellistischen System verfahren worden sei. Die römische Politik ist von Menschen gemacht worden: falscher Idealismus und plumper Realismus, Klugheit und Thorheit, Bosheit und Verlegenheit Einzelner, persönliche Einflüsse aller Art haben daran mit

gearbeitet, und sicher häufig genug und in einer Menge der unendlich verwickelten griechischen Fragen hat ein Zufall entschieden. Dauernd und nicht zufällig aber war Eines, was jedem Groszstaat eignet, die einmal gewonnene Position niemals wieder ganz aufzugeben und, wo das Recht nicht völlig unzweifelhaft ist — und wo ist es dies in der groszen Politik? — rücksichtslos die Macht zu gebrauchen.

Dasz aber dem damaligen Griechenland und der ganzen Welt des Ostens gegenüber mit einfacher Redlichkeit oder auch mit einfacher Gewalt nicht auszukommen war, beweist fast jedes Blatt des vorliegenden Werkes. Hertzberg schildert die Verkommenheit der griechischen Verhältnisse sehr gut, aber wir vermissen einigermaszen die Erklärung für diesen Zustand, welcher in hohem Grade psychologisch interessant ist. Die weltgeschichtliche Bedeutung des Griechentums beruhte darauf, dasz sie zuerst in kleinen Gemeinwesen einen sehr intensiven Patriotismus erzeugten, in dessen Kraft sie so bewundernswerthe Dinge leisteten, wie z. B. im Perserkriege oder wie Athen nach dem Scheitern der sicilischen Expedition. Das begabteste unter den Völkern des Altertums, bildeten sie in ihren vielen Städten und kleinen Staaten eine Fülle individueller Kräfte aus, für welche durch Alexander den Groszen und seine Nachfolger groszartige Schauplätze sich eröffneten. Aber sie hatten nur ein athenisches, spartanisches, korinthisches Staatsgefühl erzeugt, kein allgemein hellenisches; keiner der Groszstaaten aus Alexanders Nachlasz versuchte diese städtischen Staaten unmittelbar seinem Reichskörper einzuverleiben, so wenig als Alexander oder Philipp dies versucht hatte: aber sie alle bedurften der griechischen Intelligenz, deren Pflanzstätten jene städtischen Kleinstaaten waren. Es ist begreiflich, dass diese allgemeine Nachfrage nach griechischer Weisheit, das Werben um griechische Allianzen den hellenistischen Stolz in diesen Kleinstaaten nährte, sie über ihre politische Wichtigkeit täuschte und sie ganz vergessen liesz, wie ihre einzelnen Städte, ihre lockeren und wenig umfangreichen Bünde neben den rings um sie emporgewachsenen Groszstaaten nichts bedeuteten. Dazu kam materieller Verfall, ökonomische Zerrüttung, sittliche Entartung, und dieses Moment ist in dem gegenwärtigen Buche mit dem gebührenden Nachdruck hervorgehoben; es kamen aber noch zwei weitere Momente hinzu, welche die Unbegreiflichkeiten der griechischen Politik begreiflicher machen und sie bis auf einen gewissen Grad entschuldigen: die Erinnerungen aus ihrer groszen Vergangenheit und ihre zügellose Redefreiheit. Hertzberg sagt mit einer Humanität, die uns wohlthuend berührt hat gegenüber der harten und, wir möchten fast sagen, herzlosen Darstellung Mommsens, von den bessern griechischen Staatsmännern, wie Aratos, Philopömen, Lykertas (— er nennt sie die letzten groszen Vertreter einer einst gewaltigen Nation, welchen Ausdruck wir uns nicht aneignen können —): 'dasz Niemand schmerzlicher als sie selbst den tragischen Widerspruch empfanden, der zwischen ihren Gedanken, ihren Worten und ihrer unzulänglichen Kraft bestand.' Von Einzelnen mag dies gelten, aber die grosze Mehrzahl derer, die in Griechenland sich mit Politik befaszten — und wer politisierte dort nicht? — empfand diesen Wider-

spruch nicht, und eben dies war ihr Unglück, dasz sie ihn nicht empfanden. Sie hatten den Kopf von den Erinnerungen aus jenen alten Zeiten voll (classisch dafür Plut. Sulla 13), und die unbeschränkte Redefreiheit, deren sie sich erfreuten, machte ihnen das Prahlen mit diesen alten Zeiten (das σεμνολογεῖσθαι, wie Plutarch an jener Stelle es nennt) zur andern Natur. Die Phrase wuchs ihnen über den Kopf und sie gewöhnten sich daran, Politik mit dem Munde zu machen. Wie es uns in Deutschland gegangen ist, jene glorreiche Vergangenheit spiegelte sich wieder als phantastisches Zukunftsbild und trübte den Blick für die Realitäten der Gegenwart. Es war freilich Wahnsinn, wenn der ätolische Stratege Demokritos dem Flamininus auf sein Verlangen einer Abschrift des Decrets, welches den Antiochus nach Europa berief, erwiederte, er werde ihm dieselbe demnächst aus seinem Lager an der Tiber zufertigen; aber erklären läszt sich solcher Wahnsinn wol, und ähnliche Aeuszerungen aus sehr naher Vergangenheit würden uns nicht fehlen, wenn hier der Ort wäre, dergleichen anzuführen. Dasz diese griechische Ideologie mit dem römischen Realismus in beständige Conflicte kam und sie sich gegenseitig depravierten, ist nicht zu verwundern: die Brutalität der römischen Politik teilte sich, wo es möglich war, den Griechen, die Hinterlist, die Intrigue der griechischen Politik den Römern mit, denen sie von Hause aus fremd war.

Indes wir müssen abbrechen, so interessant es wäre, dem Einflusz nachzugehen, welchen die innere Unwahrheit jener Politik der Phrase, wie sie in dieser kleinstaatlichen Welt getrieben wurde, auf den Charakter der römischen Politik ausgeübt hat.

Wir hören mit Vergnügen, dasz der zweite Band dieses Werkes demnächst erscheinen wird, und hoffen dann Gelegenheit zu haben, uns noch über die Composition des Ganzen zu äuszern und sein Verhältnis zu dem Werke von Finlay klarzustellen. Das culturhistorische Moment ist in diesem ersten Bande verhältnismäszig wenig zu seinem Recht gekommen: der Verf. hatte vielleicht seine Gründe, es ganz in den 2n Band zu verweisen, deren Darlegung wir abwarten wollen. Ist es nicht zu spät noch einen Wunsch auszusprechen, so wäre es der, dasz der Verf. eine etwas reichere Gliederung in zahlreichere und kleinere Capitel belieben möchte. Die langen ununterbrochenen Capitel haben etwas Ermüdendes und erschweren die Aneignung des Stoffes, der ohnehin kein leichtverdaulicher ist, und wir möchten Alles hinweggeräumt sehen, was der Wirkung eines Werkes Eintrag thun könnte, dem wir wünschen, dasz es nicht nur nach Verdienst gelobt, sondern auch, wie es verdient, gelesen werden möge.

Köln. Jäger.

50.
GRIECHENLANDS NEUESTE HANDSCHRIFTLICHE FORSCHUNGEN.

Das kleine Griechenland scheint in neuester Zeit für die gelehrte Welt ein fast gänzlich verschollenes Ländchen zu sein. Zwar bringen von Zeit zu Zeit Europas Zeitungen Kunde von Ministerienwechsel, Kammerauflösung und sonstige unheimliche politische Nachrichten, was aber das geistige Leben desselben betrifft, so scheint es, aus den Zeitungen wenigstens zu urteilen, gänzlich abgestorben zu sein. Und doch lebt daselbst eine nicht unbeträchtliche Zahl von gelehrten Männern, welche fast alle ihre Bildung auf deutschen Universitäten gewannen, und fern von Politik sich mit der Wissenschaft beschäftigend, für das geistige Wohl ihres Landes unermüdlich thätig sind. Die Frucht aber ihrer Forschungen, innerhalb der engen Grenzen zurückgehalten, gelangt nur sehr selten bis zu den fernen geistigen Regionen Europas, und verkümmert ebendeshalb meistens unbekannt und unbeachtet.

Die Ursache dieses Uebels ist nicht so sehr in der Teilnahmlosigkeit Europas zu suchen gegen Alles, was aus dem fernen Griechenland kommt, sondern eher und hauptsächlich in der sehr geringen Verbreitung der Sprache, in welcher solche Forschungen meistens ihren Ausdruck erhalten, denn Europas Gelehrte, welche die besten Jahre ihrer Jugend mit dem Erlernen der altgriechischen Sprache zugebracht, sind nur in seltenen Fällen im Stande, ein neugriechisches Buch geläufig zu verstehen und zu genieszen, und deshalb legen sie ein solches Buch bei Seite, sich des alten Ausspruches erinnernd 'Graeca sunt, non leguntur'. Und doch gibt es unter diesen neugriechischen Schriften manche, welche für des Landes Sitten, Geschichte und Gebräuche von höchster Wichtigkeit sind, sehr viele, welche besonders für den Altertumsforscher fast unentbehrlich sind. —

Schon seit Jahren erscheint in Triest, als der nächsten Hafenstadt Europas dem Oriente zu, eine griechische sehr geschätzte Zeitschrift unter dem Namen der Muse der Geschichte Klio, deren Hauptzweck es ist, in gelungenen Uebersetzungen die christlichen Völker des Orients mit den wichtigsten, sie besonders interessirenden Publicationen und Neuigkeiten der europäischen Presse bekannt zu machen. Dieses für den Orient unschätzbare, wöchentlich einmal in groszem Formate erscheinende Blatt bringt nebenbei von Zeit zu Zeit als Feuilleton kleinere Artikel über allerhand den Orient belehrende Fragen, oft aber auch Artikel, in welchen besonders die neuesten geistigen Forschungen Griechenlands besprochen werden. Und eben diese Artikel sind von solchem Interesse für den Gebildeten, dasz sie, wenn sie in irgend einer dem Europäer geläufigen Sprache geschrieben, gewis das Interesse der gebildeten Welt auf sich ziehen würden; leider sind sie aber griechisch geschrieben und daher für den Europäer so gut wie nicht geschrieben.

Einem nun solcher in letzter Zeit erschienenen Artikel entlehnen wir folgende Data über die allerneuesten handschriftlichen Forschungen Griechenlands, welche gewis auch auszerhalb der engen Grenzen Griechenlands bekannt zu werden verdienen. —

Es war im Jahre 1865, als ein junger Student der Medicin auf der Athener Universität, Constantin Sathas aus Galaxidion, dem alten Amphissa, den lobenswerthen Entschlusz faszte, in seinen Muszestunden die Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben. Nur sehr spärliches Material fand er vor, und bereiste deshalb die umliegenden Provinzen, in den alten Klosterbibliotheken nach alten unbekannten Handschriften für seinen Zweck stöbernd.

Er fand bedeutende Schätze, welche er für seine Zwecke ausbeutete, und so gelang es ihm nach vielen Mühen ein Werk zu Stande zu bringen, welches reich an unedierten handschriftlichen Quellen, mit einer Tabelle der Münzen der Fürsten v. Salona, von der kundigen Hand des Numismatikers Paul Lampros ausgearbeitet, und mit vielen werthvollen Notizen, die er von Prof. Hopf aus Königsberg erhalten, versehen, unter dem Titel: 'Chronikon von Galaxidi oder Geschichte von Amphissa, Naupaktos, Galaxidion, Lidorikion und deren Umgegend, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart (1865)' herausgab. Dieses Erstlingswerk des jungen Gelehrten, welches dessen seltenes Talent zu solchen handschriftlichen Studien reichlich bekundet, wurde mit Recht von der griechischen Presse sehr beifällig aufgenommen, es eröffnete ihm ein weites Feld interessanter Forschungen und bewog ihn, auf Antrieb der angesehensten Gelehrten Griechenlands, der Medicin auf immer Lebewohl zu sagen und sich ganz diesen Untersuchungen zu widmen. So finden wir ihn nach wenigen Monaten auf Staatskosten die Ionischen Inseln und die benachbarten Provinzen Akarnaniens bereisend und in den öffentlichen sowol als Privat-Bibliotheken die seit Jahrhunderten bestäubt und unbeachtet daliegenden Handschriften copierend. Nach zweimonatlicher Abwesenheit kehrte er reich an unedierten Schätzen nach Athen zurück und legte sich gleich mit Eifer an die Bearbeitung des gesammelten Materials, wovon er nach zwei Jahren einen Teil auf Staatskosten unter dem Titel von 'Griechischen unedierten Handschriften (1867)' herausgab. — Das ganze Werk besteht aus zwei Bänden, wovon der erste Band auf 382 Seiten ein unediertes Gedicht der Bibliothek des Königs von Italien aus dem 15n Jahrhundert enthält, das aus 4420 Versen bestehend, in der vulgären griechischen Sprache der damaligen Zeit abgefaszt ist.

Dieses Gedicht, dessen Autor der aus Zanthe gebürtige Johannes Koronaeos ist, beschreibt ausführlich die Heldenthaten des Mercurius Bua aus Epirus, aus der bekannten Familie der Bua, welche im 14n Jahrhundert Epirus, Akarnanien und Aetolien beherschte. Mercurius Bua zog mit 500 griechischen Reitern gegen Ende des 15n Jahrhunderts nach Europa, wo er von 1476—1527 als einer der tapfersten Heerführer in Belgien, Bayern und besonders in Italien im Dienste der verschiedenen Herscher stand. Er eroberte in verschiedenen Schlachten mehr als

dreiszig feindliche Fahnen; viele Herscher erhoben ihn in den Ritterstand. Der König von Frankreich und der Kaiser von Deutschland erhoben ihn zu einem Grafen und Feldherrn der leichten Cavallerie, und die Republik Venedig verlieh ihm sogar den höchsten Titel eines Imperators. — Diesem Gedichte des 15n Jahrhunderts hat der Herausgeber eine lesenswerthe Einleitung vorausgeschickt, in welcher er aus anderen italienischen Schriften der nemlichen Zeit zu beweisen sucht, dasz, was Koronaeos über Mercurius Bua berichtet, wahr und richtig sei, und dasz wahrscheinlich Koronaeos nach den eigenen Angaben des Bua selbst gedichtet habe. Da nun die Erzählung des Koronaeos mit dem Jahre 1517 zu Ende geht, so versucht er aus anderen Quellen die folgenden Lebensschicksale des Helden zu ergänzen bis zu dessen in Treviso erfolgtem Tode, wo er auch begraben liegt unter einem prächtigen marmornen Mausoleum von der Hand des Antonio Lombardi. — Der Herausgeber erzählt uns ferner die Lebensschicksale auch anderer Glieder aus demselben Hause der Bua, und gelangt zu dem Resultate, dasz die heut zu Tage mächtige Familie der Griva in Akarnanien wahrscheinlich von jener alten epirotischen Familie Bua abstamme. — Auszer diesem Gedichte des 15n Jahrhunderts enthält der erste Band der griechischen Handschriften ein kleines Ineditum aus einer Privatbibliothek der Insel Zante unter dem Titel Atzolos Sumenis Aufstand des Landvolks der Insel Zante, welcher geschehen im Jahre 1628 (Ἀτζόλου Coυμένη ῥεμπελιό τῶν ποπολάνων τοῦ νηςίου τῆς Ζανύνθου, ὁποῦ ἔγεινεν εἰς τούς 1628), sowie noch ein Tagebuch des Zanteoten Mátesi (1684—1699), welches besonders interessante Data gibt über den Feldzug des Francesco Morosini in Griechenland. Diese zwei kleineren Aufsätze des 17n Jahrhunderts sind abgesehen vom historischen Werthe besonders interessant für das Studium der griechischen vulgären Sprache der damaligen Zeit. — Der zweite Band der unedierten griechischen Handschriften, aus 350 Seiten bestehend, enthält ein jambisches Gedicht, welches in gelungenen Versen die Kämpfe des (von 1644—1669) fünfundzwanzigjährigen Krieges zwischen Venetianern und Türken auf der Insel Kreta verherlicht. Es ist gedichtet von einem gewissen Athanasios Skleros, Stabsarzte im venetianischen Heere, der deshalb auch Theilnehmer an den meisten Kämpfen war. Der gelehrte Herausgeber dieses interessanten Gedichts fügte demselben eine gröszere Einleitung bei, in welcher er aus unedierten handschriftlichen Quellen die noch in manchen Puncten dunkle mittelalterliche Geschichte dieser glorreichen Insel zu beleuchten trachtet: besonders über den Aufstand des Karykt im Jahre 1091 und die Einsetzung der zwölf byzantinischen Archonten, ferner über den Aufstand des Johannes Gabalá im Jahre 1462 und den Verrath des Juden David Maurogonat. —

Dies sind die handschriftlichen Publicationen, die bis jetzt der talentvolle und strebsame junge Gelehrte herausgab; seine Mappe aber enthält noch sehr viele interessante Schätze, die hoffentlich in nicht zu langer Zeit ebenfalls erscheinen werden. Das Werk aber, welches bestimmt ist, ihm einen bleibenden Ruhm unter den griechischen Gelehrten

zu sichern, obgleich bis jetzt allerdings nur ein verhältnismäszig kleiner Teil derselben erschienen ist, ist die 'Geschichte der Philologie, der Kirche und der Armatolen des unter dem Joche der Türken schmachtenden Griechenland (1453—1821)'. Bekannt ist es, wie, als der mächtige Türke nach Besiegung der umliegenden Provinzen auf die noch dampfenden und bluttriefenden Ruinen der alten Kaiserstadt das siegreiche Banner des Propheten aufpflanzte, alles politische, geistige und wissenschaftliche Leben gänzlich aufhörte. Alles floh vor dem Schwerte des Eroberers und zerstreute sich in aller Herren Länder, und was zurückblieb, beugte geduldig den Nacken in grenzenloser Knechtschaft. Italien wurde besonders von diesen unglücklichen Flüchtlingen förmlich überschwemmt, hier liesz sich der intelligentere Teil derselben nieder und fristete sein kümmerliches Leben, indem sie ihre gastfreundlichen Schützer an den geistigen und künstlerischen Schätzen teilnehmen lieszen, welche sie in so reichlichem Masze von ihrer Heimat mitgebracht hatten.

Europa lag damals zu einem groszen Teile im Dunkel der Unwissenheit begraben; kaum waren jene Jahrhunderte vorüber, die Leibniz einmal treffend als secula ineptissima bezeichnet hat. Aber sie waren vorüber und schon begann von Italien aus das neue Licht aufzugehen; deshalb strömten massenweise die edleren Naturen zu diesen Fremdlingen, welche jetzt in ihrer süszlockenden Sprache so Vieles von der Pracht und Herlichkeit der Künste ihrer Vorfahren, von der tiefen Weisheit derselben zu erzählen wusten; sie hingen an ihren Lippen und sogen mit Begeisterung die Worte, welche begeistert ein längst vergessenes Volk verherlichten, ein Volk, welches man zu verachten gelernt hatte, weil man nur die Jahre seines Verfalles und seiner Erniedrigung kannte. Jetzt erst lernte Europa das altgriechische Volk schätzen, nachdem es von diesen Flüchtlingen gelernt hatte dessen erhabene Producte der Poesie, Geschichte und Philosophie in ihrer Ursprache zu verstehen und zu genieszen.

Ein neuer Geist bewegte das Abendland; Alles was den Stempel des Altertums an sich trug, wurde mit Ehrfurcht angestaunt. Fleiszig fieng man an, die früher unbeachteten Reste alter Kunst zu sammeln. Man vertiefte sich in deren Anblick, man trachtete sie nachzuahmen, und so entwickelte sich in Kunst und Wissenschaft ein glänzendes, groszartiges Leben, welches für alle Zeit unverlierbare Früchte getragen. Indem nun diese Männer nach dem fernen Europa auswanderten und dort als Vorkämpfer für ihr unterm Türkenjoche schmachtendes Vaterland allen Mühen und Entbehrungen sich aussetzten, gab es eine nicht geringere Anzahl von Männern, welche in ihrem Vaterland blieben, sich innerhalb der engen Mauern von Klöstern und geheiligten Asylen einschlossen und hier fern von der Welt mit Wort und That demselben edlen Zwecke zustrebten.' — Die Geschichte der griechischen Kirche dieser Jahre der Knechtschaft ist die politische Geschichte des griechischen Volkes. Die Klöster waren ähnlich wie im Occident in den Jahren der Drangsale die einzigen Zufluchtstätten, in welche sich Wissenschaft und Kunst von den verödeten Städten und Auen zurückzog,

und wo glücklicheren Nachkommen das Vermächtnis ihrer Väter ungeschmälert und unversehrt aufgehoben ward. Religion, Sprache und Kunst erhielten sich durch vier volle Jahrhunderte innerhalb dieser geweihten Stätten und traten, fast könnte man sagen, als märchenhafte, längst vergessene Schatten nach langer Knechtschaft wieder ans Tageslicht. Nichts war daran verändert, nichts verloren, und mit Freuden konnten die Nachkommen das Erbe ihrer Ahnen antreten. — Während nun die Gelehrten und die Priester auf solche Weise für die Wiedergeburt ihres theuren Vaterlandes kämpften, kämpften die Armatolen volle vier Jahrhunderte mit den Waffen in der Hand gegen ihre Unterdrücker. Bald hier, bald dort, ohne Haus und Hof, ohne Weib und Kind, zogen sie von Berg zu Berg, von Schlucht zu Schlucht und erkämpften sich mit dem Schwerte ihr Leben Tag um Tag. Auf das Anschaulichste tritt vor unsere Augen das Bild ihrer Abenteuer, wenn wir ihre Sagen und Märchen uns vorerzählen, ihre Lieder uns vorsingen lassen. Wir bewundern ihre rührende Vaterlandsliebe, ihre aufopfernde Treue, mit der sie an ihrer väterlichen Religion, ihren väterlichen Sitten und Gebräuchen hängen, ihren tödtlichen Hasz gegen ihre Unterdrücker. Jährlich zu Ostern versammeln sie sich beim Osterlamme und unter Gesängen und Tänzen wird auf eine baldige Befreiung ihres Vaterlandes getrunken. Es sind die alten Sitten und Gebräuche, welche uns aus den Schriften der alten Griechen bekannt, es ist die Sprache, welche uns von unserm Jünglingsalter lieb und theuer geworden. —

Das sind nun die drei Teile, in welche mit Recht der Verfasser die Geschichte des unterm Türkenjoche schmachtenden Griechenlands einteilt: Die geistige, die kirchliche und die kriegerische Geschichte. — Davon ist bis jetzt nur der erste Teil erschienen unter dem Titel der 'Neugriechischen Philologie oder Biographieen der in der Wissenschaft hervorragenden Griechen von dem Falle des byzantinischen Reiches bis zur Wiedergeburt Griechenlands (1453—1821).'

Dieses Werk, aus mehr denn 50 typographischen Bogen bestehend und die Biographieen von mehr als 1500 griechischen Gelehrten enthaltend, wovon ein groszer Teil bis jetzt unbekannt war, wurde mit Recht am 7 Mai vorigen Jahres in der öffentlichen Sitzung der Universität Athen, unter Anwesenheit des Königs und einer zahlreich versammelten Menschenmenge, feierlichst gekrönt. Es ist der erste wissenschaftlich ausgearbeitete Versuch der bis jetzt so vernachlässigten Geschichte der neugriechischen Philologie, und deshalb wird es den spätern Forschern als eine willkommene Basis dienen weiterer und ausführlicher Arbeiten.

Athen. Dr. P. Pervanoglu.

51.
NOCH EIN INSTRUCTIVER WIDERSPRUCH.

Zu den Band 96 S. 393 ff. angeführten und den von **Ameis** in seiner trefflichen Ausgabe der Ilias zu A 424 verzeichneten instructiven Widersprüchen moderner Dichter, die eine passende analoge Anwendung auf Homer zulassen, erlaube ich mir noch folgenden Widerspruch aus **Shakespeares Hamlet** zu fügen, auf den meines Wissens bisher noch Niemand aufmerksam gemacht hat. Er beweist neuerdings, dasz poetische Erzeugnisse ihrem Ursprung und Wesen gemäsz nicht blosz mit dem kritischen Verstande, sondern auch mit empfindender Seele gelesen und aufgefaszt sein wollen.

In der 1n Scene des 1n Actes ist nemlich zwischen Bernardo, Marcellus und Horatio die Rede von dem Geiste, der sich bereits wiederholt gezeigt; in der 2n Scene erzählen sie auch Hamlet davon, der nun voll Begierde kaum die Ankunft der Nacht erwarten kann, um die Wahrheit jener Aussage und noch mehr zu erfahren. Die 4e und 5e Scene darauf enthalten, wie der Geist dem Hamlet selbst erschienen und welch schreckliche Mitteilungen er ihm machte, die genau das bestätigten, was Hamlet und mit ihm die Zuschauer längst vermuteten. Es folgt der 2e Act, der die Handlung weiter führt zur Peripetie im 3n Act. Hier nun, im berühmten Monologe Hamlets, 'Sein oder Nichtsein', heiszt es (nach v. Schlegels Uebersetzung):

'Wer trüge Lasten
Und stöhnt' und schwitzte unter Lebensmüh'?
Nur dasz die Furcht vor etwas nach dem Tod —
Das unentdeckte Land, von desz Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt — den Willen irrt,
Dasz wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen als zu unbekannten fliehn.'

Stehen nicht die unterstrichenen Worte im flagranten Widerspruch mit dem selbsterlebten Ereignis? Ist nicht Hamlets Vater wiederholt aus jenem 'unentdeckten Land' zurückgekehrt? Gleichwol, welcher Zuschauer oder Leser merkt bei der im Fortschreiten stets mehr spannenden und erschütternden Handlung diesen Widerspruch? Man wende nicht ein, dasz die Worte: 'das unentdeckte Land — wiederkehrt' — nur ein nochmaliges Wiederaufleben des ganzen Menschen bedeuten, im Gegenteil: dieser Ausspruch ist von dem 'Volksdichter' Shakespeare dem Vorstellungskreise des 'Volkes' entnommen, welches denselben Widerspruch hegt, indem es einerseits an Gespenster glaubt, anderseits aber annimmt, dasz Keiner mehr, auch nicht als Geist, aus dem 'unentdeckten Land' zurückkehrt und über dasselbe oder über dunkle Dinge auf Erden Aufschlusz gibt. 'Die guten Geister mögen, die bösen dürfen nicht wieder her' — das ist des Volkes Ansicht.

Wenn Ameis a. a. O. auch die Stelle vom Blitzableiter in Schillers Wallenstein anführt, so ist das kein Widerspruch in unserm Sinne, d. i. des Dichters mit sich selbst in demselben Werke, sondern ein Anachronismus.

EICHSTÄDT. GROSZ.

52.

HÜLFSBUCH FÜR DEN EVANGELISCHEN RELIGIONSUNTERRICHT IN GYMNASIEN VON LIC. DR. W. A. HOLLENBERG, DIRECTOR DES KGL. GYMNASIUMS ZU SAARBRÜCK. NEUNTE AUFLAGE. Berlin 1868, Verlag von Wiegandt und Grieben. 304 S. 8.

Es ist eine längst anerkannte Thatsache, dasz die Schriften des nunmehrigen Gymnasialdirectors Dr. Hollenberg einen gesunden, milden evangelischen Geist athmen, dem der Ernst und die Tüchtigkeit wissenschaftlicher Grundlage zur Seite steht. Wenn damit pädagogisches Geschick und jahrelange praktische Erfahrung verknüpft ist, so dürfen wir von vornherein darauf rechnen, dasz solche Bücher sich Bahn brechen in Lehrer- und Schülerwelt, soweit letztere dabei ihr Wort mitspricht. Wir freuen uns, hiermit die neunte Auflage des Hülfsbuches für den Religionsunterricht anzeigen zu können, und erinnern uns dabei noch recht genau der Zeit, als jenes Hülfsbuch vor c. 10 Jahren in seiner ersten Ausgabe in unsere Hand und unsern Gebrauch kam. Den Plan und Gang des Buches hat der Herr Verfasser nicht geändert. Wir dürfen denselben als bekannt voraussetzen. Die neue Auflage enthält aber weit mehr Religion als Theologie, besonders ist die Stimme der Kritik verstummt. Bei Abschnitt VI 'Zur Glaubenslehre' bedauern wir, dasz derselbe auf den Raum von Seite 248 bis 282 beschränkt ist. Hier ist der Stoff, der den heranreifenden Jünglingen zum ersten- und Vielen auch zum letztenmale den evangelischen Glaubensinhalt in wissenschaftlichem Gewande darstellt, gar zu knapp bemessen. Wir haben dabei insbesondere von § 184 an das Gebiet christlicher Ethik im Auge. 'Die belebenden und ausführenden Materialien' sollen allerdings nach des Herrn Verfassers eigenem Worte anderweit entnommen werden. Für preuszische Gymnasien ist der Umstand besonders wichtig, dasz bei dieser neunten Auflage der kürzlich veröffentlichte Musterlehrplan hat berücksichtigt werden können. Hierauf möchten wir noch ganz besonders aufmerksam machen. — Druck und Papier sind — wie bekannt — angemessen.

M. Sch.

ZWEITE ABTEILUNG
FÜR GYMNASIALPÄDAGOGIK UND DIE ÜBRIGEN LEHRFÄCHER

MIT AUSSCHLUSZ DER CLASSISCHEN PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. HERMANN MASIUS.

(28.)
DER JETZIGE STANDPUNCT DER KRITIK UND ERKLÄRUNG SCHILLERS.

(Fortsetzung von S. 309.)

IV S 2. Zu der Anordnung des Liedes wäre wol noch zu bemerken gewesen, dasz in den Chorgesängen allemal Gott als der Geber der Freude gepriesen wird. In der älteren Fassung kommt in jedem derselben mit Ausnahme des letzten der Ausdruck 'Sterne' vor.

S. 5. Warum Düntzer die Annahme, dasz Einer der Sympathie sich entziehen könne, auffällig nennt, sehe ich nicht ein. Der Egoismus, auf den Schiller in dieser Strophe hindeutet, ist leider ein allzuverbreitetes Laster. Schiller äuszert sich deutlicher in den 'Philosophischen Briefen' (X S. 285 f.): 'Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume und jedes entlegene Gestirn, jeden Wurm und jeden geahndeten höhern Geist an den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur, gleich unsrer Geliebten. Du verstehst mich, mein Raphael. Der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Grösze, Vortrefflichkeit im Kleinen und Groszen der Natur aufzulesen, und zu dieser Mannigfaltigkeit die grosze Einheit zu finden, ist der Gottheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerflieszt in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäsze jeder Einzelne die Welt. — Die Philosophie unserer Zeiten — ich fürchte es — widerspricht dieser Lehre. Viele unserer denkenden Köpfe haben es sich angelegen sein lassen, diesen himmlischen Trieb aus der menschlichen Seele hinwegzuspotten, das Gepräge der Gottheit zu verwischen, und die Energie, diesen edeln Enthusiasmus im kalten, tödtenden Hauch einer kleinmütigen Indifferenz aufzulösen. Im Knechtsgefühle ihrer eigenen Entwürdigung haben sie sich mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens,

dem Eigennutz, abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihren begrenzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben sie ihre trostlose Lehre gesponnen, und ihre eigene Beschränkung zum Maszstabe des Schöpfers gemacht — entartete Sklaven, die unter dem Klang ihrer Ketten die Freiheit verschreien.' Dann nennt er Swift als den Prediger des Egoismus. Ein solcher Egoist ist auch sein Franz Moor. Während er dem alten Moor in Betreff Karls die Worte in den Mund legt: 'Alle diese schönen, glänzenden Tugenden werden ihn dereinst zu einem warmen Freund eines Freundes . . machen (I 1), sagt er in der Theaterausgabe (Hoffmeister, Nachlese I S. 59): 'Den Bund der Seelen will ich zerreiszen, da er mich ausschlieszt. — 'Der Unbekannte' ist ein aus Apostelgeschichte 17, 23 entlehnter Ausdruck. Schiller gebraucht ihn auch in den Künstlern:

Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten.

Ebd. Str. 3:

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur.

Vgl. Jes. 66, 11: Denn dafür sollt ihr saugen und satt werden von den Brüsten ihres Trostes. Schiller gebraucht dieses Bild öfter. Kabale und Liebe II 1: Die an den Brüsten der Majestät trinken. Wallensteins Tod III 18: Er sog
Sich schwelgend voll an meiner Liebe Brüsten.

Don Carlos (Hoffmeister, Nachlese II S. 15):

Ihr müsztet in dem Himmelstrich des Thrones
Erzogen worden sein und an den Brüsten
Des Glücks gelegen haben.

Reinhold Köhler macht mich darauf aufmerksam, dasz Schiller zu diesem Gedichte durch das Gedicht von Uz, welches den gleichen Namen und das gleiche Versmasz hat, angeregt worden sein möchte.

S. 12, Ged. 26. Das Gedicht 'Die unüberwindliche Flotte' ist wirklich nicht original, sondern nach einem älteren lateinischen Gedichte gemacht, welches in Gödekes kritischer Ausgabe mitgeteilt werden wird.

S. 26, Str. 15*:

Besticht man dich mit blutendem Entsagen?

Vgl. 'Resignation' Str. 8:

'Gib mir das Weib, so theuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir!
Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen.'
Ich risz sie blutend aus dem wunden Herzen,
Und weinte laut und gab sie ihr.

Und 'Götter Griechenlands' Str. 7*:

Finster, wie er selbst, ist seine Hülle,
Mein Entsagen — was ihn feiern kann.

Ebd. Str. 16*:

Er hat auf immer seinen Lohn dahin.

Matth. 6, 2: Wahrlich, ich sage euch: Sie haben ihren Lohn dahin.

S. 28, Str. 1:

Auch ich bin in Arkadien geboren.

Woher diese im vorigen Jahrhundert geläufige Redensart stammt, vermag ich nicht nachzuweisen. Schiller schreibt einmal an Körner (Weimar, 8 December 1787): 'Er (Reinhardt in Meiningen) malt jetzt eine grosze Landschaft in Oel zu dem et ego in Arcadia. Mir wird er die kleinere Anlage, auch in Oel, zum Geschenk machen.'

Ebd.

Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeschworen.

Vgl. Schiller und Lotte S. 471 (ein Brief Schillers von seinem Geburtstage, den 10 November 1789): 'Was läge mir an meiner Geburt, wenn ich nicht zur Freude geboren wäre?'

S. 29, Str. 3:

Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit.

Vgl. auszer der von Düntzer angeführten Stelle noch Kabale und Liebe V 1: Die schreckliche Brücke zwischen Zeit und Ewigkeit. Briefwechsel mit Körner I S. 16: Jener Kupferstich ist finster wie die Ewigkeit.

Ebd.

Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke.

Vgl. Kabale und Liebe IV 7: Ich hatte meinen ewigen Anspruch auf die Freuden der Welt zerrissen.

S. 34, Str. 13:

Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen,
Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
Der Meldung that von der Vergelterin?

Vgl. Lucas 16, 30: Er aber sprach: Nein, Vater Abraham; sondern wenn einer von den Todten zu ihnen gienge, so würden sie Busze thun.

S. 35, Str. 18:

Du hast g e h o f f t, dein Lohn ist abgetragen.

Vgl. Räuber V 1. Franz: Ich weisz wol, dasz derjenige auf Ewigkeit hofft, der hier zu kurz gekommen ist, aber er wird garstig betrogen.

S. 39, Str. 1:

An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet.

Vgl. 'Die Triebfedern':

Freude, führe du mich immer am rosigen Band!

Ebd.

Da man deine Tempel noch bekränzte,
V e n u s A m a t h u s i a!

Vgl. Bürgers 'Nachtfeier der Venus', welche Schiller in seinem 'Triumph der Liebe' nachahmte:

Nymphen, rein wie du an Sitte,
Du, o keusche Delia,
Sendet dir mit Grusz und Bitte
V e n u s A m a t h u s i a.

Ebd. Str. 2:

An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur.

Vgl. 'Die Ideale' Str. 4:

So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust.

S. 40, Str. 3:

Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.

Vgl. das Gedicht (von Schiller?) 'An Gott' (Anthologie von Bülow S. 171):

Des Morgens, wann den Berg herauf,
In stiller Majestät,
Die königliche Sonne steigt.

S. 41 Anm. 1. Die Form Cythere für Cytherea (die sich nur einmal bei Manilius, mit langem y, findet) hat Schiller bei der Ueberarbeitung seiner Uebersetzung aus Vergil zu beseitigen gesucht. Vgl. Neue Thalia I S. 142 (Dido. Str. 23):

Ihr winkt Cythere zu mit hochzufriednen Blicken.

Jetzt:

Ihr winkt die Andre zu mit hochzufriednen Blicken

(von Hoffmeister übersehen). Ferner Str. 6:

Cytherens Freuden dir versagen?

Jetzt:

Der Venus süsze Freuden dir versagen?

Str. 19:

Cytherens Blick durchdrang der Rede list'gen Sinn.

Jetzt:

Idalia durchdrang der Rede list'gen Sinn.

Str. 43:

Die liebliche Cythere.

Jetzt:

Die Göttin von Cythere.

Ebd. Anm. 3. Die falsche Messung Hyperīon findet sich noch zwei Mal in der Semele:

Voll Ernst sein Gang und majestätisch, wie
Hyperions, wenn Köcher, Pfeil' und Bogen
Die Schultern niederschwirren.

und:

Eh noch Hyperion in Tethys Bette steigt.

S. 49, Str. 9:

Damals trat kein gräszliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden; ein Kusz
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius.

Vgl. Kabale und Liebe V 1: Nur ein heulender Sünder konnte den Tod ein Gerippe schelten; es ist ein holder, niedlicher Knabe, blühend wie sie den Liebesgott malen.

S. 58[b]: Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Damit hat schon Boas die Stelle verglichen (Hoffmeister, Nachlese IV S. 223): Die Griechen malten ihre Götter nur als edlere Menschen und näherten ihre Menschen den Göttern. Der Gedanke ist aus Lessing entlehnt; in seinem 'Laokoon' heiszt es: Longin sagt, es komme ihm öfters vor, als habe Homer seine Menschen zu Göttern erhoben, und seine Götter zu Menschen herabsetzen wollen.

S. 72, Nr. 1:
Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige.

Dem Dichter schwebten wol Stellen aus Klopstock vor, wie 'An den Erlöser':
Zeig mir die Laufbahn, wo an dem fernen Ziel
Die Palme wehet!

und besonders 'An Young':
Stirb, prophetischer Greis, stirb! denn dein Palmenzweig
Sproszte lang schon empor.

S. 79, Str. 5:
Die, eine Glorie von Orionen
Ums Angesicht, in hehrer Majestät usw.
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor uns da.

Schiller dachte an die Erzählung vom Phaëthon bei Ovid II V. 23—25:
Purpurea velatus veste sedebat .
In solio Phoebus claris lucente smaragdis.

V. 40 f.:
At genitor circum caput omne micantes
Deposuit radios.

Der Ausdruck 'Orionen' ist Klopstockisch, Messias I V. 599 f.:
Indem auf ihren Gebirgen
Gleich Orionen sie wandeln.

II V. 776 f.:
Ihn schreckte der Glanz und die fliegenden Donner
Gegen ihn wandelnder Orione.

V V. 575:
Und am Himmel herunter die Orionen in Jubel.

VI V. 491 f.:
Ich sah sie geboren
Werden, die Orione, ich weisz, was jedes Jahrtausend
Auf den Orionen vor Wunder geschah'n!

VII V. 6:
Ihn, ihn segnen die Orione.

XI V. 893:
Sie glänzten wie Orione.

XIII V. 11 ff.:

Auf einen der Orione
Hatt' er lange sein Auge geheftet. Da geuszt der Orion
Farben aus und Strahlen.

XVIII V. 361 f.:

Auf steigenden Flügeln
Trugen ihn Orionen empor.

Ebd.

Die — verzehrend über Sternen geht.

Vgl. Uz' Gedicht auf den Tod des Majors von Kleist, Str. 7:

Und über Sternen geht der Held.

Ebd. Anm. 1. V. 10 wird wol ursprünglich nicht gelautet haben: 'Sieht man sie kindisch vor uns stehn', sondern: 'Sieht man sie kindisch uns entgegen gehn.' Die betreffenden Worte Schillers lauten (Briefwechsel mit Körner II S. 13): 'Um dem Worte kindisch auszuweichen: «sieht man sie kindisch usw.» will ich setzen: wird sie zum Kind, dasz Kinder sie verstehen, und alsdann: «wird dort als Wahrheit uns entgegen gehen» (weil stehen sich nicht auf verstehen reimen darf). Sonst gewinne ich bei dieser Veränderung auch noch, dasz vor uns stehen in dieser Strophe nicht zweimal wiederholt wird.' Nach Düntzers Conjectur würde aber 'vor uns stehen' dreimal wiederholt worden sein, denn Düntzer hat übersehen, dasz es schon einmal vorkommt in dem Verse:

Steht sie als Schönheit vor uns da.

Ebd. V. 12 lautete nicht: Wird dann als Wahrheit vor uns stehn, sondern: Wird dort als Wahrheit vor uns stehn.

S. 81:

Hier schwebt sie mit gesenktem Fluge
Um ihren Liebling.

Vgl. Klopstocks Messias XI V. 810 f.:

Als er so in der Tiefe des Herzens flehte, da nahte
Abdiel sich, und schwebt' um ihn mit leiserem Fluge.

S. 84:

Ein unermess'ner Bau, im schwarzen Flor der Nacht,
Nächst um ihn her, mit mattem Strahl beschienen,
Ein streitendes Gestaltenheer,
Die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten,
Und ungesellig, rauh wie er,
Mit tausend Kräften auf ihn zielten,
So stand die Schöpfung vor dem Wilden.

Auszer den von Viehoff beigebrachten Parallelstellen vgl. Schiller XII S. 282: 'Umgeben von zahllosen Kräften, die alle ihm überlegen sind und den Meister über ihn spielen, macht er (der Mensch) durch seine Natur Anspruch, von keiner Gewalt zu erleiden.' Hoffmeister, Nachlese IV S. 542: 'Dem Menschen, im Zustand der Kindheit, wo die Einbildungskraft am ungebundensten wirkt, ist alles schreckhaft, was ungewöhnlich ist. In jeder unerwarteten Erscheinung der Natur glaubt er einen Feind zu erblicken, der gegen sein Dasein gerichtet ist, und der Erhaltungstrieb

ist sogleich geschäftig, dem Angriffe zu begegnen. Der Erhaltungstrieb ist in dieser Periode sein unumschränkter Gebieter, und weil dieser Trieb ängstlich und feig ist, so ist die Herschaft desselben ein Reich des Schreckens und der Furcht. Der Aberglaube, der in dieser Epoche sich bildet, ist daher schwarz und fürchterlich, und auch die Sitten tragen diesen feindseligen, finstern Charakter. Man findet den Menschen früher bewaffnet als bekleidet, und sein erster Griff ist an das Schwert, wenn er einem Fremdling begegnet.'

S. 87, Str. 10:

> Gefällig strahlte der Krystall der Wogen
> Die hüpfende Gestalt zurück.

'Krystall' bedeutet Spiegel, wie 'Im October 1788':

> Schöner in der Dichtung Krystall die Wahrheit sich spiegelt.

Ebd.

> Zu edel schon, nicht müszig zu empfangen,
> Schuft ihr im Sand — im Thon den holden Schatten nach,
> Im Umrisz ward sein Dasein aufgefangen.
> Lebendig regte sich des Wirkens süsze Lust —
> Die erste Schöpfung trat aus eurer Brust.

Vgl. Schiller XII S. 300: 'Der nachahmende Bildungstrieb, der keinen Eindruck erleiden kann, ohne sogleich nach einem lebendigen Ausdruck zu streben, und in jeder schönen oder groszen Form der Natur eine Ausforderung erblickt mit ihr zu ringen.'

S. 90, Str. 13:

> Zum ersten Mal genieszt der Geist,
> Erquickt von ruhigeren Freuden,
> Die aus der Ferne nur ihn weiden,
> Die seine Gier nicht in sein Wesen reiszt,
> Die im Genusse nicht verscheiden.

Zu den von Viehoff beigebrachten Parallelstellen vgl. noch Schiller XII S. 112: 'Die Natur selbst ist es, die den Menschen von der Realität zum Scheine emporhebt, indem sie ihn mit zwei Sinnen ausrüstete, die ihn blosz durch den Schein zur Erkenntnis des Wirklichen führen. In dem Auge und dem Ohr ist die andringende Materie schon hinweggewälzt von den Sinnen, und das Object entfernt sich von uns, das wir in den thierischen Sinnen unmittelbar berühren. Was wir durch das Auge sehen, ist von dem verschieden, was wir empfinden; denn der Verstand springt über das Licht hinaus zu den Gegenständen. Der Gegenstand des Takts ist eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenstand des Auges und des Ohrs ist eine Form, die wir erzeugen. So lange der Mensch noch ein Wilder ist, genieszt er blosz mit den Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins in dieser Periode blosz dienen. Er erhebt sich entweder gar nicht zum Sehen, oder er befriedigt sich doch nicht mit demselben. Sobald er anfängt, mit dem Auge zu genieszen, und das Sehen für ihn einen selbständigen Werth erlangt, so ist er auch schon ästhetisch frei, und der Spieltrieb hat sich entfaltet.' Zu Schillers Erklärung der Worte:

Die seine Gier nicht in sein Wesen reiszt

vergleiche man noch die Auseinandersetzung in dem Briefe an Reinwald vom 14 April 1783: 'Der ewige innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen, dasselbe in sich hinein zu schlingen, es an sich zu reiszen, ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe — vom sanften Händedruck und Kusse bis zur innigsten Umarmung — so viele Aeuszerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens?' Und zu dem Verse:

Die im Genusse nicht verscheiden

vgl. Schiller X S. 79: 'Die Reize der Sinne sterben mit ihrer Befriedigung.'

S. 92, Str. 14. Die bekannte Ovidische Stelle Met. I 78—86 setzte Schiller vor seine Abhandlung 'über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen' als Motto (Schiller von Gödeke I S. 138).

Ebd. Str. 15:

Begraben in des Wurmes Triebe.

Vgl. 'An die Freude' Str. 3:

Wollust ward dem Wurm gegeben.

Nach dieser Parallelstelle würde der Dichter also in dem Lied 'An die Freude' in der angezogenen Strophe, wie in dem Platonischen Gastmahl auf drei Abstufungen der Liebe hinweisen, die thierische Wollust, die aus Sinnlichkeit und Geist gemischte Liebe des Menschen und die reine 'Geisterliebe' des Cherubs, die im Anschauen Gottes besteht.

S. 95, Str. 17:

Vom Eumenidenchor geschrecket
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied.

Wilhelm von Humboldt hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, dasz hierin eine Anspielung auf die Sage von Ibycus liege. Düntzer scheint Bedenken zu tragen eine solche Anspielung anzunehmen, da er weder hier noch bei der Erklärung der Ballade derselben erwähnt, doch ist die von Düntzer am letztern Orte angeführte Stelle aus Plutarch, die Schillern sehr wohl bekannt sein konnte, da Plutarch schon frühe sein Lieblingsschriftsteller war, zu ähnlich, um übersehen zu werden. Der Dichter nahm eben das evidenteste Beispiel von dem Einflusz der Poesie auf die Sittlichkeit voraus.

S. 96, Str. 18. Zu Schillers Erläuterung vgl. Schiller XII S. 294: 'Er will haben, dasz in dem groszen Weltlaufe Alles wie in einer guten Wirthschaft geordnet sei, und vermiszt er, wie es nicht wohl anders sein kann, diese Gesetzmäszigkeit, so bleibt ihm nichts anders übrig, als von einer künftigen Existenz und von einer andern Natur die Befriedigung zu erwarten, die ihm die gegenwärtige und vergangene schuldig bleibt.'

S. 98, Str. 18. Wenn Schiller auch nicht an die verschiedene Deutung der sogenannten Gruppe von St. Ildefonso als Kastor und Pollux und als Tod und Schlaf dachte, von der wir nicht wissen, ob sie ihm bekannt war, so hat ihm doch sicher die bekannte Lessingsche Abhand-

lung 'wie die Alten den Tod gebildet', auf die er häufig anspielt, vorgeschwebt. Anders läszt sich der Ausdruck 'mit umgestürztem Lichte' nicht erklären. Er hat also noch mehr Gleichnisse an dieser Stelle gehäuft, als man ihm bisher vorgeworfen hat. Die Ossianische Stelle ist aus dem Gedicht Luthullin: Death stands dim behind thee, like the darkened half of the moon behind its groning light! Schillern war dieses Gedicht zunächst aus Lottens Uebersetzung in Erinnerung, deren er im Jahre 1788 in einem Billet an Lotte erwähnt (Schiller und Lotte S. 61): 'Ich habe heute schon recht oft Ihrer gedacht und in Ihrem Onchullin (l. Luthullin) habe ich auch gelesen. Es sind Feinheiten in gewissen Stellen der Uebersetzung, die das Gepräg Ihrer Seele tragen und vielen Andern würden entgangen sein.'

S. 112, Str. 27:

> Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
> Wird er in euren Armen erst sich freun,
> Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet,
> Zum Kunstwerk wird geadelt sein.

Zu den von Viehoff beigebrachten Parallelstellen vgl. noch den Schlusz der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, besonders die Stelle: 'Aus den Mysterien der Wissenschaft führt der Geschmack die Erkenntnis unter den offenen Himmel des Gemeinsinns heraus und verwandelt das Eigentum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft. In seinem Gebiete musz auch der mächtigste Genius sich seiner Hoheit begeben und zu dem Kindersinn vertraulich herniedersteigen. Die Kraft musz sich binden lassen durch die Huldgöttinnen, und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen.' Ferner ebd. S. 326: 'Sie (die Dichtkunst) allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophierenden Verstande widerfahren kann, über dem Fleisz des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren und in der abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu sterben. Aus noch so divergierenden Bahnen würde sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurecht finden und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen.' Und Hoffmeister, Nachlese IV S. 149: 'Trockenheit, Ameisenfleisz und gelehrte Taglöhnerei werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernst und Tiefsinn geschätzt, bezahlt und bewundert. Nichts ist bekannter und Nichts gereicht zugleich der gesunden Vernunft mehr zur Schande, als der unversöhnliche Hasz, die stolze Verachtung, womit Facultäten auf freie Künste heruntersehen — und diese Verhältnisse werden forterben, bis sich Gelehrsamkeit und Geschmack, Wahrheit und Schönheit als zwei versöhnte Geschwister umarmen.'

S. 113, Str. 28:

> So schneller nur von ihm erhaschet,
> Je schöner er von ihr geflohn.

Ich verstehe weder Viehoffs noch Winckelmanns Erklärung und teile in Betreff derselben Düntzers Bedenken; aber seine übrigen Bedenken gegen diese Stelle und seine Emendation scheinen mir ungerechtfertigt. Man

kann doch wol sagen: man erhascht Etwas, wenn man ihm nachgejagt hat, auch wenn sich finden sollte, dasz dieses Etwas ein Anderes ist, als wofür man es aus der Ferne hielt. Die Menschheit strebt also der Schönheit nach, bis sie 'am reifen Ziel der Zeiten' sie endlich ganz in den Armen hält und dann freilich findet, dasz es auch die höchste Wahrheit war, die sich nur in den Schleier der Schönheit gehüllt hatte, um nicht von ihrem noch unmündigen Sohne geflohen zu werden, der den Glanz der göttlichen Wahrheit noch nicht ertragen konnte. Daher Str. 5:

Geflohn auf ihrem Sonnenthrone.

Schön war seine Flucht, weil sie durch die Lande der Schönheit gieng. Viehoff und Winckelmann verstanden die Stelle falsch, weil sie unter 'er' den 'Denker' und nicht den 'Geist' (Str. 27, V. 14) verstanden. Vgl. Schiller XII S. 291: 'Schon der Zweck der Natur bringt es mit sich, dasz wir der Schönheit zuerst entgegeneilen, wenn wir noch vor dem Erhabenen fliehn: denn die Schönheit ist unsere Wärterin im kindischen Alter ('Künstler' Str. 7:

Als in den weichen Armen dieser Amme
Die zarte Menschheit noch geruht)

und soll uns ja aus dem rohen Naturstand zur Verfeinerung führen.' S. 114 sagt Düntzer: 'Gefährte seiner Jugend war Mentor bei Homer nicht, sondern Freund des Odysseus.' Aber Schiller dachte wol hier nicht an Homer, sondern an den Schlusz von Fenelons Aventures de Télémaque. Derselbe lautet: A peine la Déesse eut achevé ce discours, qu'elle s'éleva dans les airs, et s'enveloppa d'un nuage d'or et d'azur, où elle disparut. Télémaque, soupirant, étonné, et hors de lui-même, se prosterna à terre, levant les mains au ciel etc. Dasz er diesen trefflichen didaktischen Roman kannte und zu schätzen wuste, ersehen wir aus folgender Stelle, in der er eine ähnliche Anwendung wie hier von demselben macht (XII S. 290): 'Die Schönheit unter der Gestalt der Göttin Kalypso hat den tapfern Sohn des Ulysses bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält sie ihn lange Zeit auf ihrer Insel gefangen. Lange glaubt er einer unsterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wollust liegt; aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentors Gestalt; er erinnert sich seiner bessern Bestimmung, wirft sich in die Wellen und ist frei.'

S. 117:

Fern dämm're schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.

Es ist hier an einen Zauberspiegel zu denken wie der, den die Erscheinung Banquos in Macbeth (IV 4) dem Macbeth vorhält. Vgl. Räuber II 1: 'Haltet ihm (ihr Grazien) in euren Spiegeln die Freuden des Himmels vor.'

S. 125, Str. 10:

Aus Cythereens goldnem Buch gestrichen.

Zu Viehoffs richtiger Erklärung des 'goldnen Buches' vgl. noch Fiesco II 5: 'Doria hat das goldene Buch besudelt, davon jeder genuesische Edelmann ein Blatt ist.'

S. 129: Den Blumen gleich, die deine Beete schmücken,
So pflanze sie — nur den entfernten Blicken;
Betrachte sie, — doch pflücke sie nicht ab!

Vgl. 'Das Ideal und das Leben'.

Str. 3: Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht;
An dem Scheine mag der Blick sich weiden,
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.

Heft V S. 4, Str. 2:
Was ich in jenem Augenblick empfunden,
Und was ich sang, vergebens sinn' ich nach.

Vgl. 'Braut von Messina' V. 706—708:
Was ich nun sprach, was die Holdsel'ge mir
Erwiedert, möge niemand mich befragen,
Denn wie ein Traumbild liegt es hinter mir.

S. 10, Str. 2:
Doch leicht erworben aus dem Schosze
Der Götter fällt das Glück herab.

Zu den von Viehoff beigebrachten Parallelstellen füge noch: Demetrius (Schiller VII S. 263):

So wähn' er immerhin,
Dasz es aus Himmels Höhn ihm zugefallen.

Briefwechsel mit Goethe II S. 218: 'Es ist eine Verwandtschaft zwischen den glücklichen Gedanken und den Gaben des Glücks: beide fallen vom Himmel.'

S. 11, Str. 3:
Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute nur wird es erhascht.

Vgl. Hero und Leander Str. 7:
Der hat nie das Glück gekostet,
Der die Frucht des Himmels nicht
Raubend an des Höllenflusses
Schauervollem Rande bricht.

S. 27, Str. 2:
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkelm Laub.

Hier schwebt dem Dichter wol der Anfang des herlichen Goetheschen Gedichtes 'Mignon' vor:

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn?

Ich wage schüchtern die Bemerkung, dasz auch in unserm Gedichte Italien als das 'schöne Wunderland', freilich nur leise, angedeutet ist, und dasz demnach die beiden letzten Strophen denselben Gedanken, jedoch mit einer andern Consequenz aussprechen würden, der in dem Gedicht: 'Die

Antike an den nordischen Wandrer' ausgedrückt ist. Man vergleiche noch 'An die Freunde' Str. 2:

Freunde, es gibt glücklichere Zonen,
Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
Wie der weitgereiste Wandrer spricht.
Aber hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunst uns freundlich doch gewogen;
Unser Herz erwarmt an ihrem Licht.
Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen,
Wird die Myrte unsers Winters Raub,
Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
Uns der Rebe muntres Laub.

Dazu Goethes 'Mignon' Str. 1:

Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht.

Da dieses Gedicht für das Mittwochskränzchen bestimmt war, so ist ohne Zweifel unter dem 'weitgereisten Wandrer' zunächst Goethe zu verstehen.

S. 34, Str. 2:

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt.

Vgl. Wallensteins Tod IV 12:

Du standest an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klösterlichem Zagen,
Sie war von tausend Sonnen aufgehellt.

Ebd. (Erste Lesart):

Er ist dahin, der süsze Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der feindlichen Vernunft zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Vgl. Don Carlos IV 21:

Sagen Sie
Ihm, dasz er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
Nicht öffnen soll dem tödtenden Insekte
Gerühmter besserer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume.

S. 35 Anm. 2:

So schlangen meiner Liebe Knoten
Sich um die Säule der Natur.

Der Ausdruck scheint mir aus dem Englischen zu stammen. Vgl. Herder, Stimmen der Völker S. 217:

Da schlangen sie sich zum Liebesknoten.

Im Vicar of Wakefield heiszt es einmal: to tie true love-knots, wo von einem volkstümlichen Gebrauch am Michaelis-Abend die Rede ist.

S. 37, Str. 6:

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein kreisend All,

Herauszutreten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall.

Zu dem von Viehoff angeführten Distichon:

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling,
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis

vgl. Hoffmeister, Nachlese III S. 326 (aus 'Demetrius'): 'So hältst du meiner Hoffnung Wort, o Schicksal! Mit vollen Segeln lief ich in das Meer des Lebens; unermeszlich lag's vor mir. Es dehnte allgewaltig sich die Brust, als wollte sie ein Ewiges umfassen. Und also schmählich musz ich untergehn.'

S. 40, Str. 10:

Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

Vgl. Klopstock, der Zürcher See:

Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlandes Schosz einsam von mir zerstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand!
O so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!

An Lidli (1764):

O die ich suchet', und fand!

S. 41, Str. 11. Von der 'Beschäftigung' sagt Schiller auch in dem Briefwechsel mit Körner (IV S. 300): 'Die Hauptsache ist der Fleisz; denn dieser gibt nicht nur die Mittel des Lebens, sondern er gibt ihm auch seinen alleinigen Werth.'

Ebd.:

Doch von der schweren Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Vgl. Schiller und Lotte S. 390: 'Ich habe wieder ein Collegium zurückgelegt und kann von der groszen Rechnung eines wegstreichen.'

S. 43, Ged. 41. Des Mädchens Klage. Die Situation ist aus englischen Volksliedern entlehnt, die Schillern aus der Uebersetzung von Ursinus schon auf der Militärakademie bekannt waren, vgl. Hoven, Selbstbiographie S. 55. Hoffmeister, Nachlese II S. 110. Man denke an das bekannte Lied von der Weide in Shakespeares Othello und vergleiche noch aus Herders 'Stimmen der Völker' S. 285: 'Das Mädchen am Ufer', Str. 1:

Die See war wild im Heulen,
Der Sturm, er stöhnt mit Müh,
Da sasz das Mädchen weinend,
Am harten Fels sasz sie,
Weit über Meeres Brüllen
Warf Seufzer sie und Blick,
Nicht konnt's ihr Seufzer stillen,
Der matt ihr kam zurück.

Und besonders auch in Hinsicht des Versmaszes ebd. S. 314: 'Das traurende Mädchen'.

Im säuselnden Winde, am murmelnden Bach
Sasz Lila auf Blumen und weinet' und sprach:
'Was blüht ihr, ihr Blumen? was säuselst du, West?
Was murmelst du, Strom, der mich murmelnd verläszt?

'Mein Lieber, er blühte am Herzen mir hier,
War frisch wie die Welle, war lieblicher mir
Als Zephyr; o Zephyr, wo flohest du hin?
O Blume der Liebe, du musztest verblühn!'

Vom Busen, vom Herzen risz ab sie den Strausz,
Und seufzet und weinet die Seele sich aus.
Was weinst in die Welle? Was seufzest in Wind?
O Mädchen, Wind, Welle und Leben zerrinnt.

Der Strom kommt nicht wieder, der Westwind verweht,
Die Blume verwelket, die Jugend vergeht,
Gib, Mädchen, die Blume dem Strome, dem West;
Es ist ja nicht Liebe, wenn Liebe verläszt.

S. 45, Str. 1. Zu Düntzers schöner Bemerkung über die geheime Anziehung des Wassers vgl. noch Kabale und Liebe II 3: 'Ich spazierte damals an den Ufern der Elbe, sah in den Strom und fieng eben an zu phantasieren, ob dieses Wasser oder mein Leiden das Tiefste wäre.' Vielleicht wäre noch die allerdings unbedeutende und schlechte Variante aus der Stuttgarter Handschrift des Wallenstein (von Maltzahn S. 22): 'mit Macht und Macht' zu erwähnen gewesen.

S. 48, Str. 1, V. 2. Im 'Theater' II S. 624 steht 'band' st. 'wand', welches letztere jedoch jedenfalls vorzuziehen ist. Vgl. das Eleusische Fest Str. 1:

Windet zum Kranze die goldenen Aehren.

'Die Künstler' Str. 12:

Jetzt wurden Sträusze schon in einen Kranz gewunden.

V. 7 steht in den Körnerschen Ausgaben im 'Parasit' 'schwindet' statt 'bleichet'. Ebd. Str. 2. Vgl. 'Kassandra' Str. 11. S. 51, Str. 4:

Zuckt vom Himmel nicht der Funken,
Der den Herd in Flammen setzt.

Vgl. 'Das Eleusische Fest' Str. 13:

Und es hört der Schwester Flehen
Zeus auf seinem hohen Sitz;
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Prasselnd fängt es an zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar.

Beide Stellen sind entschieden eine biblische Reminiscenz. 1 Kön. 18, 38: 'Da fiel das Feuer des Herrn herab, und frasz Brandopfer, Holz, Steine und Erde, und leckte das Wasser auf in der Grube.'

S. 52, Str. 7, V. 2:

Füget sich der Stein zum Stein.

Derselbe Vers findet sich im 'Eleusischen Fest' Str. 22, V. 8. Zu der ganzen Strophe vgl. 'Das Ideal und das Leben' Str. 11 f.

S. 53, Str. 8. Ich glaube nicht, dasz unter dem 'Farbenteppich' in V. 2 schon der Regenbogen zu verstehen ist, wodurch die Strophe allerdings etwas unklar werden würde, sondern beziehe es im Allgemeinen darauf, dasz am Tage, im Licht der Sonne, Alles von Farben erglänzt. Vgl. 'Der Spaziergang' V. 11:

Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben

und Goethes Faust:

Aber die Sonne duldet kein Weiszes,
Alles will sie mit Farben beleben.

Dann würde also 'die Nacht' in Str. 9, V. 4 den Gegensatz zum 'hellen Sonnenblicke' bilden.

Zu Str. 9 vgl. 'Monument Moors des Räubers', wo Moor genannt wird:

Durch wolkigte Nacht ein prächtiger Blitz!
Hui! hinter ihm schlagen die Pforten zusammen!
Geizig schlingt ihn der Rachen der Nacht!

Räuber IV 1: 'Der Gefangene hatte das Licht vergessen, aber der Traum der Freiheit fuhr über ihm wie ein Blitz in die Nacht, der sie finsterer zurückläszt.

S. 54, Str. 1:

Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg.

Vgl. das Lied des Alpenjägers zu Anfang des 'Tell':

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg;
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichtem Weg.

'Die Antike an den nordischen Wanderer' V. 2:

Ueber der Alpen Gebirg trug dich der schwindlichte Steg.

Schiller mag zu seinem Liede wol angeregt worden sein durch Goethes 'Mignon' Str. 3:

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?

S. 59, Str. 3, V. 4:

Wo der Herbst und der Frühling sich gatten.

Vgl. Schillers Notizen zum Wilhelm Tell (Diezmann, Schillers Denkwürdigkeiten S. 296 f.): 'Alle vier Jahreszeiten erscheinen oft nebeneinander: Eis, Blumen, Früchte.' Ferner: 'Reise auf den Montanvert' in Schillers Neuer Thalia III S. 17 f.: 'Hier flieht der Winter nicht vor dem Frühling; eine Jahreszeit bietet verträglich der andern die Hand, und alle leben in schwesterlicher Eintracht.' S. 34: 'Einen gröszern (Contrast macht) aber dieser finstre Anblick (im Chamounithal) mit dem saftigen Grün der Wiesen, welche die Farbe des Frühlings tragen, und mit den gelben Saaten, welche den Herbst verkündigen.'

Ebd. Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal.

Dasz Goethes Aeuszerung Schillern vorgeschwebt haben dürfte, macht

folgende Stelle aus dem eben angeführten Aufsatze zweifelhaft (S. 41): 'Man wünscht hier seinen Lauf endigen zu können, hier zu bleiben, den Ort mit allem was man hat, was einem am liebsten ist, zu verschönern.'

Ebd. Str. 4:

Sie flieszen nach allen vier Straszen der Welt.

Vgl. Schillers Notizen zum Tell (Diezmann, Schillers Denkwürdigkeiten S. 296): 'Von ihnen strömen viele Flüsse in alle vier Straszen der Welt.' Tells Monolog:

Denn jede Strasze führt ans End' der Welt.

Goethe sagt einmal von Weimar (Lehmann, Goethes Liebesgedichte S. 170): 'Von wo die Thore und Straszen nach allen Enden der Welt gehn.'

S. 61, Str. 6:

Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone.

Düntzer findet den Ausdruck 'umkränzt sie sich' statt des Particips 'umkränzt' auffallend, ich finde ihn nur poetisch schön. Vgl. Jungfrau von Orleans III 1 (Johanna):

Die sich das Haupt mit einem Götterschein
Umgibt, der heller strahlt als ird'sche Kronen.

Ebd.:

Darauf schieszt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.

Bei Johannes von Müller heiszt es zu Anfang seiner Schweizergeschichte: 'Man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert, und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt; in unzugänglicher Majestät glänzen sie hoch über den Wolken weit in die Länder der Menschen hinaus. Den Sonnenstrahlen trotzt ihre Eislast, sie vergolden sie nur.' Zu dem Ausdruck 'die Pfeile der Sonne' vgl. 'Der Spaziergang' V. 19:

Glühend trifft mich der Sonne Pfeil

und Düntzers Bemerkung dazu (VI S. 15).

S. 65, Str. 5:

Durch den Risz gespaltner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung.

Zur Beurteilung der Lesart: 'gespaltner' statt 'geborstner' vgl. Hallers 'Alpen' (Gödeke, Deutsche Dichtung I S. 527):

Da setzt ein schüchtern Gemsz, beflügelt durch den Schrecken,
Durch den entfernten Raum gespaltner Felsen fort.

S. 66, Str. 6, V. 2. Zu dem Ausdruck 'Grat' vgl. Schillers Notizen zum Tell (Diezmann S. 297): 'Graten oder hohe Bergspitzen. Gratthier. Gemsen werden (weiden?) gemeinschaftlich. Ihre Zuflucht unter Felsensprüngen.' Zu der Idee des ganzen Gedichtes vergleiche man den bekannten Spruch aus der 'Braut von Messina':

Auf den Bergen ist Freiheit, der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

S. 67, Ged. 46. Dithyrambe. Zu der Ueberschrift vgl. E. v. Kleists gleichnamiges Gedicht (Gödeke, Deutsche Dichtung I S. 614).

S. 68, Str. 1:

Kaum dasz ich Bacchus, den lustigen, habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe.

Bei Kleist heiszt es Str. 4:

So! — Noch Eins! — Siehst du Lyäen
Und die Freude nun?
Bald wirst du auch Amorn sehen
Und auf Rosen ruhn!

S. 70, Str. 3:

Dasz er den Styx, den verhaszten, nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu sein.

Der Ausdruck 'den Styx schauen', den Düntzer 'etwas wunderlich' nennt, ist entweder homerisch, denn Hektor sagt Il. XV V. 251 f.:

Glaubt' ich doch die Geister der Tief' und Aïdes Wohnung
Diesen Tag noch zu sehn; denn schon mein Leben verhaucht' ich,

oder, wie die ganze Stelle, biblisch. Joh. 8, 51: So Jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich. 1 Mos. 3, 4 f.: Da sprach die Schlange zum Weibe: Ihr werdet mit nichten des Todes sterben. Sondern Gott weisz, dasz, welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgethan, und werdet sein, wie Gott. V. 22: Und Gott der Herr sprach: Siehe, Adam ist geworden als unser einer.

S. 75, Str. 4. Vgl. Lessings Laokoon (VI S. 135 Anm.): 'Mit wenig Gemälden macht Homer sein Schild zu einem Inbegriffe von allem was in der Welt vorgeht.' Ov. Met. II V. 5 ff.:

Nam Mulciber illic
Aequora caelarat medias cingentia terras,
Terrarumque orbem, caelumque, quod imminet orbi.

S. 79, Str. 9:

Und der Mensch griff denkend in seine Brust.

Vgl. Schiller XI S. 409: 'Nur so lange wir auszer uns anschauen, sind wir sein (des Dichters); er hat uns verloren, sobald wir in unsern eigenen Busen greifen.

Ebd. Str. 12:

Drum soll auch ein ewiges, zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten.

Vgl. das schöne Epigramm, der Homeruskopf als Siegel:

Treuer, alter Homer, dir vertrau' ich das zarte Geheimnis;
Um der Liebenden Glück wisse der Sänger allein.

S. 80, Ged. 48. Punschlied. Merkwürdiger Weise verstöszt Schiller mit seinen 'vier Elementen' gegen die ursprüngliche Bedeutung des Wortes 'Punsch', sanskrit pancá, d. h. fünf.

S. 87, Str. 5:

Auf den Brettern, die die Welt bedeuten.

Vgl. das Gedicht 'An Goethe' Str. 5:

Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt.

S. 91, Str. 11:

Fernhin zu den sel'gen Inseln
Richtet sie der Schiffe Lauf,
Und des Südens goldne Früchte
Schüttet sie im Norden auf.

Vgl. 'Der Antritt des neuen Jahrhunderts' Str. 6:

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf;
Alle Inseln spürt er, alle fernen
Küsten, — nur das Paradies nicht auf.

S. 102, Str. 2:

Und in langen Reihen, klagend,
Sasz der Trojerinnen Schaar.

Vgl. 'Die Zerstörung von Troja' Str. 128:

In langen Reih'n gelagert seh' ich hier
Der Mütter bleiches Heer, die Kinder voll Entsetzen.

Ebd. Bleich, mit aufgelöstem Haar. Vgl. 'Die Zerstörung von Troja' Str. 71:

Wir sehn mit aufgelöstem Haar
Die Tochter Priams aus dem Tempel schleifen.

Dido Str. 93:

Und in der Mitte steht mit aufgelöstem Haar
Die Priesterin in heilge Wut verloren.

Klopstocks Messias VII, V. 316 ff.:

Die junge,
Bleiche Römerin blieb, so wie gelöst ihr das Haar flosz —
Voll Bewunderung stehn.

Ebd.:

Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.

Ein ähnlicher Gedanke findet sich bei Curtius von der Mutter des Darius: propriasque causas doloris in communi moestitia retractabat.

S. 103: Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt.

Auch in den philosophischen Briefen (Schiller X S. 295) heiszt es einmal: der erdumgürtende Ocean.

S. 104, Str. 5, V. 3. Statt 'sprachs' hat Heinrich Kurz in seiner Textausgabe (wie es scheint, ohne Autorität) 'sprach' geschrieben. Auch läszt er Ulysz blosz die Worte sprechen: 'Mancher — verfehlt.'

S. 105 Anm. 1. Der Druckfehler lautet nicht 'Götter' sondern 'Göttin'.

S. 106, Str. 6:

Und des frisch erkämpften Weibes
Freut sich der Atrid' und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.

In der Uebersetzung von Ariosts Rasendem Roland in Schillers Neuer Thalia III Str. 44 heiszt es:

Ach, während ich in bitterm Schmerz geschmachtet,
Hat schon ein andrer ihren Reiz umfaszt!

S. 107, Str. 7:

Wol dem Glücklichen mag's ziemen,
Ruft Oïleus tapfrer Sohn,
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron.

Aehnlich sagt Antonio in Goethes Tasso (II 3):

Das Glück erhebe billig der Beglückte!

Ebd.

Weil das Glück aus seiner Tonnen
Die Geschicke blind verstreut,
Freue sich und jauchze heut,
Wer das Lebensloos gewonnen!

Vgl. das Pförtnerlied im Macbeth:

Wol Mancher schlosz die Augen schwer
Und öffnet' sie dem Licht nicht mehr;
Drum freue sich, wer, neu belebt,
Den frischen Blick zur Sonn' erhebt!

S. 108, Str. 8. Düntzer nimmt, wie Götzinger und Viehoff, an, dasz diese Strophe von Teucer gesprochen werde; Kurz legt sie noch dem Aiax in den Mund.

S. 109: Nicht der Feind hat dich entrafft;
Ajax fiel durch Ajax Kraft.

Vgl. die Worte Stratos in der letzten Scene von Shakespeares 'Julius Cäsar':

Denn Brutus unterlag allein sich selbst,
Und niemand sonst hat Ruhm von seinem Tode.

S. 110, Str. 9:

Gieszt Neoptolem des Weins.

Zur Construction vgl. 1 Mos. 9, 21:

Und da er des Weins trank.

In 'Todten' kann ich keinen Druckfehler sehen. Jeder Todte lebt in dem Andenken der Ueberlebenden fort.

S. 111, Str. 10: Der für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel.

Düntzer erinnert hierbei an die Redensart pro aris et focis pugnare. Möglich, dasz diese Schillern im Sinne gelegen hat. Jedoch hat sie einen anderen Sinn und kann wenigstens für die Erklärung dieser Stelle nicht verwendet werden. Während hier arae eben im Gegensatz zu focis die öffentlichen Altäre bedeutet, bedeutet 'Hausaltäre' dasselbe wie den Herd, d. h. das Innere, das Heiligtum des Hauses, die Familie. Unsere Stelle ist eine Reminiscenz aus dem Jugendgedichte: Hectors Abschied:

Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall' ich.

Vgl. auch Str. 5:

An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet sein.

'Das Glück' V. 49:

Um den heiligen Herd stritt Hektor.

S. 112, Str. 11. Die Situation ist entlehnt aus Il. I V. 584 ff.:

Jener sprach's, und erhub sich, und nahm den doppelten Becher,
Reicht' in die Hand der Mutter ihn dar, und redete also:
Duld', o theure Mutter, und fasse dich, herzlich betrübt zwar!

Zu dem Ausdruck 'den laubumkränzten Becher' vgl. Vorwurf. An Laura. Str. 7:

Freuden winken vom bekränzten Becher,

und den Anfang von Claudius' bekanntem Rheinweinlied:

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher.

S. 113, Str. 12:

Kostete die Frucht der Aehren,

d. h. Brod (ϲῖτοϲ). Vgl. das Eleusische Fest Str. 4:

Keine Frucht der süszen Aehren
Lädt zum reinen Mahl sie ein.

Klopstock sagt ähnlich: des Halmes Frucht (der Eislauf Str. 9). Den Ausdruck 'schäumet' findet Düntzer seltsam. Der Dichter hat moussierenden Wein im Sinn, der freilich den Alten nicht bekannt war. Vgl. die letzte Strophe aus dem 'Reiterlied':

Die Jugend braust und das Leben schäumt;
Frisch auf, eh' der Geist noch verduftet!

Für 'weggeräumt', was allerdings etwas nüchtern klingt, musz es heiszen: 'weggeträumt', wie im Taschenbuch für Damen, in der 2n Ausg. der Gedichte und in dem Manuscript zur Prachtausgabe steht. Meyer, Beiträge S. 41. Viehoff, Schillers Gedichte III S. 536.

S. 119, Str. 3:

Ewig stöszt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.

Vgl. 'Brutus und Cäsar' Str. 4:

Schwarzer Schiffer, stosz vom Lande!

'An Goethe' Str. 6:

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis Wagen,
Und er ist gleich dem acherontschen Kahn;
Nur Schatten und Idole kann er tragen.

S. 121, Str. 5:

Ach! ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht.

Hatte Schiller vielleicht geschrieben: das Auge und änderte er 'das' in 'ihr' auf Körners Bemerkung, dasz die Stelle eine gewisse Dunkelheit habe, der vielleicht durch eine kleine Abänderung abgeholfen werden könne? Briefwechsel mit Körner III S. 344.

(Fortsetzung folgt.)

Erfurt. Boxberger.

53.

Deutsch-Griechisches Schul-Wörterbuch. Von Dr. Karl Schenkl. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1866. VIII u. 957 S. Lexikonformat.

Die altclassische Lexikographie — die griechische sowol als die lateinische — hat von jeher, aber namentlich in diesem Jahrhunderte in Deutschland ihre geschichtlich ebenso begründete als berechtigte und treffliche Bearbeitung gefunden. Wenn wir hier lediglich von der griechischen Lexikographie reden, und gleich von vornherein constatieren müssen, dasz auf diesem Gebiete die Leistungen deutscher Gelehrten auch im Auslande gerechte und verdiente Anerkennung gefunden haben, so werden Namen wie Passow, Rost, Franz, Jacobitz, Pape, Seiler u. a. als gewichtige Auctoritäten — jede in ihrer Branche — gelten müssen. Für die deutsch-griechische Lexikographie hat der Geh. Oberschulrath Rost in Gotha (geb. 16 Octbr. 1790, gest. 6 Aug. 1862) sich unbestreitbare Verdienste erworben, Verdienste, die groszes Lob ernteten und anregende Förderung gewährten. Mögen immerhin sich in den verschiedenen Auflagen dieses Buches — die letzte, achte erschien 1860 — noch Versehen vorgefunden haben — Rost selbst wuste sich bei seinem offenen Wesen, das lautere Wahrheit und begeisterte Liebe zur Wissenschaft athmete, von Mängeln nicht frei —, so gebührt ihm das Verdienst, traditionelle Irtümer vielfach beseitigt und dem Richtigen und Normalen Eingang verschafft zu haben. Dazu war er vermöge seines Scharfsinnes und seiner gründlichen und allseitigen Belesenheit — totus habitabat in Graecis — vorzugsweise befähigt, wie er denn Beiträge von fremder Hand in nutzreicher Weise zu verarbeiten verstand. Ref., den die Pietät für die Manen eines trefflichen und hochbegeisterten Lehrers nichts sagen läszt, was gegen Wahrheit und Wirklichkeit verstoszen könnte, kann es keinen Augenblick in den Sinn kommen, die Verdienste anderer und sehr tüchtiger Arbeiter auf diesem Gebiete der Wissenschaft zu Gunsten Rosts schmälern zu wollen, davor würde ihn schon die Hochachtung gegen alle diese Männer schützen, aber das kann er nicht unterdrücken zu sagen, dasz speciell die deutsch-griechische Lexikographie in Rost gewissermaszen ihren eifrigsten Förderer, wenn nicht Begründer gefunden hat. Und wenn Ref. diese Gelegenheit benutzt, dem hochgeschätzten und trefflichen Lehrer, dem späteren treuen Freunde und wohlmeinenden Rathgeber einige Worte eines dankerfüllten Herzens zu widmen, so mag damit der heiligen Pflicht der Pietät genügt sein.

Cοὶ καὶ νῦν ὑπὸ γῆν, ὦ τίμιε, πιςτὸς ὑπάρχω,
ὡς πάρος, εὐνοίης οὐκ ἐπιληθόμενος.

Im Laufe vorigen Jahres ist vom Dr. Schenkl in Gräz ein neues deutsch-griechisches Wörterbuch erschienen, das zunächst für die Bedürfnisse der Schule bestimmt ist. Der Hr. Verf. gibt im Vorworte ausführlicher an, von welchen Gesichtspuncten er sich bei Ausarbeitung

seines Buches leiten liesz, und nennt deren drei. Hiernach hat er sich zuerst bezüglich des Wörtervorrathes, der in seinem Buche Aufnahme fand, blosz auf das Wichtigere und in der Schriftsprache allgemein Uebliche beschränkt, sodann vor Allem die gute attische Prosa berücksichtigt, und zuletzt den Unterschied sinnverwandter Wörter in möglichster Kürze verdeutlicht. Diesen Anforderungen, die man mit Recht an eine derartige Arbeit stellen musz, hat der Verfasser in erfreulicher Weise entsprochen. Bezüglich der Eigennamen — wir kommen später noch ein Mal darauf zurück — bemerkt Hr. Schenkl, dasz deren nur einige wenige berücksichtigt worden seien, z. B. wichtigere geographische Namen, wo die gegenwärtig übliche Bezeichnung von der bei den Griechen gebräuchlichen abweicht, oder mythologische Namen, an welche sich Redensarten knüpfen (vgl. z. B. Don, Donau, Weichsel; Hera, Herakles). Dazu die kurze, aber hoffentlich zutreffende Bemerkung, dasz bei diesem Verfahren Inconsequenzen unvermeidlich sind (so fehlen beispielsweise: Athen, Athene, Lynkeus [vgl. Luchsaugen], Turin), und dasz der Schüler, der ja nicht wissen kann, ob die eine oder andere vom Verfasser beliebte Annahme, Voraussetzung in dem fraglichen Falle für die Uebersetzung zutrifft, die Lust zum Nachschlagen, und die Zeit mit dem Nachschlagen verliert, ohne in den meisten Fällen das Gesuchte gefunden zu haben.

Wenn wir Verweisungen auf solche Artikel, die dem fraglichen gleich sind, nur billigen können, und zwar um so mehr, als dadurch Raum gewonnen wird für gar Manches, was noch der Berichtigung oder der Aufnahme bedarf — dergleichen wir unten Einiges anführen werden — so sind Hinweise auf solche Artikel, die keine Aufnahme gefunden haben, ganz entschieden zu misbilligen. Als solche bezeichnen wir: Hausotter, s. Hausschlange; Gegenmarsch, s. Contremarsch; Waldstrom, s. Wildbach; gesalzen, s. eingesalzen; Gesichtsdeuter, Gesichtsdeutung, s. Gesichtskundiger, Gesichtskunde, hier war ganz einfach auf Physiognom, Physiognomik zu verweisen; Geschwelge, s. Schwelgen; Grenzbefestigung, s. Grenzfeste; lappig, s. zerfetzt; Lese, s. Obstlese; Linnen, s. Leinen; grundfalsch, s. verfehlt; recidiv werden, s. rückfallen; Geschmause, s. Schmausen; Laren, s. Hausgott; Glorie, s. Heiligenschein; Granit, s. Syenit; Griebs, s. Gröbs, was fehlt, dafür: Kröbs; halbklug, s. halbweise; Haupteigenschaft, s. Hauptwirkung; Jurist, s. Rechtsgelehrter; knittern, s. zerknittern; Quele, s. Handquele; Loligin, s. Tintenfisch, hier wäre richtig: s. Dintenfisch; Mähre, s. Märe, überdies fehlen dazu die Ausdrücke von Mähre = Gerücht, Sage; Matte, s. Grasland; Frauengesicht, s. Weibergesicht; Oelkelter, s. Oelpresse; Springbein, s. Springfusz; Zeitbücher, s. Jahrbücher. Auch das können wir nicht gut heiszen, dasz auf Artikel verwiesen wird, die wiederum auf einen dritten hinweisen, dieses Verfahren ist nutzlos und kostet Zeit; da dieses Verfahren öfters in Anwendung gekommen ist, so glaubt Rec. einiges darauf Bezügliche angeben zu müssen, vgl. Getriebe, s. Triebwerk; Lambertsnusz, s. Lampertsnusz; Hülfsleistung, s. Hilfe; Palästra, paschen, Ranzionierung, Marterinstrument, Freudenruf, Krausemünze, beweiszen, Steige, Töpfererde; richtig

und zutreffend heiszt es: Sumpfweihe, s. Buszhard, wo nicht erst auf Buszaar verwiesen ist. Die Wortfolge ist gestört unter: festliebend, Fruchtkäufer, Getreideankauf, Nichtsthuer, Reiterregiment, Tollkirsche, Weiberfurcht, Weibergezänk, Zähneputzen, zwanzigeckig, Sinnenwelt, Sinnesänderung, schneeig, Spannagel, sperrig, vgl. Geschwätzigkeit nach: gesprächig, giftig, Landhandel, Leimhändler, Panzerschurz, pelzen, hochwürdig schreibe: hochehrwürdig. Wenn Hr. Schenkl in der Vorrede sich des Weiteren in richtiger Weise über die vorzugsweise Berücksichtigung der guten attischen Prosa verbreitet, und diejenigen Wörter, die sich nur in den späteren Sprachkreisen oder in der ionischen Prosa nachweisen lassen, durch ein beigesetztes sp. oder ion. (auch unatt.) als solche bezeichnet, so ist dieses Verfahren ebenso löblich als das, nach welchem diejenigen Wörter, die sich in der att. Prosa nur vereinzelt finden, als selten oder mehr poetisch gekennzeichnet wurden. Dasz bei diesem Verfahren auch bei dem regsten Eifer sich Verstösze gegen die Norm finden werden, das wird der am ehesten entschuldigen, der sich mit derartigen Arbeiten beschäftigt hat. Rec. führt einige Belege an, nicht um zu kritteln, sondern um zu zeigen, wie viel Mühen und Anstrengungen sich der Lexikograph zu unterziehen hat. So heiszt es: Friedhof: τὸ πολυάνδριον sp.; οἱ τάφοι, Begräbnisplatz, ὁ τάφος, öffentlicher B. τὸ πολυάνδριον sp., Gottesacker τὸ πολυάνδριον; τό κοιμητήριον K. S., Grabstätte, s. Grab, allgemeine G. τὸ πολυάνδριον, Kirchhof τὸ τέμενος, τὸ περὶ τὸ ἱερόν (Platz um die Kirche); τὸ πολυάνδριον, auch τὸ κοιμητήριον K. S. (Begräbnisplatz); Fruchtboden τὸ σιτοβόλιον, σιτώνιον; sp. ὁ σιτοβολών, ῶνος, τὸ σιτοφυλακεῖον, ἡ σιτοδόκη, τὸ σιτοδοχεῖον, ἡ σιτοθήκη; Getreideboden τὸ σιτοβολεῖον, sp. τὸ σιτοβόλιον, σιτόβολον, σιτοβολών, ῶνος; Fruchthandel treiben σῖτον πωλεῖν (sp. σιτοπωλεῖν), σῖτον καπηλεύειν; Getreidehandel treiben σιτοπωλεῖν, vgl. noch Garderobe und Kleiderkammer, Gardine und Vorhang, Verbreitung (wegen διάδοσις), Menagerie und Thiergarten, Widerschein und Gegenschein. Friedensgöttin, Tempel der, τὸ Εἰρηναῖον sp., aber: Friedenstempel τὸ Εἰρηναῖον ohne jenen Zusatz, ich hätte ihn auch dort weggelassen, der Ausdruck steht bekanntlich Dio Cass. 72, 24, es ist ja der einzige, den wir dafür haben. Gegen die Aufnahme solcher Artikel, die entweder ohne jeden Beleg aus den Alten oder doch nicht sicher belegt sind, ist, sofern ihre Bildung den Regeln entspricht, nichts einzuwenden, vgl. Hobelspäne, Gegenbescheinigung, Wetterprophet, Widerhalt, Splitterrichter. Wir kommen unten hierauf noch einmal zurück.

Rec. will nun Einiges berühren, was ihm der Berichtigung und Ergänzung bedürftig erscheint; und wenn er hierbei die lexikalischen Arbeiten von Rost und Sengebusch zuweilen mit in den Kreis seiner Bemerkungen zieht, ohne den Auftrag einer Beurteilung dieser Werke zu haben, so glaubt er hierin nichts zu thun, was einer besondern Erlaubnis oder Entschuldigung bedürfte, um so weniger, als er sich mit dem Werke von Rost von der Schule aus bis jetzt, mit dem von Sengebusch seit seinem Erscheinen unausgesetzt beschäftigt hat, so dasz er sich zu einer Beur-

teilung auch dieser Werke nicht ganz ungewachsen fühlen würde. Hr. Schenkl schreibt: umgehends, s. nachgehends. So schrieb ich verbotenus — sit venia verbo — in den Jahrbb. f. Phil. u. Päd. IIe Abt. 1861 Hft. 9 S. 436 lediglich deshalb, um auf die etwaige Uebersetzung von umgehends oder umgehend hinzuweisen; der Analogie halber verglich ich damit die Bildung von nachgehends, ohne aber nur einen Augenblick beide Wörter für synonym zu halten, wofür sie Sch. hält. Dieses umgehend oder umgehends bedienen wir uns in Briefen, z. B. Lassen Sie mich umgehend wissen, in welcher Weise Sie die Arbeiten Anderer benutzt haben. Man könnte da das Wort durch ὡς τάχιστα u. ä. ganz gut übersetzen. Nachgerathen, s. nacharten ist mindestens unverständlich. Dreschflegel fehlt, die Alten hatten eben dieses Instrument nicht, dafür ist Dreschmaschine recipiert und durch οἱ τριόβολοι wiedergegeben, was nicht richtig ist; denn τριόβολον, τό, ist die falsche Variante für τριώβολον, eine Münze; der Dreschwagen (tribulum, tribula) heiszt τρίβολον, über ihn und anderes Ackerbaugeräthe verbreitet sich sehr umfassend Magerstedt: Der Feld-, Garten- und Wiesenbau der Römer S. 245 (dazu die Figur), Sondershausen 1862. Ein ähnliches Versehen findet sich bei Rost unter Flegel und Dreschflegel. Fleischkammer übersetzt Sch. durch κρεοθήκη (?), ich würde dem Worte unbedingt das Bürgerrecht geben, wie es Sengeb. mit Recht gethan, denn die Bildung des Wortes ist echt griechisch, vgl. ξυλοθήκη, σιτοθήκη, αὐλοθήκη u. a., ebenso bei Zuckerbüchse, Zuckersiederei gebildet nach τὰ ἁλοπήγια; man kann ja hinzusetzen: ohne Beleg. Fliege, Fliegen vor den Augen sehen (als Krankheit) μυιοδῆ ὁρᾶν ist ungriechisch, entweder schreibe μυιοειδῆ oder (vgl. Seng. unter fliegenartig) μυιώδη. Unter Flor 1 fehlt das Uebertragene: ein Flor vor den Augen. Geheimschrift, vgl. Chiffre, aber dort steht Chiffer; schreibe Geierhorst. Geldbeitrag zu einem Pikenik, aber als Artikel ist Picknick recipiert. Geradstänglig, Kohlstängel ist ungenaue Schreibart, da man sonst stenglig, hochstenglig u. a. findet; ebenso: Fuszschemel, Schemel s. Schämel. Schreibe: Halbzirkel; Gesandtschaft. Geschwindschreiber verweise besser auf Stenograph. Gries schreibe richtiger Nierengries statt Nierensteingries. Haareisen, s. Brenneisen a) bedarf einer Aenderung, ebenso unter Kräuseleisen a). Hafen = Topf ist Provincialismus. Heikel, heikelich, s. häklich, soll wol: heikelig, häkelig lauten, vgl. auch das letztere Wort, wo in Klammern steht: eig. besser: heikel, heikelich, also ist lich die Anhängungssilbe. Da fällt mir unwillkürlich das Nachwort K. W. Krügers zum ersten Bande der 2n Aufl. seines trefflich commentierten Thucydides (S. 276) ein, die gar ergötzlich zu lesen, und aus der zu ersehen ist, dasz noch andere Wörter unter Berufung auf Grimms Wörterbuch mit der Endsilbe lich zu schreiben sind. Doch dies nur ἐν παρόδῳ. Auffallend ist die verschiedene Phraseologie in den Artikeln: Kabinet 2) und Kunstkabinet, Sengeb. bezeichnet mit Recht κειμηλιάρχιον mit sp. Zu gleichem Zwecke vgl. Kammer 2) und Schatzkammer. Ungenau ist die Angabe der Autorität unter Kalbe und Färse. Mit 'Schubkarren' ist wie oben mit 'Fleischkammer' zu verfahren. Vgl. Kehle und Speiseröhre, wo nicht Alles in Ordnung ist. Kochholz

und Brennholz, warum: etwa? Konsole, ἡ ὠτίς, ἴδος (?), warum denn das Zeichen, welches auch in der neuesten Auflage des Passow steht? Kontagiös, s. ansteckend, passt nicht genau, vgl. den Artikel bei R. und S. Koppe ist einfach auf Kuppe zu verweisen. Aufspüren ἀνερευνᾶν τῇ ὀσμῇ (nur eig.), ich glaube ἀνευρίσκειν und εὑρίσκειν (vgl. R.) ist hierfür das übliche Zeitwort, cf. Xen. Cyr. 1, 6, 40 τῇ ὀσμῇ αὐτὸν ἀνεύρισκον, und Mem. 3, 11, 8. Volksstamm τὸ φῦλον (gew. nur nom. u. acc.), der gen. steht Xen. Cyr. 1, 5, 2. Hochbetagt βαθύγηρως, aber Herm. d. em. r. Gr. Gr. c. 6 paroxytoniert das Wort wol mit Recht (vgl. wohlbetagt). Unter Antipoden verweise noch auf Gegenfüszler. Anleiten (vgl. anweisen), ὑφηγεῖσθαί τινί τινος, ist äuszerst selten für das übliche τινί τι. Defect und Deficit fehlt die Endung des genit. Durchheizen, vgl. ausheizen. Ausspruch thun, falschen, παραγιγνώσκειν, für die Construction vgl. Xen. Mem. 1, 1, 17 und 1, 2, 19. Auswintern, fehlt = im Winter zu Grunde gehen (z. B. Feldfrüchte) ὑπὸ ψύχους ἀπόλλυσθαι. Bassa, etwa ὀσατράπης, warum etwa? Viel genauer: vgl. Pascha, wo Alles richtig ist. Passatwinde οἱ ἐτησίαι, ίων (vgl. Sardelle), Wucherer χρήστης, χρήστων, ebenso Darleiher, Gläubiger, Schuldner. Antreten, auch εἰσιέναι, εἰσέρχεσθαι εἰς τὴν ἀρχήν, cf. Mätzn. ad Antiph. p. 272. Verfallen, auch εἰς νόσον καταπίπτειν (sehr bezeichnend), cf. id. ad Antiph. p. 127. Bekriegen, hätte ich vor dem bei Späteren vorkommenden πολεμεῖν τινα gewarnt. Berathen, sich, ist τὰ ἑαυτῷ συμφέροντα ganz richtig, so Plat. rep. 1 p. 432[d]. Bersten, soviel mir bekannt, immer mit einem Zusatze, z. B. ὑπ' ὀργῆς oder ein partic. Blutgerüst, schreibe Schafott. Unter 'dasz, erbieten, hoffen, Eheversprechen' dürfte Seng. schwerlich das Richtige getroffen haben; das Richtige steht unter: versprechen, machen; Sch. hätte unter: erbieten hinzufügen sollen: inf. fut. Einschneiden, besser κατατεμόντα. Schmiedeschlacke. Entfärben, wol τοῦ χρώματός τι; erkargen, wol: φειδόμενον περιποιεῖσθαί τι ἑαυτῷ. Lager, aufschlagen lassen, τὴν στρατιὰν ἱδρύειν, obwol bei Thuc. 4, 104, Her. 4, 124, Plut. (z. B. Pyrrh. 11), so ist der Ausdruck doch mit: in der att. Prosa selten, zu bezeichnen. Ersinnen, Ränke, Babr. fab. 95, 52. Fuszschlinge πάγη, richtig; so Her. 2, 121. Gellend, schwirrend, λιγύς, λίγεια, λιγύ, aber Seng. betont unter 'gellend' (richtig unter: hell) λιγύς, λιγεῖα, λιγύ, für den Schüler zweifelhaft unter: schwirrend λιγύς, εια, ύ, R. hat: schwirrend λιγύς 3, demgemäsz λιγεῖα unrichtig sein würde. Hörweite, vgl. noch Sprechweite. Laubfrosch, ὁ (?) μάντις, ich halte auch dafür, dasz dem masc. der Vorzug gebührt zum Unterschied von ἡ μάντις (vgl. Blatt 2) e), einer Heuschreckenart. Leuchtwurm, einfach: s. Johanniswurm. Loseisen, ist richtig nach Luc. ver. hist. II 2 τὴν ναῦν πεπηγυῖαν ἀνασπᾶν (nicht so bei S.), auch der Artikel: losfahren ist gut. Loth, bei S. gehört: winkelrecht zum folgenden Artikel: lothrecht. Bei S. fehlt unter: mit 3) a. E. zu ἐφ' ᾧ, ἐφ' ᾧτε: c. inf. fut. oder indic. fut., vgl. auch: Modification. Mögen, kann Sch. ganz am Ende die modi beifügen. Neuerdings, streiche neuerlich, dafür: s. neulich. Oben, von oben herab, auch ἄνωθεν ἔκ τινος. Konskription ὁ κατάλογος, ἡ καταγραφή, nun

bald fortfahren: konskriptionspflichtig, so dasz der Artikel: kriegspflichtig nur einer Verweisung hierher bedarf. Kriegsrosz, einfach: s. Streitrosz. Kurmachen, s. Cour. Feldhuhn, einfach: s. Rebhuhn, denn hier ist Alles viel präciser. In den Artikeln: Medicin usw. schreibe: Arznei; unter: Meier: Schaffner; Mehrzahl: Plural. Thränenstrom, τὰ πολλὰ δάκρυα ist ungriechisch für πολλὰ τὰ δάκρυα oder δάκρυα πολλά. Tischdecker, s. Tafeldecker. Thränen, schreibe πλέῳ εἰςί, oder mit Luc. Somn. 4 ὑπόπλεῳ δακρύων οἱ ὀφθαλμοί εἰςιν. Entbindungszange ist bei Sch. genauer als bei S. Was bei S. 'Reitstall' ἱπποτροφεῖον sein soll, sehe ich nicht ein, sobald man: Marstall, Stuterei damit vergleicht. Dachrinne bei Sch. musz heiszen: ὑδροῤῥόα. Unter: schmieren und verfälschen ist bei S. weder κιβδηλεύειν noch καπηλεύειν der übliche Ausdruck vom Weine, sondern δολοῦν, so z. B. Luc. Hermot. 59. Für: Aderlaszeisen bei Sch. schreibe Aderlaszschnapper. Sch. hat: Hammel, Hammelfleisch, aber unter Schöps 7 Artikel, also ist zu verweisen, ebenso unter Schutzbrief auf Geleit. Brunnenschwengel, hier fehlt für κηλωνεύειν der Zusatz: sp. Sommerzeit, s. Sommerszeit, da beide Artikel wörtlich übereinstimmen. Storax, ist bei Sch. richtig, vgl. Lobeck paralip. p. 275. Sengeb. schreibt: synonym, umschr., nicht cυνώνυμος, aber: gleich bedeutend, von Wörtern auch cυνώνυμος; tiefes Stillschweigen ist wol nicht μακρὰ cιγή, sondern πολλή, jenes wäre ein langandauerndes; Schweinsrüssel heiszt: τὸ ῥύγχος; im Traume nicht: κατ' ὄναρ, cf. Thom. Mag. ed. Ritschl p. 259; trocken, s. Schäfchen im Trocknen haben, etwa ὁρμεῖν, aber da fehlt ja die Hauptsache: ἐπ' ἀγκύρας oder ἐπ' ἀγκύρᾳ. Truppenschau, s. Revue. Uebergangszoll, s. Transitozoll. Verdrängen, von der Schwelle (bei S.), ἐκβάλλειν τῆς φλιᾶς, das ist ja poetisch für τῆς θύρας; verwandt, statt προςήκων τῷ γένει ist in der attischen Prosa üblich προςήκων γένει, vgl. auch: nahe, cf. O. Schneider zu Isocr. 1, 10. Vorderschinken ist nicht ὠμοπλάτη, was = Vorderblatt, Bug ist, sondern — namentlich vom Schweine — πετακών, vgl. Athen. 14, 75, Hinterschinken — vom Schweine — cκελίς. Wegschmeiszen (S.), s. d. Vor., passt nicht, sondern: s. wegschleudern. Windsucht, s. Trommelwassersucht. Würzkramen, Würzladen (bei S.), τὸ καπηλεῖον, aber: Gewürzladen, etwa τὸ ἀρωματοπωλεῖον; zuschieben, zugeschobener Eid, ἐπακτὸς ὅρκος, cf. Isocr. 1, 23. Unter: Spiel, in der Redeweise: Alles aufs Spiel setzen, haben R. S. Sch. richtig: παραβάλλεςθαι τοῖς ὅλοις (vgl. Lexik. Polybian. p. 425), aber unter: wagen schreibt R. παραβάλλεςθαι περὶ τῶν ὅλων, und S. περιβάλλεςθαι περὶ τῶν ὅλων, wofür ich keine Belege habe; aus der att. Prosa kenne ich nur παραβάλλεςθαί τι (cf. Krüg. zu Thuc. 3, 14; 3, 65, 2 = aufs Spiel setzen), τολμᾶν τι καὶ παραβάλλεςθαι bei Diod. Sic. 20, 64, προβάλλεςθαι ὑπέρ τινος = periclitor pro quo Plut. Moral., vgl. auch Schöm. ad Plut. Cleom. 16, 2 p. 224. Abkargen (S.) γλίςχρως ἔχοντα ἀποςτερεῖν τινά τινος, ist wol nicht zutreffend. Abreden, fehlt bei R., bei S. und Sch. heiszt es: s. verabreden, was aber nicht genügt, man vgl. zu dem Fehlenden die Verba μεταπείθειν, οὐκ ἐᾷν. Abwälzung, ἄπωςις, ein Wort, welches bei

Krüger zu Thuc. 7, 34, 5 ein ungewöhnliches genannt wird, ist hier nicht am Platze, da die fragliche Stelle nichts Anderes besagt, als: da der Wind sie hinaustrieb. Abbrechen (bei S.) 1. c) ὑφαιρεῖν τινά τι ist unrichtig für τινός τι, und φθονεῖν τινί τι (vgl. misgönnen) ist eine in der att. Prosa ungewöhnliche Construction. Entheben, Einen einer Sache, übersetzt R. richtig mit: ἀφαιρεῖν τινί τι (vgl. z. B. Xen. Cyr. 7, 1, 44; 7, 2, 26), aber für τινός τι fehlt mir der Beleg. Abdarben (bei S.), sich etwas, ὑφαιρούμενον ἑαυτόν τι ταλαιπωρεῖν scheint mir nicht gut Griechisch zu sein, vgl. dagegen R. und Sch.; ebenso: abdrehen, ἀποσπᾶν, da fehlt doch offenbar στρέφοντα, und ἀποδινεῖν τι passt auch nicht (vgl. ausdreschen), sondern ἀποτορνεύειν, und unter: abdrechseln vermiszt man ungern für die metaphorische Bedeutung das von R. recipierte ἀποσμιλεύειν. Im Artikel: abreiszen findet sich nur bei S. der der Malerei entlehnte termin. technic. διαγράφειν, und von Thieren: das Gras abreiszen, σαρκάζειν, ebenso richtig ist: abrudern ταῖς κώπαις (statt ἐρετμοῖς) ἀπελαύνειν (τὴν ναῦν), ebenso Abneigung im örtl. Sinne ἀπόκλισις, ebenso: absetzen = entwöhnen ἀπογαλακτίζειν u. a. Bei Sch. heiszt es: Ziegenmelker ὁ αἰγιθήλας sp. Aber da fehlt die bessere Form αἰγοθήλας und der nötige Zusatz: ein Vogel. Ergieszen, sich, z. B. ein Lavastrom ἐῤῥύη ὁ ῥύαξ τοῦ πυρός, Thuc. 3, 116. Lauffeuer: αἱ συνεχεῖς φλόγες; wettkämpfen, s. einen Wettkampf veranstalten; Wickeln, das eines Kindes, ἡ σπαργάνωσις (unbelegt), aber: Windeln, das, ἡ σπαργάνωσις sp., aber auch hier wäre: unbelegt richtig, obschon gegen die Aufnahme des Wortes nichts zu sagen ist; schreibe: Wiedehopf; wallachen, fehlt ἵππον, denn ohne diesen Zusatz würde ἐκτέμνειν für alle ähnliche Fälle der Entmannung passen (vgl. Wallach, wo Alles richtig ist); Wind, vor d. W. geschützt, auch εὐσκέπης τῶν ἀνέμων; Ansiedler und Kolonist fehlt die Angabe des Unterschiedes, dasz ἄποικοι bezüglich des Ausganges vom Orte, ἔποικοι bezüglich der Richtung nach dem Orte gebraucht wird. Lassŏ, wol richtiger: Lazo ist nicht σειρά allein, sondern nach Her. 7, 85 mit dem Zusatze: πεπλεγμένη ἐξ ἱμάντων, unter: Wurfschlinge könnte dorthin verwiesen werden. Besteigen (R. und Sch.), περιβαίνειν blosz mit ἵππον, nicht so; sondern: meist mit ἵππον, denn vgl. Plut. Ages. 25 καλαμὸν περιβεβηκώς, Ael. v. h. 12, 15, Diod. Sic. 17, 88, vgl. auch: Steckenpferd. Waffe, unter die Waffen treten lassen, auch καλεῖν πρὸς τὰ ὅπλα, Plut. Pyrrh. 16 u. a., unter den Waffen bleiben, auch περιμένειν ἐν τοῖς ὅπλοις Plut. Pyrrh. 16. Eifer, Tüchtigkeit, in den N. Jahrbb. f. Ph. u. Päd. 1833 S. 389 weist Sauppe nach, dasz die προθυμία den Soldaten, die ἀρετή dem Feldherrn zukomme; ich habe diesen Unterschied bis jetzt bestätigt gefunden, vgl. z. B. Plut. Pyrrh. 15, Caes. 38, 40, Sylla 27, Alex. 11, Dion 45, 46, Arist. 15. Schlagfertig sein, auch συντετάχθαι μεθ' ὅπλων Demosth. 21, 223, συντεταγμένην ἔχειν τὴν δύναμιν ἐπὶ τῶν ὅπλων, Plut. Fab. Max. 12. Versuch, διάπειρα = gründlicher Versuch, es kann also unter: gründlich Aufnahme finden. Ein unverständlicher Artikel steht S. 450: Lictor, s. Lehrer; aber: Lictor steht schon S. 446, soll es: Lector heiszen, so gehört es

auf S. 438. Trinkspruch, s. Toast. Hochschwanger: ἡ ἐπίτεξ nur nom. und acc., gew. ἐπίτοκος 2; dazu passt aber nicht ganz das unter: Niederkunft Gesagte; auszerdem vgl. noch Thom. Mag. S. 124 und Bähr ad Her. 1, 108. Unter: wahr: nicht wahr? vgl. nicht; dort steht aber nichts; es heiszt ganz einfach: ἄλλο τι; ἦ γάρ; vgl. Herm. ad Vig. p. 730 (ed. quarta).

Aus meiner Nachlese will ich nur Einiges anführen, was hin und wieder zur Ergänzung oder Vervollständigung der deutsch-griechischen Wörterbücher benutzt werden kann. Soviel glaubt Rec. versichern zu können, dasz namentlich und ganz besonders die Schriftsteller der Mischprosa noch lange nicht ausgebeutet sind; er selbst kann diesen Ausspruch nach einer wiederholten Lectüre jener Autoren (der Mehrzahl nach) nochmals bekräftigen; Einiges davon — nicht ohne Mühe aus den Alten gesammelt — wird im Folgenden einen kleinen Beweis dafür bringen. Rec. beklagt es, dasz er sich nicht immer den betreffenden Beleg bemerkt hat, hofft aber das Unterlassene nachzuholen.

Augenlicht, verlieren τὴν ὄψιν ἀποβάλλειν Plut. Tim. 37; die Augen unverwandt auf etwas ruhen lassen, ἐνορᾶν τινι Xen. Cyr. 1, 4, 27, Plut. Pyrrh. 16, ἐᾶν τὴν ὄψιν ἐνδιατρίβειν ἔν τινι id. 5, 1, 16, ἀτενὲς ἐνορᾶν τινι Plut. Cic. 48; Afterpacht, s. Aftermiethe; anäugeln, auch ἐποφθαλμιᾶν Plut. Demosth. 25; abschätzig von sich urteilen καταγιγνώσκειν ἑαυτοῦ Thuc. 3, 45, 1; arm, um etwas ärmer hinweggehen, vgl. Arr. 4, 12, 5; Augenschmerz, auch ὀμμάτων ἀλγηδών Plut. Alex. 21; auswendig lernen, auch ἐκμελετᾶν Plut. Galba 14; anlockende Rede an Jem. halten, ἐπαγωγὰ πρός τινα διαλέγεσθαι Pyrrh. 18, Brut. 18, wofür Thuc. 4, 108 ἐφολκά hat; auftreten, vom Redner, auch καταστῆναι ἐπὶ τὸ πλῆθος Plut. Pyrrh. 19, Flamin. 19, Thuc. 4, 84, 97; auflecken, das eigene Blut, περιλιχμᾶσθαι τὸν ἑαυτοῦ φόνον Pyrrh. 31; Auflösung (der Reihen) und Verwirrung, recht eigentlich: διασπασμὸς καὶ ταραχή Cleom. 34, cf. Anton. 48. Bitten, flehentliche, ἱκεσίαι καὶ δεήσεις Plut. Dion 31; Besinnung verlieren, auch ἐκπίπτειν τοῦ φρονεῖν Plut. Pyrrh. 16; Blutlassen ἀφαίμαξις; Blutandrang πληθώρα αἵματος; Bazar, ist Τὸ Δεῖγμα zu schreiben; Borax, s. Kupferoker; Berappen, das, s. Verputz; bauen, Straszen, ὁδοὺς τέμνειν, der übliche Ausdruck Thuc. 2, 100; Blitzmal (bidental), τὰ βαλλόμενα τοῖς κεραυνοῖς χωρία Plut. Pyrrh. 29; centralisieren, die Geschäfte der Verwaltung, τὰς οἰκονομικὰς πράξεις (τὰ οἰκονομικὰ) συγκεφαλοῦσθαι Xen. Cyr. 8, 1, 15; decimieren (durchs Loos) ἀφ' ἑκάστης (δεκάδος) ἕνα τὸν λαχόντα κλήρῳ διαφθείρειν; Dienstkleidung, s. Livree; doppelzeitig, s. kurzlang; Dürftigkeit, in der drückendsten sein, ἐν πενίᾳ μυρίᾳ εἶναι Plat. Apol. c. 10; Diner, s. Mittagsessen; erwirken διαπράττειν; Einzahl, s. Singular; Erfahrung hat es gelehrt δέδεικται; erbeuten, Vieh, meist περιβάλλεσθαι Xen. Hell. 4, 8, 18, Cyr. 1, 4, 17; 3, 3, 23; einzeilig μονόστιχος; englisiertes Pferd, etwa ἵππος κόλουρος; erschlafen, trans. = durch Schlaf erwerben, κοιμᾶσθαι Luc. Gall. 7; entgegenwerfen, sein Pferd dem Feinde, ἐπιβάλλειν τὸν ἵππον τῷ πολεμίῳ Plut. Pyrrh. 30 (equum obiicere hosti);

fuchsschwänzen, Babr. fab. 95, 64; Feuertod καταφλεχθέντα ἀποθανεῖν; Familienfehler, nach Plut. Timol. 37; Fehlwurf thun, auch ἀκοντίζειν κενὸν καὶ μάταιον Plut. Artox. 15; Fangstrick ϲειρὰ πεπλεγμένη ἐξ ἱμάντων Her. 7, 85; Freudenthränen, auch mit δακρύειν ὑφ' ἡδονῆϲ Plut. Coriol. 4; Fruchtfeld λήιον, hohes βαθὺ ϲίτου Arr. 1, 4, 1; fortreiszen, vom Flusse, παραφέρειν Plut. Timol. 28, Alex. 16; fortgerissen werden, im Gedränge vom Volke, παραφέρεϲθαι Plut. Cat. min. 44; flotter und rascher Fuszgänger εὔζωνοϲ (expeditus) ἀνὴρ καὶ ὀξὺϲ δραμεῖν Her. 1, 72 u. Plut. Pyrrh. 30; Glück, es war ein Glück für ihn, dasz er starb καλῶϲ ἐποίηϲε τελευτήϲαϲ; Geldetikette γραμματίδιον τὸ ἀργυρίου πλῆθοϲ (τὸν ἀριθμὸν) ἐπιϲημαῖνον Plut. Lys. 16; Gegenstütze ἀντέρειϲμα (ohne Beleg); Gerüst μηχανή Luc. Char. 5, Gänsehüter, -hirt ὁ τῶν χηνῶν νομεύϲ, ohne Beleg χηνοβοϲκόϲ, χηνοφύλαξ; Gartenraute τὸ κηπευτὸν πήγανον; Happen τμῆμα, τόμοϲ; Genüsse, augenblickliche, αἱ παραυτίκα ἡδοναί Xen. Cyr. 1, 5, 9, Memor. 2, 1, 10, Demosth. 6, 27; Getreideernte, auch ϲυγκομιδὴ τῶν κάρπων Isocr. 7, 30; Getreideschwinge, s. Worfschaufel; gewinnende Rede, s. anlockend; Herbstapfel τὸ μετοπωρινὸν μῆλον; Herz, die Worte kommen den Hellenen von den Lippen, den Römern aber vom Herzen, τὰ ῥήματα τοῖϲ μὲν Ἕλληϲιν ἀπὸ χειλέων, τοῖϲ δὲ Ῥωμαίοιϲ ἀπὸ καρδίαϲ φέρεται Plut. M. Cato 12; Haussuchungen thun βαδίζειν εἰϲ τὰϲ οἰκίαϲ, vgl. Rauchenst. zu Lys. 12, 8; Hackmesser ἡ κοπίϲ; Hammelbraten τὰ προβάτεια, ἄρνεια κρέα ὀπτά; Hagel, von Pfeilen und Geschossen entsenden, ἀφθόνωϲ ἀφιέναι τῶν οἰϲτῶν καὶ ἀκοντίων Luc. Tox. 54; Handeisen, Handschelle χειρόδεϲμοϲ, Handpauke τύμπανον, ῥόπτρον; Haudegen, ein richtiger, wahrer, ἀνὴρ πλήκτηϲ Plut. Pyrrh. 30, ἀνὴρ κατὰ χεῖρα πλήκτηϲ Fab. M. 19, χειρὶ καὶ πληγῇ φοβερόϲ Coriol. 8, ἀνὴρ τῇ χειρὶ χρώμενοϲ ἀφειδῶϲ κατὰ τὰϲ μάχαϲ Nic. 15; Hauptläufer ὀξὺϲ δραμεῖν, wofür Thuc. 3, 98 ποδωκεῖϲ ἄνθρωποι hat, von Hunden (Windhunde) Xen. Mem. 3, 11, 8; herabfallen (vom Pferde) ἀποῤῥυῆναι τοῦ ἵππου Plut. Pyrrh. 30 u. 33 (herabrutschen); Holzschnitt, etwa ξυλόγραφον (vgl. ἡ γραφὴ ἡ ξύλῳ ἐγγεγλυμμένη); Hochsommer, auch θέροϲ ἀκμάζον Plut. Lucull. 31; Hundewärter, -aufseher ϲκυλάκων ἐπιϲτάτηϲ Plut. Aem. Paul. 6, vgl. κυνοῦλκοϲ; Jagdhund, auch κύων θηρατικόϲ Plut. Arat. 8; kauderwälschen, auch ὑποξενίζειν Luc. Icar. 1, d. hist. cscr. 25; Krankheitsanfall, periodischer, ἡ καταβολή Plut. Timol. 37; Kanarienvogel ϲπίζα Καναρία; Kaktus ἡ κάκτοϲ, Kunde, s. Kennzahn (bei Thieren); Käsematte τὸ ὀξύγαλα, Kummet, Kumml τὸ ἑλκύον, nach dem lat. helcium gebildet; Klatschrose ἡ ῥοιάϲ; kerzengerade (vom Wuchse) ὀρθοφυήϲ 2; Knieriemen (des Schusters)?; kontrasignieren ἀντιγράφειν; konfiscieren, auch δημοϲιεύειν Xen. Hell. 1, 7, 13; Käsemesser, Plut. Dion 58 (fehlt bei Sch.); Kettenhund, auch nur κύων δεδεμένοϲ Plut. Pelop. 35; Kraut, wider den Tod kein Kraut gewachsen ist τὸ μὲν εἱμαρμένον διαφυγεῖν ἀδύνατον Plut. Pyrrh. 16 (medicina vinci fata non possunt, Quintil.), ἄφευκτόν ἐϲτιν ἀνθρώπῳ τὸ πεπρωμένον Lysand. 29, Camill. 4, τὸ πεπρωμένον οὐ πῦρ, οὐ ϲιδαροῦν ϲχήϲει τεῖχοϲ (κατὰ Πίνδαρον, fr. 212

(256) ed. Bergk) Plut. Marcell. 29, ἀφύλακτόν ἐστι τὸ πεπρωμένον Caes. 63, τὸ χρέων ἐστὶν ἄφυκτον Pyrrh. 30; Kriegsfurie, viell. φλὸξ πολεμία; Landdrost, etwa ἔπαρχος oder ταγός (?); Löwentatze ὄνυξ λεόντειος Plut. Demetr. 27; Lockvögel ὄρνιθες ἠθάδες, der eigentlichste Ausdruck, Plut. Syll. 28; Lippen, die Worte kommen usw., vgl. Herz; Lawine, s. Schneelawine; Leser, auch ἀκροατής Plut. Flamin. 15; Linkstatsche ἀριστερόχειρ, sp.; Lump, der dem deutschen Begriffe am meisten entsprechende bei Luc. Tim. 32 fehlt bei S. und Sch.; Laut, vor Schreck einen Laut von sich geben φωνὴν ἐκβάλλειν ὑπὸ κτλ. Plut. Caes. 66; Manschette, viell. χειρίς Xen. Cyr. 8, 3, 14; Mitlesen συνανάγνωσις Plut. conv. disp. lib. VII 3; Mitleser συναναγνώστης (ohne Beleg); Marktschreierei πυλαϊκὴ ὀχλαγωγία Plut. Pyrrh. 29; Meistbietende ὁ πλεῖστον διδούς Plut. Lys. 4; Menschenjagd θήρα ἀνθρώπων Xen. Mem. 2, 6, 29; messen, schlecht (Flüssigkeiten) κακομετρεῖν Luc. Hermot. 59; Mittelpreis ἡ καθεστηκυῖα τιμή (schon bei R.) Demosth. 34, 39; Nagelscheere ὀνυχιστήριον Poll. 10, 140 oder μαχαίριον, ᾧ τοὺς ὄνυχας οἱ κουρεῖς ἀφαιροῦσι (eigentl. Nagelmesser) Plut. Brut. 13; Nativitätsteller, auch ὁ τὰς γενέσεις ἐπισκοπῶν Plut. Anton. 33; Nachthunde κύνες νυκτερευτικαί Xen. Mem. 3, 11, 8; Ohr, am Ohre ziehen, auch τοῦ ὠτὸς ἀνατείνειν τινά Plut. M. Cato 20; Oberländer, auch ὁ ἄνωθεν ἐκ τῆς χώρας; Papier, auf dem P. Krieg führen mit Jem. ἐν ταῖς ἐπιστολαῖς πολεμεῖν τινι Dem. Phil. 1, 30; prunkvoll, Xen. Hell. 3, 4, 8; Plätzchen ist nicht τὸ χωρίον, welches seine Bedeutung als Deminutiv verloren hat, μικρὸν χωρίον ist auch nicht: Räumchen, sondern: enger Raum Xen. Cyr. 1, 4, 11, Isocr. 5, 145, Plut. Syll. 30; Pietät fehlt (aber nicht: Impietät); Raufbold ἀψίμαχος; Riegel, Jem. hinter Thür und Riegel von etw. abhalten εἴργειν τινά τινος ὑπὸ κλεισὶ καὶ θυρωροῖς Plut. Marius 16; Roszmühle, etwa ὁ ὑφ' ἵππου ἀγομένη μύλη; Rohrgeflecht ταρσὸς καλάμων Her. 1, 179 (Bähr); Räuschchen, Luc. Icar. 27; rascher Fuszgänger, s. flott; Sandmeer Arr. 3, 3, 4; Sense θεριστήριον, θέριστρον, sp.; Siegesopfer νικητήριος θυσία Heliod. 4, 16; schlummern, bildlich vom Uebel, εὕδειν Plut. Anton. 36; Schuld von etw. tragen τὴν αἰτίαν τινὸς φέρεσθαι Plut. Artax. 15; Schaugerüst aufschlagen θεωρητήρια κύκλῳ κατασκευάζειν Plut. C. Gracch. 12; Sachlage, blosz τὸ γιγνόμενον Xen. Hell. 3, 4, 8; Scheinrecht τὸ εὐπρεπές Thuc. 3, 44, 2; Seelache (aestuarium Caes. 2, 28) λιμνοθάλαττα; Sprenkel ἕρκος Hom. Od. 22, 469; statarisch fehlt (vgl. kursorisch); Spätherbstregen φθινοπωρινὸς ὄμβρος Plut. Brut. 47; Schlachtvieh, auch τὰ ἱερεῖα Xen. Cyr. 1, 4, 17, Arr. 5, 3, 5; stolz und siegestrunken γαῦρος καὶ ὑπὸ τῆς νίκης ἐπηρμένος Plut. Pyrrh. 28; Schlüssel, zu einem Lande, ἡ ἐπιβάθρα sp., Plut. Demetr. 8, wofür Thuc. 4, 1 προσβολή hat; Schanzkorb, nicht ὁ σπαλίων, welches = vinea ist, sondern nach Thuc. 2, 76 ταρσὸς καλάμου (cf. Poppo und Krüg.); Stacket fehlt; Schweif, schön und dicht, οὐρὰ θαυμαστὴ πυκνότητι καὶ κάλλει τριχῶν Plut Sertor. 16; stimmen, die Geldsumme stimmt nicht mit dem Belege τὸ πλῆθος τοῦ ἀργυρίου διαφωνεῖ πρὸς τὰ γράμματα Plut. Lys. 16; Tanzfest βαλλισμός Athen. 8, 63; Tafel-

gelder, auch ἅ λαμβάνει τις εἰς τὸ καθ' ἡμέραν δεῖπνον; Thür vgl. Riegel; Tiraden in die Rede flechten κομψὰ (so richtig schon bei S., der 'etwa' streichen kann) τῷ λόγῳ ἐγκαταμιγνύναι Luc. Tox. 42; Traubenlese, s. Weinlese; Trimester, s. Quartal; Pariah, s. Schlucker (vgl. Range); Schneidezähne, auch τομικοὶ ὀδόντες; Trommelschlag, unter ὑπὸ τυμπάνων; Todesstrafe auf etw. setzen, auch ζημίαν ἐπιτίθεσθαι (Thuc. 2, 24) gew. ἐπιτιθέναι (Xen. Cyr. 1, 2, 2), ἐπιβάλλειν Plut. Ages. 34, ὁρίζειν Sol. 23, Lys. 17, Sylla 31 (vgl. auch: auflegen), τάττειν, vgl. auch Mätzn. ad Dinarch. p. 126; Thalhänge, Thalkessel (convallis) συγκλινίαι Plut. Pyrrh. 28, σύγκλισις Camill. 41; Uebelgeruch fehlt, vgl. Thom. Mag. (ed. Rit.) 3, 15; unversucht, was liesz er τί οὐκ ἐποίησεν; umzäunen, auch περιοικοδομεῖν Xen. Cyr. 1, 4, 11; undeutlich machen die Gestalten (von der Nacht) οὐ διασαφεῖ τὰ εἴδη ἡ νύξ Plut. Nic. 21, undeutliche Stimmen ἀσαφεῖς φωναί Caes. 63; vergeltend ἀμοιβαῖος Herodi. 1, 4; Volkshasz, -neid, sich aussetzen ἑαυτὸν τῷ πολιτικῷ φθόνῳ παραδιδόναι Plut. Timol. 36, Pelop. 25, Arat. 15; verwittwen trans. (vgl. verwaisen) = eine Frau zur Wittwe machen γυναῖκα χήραν τιθέναι, oder nach Hom. Il. 17, 36 χηροῦν γυναῖκα; versöhnlich gesinnt sein (vgl. friedlich, dazu Plut. Phoc. 16) συμβατικῶς ἔχειν Plut. Pyrrh. 18; wettern χειμάζειν, auch impers. Her. 7, 191; Wurzel, den Krieg mit der W. ausrotten τὸν πόλεμον ἐκ ῥιζῶν παντάπασιν ἀναιρεῖν Plut. Pompej. 21; wechseln ein Pferd ἵππον μεταβαίνειν Plut. Alex. 32; wiederverteilen, z. B. Land ἐξ ἀρχῆς ἀναδάσασθαι τὴν χώραν Plut. Lyc. 8; Wamms, der eigentliche Ausdruck ist ἡ σπολάς, so öfters bei Aristoph.; Wollflocke ἡ κροκύς, ὕδος; Wein, reinen W. einschenken = die unverblümte Wahrheit sagen s. unverblümt; Wechsel, die = Stätten, die das Wild öfters mit anderen vertauscht: πόροι Xen. Cyr. 1, 6, 40, auch: δρόμοι (cf. Hertl.); wutschnaubend πληρούμενος θυμοῦ καὶ πνεύματος Plut. Alex. 6, Pyrrh. 16, Eum. 11; Zwergbaum etwa τὸ χθαμαλὸν δενδρίον: Zahnwurzel ὀδόντος ἡ ῥίζα; zurückschieben den Wagen τὸ ζεῦγος ἀνακρούειν ὀπίσω Plut. Alcib. 2; Zaudern, in der Mischprosa ist es namentlich Plutarch, der synonyme Begriffe gern häuft, einige mögen — da auch die Lexika ihrer nicht ganz entrathen können — hier Platz finden: ἀναβολαὶ καὶ μελλήσεις Arist. 17, ὄκνος καὶ μέλλησις Marius 33, Thes. 37, διατριβαὶ καὶ μελλήσεις Them. 16, μελλήματα καὶ διατριβαί Nic. 21; Ziemer = Rückenstück eines Hirsches, Rehes, also: Hirschziemer, Rehziemer; Vorturner προγυμναστής, man würde demnach ganz gut griechisch — auch ohne Beleg — Obervorturner (nach Diod. Sic. 1, 75) durch ἀρχιπρογυμναστής übersetzen können; Glühwürmchen s. Johanniswürmchen; Weiler κώμη oder κώμιον; lichterloh brennen, vgl. noch Plut. Pyrrh. 29 und Xen. Anab. 3, 1, 11; Wagen, das Pferd hinter den Wagen spannen ἐν πίθῳ ἡ κεραμεία γίγνεται.

Was die relative Vollständigkeit rücksichtlich der aufgenommenen Wörter betrifft, so hat Rec. den Buchstaben A bei Schenkl mit denen bei Rost und Sengebusch genau verglichen, auch sonst — wie natürlich — vielfache Gelegenheit gehabt genaue Einsicht zu nehmen, so dasz er

keinen Augenblick Bedenken trägt, das Schenklsche Buch dem Gebrauche zu empfehlen. Auch die Ausarbeitung der Artikel gibt erfreulichen Beweis von Sachkenntnis in der Anlage und Ausführung, von durchweg befriedigender Selbständigkeit und Beherschung des Stoffes. Dasz Herr Schenkl seine Vorgänger benutzt hat, das gereicht ihm ebenso wenig zum Vorwurf als dem Interpreten eines Schriftstellers, der notwendigerweise das vorher Geleistete berücksichtigen musz. Manche Artikel sind neu und überraschend, vgl. Kamaschen, Krähwinkel, Schildbürger, Schlaraffenland -leben u. a., die Unterscheidung durch den Druck z. B. unter: überstreifen, überstürzen, unterschlagen ist zwar nicht neu (schon bei Rost), aber praktisch; man vgl. Artikel wie: Gerste, Hoffnung, Hand, Meinung, Pasz u. a. Was die Eigennamen anlangt, so lassen wir den Verfasser selbst reden: nur einige wenige sind berücksichtigt worden z. B. wichtigere geographische Namen, wo die gegenwärtig übliche Bezeichnung von der bei den Griechen gebräuchlichen abweicht, oder mythologische Namen, an welche sich Redensarten knüpfen. Alles andere ist dem griechisch-deutschen Wörterbuche oder auch einem ganz besonders für Eigennamen bestimmten Werke zu überlassen. Rec. teilt diese Ansicht nicht, hält es vielmehr mit Rost und Sengebusch; namentlich ist das Verzeichnis von Eigennamen, wie es von Sengebusch ausgearbeitet vorliegt, dem Buche eine Zierde; wir wüszten kaum, in welcher Weise und wozu Herr Sengebusch diesen Teil seiner Arbeit noch vervollständigen wollte. Aber darum möchten wir bitten, dasz Herr Sengebusch in einer neuen Auflage seines Buches weniger Umschreibungen fordert, sind es ihrer im Ganzen auch nur wenige, so überschreiten sie doch das Masz der Kraft des Schülers, so: Entdeckungsreise, Maulwurfshaufen, Schreibtisch, Wetterprophezeiung, Deportation, Hochgefühl, Wildschur.

Druckfehler haben wir in dem Buche von Schenkl nur wenige gefunden: Papier schreibe ἐπιστολιμεῖοι, Hirschkolbenbaum, Kapsel (Sigel). gerade: ὀρθοφυῖα, abschnellen statt: abschnallen, verbünden, unter: gutgeartet, wohlgeartet; Mewe, Hülflosigkeit, Dampf, S. 623 in der Ueberschrift, Geplapper.

Wir scheiden von dem vorliegenden empfehlenswerthen Buche, mit dem wir uns oft und gern beschäftigt, und das wir sine ira et studio beurteilt zu haben glauben, mit dem Wunsche, es möge im Verein mit den schon vorhandenen und auch sehr brauchbaren Büchern gleicher Tendenz des Guten viel in den Händen derer stiften, für die es bestimmt ist. Ich meinerseits hatte mir eingebildet, S. VI vielleicht nach dem Satze: 'Uebrigens wird, wie der Verfasser bestimmt erwartet, jeder Beurteiler des Buches anerkennen, dasz in den einzelnen Artikeln eine grosze Zahl von Wörtern oder Redensarten und zwar von sehr wichtigen aufgeführt sind, die noch in allen bisherigen Wörterbüchern fehlen', oder auch weiter unten in aller Kürze erwähnt zu finden, dasz meine Beiträge zu den deutsch-griechischen Wörterbüchern, wie solche in diesen Jahrbb. 1861 Heft 9 S. 429—437 annoch gedruckt zu lesen sind, dem Hrn. Schenkl nutzreich gewesen seien, wovon sich Jedermann leicht überzeugen kann, der nachzulesen die Lust verspürt. Da dies nicht geschehen ist, so be-

scheide ich mich gern dem Hrn. Verfasser über die reiche Benutzung meiner Arbeit hiermit Quittung auszustellen.

Papier und Druck machen der Officin und Verlagshandlung des Hrn. Teubner — wie immer — alle Ehre.

Sondershausen. Gottlob Hartmann.

54.

Deutsches Lesebuch für die oberen Classen höherer Schulen von Director Dr. Schauenburg und Director Dr. Hoche. 1r Teil; 1867 (284 S.). 2r Teil; 1868 (296 S.).

Nachdem bereits im vorigen Jahre der erste Teil des genannten Werkes erschienen und damit unverkennbar Vielen, die wirklich Unterricht in der deutschen Litteratur erteilen, ein wesentlicher Dienst geleistet ist, gestattet nunmehr die Vollendung des Werkes, dies anerkennende Urteil auf das ganze Buch auszudehnen. Eine eingehende Begründung mag einer nahen Zukunft vorbehalten sein.

Charakteristisch ist beiden Teilen das Streben, durch ausgedehnte Lectüre Verständnis und Liebe zur Litteratur zu erzeugen. Dabei ist im ersten Teile der Versuch gemacht, insbesondere durch Zugabe der wesentlichsten Regeln aus der deutschen Formenlehre, eine 'allgemeine Kenntnis von einer deutschen Philologie' zu geben.

Die oben berührte Ausdehnung ist erreicht worden durch zweckmäszige Beschränkung des Nibelungenliedes (von 2500 Strophen auf 600) und der Kudrun (von 1600 auf 200). Wesentliches ist dabei nicht ausgelassen und doch der Raum gewonnen, auszer den drei groszen Kunstepikern und dem Lyriker Walther auch die spätere Zeit des Mittelalters zu berühren. Und so werden denn in Zukunft die beiden Lichtpuncte mittelalterlicher Litteratur, nemlich erstens die glänzende Zeit der Minnesänger unter den Hohenstaufen und zweitens die mehr verständige und kritische, aber auch religiös bewegte und gemütlich ansprechende Richtung der späteren Zeit gleichmäsziger der Jugend bekannt werden. Dasz die Namen eines Brant, Geiler, Luther, Sachs und Fischart mehr als blosz äuszerlich bekannt sein sollen, versteht sich wol um so mehr von selber, als die welterschütternden Ereignisse, die sie vorbereiteten, oder an denen sie teilnahmen, kaum besser und verständlicher als durch eine derartige Lectüre beleuchtet werden können.

Dabei bemerken wir für katholische Leser, dasz neben Geiler auch Sebastian Brant und neben Luther Thomas Murner berücksichtigt ist.

Auch der zweite Teil des Lesebuches enthält einen sehr reichen und anziehenden Lesestoff. Nachdem die Zeit von 1625—1750 verhältnismäszig vollständiger mitgeteilt ist, um Lehrern und Schülern den 'nötigen Vorrath' zur Veranschaulichung der Geschichte der Litteratur zu

geben, durfte für die neuere Zeit die Frage minder eingehend behandelt werden, wie sich aus den genannten Anfängen Verschiedenes entwickelt. Dafür ist in reicher Fülle die Frucht selbst, das Beste und Bedeutendste aus dem Gebiete der Nationallitteratur geboten, so dasz die Bruchstücke immer noch charakteristisch und umfangreich genug sind, um ein bestimmtes, so zu sagen selbsterworbenes Bild von den berührten Schriftstellern zurückzulassen.

Diese Ausführlichkeit ist ermöglicht, einmal durch Auslassung so mancher Dichtungen und Schriften, die in allen Compendien der lieben Vollständigkeit halber stehen, ohne doch den Vorzug einer eingehenden Kenntnis seitens des Schülers zu verdienen. Namentlich aber sind auch die Dichtungen ausgeschieden, die wie Lessings Minna, Goethes Iphigenie u. a. so verbreitet, resp. zu einem so mäszigen Preise jetzt zu kaufen sind, dasz der Verfasser mit vollem Rechte uns mit derartigen halben und drei Viertel Doubletten verschonte. Auf dem so gewonnenen Raume haben Jakob Grimm und Ernst Moritz Arndt, Alexander und Wilhelm v. Humboldt, Rückert und Uhland berücksichtigt werden können. Eingehender sind Klopstock (Oden; aus dem Messias) und Herder (Gedichte; Schulreden; aus den Ideen) behandelt; mehr noch Lessing (Fabeln; aus Laokoon; aus der Dramaturgie) und Schiller (Gedichte; Xenien; über Egmont und Briefe). Am meisten ist Goethe bedacht, der als Höhepunct der gesamten Litteratur diese Bevorzugung gewis verdiente (Gedichte; Prosa; Briefe).

Der vorhergehende Zeitraum (1625—1750) umfaszt die drei Schlesier Opitz, Fleming und A. Gryphius; dann die Dichter geistlicher Lieder: von Spee; Paul Gerhardt und Scheffler; es folgen Logau; Abraham von S. Clara und Grimmelshausen, darauf Günther und Haller; endlich als Schluszpunct und, wenn auch wider Willen, als Brücke zur neueren Zeit Gottsched.

Zu Ende des zweiten befindet sich, ebenso wie beim ersten Teile, eine systematische Uebersicht der Litteraturgeschichte; dieselbe, sorgfältig und umsichtig angelegt, wird zur Ergänzung und Orientierung wesentliche Dienste thun.

Sollen wir unser Urteil über das Lesebuch zusammenfassen, so meinen wir, dasz es jedem ernsteren Versuche der Schule, in die Litteratur einzuführen, von um so gröszerem Nutzen sein musz, als es einen Sporn zum weiteren Eindringen zurückläszt. Man mag hier und da einen Abschnitt vermissen, dann und wann eine etwas andere Auswahl wünschen, im Wesentlichen, ja fast durchgehends ist die letztere geschickt und anziehend gehalten, und wünschen wir dem Buche, das correct und auf gutem Papier gedruckt ist, die beste Aufnahme.

Düsseldorf. Dr. Rothert.

55.

Stiefelhagen, die mittelalterliche Idee eines christlichen Weltreichs in ihrem Ursprung und ihrer Entwickelung (zum Programm der öffentl. Prüfung und Redeactus der Dresdner Annenschule, April 1868).

Wenn es unbestritten eine der groszen Aufgaben unserer Zeit ist, die Wissenschaft dem ganzen Volke mehr oder weniger zugänglich zu machen, so gehört es gewis zu den erfreulichsten Erscheinungen, das gesamte pädagogische Wirken mehr und mehr davon durchdrungen zu sehen. Ein Zeugnis ist obiges Programm, welches der alten Sitte folgend dem jährlichen statistischen Schulbericht eine Abhandlung voranschickt, von der man bekennen musz, sie sei im vollen Verständnis der Zeit und von der rechten Art. Denn nicht blosz die Wahl des Stoffes, sondern voraus die echt wissenschaftliche Behandlung so wie die Klarheit, womit sie geschrieben, machen sie zu einer angemessenen Kundgebung für eine Realschule, ja eignen sie, wenigstens teilweise, zu einer werthvollen Mitgabe an die die Schule verlassenden Jünglinge. Der Gegenstand, im Allgemeinen von hohem Interesse für den geschichtlich gebildeten Menschen der Jetztzeit, ist es vom höchsten für den Deutschen. Und wäre auch die Abhandlung nicht so sorgsam ausgearbeitet, wie sie es ist, was konnte es schon Dankenswertheres geben, als dasz die Machtvollkommenheitssprüche der Päpste einmal in einem Programm aus den Quellen zusammengestellt und verbreitet werden, was der Bildung der Gegenwart Zukommenderes, was gerade jetzt dem Tagesinteresse mehr Angehöriges?

Es war wol die Hegelsche Philosophie, der man zuerst eine helle Hervorhebung dieses bedeutsamen weltgeschichtlichen Moments verdankt. Ref. erinnert sich Eduard Gans in seinen Vorträgen über Philosophie der Geschichte äuszern zu hören: 'Der römisch-deutsche Kaiser ist als erster Herr der Christenheit allgemein anerkannt, aber eben weil er das ist, ist er nicht einmal recht König in Deutschland' — ein paradox scheinendes Wort, das aber nebst einem andern unten anzuführenden ganz mit des Verfassers auch von mir völlig geteilter Anschauung übereinzukommen scheint. — Klar und durchsichtig hat Herr S. in seiner schätzbaren Arbeit den Gegenstand von allen seinen Seiten vor die Augen gestellt, und dies nicht nur durch gründliche Verarbeitung der bedeutendsten Hülfsmittel, sondern auch bei den Cardinalpuncten durch fleiszige und verständnisvolle Einsicht der Quellen.

Also nicht blosz alle einschlagenden Schriftsteller der verschiedensten Parteifarben, ein Plank und Eichhorn, Gieseler, Ranke, Hurter, Gfrörer, Voigt und Sybel, Dönniges, Waitz, Böhmers Regesten, Giesebrechts Kaisergeschichte (für welchen der Verf. seine besondere Sympathie bekennt) u. v. A., auch Lambert, Wippo, Hermann der Lahme, Ekkehard, Siegbert von Gemblours, Vita Henrici, Bruno, Otto de S. Blasio, Otto von Freisingen und Ragewin, der heilige Bernhard und Dante sind fördersamst vom Verf. benutzt und haben ihm ein beseeltes und belebtes Bild vollenden helfen. Die acht Zeitgrenzpfähle, an welche der Faden der Darstellung sich reiht, bieten aus der Sache selbst sich dar und erhellen den Ueber- und Durchblick. Nachdem er in 1 über die älteste politische Grundlage der Idee eines christlichen Weltreichs die chiliastischen Anschauungen der ersten Christen als auf dem vorhandenen Grund des römischen Weltreichs fuszend entwickelt, weist er in 2 hin auf das naturgemäsz daraus folgende christl. Weltreich unter Constantin und seinen Nachfolgern, welche anfangs mit Toleranz, dann aber immer ausschlieszlicher die christl. Religion zur Staatsreligion erheben, worauf denn trotz der bleibenden

Teilung des Reichs 395, trotz des baldigen Untergangs des Westreichs in den sich entwickelnden neuen Völkerzuständen die unterdessen immer mehr erstarkte Idee des christlichen Weltreichs keineswegs den Todesstosz erhält, vielmehr teilweise in dem schattenhaften Oberherlichkeitsanspruch des griechischen Reichs, noch weit mehr aber in der mittlerweile emporgewachsenen Macht des römischen Bischofs nur noch kräftiger sich ausbildet. In Abschnitt 3 wird die Entwickelung der Idee eines geistlich-theokratischen Weltreichs oder des Papsttums von ihren ersten Anfängen bis zur Mitte des 5n Jahrhunderts dargelegt, und klar erwiesen erstens: dasz die christl. römischen Kaiser auf langehin eine vollständige Verschmelzung der geistl. und weltl. Obergewalt in einer Person nicht zu denken vermocht; zweitens, dasz die christl. Völker sich nicht etwa etwas haben vorlügen lassen von den Priestern, sondern dasz vielmehr die Priester selbst mit ihrer Gewalt aus dem Glauben des Volks hervorgehen (worüber Cyprianus treffend angeführt ist), und drittens, dasz daraus Streben nach Centralisation der geistlichen Gewalt erwächst, die anfangs mehr aristokratisch sich gestaltend, später in monarchische Form ausgieng. Sodann folgt 4 Fortbildung der päpstl. Idee eines kirchlichen Weltreichs von der Mitte des 5n bis zu Beginn des 7n Jahrhunderts. Leo I ein 'berufener Träger der Papstidee noch vor Zusammenbruch des Westreichs'. Fortschritt derselben durch Tilgung des Arianismus. Gregor I 'der Erweiterer und Vertiefer'. Jetzt kennzeichnen 8 Momente den Zug der Zeit: Kirchenversammlungen; allg. Kirchengesetzbücher; straffere Organisation der Hierarchie; wachsender Reichtum durch Schenkungen; Immunitäten der Kirche; Mönchtum; Keime des Cölibats und das edle Verhältnis der Kirche zur Leibeigenschaft. — 5 die päpstliche Weltreichidee vom Beginn des 7n bis Mitte des 10n Jahrhunderts. Zerrüttung des Ostreichs durch die Moslemim, und (vielleicht daraus entstanden) inneres kirchliches Zerwürfnis und Bilderstürmerei vom Throne aus, wodurch Entfremdung vom Occident. Verlust Spaniens an die Saracenen. Des römischen Bischofs (des zugleich von den Longobarden bedrängten) natürliche Politik ist Anschlusz an das Frankenreich, das die Vormauer gegen den muhamedanischen Erbfeind wird. Der Angelsachse Winfried, der grosze Heidenbekehrer, stützt die päpstliche Autorität. Die pseudoisidorischen Decretalen (meist sardicensische Provinzialbeschlüsse, die zu ökumenischen gestempelt sind), wenn auch wol schon damals als das Werk eines frommen Betrügers erkannt, werden doch angenommen, als 'der Ausdruck des Bewustseins Vieler'. Doch die fränkischen Könige, geschweige denn der zum römischen Kaiser gewordene grosze Karl behaupten, trotz aller Frömmigkeit, entschieden die Oberleitung der Kirche. Aber nach ihm weisz der Clerus die ihm günstige Lockerung des Reichs unter dem schwachen Ludwig schlau zu benutzen und die weltliche Gewalt noch mehr zu schwächen. Allein es erscheint 6 von Otto I an: Das römisch-deutsche Kaisertum als Hauptträger der Idee eines christl. Weltreichs, und immer durch die Person des weltlichen Herschers repräsentiert, was lange auch von den Päpsten selbst anerkannt ist (der Verf. citiert hierzu sehr passend, dasz Papst Hadrian bereits 777 Karl den Groszen als den 'neuen allerchristlichsten Kaiser Constantin' angeredet). Doch auch die Idee des geistlichen Monarchismus, die über dem einzelnen Papst steht, ist von Seiten des Kaisertums anerkannt (Beleg S. 45 Anm.: wie leicht Kaiser Otto die ruchlose Sittenlosigkeit Johann XII nimmt). Nun aber will Kaiser Otto III, durch seinen Lehrer, nachherigen Papst Sylvester II phantastisch gebildet, den Reichsmittelpunct nach Rom verlegen und gefährdet dadurch seine Macht (der Verf. zeigt das 'Groszartig-würdige sowol als das Krankhaft-unnatürliche' dieses Gedankens). Heinrich II neigt mehr nach der geist-

lichen Seite hin, obwol er sein Investiturrecht festhält. Seine Begünstigung des geistlichen Standes erklärt sich übrigens aus der ihm geboten erscheinenden Kaiserpolitik, weil er es hier mit entschieden erblosem Reichsgebiet zu thun hatte. — Unter dem jetzt folgenden Königsgeschlecht der Salier, welche die Kaisergewalt steigerten, gab Konrad II dem christl. Weltreich die reale Grundlage; dagegen der kerndeutsche herliche Heinrich III die Ausgleichung des idealen und realen, des geistlichen und des kriegerischen Elementes anstrebt. — Nicht mehr kam es auf die Echtheit jener Urkunde des Papsternennungsrechtes an Otto d. Gr. an (welche Gfrörer anerkennt, Plank anficht), denn 'das Verhältnis des Papsttums zum Kaisertum war nun eine blosze Machtfrage', die sich bis jetzt mehr zu Gunsten des Kaisertums entschieden hatte, obschon sich bereits voraussehen liesz, dasz es der Papst über den Kaiser gewinnen würde, da jene Gewalt durch 'bleibende Institutionen wirkte, da die Sonderung der Nationalitäten nach Karl d. Gr. ihrem divide et impera sehr zu Gute kommen muste, da sie auf die öffentliche Meinung sich stützen konnte, und es endlich nicht verschmähte, die particularistischen aber patriotisch sich dünkenden Lehnsvasallen zu ihren Zwecken zu benutzen. Und jetzt kommt das Papsttum in die Lage dies vollständig zu bethätigen. — Es lenkt der Verf. in Abschn. 7 unsern Blick auf das erfolgreiche Streben des Papsttums, sich zum Hauptträger der Idee eines christl. Weltreichs zu machen (1050—1122) in der deutlichen Vorführung der energischen Schritte Gregors VII 'zur völligen Unabhängigkeit des Stuhles Petri von jeder weltlichen Macht' sowie in dem Bilde der den Zwecken des Papstes trefflich entgegenkommenden langen Minderjährigkeit Heinrichs IV und der Eigenwilligkeit, Unfertigkeit und sittlichen Versehrtheit dieses Kaisers; wie Gregor klug anfangs sich dem Kaiser nur zur Seite ('die beiden Augen'), schlieszlich sich über ihn gestellt ('Sonne und Mond'); und wie das Alles auf dem festen Grunde der längst vorbereitend wirkenden und von Hildebrand eifrig fortgesetzten innern cluniacensischen Reform geschehe. Vorbereitend war auch die treuga Dei und der Gebrauch des Kirchenbannes gewesen, aber die Verschlingung des Episkopats in den weltlichen Lehnsverband zu beseitigen half nur 'das Radicalmittel der Abschaffung der Priesterehe und der Laieninvestitur'. Hildebrands gewaltiges Charakterbild wird übereinstimmend mit Voigt, Neander und Gieseler unparteiisch hingestellt. Die Stimmung der Gegenpartei bei diesen Ereignissen malt sprechend die vom Verf. S. 78 angeführte Stelle aus der vita Henrici, die Ref. allerdings für eine gewisse, halb verschämte, Ironie hält. — Der Hauptinhalt des Concordats von 1122 ist nach den Quellen angeführt. Schlieszlich als Frucht des päpstlichen Sieges: unter Beisitz des päpstlichen Legaten bestimmte Feststellung der deutschen Wahlmonarchie, da doch das Halten an der Erblichkeit bisher nur Gewohnheitsrecht, 'consuetudo' gewesen (nach Bruno). — Endlich wird im 8n und letzten Abschnitt behandelt: Die Idee eines vom Papste im kirchlichen und politischen Sinne regierten Weltreichs in ihrem Aufsteigen zur annähernden Verwirklichung im Zeitalter der Kreuzzüge. Die Kreuzzüge, als deren natürliche Oberleiter die Päpste erscheinen, halfen kräftig das päpstl. Ansehen stützen. Allerdings aber nehmen die stolzen hohenstaufischen Kaiser den Kampf mit der immer dreister in die Staatsgewalt eingreifenden Kirche tapfer auf, und haben eine Zeit lang einen nicht kleinen Teil des von jenen Uebergriffen religiös wie politisch verletzten Volks zu Mitkämpfern, namentlich in den Arnoldisten. Selbst der berühmte ganz päpstlich gesinnte Abt Bernhard von Clairvaux, welcher die Leitung auch des 'weltlichen Schwertes' durch die päpstliche Hand guthiesz, warnt Papst Eugen III vor Uebermut, ermahnt ihn mit Worten der heiligen Schrift zur Demut (S. 98 u. 107 Stellen aus Bernhardi V libb. de considera-

tione angeführt) [dies beiläufig ein Zug aus der Seelenstimmung der Zeit, wie ein geistvoller Mann, im Verstande befangen, weil in seine Zeit eingebannt, von ihrer Atmosphäre bedingt und vom allgemeinen Aberglauben beeinfluszt, doch die geschichtlichen Widersprüche in seinem Herzen auszugleichen weisz durch inniges Eindringen in den ewig sittlichen Gehalt der Schriftworte]. — Aber die Papstgewalt war die gewaltigere und das stolze hohenstaufische Kaisertum fiel vor ihr. Da nahmen auf Geheisz des päpstlichen Stuhles die grausamsten Ketzerverfolgungen den Anfang; und es kam zur Einführung der Inquisition, seitdem Innocenz III, in seiner Art nicht weniger grosz als Gregor, dem päpstl. Recht die juristische Schärfe gebend, als 'ein Oberherr die sämtlichen christl. Reiche zu einem einzigen Weltreiche, einem groszen Christenstaate vereinigte, dessen oberster Endzweck das zeitliche und ewige Heil Aller ist', — Innocenz III, der sich zuerst nicht mehr Vicarius Petri, sondern Vicarius Christi oder Dei nannte. So war denn endlich die Papstgewalt hinausgeschritten weit über Pseudoisidors kühnste Gedanken (S. 105). Aber nun war auch das päpstlich-christliche Weltreich zu solcher Spitze emporgetrieben, dasz dieselbe brechen muste. Es fiel durch den Abfall von sich selbst, indem diese geistliche Gewalt in derselben Zeit verweltlichte, als die weltliche sich verflüchtigte und zerstob. E. Gans pflegte diesen Wechselmord mit jenem zwischen Hamlet und Laertes zu vergleichen, wo das vergiftete Rapier zwar sein Opfer erreicht, aber dem, der es führt, vom Gegner entwunden, selbst den Todesstosz beibringt. So erklärt sich, dasz der maszloseste aller Päpste Bonifaz VIII, der 'die Vereinigung der weltlichen und geistlichen Macht in der Hand des Papstes förmlich zum Glaubensartikel erhob', doch so leicht von jenem schlauen französischen Könige unter die Füsze getreten wurde. Dies aber nur natürliche Wirkung des durch die Kreuzzüge veränderten Culturstandes, 'welche unmittelbar den Ausbau des gregorianischen Weltreichgerüstes wesentlich gefördert, mittelbar dagegen am späteren Sturz des Gebäudes nicht unerheblich mitgearbeitet haben'. (S. 87.) Die begleitende und darauf folgende Zeitstimmung wird gut charakterisiert durch freimütige Verse Walters von der Vogelweide (Zwei swert in einer scheide verderbent lîhte beide usw.), und durch die ebenso wehmütigen als nachdrucksvollen Worte Dantes Purg. XVI 109—111, denen Referent auch noch die folgenden Verse 112—114, und weiterhin 128 und 29 hinzufügen möchte (perochè giunti l'un l'altro non teme usw. und per confondere in se due reggimenti usw.). Denn so weit waren beide Gewalten herabgekommen, dasz man begann vor beiden keine Achtung, keinen Respect mehr zu haben. — Ein geistreiches, man kann wol sagen ein echt geschichtsphilosophisches Schluszwort beendigt hierauf die inhaltvolle Abhandlung. Es wird der Grund des Kampfes zwischen den beiden Gewalten aus ihrer 'teilweisen Congruenz' dargethan, da jede auf ihrem Wege derselben Idee des christlichen Weltstaates nachgestrebt. Aber beiderlei Formen sind eben nur ihrer Zeit angemessen. Nachdem diese Zeit vorüber, ist es auch die Phase des römisch-politischen und des römisch-geistlichen christlichen Weltreichs, welche beide auf dem Feudalstaate beruhten. Die Zersetzung beider Formen durch innere Verderbnis ist aber der Fortschritt. Die nun reifer und selbständiger gewordene Menschheit, mannigfaltiger in sich gegliedert und mehr und mehr politisch wie religiös sich selbst regierend, ist, wie Ref. meint, nicht ohne die Segnungen des Christentums auf höherer Stufe angelangt und bedarf einer neuen Form zu freierer Verwendung des christlichen Gehaltes. — Zum Schlusse will Ref. nicht verhehlen, dass er auch etwas auszusetzen hat. Viel besser würde es ihm gefallen haben, der Verf. hätte in seiner so klaren und übersichtlichen Darstellung so manche treffliche eigene Gedanken nicht in den Anmerkungen unter den Scheffel gestellt, da sie oben im Text verarbeitet dem Gan-

zen noch mehr Licht gegeben hätten. Ref. musz seinen subjectiven Widerwillen gegen Anmerkungen überhaupt bekennen, die ja den Alten so gänzlich unbekannt waren, und kann sie für unsere Zeit nur insoweit für vollberechtigt halten, als sie Nachweis von Quellen oder auch Quelleninhalt beigeben.

Dresden. Dr. Richard Treitschke.

56.

VERSAMMLUNG VON LEHRERN HÖHERER SCHULEN DER RHEINPROVINZ IN DÜSSELDORF.

Die diesjährige Versammlung rheinischer Schulmänner fand am 14 April in der Aula der Realschule zu Düsseldorf statt. 86 Directoren und Lehrer höherer Lehranstalten vorzugsweise der nördlichen Hälfte der Rheinprovinz hatten sich zu derselben eingefunden.

Der Vorsitzende des zur Vorbereitung der Versammlung im vorigen Jahre gewählten Ausschusses, Herr Realschuldirector Heinen aus Düsseldorf eröffnete dieselbe nach 10 Uhr mit einer Ansprache, in welcher er namentlich darauf hinwies, dasz nunmehr das Local der Versammlung, welches bei der ersten Zusammenkunft vor fünf Jahren nur notdürftig mit Laub verziert gewesen sei, durch die Bendemannschen Wandgemälde einen herlichen künstlerischen Schmuck erhalten habe, der wol geeignet sei, eine gehobene Stimmung zu erwecken. Speciell geht er schlieszlich auf die von dem Künstler gewählte Darstellung des Brüderpaares Alexander und Wilhelm von Humboldt ein, der beiden Dioskuren, 'welche einem Goethe auf seinem Lebenswege vorgeleuchtet haben.' Sie gebe bei der auch in der Wissenschaft immer mehr zunehmenden Arbeitsteilung einen bedeutsamen Fingerzeig für das gegenseitige Verhältnis, welches zwischen Männern verschiedener wissenschaftlicher Bestrebungen, insbesondere den Pflegern der Naturwissenschaft und Sprachwissenschaft obzuwalten habe, und er hege das Vertrauen, dasz in richtiger Würdigung und Anerkennung desselben auch die gegenwärtige Versammlung von Gymnasial- und Reallehrern von dem Geiste eines freudigen und tüchtigen Zusammenwirkens Zeugnis ablegen werde.

Nachdem der Vorsitzende des Ausschusses Director Heinen auch zum Vorsitzenden der Versammlung gewählt und Düsseldorf auch für das nächste Jahr zum Versammlungsort bestimmt worden, erfolgt der Uebergang zur Tagesordnung, indem Hr. Oberlehrer Dr. Schmitz aus Cöln seinen Vortrag über Petrus Ramus beginnt. Obwol ein französischer Schulmann stehe derselbe doch dem deutschen Schulwesen sehr nahe, schon als Vorbild des Fabricius, des Rectors von Düren. Der Vortragende berührt zunächst die äuszeren Lebensverhältnisse des Ramus, die Einwirkungen, die durch Johannes Sturm die deutsche Schule des Agricola auf ihn ausgeübt habe, den Kampf, in den er mit dem arabisch-lateinischen Aristotelismus der Sorbonne gerathen sei, seine schriftstellerische Wirksamkeit in Abhandlungen über Fragen der Orthographie, Orthoepie und Grammatik, in Abfassung von Schulbüchern aller Art, in Commentaren mit Angabe der rhetorischen Figuren und Syllogismen. Ausführlich bespricht er sodann seine Methode,

deren Ziel allseitiges Verständnis und Anleitung zur Nachahmung der alten Autoren gewesen sei, und die ihn zur Einführung eines eigentümlichen siebenjährigen Lehrcursus an der von ihm geleiteten Privatanstalt geführt habe. (1. Schriftliches Declinieren und Conjugieren, wenig Syntax in praktischen Beispielen aus Vergils bukolischen Schriften und Ciceros Briefen. 2. Etymologie und Lectüre eingehender. 3. Syntax mit Ausdehnung der Uebungen in der Imitation. 4. Rhetorik. Analyse der Schriftsteller und Uebungen im Vortrag. 5. Logik unter beständigen Uebungen, einzelne Abschnitte der Classiker in Bezug auf Syllogismen etc. nachzuahmen. 6. Mathematik mit Optik und Musik. 7. Naturwissenschaften, besonders Astronomie.)

Redner schliesst mit der Bemerkung, dasz die Methode des Ramus auch für uns noch viel Nachahmungswerthes enthalte.

Nachdem der Vorsitzende noch auf die Bedeutung des Ramus für die Geschichte der inductiven Wissenschaften hingewiesen, folgt der Vortrag des Hrn. Dr. Ungermann aus Coblenz über den deutschen Unterricht in den unteren Classen der Gymnasien und Realschulen. Der Vortragende will die wichtigsten Erfahrungen und Beobachtungen, die er während einer mehrjährigen Leitung dieses Unterrichts gemacht, mitteilen. In Bezug auf den grammatischen Unterricht spricht er sich für Beschränkung auf das Notwendigste aus, namentlich also das beim lateinischen Unterrichte nicht Vorkommende. In den Händen der Schüler soll ein Leitfaden sein, und dieser nicht nur gelegentlich bei der Lectüre benutzt, sondern in zusammenhängender Weise durchgenommen werden. Die Orthographie ist durch Gewöhnung an correcte Aussprache in allen Lehrfächern zu fördern, und die einzelnen schwierigen Puncte sind nach einander zum Gegenstande etwa 14 Tage fortgesetzter Uebungen zu machen. In der Declination sei der Unterschied der starken und schwachen Formen zur Anschauung zu bringen, Substantiva mit mehrfacher Pluralbildung seien besonders zu üben. In der Conjugation müsse der Leitfaden ein Verzeichnis der starken Verba enthalten und die Verbindung mit den Hülfszeitwörtern sein und werden sei besonders zu beachten. Bei der Lectüre solle der Lehrer zuerst selbst lesen, dann bessere und endlich schlechtere Schüler lesen lassen. Dann soll die Disposition des gelesenen Stückes aufgesucht werden, daran sich eine Reconstruction der einzelnen Teile und endlich eine zusammenhängende Reproduction schlieszen. Eine daran zu knüpfende grammatische Analyse habe sich genau nach dem jedesmaligen Stand des grammatischen Unterrichts zu richten.

Zur Beförderung der Declamation empfiehlt der Vortragende regelmässige Declamatorien. Die schriftlichen Arbeiten sollen im ersten Vierteljahre in VI nur in Dictaten bestehen, von da an abwechselnd in solchen und freien Arbeiten, die in V schon überwiegen dürfen. Als Stoff zu diesen letzteren seien die Sagen des Altertums und Mittelalters zu benutzen.

Schliesslich faszt der Vortragende seine Ansichten in 12 Thesen zusammen, von denen in der Discussion fast ausschliesslich berührt werden die erste: 'Für den grammatischen Unterricht im Deutschen (in V und VI) ist dem Schüler ein kurz gefaszter Leitfaden in die Hand zu geben'; und die neunte: 'Es empfiehlt sich von Zeit zu Zeit Declamationsübungen unter Zuziehung aller Lehrer und aller Schüler der Anstalt vorzunehmen.'

In der folgenden Discussion bemerkt zuerst Director Dr. Jäger aus Cöln, er erkläre sich gegen die neunte These; schon der Ausdruck Declamieren sei ihm ein Greuel und er bedauere dessen Aufnahme in die Schulsprache. Man dürfe nicht die Meinung aufkommen lassen, als sei eine Kunst des Vortrags zu erlernen, die losgelöst vom Verständnis des Inhalts sei. Der Schüler solle nur lernen, ein Gedicht

laut und deutlich und so, dasz man das Verständnis merke, herzusagen. Namentlich für die unteren Classen wünsche er das sogenannte Declamieren nicht.

Rector Götz aus Neuwied: Einen Leitfaden für VI und V halte er nicht für zweckmäszig, höchstens für die oberen Classen zum Nachschlagen. Der Schüler müsse in dem Elementaren durch Anschauung Sicherheit gewinnen.

Ungermann: Ein nur gelegentliches Durchnehmen einzelner Puncte lasse Lücken übrig; zum Nachschlagen könne ein Leitfaden nur dann mit Erfolg benutzt werden, wenn der Schüler durch zusammenhängende Durchnahme in demselben orientiert sei.

Director Dr. Probst aus Cleve: Die Kunst des Lesens und Vortragens, deren Mangel so häufig zu bedauern, müsse fortwährend geübt werden, und dazu seien regelmäszige, etwa vierwöchentliche Uebungen zweckmäszig, wie sie in Cleve seit 8 Jahren sich durch die Erfahrung bewährt hätten.

Heinen: Auch in Düsseldorf an der Realschule seien bereits 1847 regelmäszige Redeübungen eingeführt und jetzt nach Herstellung der Aula wieder aufgenommen worden, welche alle 6 Wochen in der Weise stattfänden, dasz abwechselnd die Schüler der 3 oberen und der 3 unteren Classen in Gegenwart aller in diesen Classen unterrichtenden Lehrer teils Auswendiggelerntes, namentlich Gedichte recitierten, teils vorher durchgelesene und im Unterrichte erklärte prosaische Stücke aus ihren deutschen, geschichtlichen und naturgeschichtlichen Lesebüchern frei wiedererzählten, teils über Themata, die ihnen vom Lehrer des Deutschen, der Geschichte oder der Naturwissenschaft gestellt worden, zusammenhängende, vorher entweder vollständig ausgearbeitete oder der Disposition nach entworfene Vorträge hielten. Vor und nach diesen Redeübungen würden Gesangstücke vorgetragen.

Auch er halte einen kurzen Leitfaden für angemessen für VI, V und IV, ja selbst für die obere Classe der Vorschule, z. B. das Hülfsbüchlein von Schwenk. Die Vorarbeit in der Vorschule sei namentlich bei der beschränkten Stundenzahl des deutschen Unterrichts in den Gymnasien besonders wichtig.

Ungermann will zugeben, dasz man den Leitfaden zunächst gelegentlich bei der Lectüre benutzen und die Herstellung des Zusammenhangs einer Repetition vorbehalten könne.

Götz bleibt dabei, dasz ein Leitfaden höchstens zum Nachschlagen für obere Classen zu verwenden sei.

Director Dr. Schauenburg aus Crefeld ist ebenfalls gegen systematischen grammatischen Unterricht, dagegen hält er ein Hülfsbüchlein wie das von Schwenk als Anhaltspunct für eine gleichmäszige Orthographie für angemessen.

Oberlehrer Dr. Zahn aus Barmen hält ein Not- und Hülfsbüchlein im Deutschen für wünschenswerth, um darauf beim Uebersetzen aus fremden Sprachen recurrieren zu können. In Bezug auf Declamatorien führt er günstige Erfahrungen an, die an den Gymnasien in Wittenberg und Erlangen (Rhetorikstunden der drei obersten Jahrgänge bei Döderlein) gemacht seien.

Nach einer halbstündigen Pause teilt zunächst der Vorsitzende mit, dasz die durch Stimmzettel vorgenommene Wahl des nächstjährigen Ausschusses eine Wiederwahl des jetzigen (bestehend aus den Herren Directoren Götz, Jäger, Heinen, Hoche, Kiesel) ergeben habe. Sodann geht man zum dritten Puncte der Tagesordnung über, dem Vortrage des Hrn. Director Probst über den Geschichtsparagraphen im Abiturientenreglement. Der Vortragende verliest zunächst diesen Paragraphen. Er hält die hier gestellte Forderung eines zusammenhängenden Vortrags für nicht realisierbar; es gehöre

dazu eine umfassende Kenntnis, wie sie nur zu erreichen, wenn der Abiturient Jahre lang auf Vorbereitung für dieses Fach sein Hauptaugenmerk richte. In praxi freilich käme die Sache immer auf einzelne stereotype Themata heraus, auf die der Schüler sich mechanisch vorbereite. Solche immer wiederkehrende Themata seien z. B. die lykurgische und solonische Verfassung, die Perserkriege und der peloponnesische Krieg, die punischen Kriege und die gracchischen Unruhen, Karl der Grosze, Otto der Grosze, die Kreuzzüge, der 30jährige und 7jährige Krieg. Ein Kriterium über die wirklichen geschichtlichen Kenntnisse sei aus diesen stereotypen Vorträgen nicht zu gewinnen. Besser als die jetzige sei die frühere Fassung des Paragraphen, die eine klare Uebersicht über Weltgeschichte und eine genauere Kenntnis der alten und vaterländischen Geschichte fordere, er schlage aber vor, das Geschichtsexamen ganz fallen zu lassen, damit die Jugend sich gerade in den letzten Jahren ganz dem Altertum widmen und der Lehrer einzelne ihm durch eigene Studien besonders bekannte Partieen eingehender behandeln könne.

Director Dr. Hoche aus Wesel gesteht nicht zu, dasz gerade jene Vorträge Gegenstand besonderer Vorbereitung seien, man finde vielmehr häufig Vorbereitung gerade auf ganz entlegene Partieen. Ein besonderes Eingehen auf einzelne Puncte bleibe für den Lehrer neben der allgemeinen Uebersicht immer noch möglich und gerade die frühere Fassung des Paragraphen habe davon abgelenkt. Auch sei gerade in der Geschichte die Ermittelung der Kenntnisse des Schülers besonders leicht und auch das spräche für Beibehaltung des Examens in diesem Fache.

Probst: In den Verhandlungen der Directorenconferenz in Brieg sei ebenfalls die von ihm entwickelte Ansicht ausgesprochen worden und auch dort auf die stereotypen Fragen besonderes Gewicht gelegt worden.

Schmitz: Die Fragen seien auch wesentlich abhängig von der Zahl der Abiturienten; bei 30 z. B. reichten jene stereotypen gar nicht aus.

Jäger: Ohne Einpauken gehe es einmal mit Aneignung geschichtlichen Stoffes nicht. Man würde anderen Falls keineswegs Neigung zur Vertiefung in einzelne Partieen, sondern nur Abwendung des Fleiszes von der Geschichte hervorrufen. Auch er wünsche jedoch durch Wegfall des ausführlichen Vortrags die Forderung für den Schüler zu ermäszigen und dem Lehrer gröszere Freiheit zu geben. In Betreff der mitgeteilten Erfahrungen stimme er mit Probst überein.

Damit wird dieser Gegenstand verlassen und zum 4n Puncte der Tagesordnung, dem Vortrage des Oberlehrers Dr. Krumme aus Duisburg über den physikalischen Unterricht vorzugsweise auf Realschulen übergegangen. Der Vortragende, der mit Ausarbeitung eines Lehrbuchs der Physik beschäftigt ist, stellt als leitende Gesichtspuncte für den Physikunterricht hin, dasz das Gedächtnis nicht zu sehr belastet werden dürfe, und der Schüler befähigt gemacht werden müsse, das dargebotene Material in freier Selbstthätigkeit zu verwerthen. Behalten zu werden brauchen nur die physikalischen Gesetze und Begriffe, welche letzteren so zu definieren sind, dasz sie unabhängig von jeder hypothetischen Vorstellung ein möglichst genauer Ausdruck der Thatsache sind. Wenn die Gesetze und die Mittel zu ihrer Ableitung oder Begründung, wie dies in den meisten Lehrbüchern der Fall ist, mit einander amalgamiert sind, so wird dem Schüler die Tragweite der einzelnen Teile nicht klar, und es erschwert diese Anordnung die Uebersicht. Die zur klaren Anschauung gebrachten Gesetze und Begriffe sollen an Aufgaben geübt werden, die sich dem Texte eng anschliessen. Somit zerfällt jeder ein kleineres Ganze bil-

dende Teil des physikalischen Lehrbuchs in 3 Teile: 1) den Text als Grundlage der Repetition; er enthält das zu Behaltende; 2) die zur Ableitung oder Begründung des Textes dienenden Experimente und Notizen; 3) die Aufgaben. Dieses Verfahren entspricht genau dem bei Erlernung der Sprachen gebräuchlichen, wo Regeln, Beispiele aus den Autoren und Uebungsstücke den genannten Teilen entsprechen. Weil sich die Physik mehr mit der Ableitung oder Begründung der Gesetze aus Beobachtungen und Experimenten als mit der vielleicht zufälligen Art und Weise zu befassen hat, wie man dieselben zuerst erkannt hat, so ist eine historische Behandlung der Physik im Allgemeinen nicht motiviert. Wo aber die historische Darstellung das natürliche Bindemittel zwischen 2 Teilen abgibt, wie bei der Erfindung des Galvanismus, oder wo der historische Gang der Auffindung eines Gesetzes mit dem logischen zusammenfällt, da kann die historische Darstellung sehr zur Belebung des Unterrichts beitragen. Je einfacher die Apparate sind und je mehr alles unnötige Beiwerk vermieden ist, desto wirksamer wird dem Hange der Schüler zu Licht- und Knalleffecten entgegen gearbeitet. Die Aufgaben müssen die möglichste Mannigfaltigkeit zeigen; blosze Zahlenbeispiele sind auf ein Minimum zu reducieren, haben sich möglichst bestehenden Verhältnissen anzuschlieszen und sind womöglich zu verificieren. Ausführlichere Beschreibungen von Apparaten und den Methoden zur Auffindung physikalischer Constanten, die Zeichnung von vorräthigen Apparaten, die graphische Darstellung von physikalischen Gesetzen liefern ein reiches Material zu Aufgaben. Besonders hervorgehoben wurden diejenigen Aufgaben, welche dem Schüler gleichzeitig ein ganzes Gebiet vorführen und ihn mit der Methode bekannt machen, wie die Wissenschaft zu ihren Resultaten gelangt. Die 4 Methoden experimenteller Forschung, wie sie Mill (System der inductiven und deductiven Logik, Braunschweig 1862) als Resultat des inductiven Verfahrens hinstellt, geben dem Lehrer willkommene Anhaltspuncte für die Disposition, und will man dann später die Methoden selbst besprechen, so hat man ein geordnetes Material zur Hand. Beispiele für solche Bearbeitungen gibt Mill im 9n Cap. des ersten Bandes.

Bei der Verteilung auf die Classen und Jahrgänge ist nicht einfach der eine Zweig der Physik nach Secunda, der andere nach Prima zu verlegen, sondern das für eine Classe aus den verschiedenen Teilen der Physik Passende und Verständliche ist derselben auch zuzuweisen. Etwa in folgender Weise:

Secunda. 1s Jahr: Die leichteren Capitel aus der Lehre von den festen, flüssigen und lichtförmigen Körpern und der Wärme.

2s Jahr: Magnetismus, Elektricität und Reflexion und Brechung an ebenen Flächen.

Prima. 1s Jahr: Wellenlehre, Optik. Repetition und Erweiterung der Lehre von der Wärme und Elektricität.

2s Jahr: Wellenlehre, Akustik, Repetition und Erweiterung der Mechanik fester, flüssiger und lichtförmiger Körper.

Rector Dr. Löhbach aus Andernach legt gröszeren Werth auf die Zeichnungen und will ihnen auch im Lehrbuch grösseren Raum einräumen. Sie dienten bei Wiederholungen wie bei Versuchen zu Hause.

Krumme erwiedert, eine klare Beschreibung solle hier ersetzen.

Löhbach: Vielfach seien die Mittel der Schulen so beschränkt, dasz die Zeichnungen die Apparate ersetzen müsten.

Krumme erklärt in diesem Falle allen physikalischen Unterricht für nutzlos.

Heinen: Der Nutzen der Zeichnungen sei nicht zu verkennen, aber sie vertheuerten den Preis der Lehrbücher und er billige deshalb

Beschränkung auf die einfacheren Maschinen. Es schade gar nichts, wenn auch von vorhandenen Apparaten Zeichnungen da seien. Für kleinere Anstalten könne die Anfertigung von Zeichnungen der Apparate in gröszerem Maszstabe, welche im Schulzimmer aufzuhängen seien, einigen Ersatz für den Mangel derselben im Unterrichtsbuche bieten.

Sehr sei er damit einverstanden, dasz besondere Beachtung der Methode der Physik empfohlen worden, da er eine klare Erkenntnis derselben für eine sehr wichtige Waffe gegen den Materialismus halte. Namentlich für Gymnasien sei bei der beschränkten Zeit das Eindringen in die Methode mehr als das positive Wissen zu erstreben.

In der Verteilung der Pensa sei eine Uebereinstimmung schwer zu erreichen. Er halte einen propädeutischen Unterricht in Tertia, der sich auf die nächstliegenden Dinge erstrecke und auch für den chemischen Unterricht in Secunda vorbereite, für zweckmäszig. Für die Mechanik sei doch in Secunda die nötige mathematische Vorbildung noch nicht vorhanden, dagegen eigne sich vorzüglich für diese Classe eine ausführliche Behandlung der Wärmelehre, der man füglich, namentlich wenn die praktischen Anwendungen mit in Betracht gezogen würden, ein ganzes Jahr zuwenden könne.

Damit wird die Debatte über diesen Gegenstand geschlossen und bei der vorgeschrittenen Zeit (3½ Uhr) musz der 5e Punct der Tagesordnung (Thesen des Hrn. Dir. Jäger über das Lateinische auf Realschulen, in denen namentlich betont wird, dasz Beibehaltung dieses Faches für die Realschule notwendig sei, um ihr im Gegensatz zu einer bloszen Fachschule den Charakter einer höheren Bildungsanstalt zu erhalten, und sodann die Frage aufgeworfen wird, ob nicht im Gegensatz zu den möglichste Ausdehnung der Lectüre fordernden 'Erläuternden Bemerkungen' vom 6n October 1859 es notwendig sei, sich bei der geringen Stundenzahl mit Hintansetzung der historisch-antiquarischen Gesichtspuncte nach Möglichkeit auf das rein Sprachliche, Grammatisch-Logische zu concentrieren) der nächstjährigen Versammlung zugewiesen werden.

Auf Anregung Zahns wird schlieszlich constatiert, dasz in Düsseldorf, Essen und Solingen bereits von Seiten der städtischen Behörden die Abzüge für den Pensionsfonds abgeschafft seien.

An die Verhandlungen schlosz sich wie gewöhnlich ein durch eine Reihe von Toasten belebtes Essen in der Tonhalle, nach dessen Beendigung die in dem groszen Saale derselben gerade veranstaltete Blumenausstellung von den Teilnehmern in corpore besucht wurde.

C. F.

PERSONALNOTIZEN.

(Unter Mitbenutzung des 'Centralblattes' von Stiehl und der 'Zeitschrift für die österr. Gymnasien.')

Ernennungen, Beförderungen, Versetzungen, Auszeichnungen.

Ahrens, Dr., Director des Gymnasiums zu Hannover, erhielt den k. pr. rothen Adlerorden IV Cl.

Baeyer, Dr. Joh. Jac., k. preusz. Generallieutenant, zum correspondierenden Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien ernannt.

Bötticher, Dr., Professor an der Universität Berlin, zum Director der Sammlungen der Sculpturen und Gypsabgüsse in dem Museum ernannt.

Cauer, Dr., Gymnasiallehrer in Potsdam, zum Director des Gymnasiums in Hamm ernannt.

Conrads, Dr., Oberlehrer am Gymnasium zu Trier, in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium in Essen berufen.

Curtius, Dr. E., ord. Professor der Universität Göttingen, in gleicher Eigenschaft an die Universität Berlin berufen und zum Archäologen der dortigen Museen ernannt.

Dietz, Professor am Gymnasium zu Hedingen bei Sigmaringen, erhielt den k. pr. rothen Adlerorden IV Cl.

Franke, Dr., Oberlehrer am Gymnasium zu Burg, als erster Oberlehrer an die Thomasschule zu Leipzig berufen.

Frick, Dr., Gymnasialdirector in Burg, zum Director des Gymnasiums in Potsdam berufen.

Friederichs, Dr., Professor an der Universität Berlin, zum Director des Antiquariums der dortigen Museen ernannt.

Friedländer, Dr., Assistent, zum Director des Münzcabinets in dem Berliner Museum ernannt.

Göpfert, zum Oberlehrer an der Realschule zu Annaberg ernannt.

Gomperz, Dr., Privatdocent der class. Philologie an der Universität Wien, zum corresp. Mitgliede der kaiserl. Akademie der Wiss. daselbst ernannt.

Grundt, Dr., Cand. des Predigtamts, als Oberlehrer an der Kreuzschule zu Dresden angestellt.

Hampke, Dr., Professor am Gymnasium in Elbing, zum Director des Gymnasiums in Lyck ernannt.

Hasper, Dr., Probelehrer am Gymnasium in Zwickau, als provisor. Oberlehrer am Gymnasium zu Plauen angestellt.

Heger, Dr., SchAC., als Oberlehrer an der Kreuzschule zu Dresden angestellt.

Heinzel, Dr., Professor am Realgymnasium der Leopoldstadt in Wien, zum ord. Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Graz ernannt.

Heyne, Dr., SchAC., als provisor. Oberlehrer an der Kreuzschule zu Dresden angestellt.

Hopf, Dr., ord. Professor und Oberbibliothekar der Univers. Königsberg, erhielt den k. ital. St. Mauritius- und Lazarusorden.

Höpfner, Dr., Oberlehrer am Wilhelmsgymnasium in Berlin, als Director der Realschule zum heil. Geist nach Breslau berufen.

Jänecke, Cand. des Predigtamts, als provisor. Oberlehrer an der Realschule zu Annaberg angestellt.

Junghans, Rector am Gymnasium zu Lüneburg, als Professor prädiciert.

Karsten, Dr., ao. Professor an der Universität Berlin, zum ord. Professor der Botanik an der Universität Wien ernannt.

Köhler, Dr. G. Theod., Oberlehrer an der Realschule zu Annaberg, in gleicher Eigenschaft an die Landesschule Meiszen versetzt.

Körting, Dr., provis. Oberlehrer am Gymnasium in Plauen,
Krumbiegel, Dr., Oberlehrer an der Thomasschule zu Leipzig,
} als Oberlehrer an der Kreuzschule zu Dresden angestellt.

Lepsius, Dr., ord. Professor an der Universität Berlin, zum Ehrenmitgliede der kaiserl. Akademie der Wiss. in Wien ernannt.

Liesegang, Dr., Gymnasialoberlehrer in Duisburg, zum Director des Gymnasiums in Cleve ernannt.

Lorenz, Dr., Privatdocent an der Universität Wien und Ministerialsecretär, zum Mitgliede der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin erwählt.

Martin, Gymnasial-Oberlehrer zu Prenzlau, am Gymnasium in Burg } als Oberlehrer angestellt.
Meltzer, Dr., Probelehrer an der Kreuzschule zu Dresden, ebendaselbst } als Oberlehrer angestellt.
Menge, Oberlehrer an der Petrischule in Danzig, als Professor prädiciert.
Merkel, Dr., ao. Professor an der Universität Gieszen, zum ord. Professor des Strafrechts und der Rechtsphilosophie an der Universität Prag berufen.
Mohr, provisor. Oberlehrer an der Realschule in Annaberg, zum ständigen Oberlehrer ebenda ernannt.
Müller, Oberlehrer am Friedrich-Wilhelmsgymnasium zu Posen, als Professor prädiciert.
Müller, Dr. Friedr., ao. Professor für oriental. Linguistik an der Universität Wien, zum correspond. Mitgliede der kaiserl. Akademie der Wiss. daselbst ernannt.
Nehring, Dr., ord. Lehrer am Mariengymnasium in Posen, zum ord. Professor in der philosophischen Facultät der Universität Breslau ernannt.
Neumann, Dr., ord. Professor an der Universität Tübingen, als ord. Professor der Mathematik an die Universität Leipzig berufen.
Oberdick, Oberlehrer an der Realschule zu Neisse, in gleicher Eigenschaft an das kathol. Gymnasium in Gr. Glogau versetzt.
Petermann, Dr., Oberlehrer und Professor am Gymnasium in Wernigerode, zum Director des Gymnasiums in Ratzeburg berufen.
Peucker, Dr., ord. Lehrer der Realschule am Zwinger zu Breslau, zum Oberlehrer befördert.
Pokorny, Dr., zum Director des Real-Obergymnasiums in Mariahilf ernannt.
Probst, Dr., Gymnasialdirector zu Cleve, in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium in Essen versetzt.
v. Ranke, Dr. Leop., ord. Professor usw. zu Berlin, } zum Ehrenmitgliede der kaiserl. Akademie der Wiss. in Wien ernannt.
Richard, Dr. Karl, ord. Professor zu Berlin, } zum Ehrenmitgliede der kaiserl. Akademie der Wiss. in Wien ernannt.
Richter, Professor am Conservatorium der Musik zu Leipzig, zum Oberlehrer und Musikdirector an der Thomasschule das. berufen.
Rovenhagen, Dr., ord. Lehrer an der Realschule zu Aachen, als Oberlehrer prädiciert.
Rösinger, Conrector am Gymnasium zu Schweidnitz, als Professor prädiciert.
Rumpel, Dr., Director des Gymnasiums in Gütersloh, zum Provinzialschulrath in Cassel ernannt.
Schaper, Dr., Gymnasialdirector zu Lyck, in gleicher Eigenschaft an das Friedr.-Wilhelmsgymnasium in Posen versetzt.
Schäffle, Dr., ord. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Tübingen, als ord. Professor der politischen Oekonomie, unter Verleihung des Ranges eines k. k. Regierungsrathes an die Universität Wien berufen.
Scherer, Dr. Wilh., Privatdocent an der Universität Wien, zum ord. Professor der deutschen Sprache und Litteratur ernannt.
Schenkl, Dr. K., ord. Professor der class. Philologie an der Univers. Graz, zum wirkl. Mitgliede der kaiserl. Akademie der Wiss. in Wien ernannt.
Schubart, Friedr. Mart., Cand. der Theol., als provisor. Oberlehrer an der Thomasschule zu Leipzig angestellt.
Simson, Dr., ao. Prof. der Theol. an der Univers. Königsberg, zum ord. Prof. in der philos. Facultät daselbst ernannt.
Snell, Dr. E. O., SchAC., als Oberlehrer an der Kreuzschule zu Dresden angestellt.

Stein, Dr. Friedr., ord. Professor an der Universität Prag, erhielt den k. preuss. Kronenorden III Cl. und das Ritterkreuz des k. sächs. Albrechtordens.
Stelzer, Dr., Director des Gymnasiums zu Hedingen bei Sigmaringen, erhielt den k. pr. rothen Adlerorden IV Cl.
Tiesler, Dr., Oberlehrer am Friedr.-Wilhelmsgymnasium in Posen, als Professor prädiciert.
Todt, Dr., Gymnasialdirector in Schleusingen, zum Provinzialschulrath in Hannover ernannt.
Töpler, Dr., Professor am baltischen Polytechnicum in Riga, zum ord. Professor der Physik an der Universität Graz ernannt.
Voigt, E. A. O., SchAC., als provis. Oberlehrer an der Realschule zu Annaberg angestellt.
Wex, ord. Lehrer am Gymnasium in Dortmund, zum Oberlehrer befördert.
Winter, Dr. Ferdinand, Oberlehrer am Gymnasium in Wittenberg, zum Director des Gymnasiums in Burg ernannt.
Worpitzki, Dr., ord. Lehrer am Friedrichsgymnasium in Berlin, in gleicher Eigenschaft an das Friedr. Werdersche Gymnasium daselbst versetzt.
Wutzdorf, Dr., Oberlehrer am Gymnasium in Görlitz, zum Director der Realschule daselbst ernannt.
Zander, Dr., Oberlehrer am Friedrichscollegium in Königsberg, als Professor prädiciert.

In Ruhestand getreten:

Grashof, Dr., Oberlehrer und Professor am Gymnasium zu Düsseldorf, und erhielt derselbe den k. pr. rothen Adlerorden IV Cl.
Kämp, Dr., Director der Realschule zum heil. Geist in Breslau.
Leipelt, ord. Lehrer am Gymnasium in Sagan.
L'hardy, Dr., Professor und Director des französischen Gymnasiums in Berlin.
Litzinger, **Mühlhöfer**, Oberlehrer am Gymnasium in Essen.
Müller, Dr., Oberlehrer am Gymnasium zu Aachen, und erhielt derselbe den k. pr. Kronenorden IV Cl.
Ochmann, Dr., Oberlehrer am Gymnasium zu Oppeln.
Rambke, Dr., Collaborator am Gymnasium zu Göttingen.
Rigler, Dr., Professor und Director des Gymnasiums zu Potsdam.
Sonne, Rector am Andreasgymnasium zu Hildesheim.
Tophoff, Director des Gymnasiums in Essen.
Vorwerk, Oberlehrer am Gymnasium zu Soest.

Gestorben:

Calaminus, Anton, Pfarrer und Metropolitan zu Hanau, † am 3 Juli. (Forscher auf dem Gebiete hessischer Landesgeschichte.)
Furchau, Friedr., Schulrath a. D. zu Stralsund, † am 20 Juni, 81 Jahre alt. (Einst auch als Dichter thätig.)
Graefe, Dr. Heinr., Professor und Director der Realschule zu Bremen, † am 21 Juli. (Bekannter pädagogischer Schriftsteller.)
Griepenkerl, Dr. Robert, Professor zu Braunschweig, bekannt als Novellist und dramatischer Dichter ('Robespierre' usw.), starb daselbst am 16 Septbr.
Harnecker, ord. Lehrer am Gymnasium in Liegnitz.
v. **Klumpp**, früher Professor am Gymnasium in Stuttgart, Vicedirector a. D., eifriger Pfleger und beredter Anwalt des Turnwesens, starb 78 Jahre alt am 12 Juli.

Leutze, Emanuel, aus Gmünd in Würtemberg, hervorragender Historienmaler der Düsseldorfer Schule, starb 52 Jahre alt zu Washington.
Ley, Dr., Oberlehrer und Professor am Gymnasium an Marcellen in Köln.
Mateucci, Senator, früher Professor der Physik an der Universität Pisa, 1862 Unterrichtsminister usw., † am 25 Juni zu Livorno, im Alter von 57 Jahren.
Middeldorpf, Dr., geh. Medicinalrath, ord. Professor an der Universität Breslau, Director der dortigen chirurgischen Klinik usw., starb am 29 Juli.
Möbius, Dr. Aug. Ferd., ord. Professor der Astronomie, seit 52 Jahren an der Universität Leipzig wirkend, starb am 26 September im 78n Lebensjahre. (Durch mehrere seiner Schriften epochemachend in der Geschichte seiner Wissenschaft.)
Nitzsch, Dr., Oberconsistorialrath, ord. Professor der theol. Facultät der Universität Berlin, Ehrenmitglied des evang. Oberkirchenraths, Propst an der St. Nikolai- und Marienkirche usw.
Plüddemann, Hermann, bekannter Historienmaler in Dresden, † am 24 Juni.
Pöppig, Dr. Eduard, ord. Professor der Zoologie usw. an der Universität Leipzig, † am 4 Septbr. (Bekannt durch seine Reisen in Südamerika, und seine grosze 'Naturgeschichte des Thierreichs'.)
v. Roth, Dr. Karl Ludw., Prälat, früher Rector des Gymnasiums zu Stuttgart, † am 6 Juli, 78 Jahre alt, zu Untertürkheim. (Hochverdient als Schulmann und Gelehrter. 'Gymnasialpädagogik' 1865.)
Schönbein, Dr. Christian Friedr., Professor an der Universität Basel, starb am 29 Aug. auf einer Villa bei Baden. (S. geb. am 18 Octbr. 1799, bekannt als Erfinder der Schieszbaumwolle und einer der Entdecker der Spectralanalyse usw.)
Schubert, Dr. F. W., geh. Regierungsrath, ord. Professor der Geschichte und Statistik an der Universität Königsberg, † am 21 Juli daselbst.
Schuchardt, Dr., ord. Lehrer am Gymnasium zu Quedlinburg.
Schumann, Oberlehrer und Professor am Altstädtischen Gymnasium zu Königsberg.
v. Stramberg, Christian, Verfasser des 'Rheinischen Antiquarius', starb, 83 Jahre alt, zu Coblenz am 20 Juli.
Waagen, Dr. Gust. Friedr., geh. Regierungsrath, Director der königl. Gemäldegallerie zu Berlin, Professor an der Universität daselbst, starb am 15 Juli zu Kopenhagen. (W. geb. am 11 Febr. 1794, bedeutend als Kunstkritiker.)

ZWEITE ABTEILUNG
FÜR GYMNASIALPÄDAGOGIK UND DIE ÜBRIGEN LEHRFÄCHER

MIT AUSSCHLUSS DER CLASSISCHEN PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. HERMANN MASIUS.

57.

PLATONS UND ARISTOTELES' ANSICHTEN ÜBER DEN PÄDAGOGISCHEN BILDUNGSGEHALT DER KÜNSTE.

Schon zahlreiche Staatenbildungen hatte die griechische Welt des Altertums in sich erstehen und vergehen sehen, als zum ersten Male zwei ihrer grösten Denker, Platon und Aristoteles, das Wesen des Staats zu verstehen und sein Ideal theoretisch zu construieren versuchten. Es zeugt die blosze Möglichkeit des Auftauchens solcher Probleme schon von dem Verschwinden eines naiven Volksbewustseins; das Gefühl des allmählichen Absterbens der Lebenskräfte eines Staats und des Sich Bahn Brechens einer neuen Ordnung der Dinge, das zuerst in den am meisten vorgeschrittenen Geistern eines Volkes sich ankündigt, läszt den Hang zu solchem Raisonnement sich bilden. — Es ist kein Zweifel, dasz Platon und Aristoteles in einer solchen Zeit ihre Bücher vom Staate schrieben; das Griechentum hatte in dem peloponnesischen Kriege seine besten Kräfte selbstmörderisch verzehrt und gieng langsam, doch sicher seinem geschichtlichen Abschlusse entgegen. Niemand hatte ein innigeres und klareres Bewustsein von diesem Process des allmählichen Erstarrens desselben als Platon, der seine Vaterstadt Athen von ihrer Höhe hatte sinken, so viele Verfassungsformen in ihr sich bilden und sich auflösen sehen und nun von dem politischen Treiben, bei dem er keine Befriedigung finden konnte, sich vollständig abschlosz, um der Philosophie und seiner Lehrthätigkeit zu leben. Er gab es auf, mit seinen politischen und philosophischen Ideen in weiteren Kreisen als in denen seiner Schule zu wirken, weil er erkannte, wie wenig das Volk der Griechen geneigt sein würde, die Umbildung seiner Politik nach dem Vorbilde eines aufgestellten Ideals sich gefallen zu lassen. Aber gleichwol blieben die Anforderungen an einen Staat, der sein Wesen recht

erfüllen wollte, mochten sie der Verwirklichung fähig sein oder nicht, dieselben. Der beste Staat, so schien es Platon, konnte nur entstehen, wenn mit den bestehenden Verhältnissen vollständig gebrochen und Neues an deren Stelle gesetzt würde. Die Gerechtigkeit muste das fundamentale Princip des neuen vollkommenen Staates sein, sein Ziel die Verwirklichung der sittlichen Idee. Nur dann konnte Heil und Besserung für die Menschheit erwartet werden, wenn die Philosophen zur Herschaft gelangten oder die Herscher richtig zu philosophieren anfingen. Wenn die Umgestaltung zum Besseren vollkommen sein sollte, muste mit dem heranwachsenden Geschlecht begonnen werden; die Bildung und Erziehung der Kinder von ihrer frühesten Jugend an muste im Hinblick auf das zu erreichende Ziel des Ganzen geregelt und geleitet werden, das Princip der antiken Pädagogik, dasz die Jugend für das Staatsbürgertum, nicht für die Familie zu erziehen sei, muste in seiner ganzen Schärfe erfaszt und gehandhabt werden; ja es schien nötig, um den Sinn und Geist der zu Erziehenden ganz allein für die Staatsidee heranzubilden, alles Familienleben aufzuheben, die Gemeinschaft der Weiber und Kinder, des Eigentums überhaupt zu proclamieren. Um Vollkommenheit der Leistungen der Einzelnen für das Ganze zu erzielen, muste Jedem der Bürger seine eigentümliche Sphäre angewiesen werden, und die maszgebenden Gesichtspuncte hierbei die Bedürfnisse des Staates und der geistige und sittliche Standpunct seiner Bürger sein. So sehen wir die drei Stände, der Gewerbtreibenden und Ackerbauer für die Beschaffung der äuszeren Lebensbedürfnisse der Bürger, der Krieger oder Wächter für den Schutz und die Aufrechterhaltung der Ordnung gegen äuszere und innere Feinde, den der Herscher für die Leitung des Staatsganzen entstehen und jeden dieser Stände in seinen Mitgliedern eines der der Seele eigentümlichen und in der Rangordnung ihm entsprechenden Vermögen mit der diesem eigentümlichen Tugend, darstellen. Nach der Höhe des sittlichen Werthes der einzelnen Seelenvermögen für die Verwirklichung der Staatsidee stuft sich auch die Rangordnung der Stände ab, und nichts ist natürlicher, als dasz der Stand, dem das höchste Vermögen, das denkende der reinen Vernunft, eigen ist, die Herschaft und den höchsten Rang, die Classe, in deren Gliedern die begehrende Sinnlichkeit am wenigsten überwunden ist, die niedrigste Stufe der nur mit äuszerer Handwerksthätigkeit sich befassenden Gewerbetreibenden einnimmt. In der Mitte zwischen Beiden, gleich entfernt von der Erhabenheit der Vernunftthätigkeit und der Niedrigkeit des sinnlichen Begehrungstriebes, findet sich 'die Seelenkraft des sittlichen Gefühls', 'das in edler Begeisterung für das Gute sich ereifert' und, wenn auch der Reflexion und Erkenntnis der Wahrheit ferner stehend, 'gegen das Unrecht im heiligen Zorn erglüht'. Es ist der Stand, der dieses Seelenvermögen darstellen soll, der der Wächter, recht eigentlich der bedeutendste des ganzen Staatskörpers; denn während zu der Anschauung und lebendigen Darstellung der Idee des höchsten Guten, die den philosophischen Herschern vorbehalten ist, nur wenige Auserwählte sich zu erheben vermögen, während auf der anderen Seite durch sein ganzes Leben [illegible] iedrigsten Stufe der Sittlichkeit und des staatlichen Lebens zu

stehen nur die Sache gemeinerer Seelen ist, hat dieser Stand die Fähigkeit, bei richtiger Erziehung die Keime des edelsten Seelenvermögens in sich heranzubilden. Aus der Zahl seiner Glieder gehen nach Erreichung des gehörigen Lebensalters und der nötigen geistigen und sittlichen Reife die Herscher hervor, er ist es, durch den diese die nötige Niederhaltung des dritten Standes mit seiner vernunftlosen Begierde bewirken; seine Erziehung und Bildung verdient also die meiste Aufmerksamkeit, die gröste Sorgfalt des Gründers des sittlichen Idealstaates. Durch planmäszige und gewissenhafte Erziehung und Unterricht im Hinblick darauf, dasz jeder einzelne Bürger einen Mikrokosmus des Staatsganzen darstellen soll, ist hier Alles zu erreichen, durch gewissenlose Vernachlässigung selbst scheinbar unwichtiger Bestimmungen Alles zu verderben.

Das Schwergewicht des Platonischen Staats fiel somit in die Erziehung durchs ganze Leben hindurch; wenn der dorische Staat in seiner vollkommenen Ausprägung ein stehendes Heerlager war, so glich der von Platon construierte einem groszen Erziehungshause, in dem nach scharfer Prüfung an dem Maszstabe des sittlichen Princips jede pädagogische Regel gehandhabt, jedes Bildungs- und Unterrichtsmittel gewählt wurde.

Von wie durchaus anderer Basis gieng bei Aufstellung seiner Theorie vom besten Staat des groszen Meisters Platon gröszerer Schüler Aristoteles aus! Während Jener mit Abstraction von jedem Bestehenden sein Staatsgebäude in den Wolken gründete, fuszte er auf dem Boden der griechischen Wirklichkeit; was Platon durch Verwerthung paradoxer Ideen zu erreichen suchte, erstrebte er nüchterner, aber sicherer durch besonnene Modelung der vorhandenen Institute. Auch Aristoteles postulierte vom Staate die Darstellung einer ethischen Idee; nur in ihm hält er das Erscheinen der Tugend, die wahre Glückseligkeit der Bürger für möglich; nur durch das Leben in ihm den natürlichen Beruf des Menschen für erfüllt. Wenn jedoch Platons Staatstheorie jenen transscendentalen Charakter nirgends verleugnet und er von dem Leben im Staate die Vorbereitung für die Erkenntnis einer übersinnlichen Welt erwartet und fordert, ja, wenn er denen, die zum höchsten Grade der Vernunftthätigkeit und zum Verständnis der Idee des Guten vorgeschritten sind, es nachsieht, wenn sie nur mit Widerstreben die irdischen Pflichten des politischen Lebens erfüllen, so erkennt wol auch Aristoteles als höchstes sittliches Ziel die theoretische Tugend des Philosophen an; aber er verlangt von diesem als Bürger des Staates zugleich, dasz er die praktische Tugend übe und seinen politischen Pflichten genüge. Hatte Platon von den Einzelnen das völlige Aufgehen in die starre Einheit des Ganzen verlangt, so erkannte sein Schüler die Berechtigung der Persönlichkeit als Einzelwesens an und sah mit richtigem Blick in der Familie das sittliche Fundament des Staates. Gleichwol vertraute auch er ihr bei der unendlichen Wichtigkeit des heranwachsenden Geschlechts für die Erfüllung der ethischen Postulate die Erziehung desselben nicht an; die Staatskunst musz auch nach seiner Ansicht es sich zur höchsten Aufgabe machen, die jungen Glieder der Staatsgemeinschaft zur sittlichen und körperlichen Tüchtigkeit, zur wahren Bürgertugend und mit ihr zur Glückseligkeit heranzubilden,

die, in der vollendeten Ausübung der Tugend bestehend, der Zweck des Lebens der Einzelnen und des Staates ist. Aber jene Tugend ist nicht selbst ein Geschenk des Glückes, sondern ein Werk des freien Willens und der Einsicht, die durch das Wirken der Erziehung auf vernünftige und naturgemäsze Weise geleitet und gefördert werden muste. Wenn so die Ausbildung der Vernunft das letzte pädagogische Ziel war, so durfte nicht verkannt werden, dasz die Bildung des Vernunftlosen in der Seele, der Begierde von gleicher Wichtigkeit war. Denn auf der sittlichen Bildung allein konnte die Bildung zur Vernunfterkenntnis fuszen. Wie nun jene eine gewisse natürliche Beschaffenheit und Anlage im Menschen voraussetzt, so erreicht sie ihr Ziel durch Gewöhnung und Unterricht, die sich so mit einander in Einklang zu setzen haben, dasz die Erzeugung und Uebung der Gewohnheiten auf die Vernunft und den Geist als das Ziel unserer Natur gerichtet werden musz. In der Auswahl der zu übermittelnden Kenntnisse und Fertigkeiten hat der Unterricht das Notwendige und Nützliche mit dem Schönen zu vereinigen. Denn wie immer das Geringere um des Bessern und so auch die Geschäftigkeit um der Musze willen da ist, so ist Vieles nur zum Zweck der angenehmen Ausfüllung derselben zu erlernen. So scheiden sich die eines Freien würdigen Fertigkeiten, von denen im Gegensatz zu den unfreien bei der Erziehung des zukünftigen Staatsbürgers allein die Rede sein kann, in die, welche um der praktischen Geschäfte willen angeeignet werden und so ihren Zweck auszer sich haben, und die, welche in sich eine schöne und befriedigende Thätigkeit gewährend um ihrer selbst willen zu erlernen sind. Aber wie jene wiederum geringer als diese sind, so hat die Erziehung auf die höher stehenden Fertigkeiten, durch die allein die Bildung zur Tugend möglich ist, das Hauptgewicht zu legen und nur um ihretwillen und als Grundlage für sie die zum Lebensberuf notwendigen zu lehren.[1])

Das griechische Leben gab selbst die Mittel an die Hand, mit denen eine vollkommene Erziehung erreicht werden zu können schien; wie man der Ueberzeugung lebte, dasz nur im schönen Leibe eine schöne Seele wohnen könne und die Harmonie Beider die Vollkommenheit des Menschen bedinge, so glaubte man, diese durch Unterweisung der Jugend in der Musik, jenen durch Uebung in der Gymnastik zu jenem Ideale heranbilden zu können. Auch die beiden Philosophen konnten bei der Besprechung über die für den Unterricht in ihren Staaten zu wählenden Bildungsmittel sich der Frage nach dem Werth der hergebrachten griechischen nicht entziehen. Doch durfte für sie, die der erkennenden Vernunftthätigkeit die höchste Stufe des Erstrebenswerthen anwiesen, für sie, in deren Zeitalter der Weiseste der Weisen, Sokrates, durch die That bewiesen hatte, dasz auch in einem unschönen Körper eine hohe geistige und moralische Vollkommenheit wohnen könne, die Ausbildung des Körpers in der Gymnastik einen wenn auch bedeutenden, doch im Vergleich zu der ethischen

1) Diese Darstellung von Aristoteles pädagogischen Ansichten nach Ar. pol. VII 13 sq.

und intellectuellen Bildung durch die Musik nur secundären Werth bei der Erziehung der Jugend haben.

Wenn so auf die Veredelung des inneren Menschen von den Philosophen der Hauptaccent gelegt wurde, so konnte keine andere Classe von Bildungsmitteln eine gröszere Aufmerksamkeit in deren Bestimmungen über die Art und Weise des Unterrichts in Anspruch nehmen, als die der Künste.

Es hängt mit dem Wesen der Theorieen vom besten Staat eng zusammen, dasz jedes Institut, das in denselben aufgenommen, jedes Gesetz, das für ihn angeordnet, jedes Mittel, das zur Erreichung des feststehenden sittlichen Ziels durch die Bürger verwerthet werden sollte, vorher erst genau nach seinem Werthe geprüft und beurteilt werden muste. An die Frage über die Würdigkeit der Künste als Mittel für die Erziehung der Jugend muste sich demnach ein Raisonnement über das Wesen und den Begriff derselben anschlieszen; es muste die Behandlung pädagogischer Fragen zu einer Darlegung der ästhetischen Ansichten hinführen. Die Verschiedenheit derselben muste dann auch notwendig eine Trennung in den Ansichten über den bildenden Werth der Künste in der Erziehung zur Folge haben. Ich irre vielleicht nicht, wenn ich meine, dasz wenigstens Platon auf diese Weise zum ersten Male dazu kam, alle schönen Künste unter einem Begriffe zusammenzufassen und aus einem Gesichtspuncte zu betrachten. Es lag so in der Natur der Sache, dasz, da er die ästhetischen Probleme in consequenter Durchführung seines ethisch-politischen Idealismus zu lösen suchte und so eine Disciplin nach dem Maszstabe einer andern, im innersten Wesen von ihr verschiedenen beurteilte, Platon zu jenen paradoxen Ansichten über das Wesen der Künste gelangen muste, die an und für sich verkehrt und verfehlt, in Betrachtung seiner Grundidee durchaus erklärlich scheinen müssen. — Aristoteles hingegen erkannte in der Kunst zuerst ein selbständiges Moment in der culturgeschichtlichen Entwickelung der Völker; hatte Platon die Gemeinsamkeit der schönen Künste begriffen und über ihr Wesen zuerst nachgedacht, so schritt sein Schüler zur Trennung der Aesthetik von der Ethik, zur Aufstellung derselben als einer sich selbst genügenden Wissenschaft fort und wuste 'mit Tiefsinn die verborgenen Wurzeln, aus denen die Kunst im menschlichen Gemüte hervorsproszt, zu ergründen und mit dem bewunderungswürdigsten Scharfblicke die concreten Gestaltungen, in welchen die Künste ihr inneres Leben äuszerlich offenbart und entfaltet haben, in harmonischer Vereinigung darzustellen.'*)

Von dem gesamten Gebiete der Künste, zu dem jede künstlichere Werkthätigkeit gerechnet wurde, der wir nur den Namen eines Handwerks beilegen, schied sich derselbe Teil, den wir die schönen Künste nennen, nach der Begriffsbestimmung der beiden Philosophen unter dem Namen der nachahmenden Künste ab. Es ist dieser Begriff der Nachahmung, wie wir den griechischen Ausdruck μίμησις wol noch am richtigsten

*) Worte Müllers Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten II p. 2.

übersetzen, ein in der ganzen ästhetischen Frage, besonders soweit sie sich mit der pädagogischen berührt, so fundamentaler, dasz es nötig ist, ihn näher zu betrachten. Hat doch Platon, weil er in der Nachahmung das gemeinsame Wesen der schönen Künste zu erkennen glaubte, das Urteil der Verbannung aus seinem Idealstaate über dieselben ausgesprochen, hat doch Aristoteles aus eben demselben Grunde ihren hohen Werth für Erziehung und Bildung anerkannt und bewiesen.

Platon tritt an die Auffassung des Begriffes der Nachahmung mit seiner Theorie von den Ideen, den im göttlichen Geiste vorhandenen Urbildern heran; ihm ist jeder sinnlich wahrnehmbare Gegenstand ein mehr oder weniger vollkommenes Abbild seiner Idee, nach der er geformt, und von deren vollendeter Wahrheit er um eine Stufe entfernt ist. Wie alle Hervorbringungen der Natur nach einem solchen Urbilde geschaffen sind, so formt auch der werkthätige Künstler nach ihm sein Werk und stellt so ein Exemplar der Gattung her. Erst nach diesem sinnlichen Gegenstande, der selbst auf der zweiten Stufe der Wahrheit steht, bildet der nachahmende Künstler sein Werk, und da er so Abbilder von Bildern darstellt und nichts Wesenhaftes, nur bloszen Schein hervorbringt, steht er auf der dritten und niedrigsten Stufe der Wahrheit. Aber er bringt diesen Schein nicht blosz hervor, er hat auch nur Sinn und Verständnis für diesen; wenn es wahr ist, dasz allein der, der einen Gegenstand gebraucht und ihn seinen Zweck erfüllen heiszt, eine wahre Erkenntnis seines Wesens und seiner Bedeutung besitzt, deren sich der Handwerker, der ihn geschaffen, nicht rühmen kann, so musz der nachahmende Künstler, der gar nur die äuszere Form bei seinem Werke beachtet, von Inhalt und wahrem Wesen jedes einzelnen Objectes am allerwenigsten irgend welche Kenntnis besitzen und so auch in dieser Beziehung den niedrigsten Rang einnehmen. Aber auch in Hinsicht auf das Organ der Seele, an das sich die nachahmende Kunst mit ihren Schöpfungen zunächst wendet, verläszt sie ihren Standpunct nicht. Sie, deren Bekenner nur täuschende Scheinbilder hervorbringen, schien zur Anregung und Förderung der Vernunftthätigkeit im Menschen am wenigsten beitragen und mit Nichts als mit falschen und ungenauen Vorstellungen den Geist erfüllen zu können, dessen eigentliches Element das mathematisch genaue Wägen und Denken ist. So, weit entfernt die intellectuelle Bildung zu heben, übt die nachahmende Kunst ihren schädlichen Einflusz auf das sittliche Wesen der Menschen; das niedrigste Vermögen der Seele, das alle die heftigen und unreinen Leidenschaften in sich birgt und so gern gegen die besseren Teile der menschlichen Natur sich auflehnt, ist recht eigentlich der Zielpunct ihrer Wirkung, den sie nie verfehlt, um so immer die rechte Harmonie in der Seele, nach der ein Jeder streben soll, zu stören.[3])

Wenn Platon so nur die Nachbildung der sinnlichen Erscheinung als der nachahmenden Kunst eigentümlich betrachtete, wenn er in Folge dieses einen Grundirtums sich zu so vielen anderen verleiten liesz, die wir nacheinander aufzudecken haben werden, so erkannte Aristoteles richtig,

[3]) nach Plat. rep. X p. 596—607.

dasz die Kunst aus dem der menschlichen Natur ursprünglich eigenen und sie von der aller anderen Geschöpfe unterscheidenden Nachahmungstriebe und die Freude an ihren Werken aus der Lust an Nachahmungen überhaupt entspringt. Er fand in dieser Freude an Kunstwerken 'eine Aeuszerung des allgemeinen menschlichen Strebens nach Erkenntnis'[4]), die Aeuszerung einer Lust, die sich durch Wiedererkennen des dargestellten Gegenstandes im Bilde in ihrem Lerntriebe befriedigt fühlt. Wenn Platon der nachahmenden Kunst zum Vorwurf gemacht hatte, dasz sie nur das Einzelne und auch dieses nur ungenau aufgefaszt zur Anschauung bringe, so erkannte Aristoteles auch hier richtig, dasz das Allgemeine und Notwendige darzustellen ihr eigentümlich sei, dasz sie nicht sinnliche Gegenstände sclavisch nachbilde, wie Platon meinte, sondern innere ethische Stimmungen durch äuszere, sinnliche Mittel darstelle. — Aber nicht eine Kunst schien ihm so vollständig wie die andere diese Gemütszustände auszudrücken; im vollsten Sinne des Wortes schrieb er nur dem durch das Gehör Wahrnehmbaren, der Musik ein ἦθος, die Fähigkeit, sittliche Stimmungen unmittelbar wirklich darzustellen, zu, während er dem Sichtbaren, den Erscheinungen in Haltung und Farbe nur die Fähigkeit, ethische Gemütsbewegungen durch äuszere Zeichen ahnen oder errathen zu lassen, zuerkannte.[5])

Was aus solchen Ansichten der beiden Philosophen über das Wesen der Künste für deren Verwerthung als pädagogische Bildungsmittel gewonnen wird, ist aus dem eben Gesagten zu entnehmen.

Platon, der mit solchen Vorurteilen an die Schätzung des Werthes der nachahmenden Künste herangetreten und mit Geringschätzung von ihrer Werthlosigkeit, mit Abscheu von ihrer verderblichen Wirkung sich überzeugt hielt, konnte sie zur Bildung der Jugend nicht verwerthen, noch auch sie überhaupt in seinen Staat aufnehmen; Bildungsmittel, die so weit von der wahren und echten Schönheit und mit ihr zugleich von der höchsten Idee des Guten, der sich alle Glieder seines Staates in fortschreitender Stufenfolge annähern sollen, entfernt schienen, nicht ohne Schaden für sein ganzes Werk in Anwendung bringen. — Aber konnte die nachahmende Kunst nicht einen höhern Standpunct sich erringen, um zur Anwendung als Bildungsmittel in der Erziehung geeignet zu sein? Wenn man die radicale Verachtung der Künste bei Platon betrachtet, so sollte man nicht meinen, dasz sich zwischen ihm und deren selbst vollkommensten Schöpfungen eine Versöhnung finden liesze. Dennoch vermag unser Philosoph wenigstens von einzelnen Hervorbringungen der Künste sich eine Förderung der Jugenderziehung in seinem Staate zu versprechen. Wenn die Künste es sich zur Aufgabe machten, stets nur die höchste Idee des Schönen, das in Masz, Ebenmasz und Vollendung seiner Elemente hat[6]), und den Zweck des Staates im Auge, durch ihre Schö-

4) Zeller, Philosophie der Griechen II 2 p. 606.
5) Probl. 19. 17. pol. VIII 5; cf. Müller Gesch. der Theorie der Kunst II p. 10.
6) Phileb. 64ᵉ. Tim. 30ᶜ; cf. Müller l. c. I p. 63. 65. 66.

pfungen den Sinn für ideale Schönheit und Harmonie in den jungen Gemütern zu erwecken und zu nähren, so schienen sie ihren Standpunct so einigermaszen zu erhöhen, und wenn auch ihre Werke die wahre Schönheit nie erreichen werden, so doch wenigstens zur Bildung des Sinnes für die Schönheit benutzt werden zu können, zumal wenn sie unter die Aufsicht der herschenden Philosophen gestellt von diesen die Typen für ihre nachbildende Thätigkeit erhielten.[7] — Während wir hier bei Platon nur durch eine gewisse Biegsamkeit der Begriffe dazu gelangen, Einzelnes aus dem Gebiete der nachahmenden Kunst in der Jugenderziehung verwendet zu sehen, so geht Aristoteles von der Anerkennung derselben als einer im Wesen der menschlichen Natur begründeten Erscheinung und der Entdeckung des Zusammenhanges zwischen dem durch die Kunst Dargestellten und den ethischen Stimmungen des Gemüts zur richtigen Schätzung ihrer Wirkung und angemessenen Verwerthung in der Erziehung fort. Wie er durchaus auf eine Erziehung dringt, die stets die naturgemäsze Entwickelung des Menschen in Betracht zieht, so verlangt er auch von den Künsten als pädagogischen Bildungsmitteln die Accommodation an den geistigen und sittlichen Standpunct der verschiedenen Lebensalter. Aber der Werth der Künste als pädagogischer Bildungsmittel modificiert sich ebensowol nach der Art und Weise ihrer Ausübung, als nach dem Zwecke und der Gesinnung, in der man sie betreibt und ausübt. Die Würdigkeit des Maszes und des Zweckes der Uebung wird sich nach dem Grade ihrer Freiheit richten. Nur die Art des Betriebes der Künste wird angemessen sein, die dem allgemeinen Lebenszweck, dessen Erreichung auch durch das Mitwirken der Künste gefördert werden soll, nicht widerstrebt, sondern dient; eine allzuemsige Ausbildung in einer Kunst wird der universellen Bildung des Menschen schaden, seiner geistigen Freiheit Abbruch thun, und seinen Leib, Seele und Verstand zur Uebung und den Geschäften der Tugend untüchtig machen. Diese Gefahr des Verfallens in das Banausische liegt der Uebung der Künste auch deshalb so sehr nahe, weil man den Zweck, um dessentwillen man sie treibt oder erlernt, leicht verkennt. Nicht also, um zu niederem Dienst damit sich vorzubereiten, darf die Kunst von der Jugend betrieben werden; an dem Arbeiten zum allgemeinen Ziele der Bildung hin nach ihren Kräften mitzuwirken, wird ihre Aufgabe sein; die Erziehung wird dann erst einen wahrhaft freien Charakter haben, wenn sie neben der Heranbildung zu einem sittlich guten Leben und würdigen Handeln auch die Fähigkeit eines würdigen Genusses der Musze, die dem Weisen als das höchste Glück erscheint, auszubilden strebt.[8]

Wenn sich nun zeigen soll, inwiefern den einzelnen Künsten ein Anteil an dem bildenden Einflusse der Kunst im Allgemeinen kraft ihres Wesens zukommt, so werden wir zunächst die Einteilung derselben bei den beiden Philosophen zu betrachten haben.

---

7) nach Plat. rep. VII 531. III 403; cf. Müller I p. 85.
8) nach Ar. pol. VIII 4. 5.

Die nachahmenden Künstler finden wir nun bei Platon in solche, die durch Gestalt und Farbe und in die, welche vermittelst der Töne nachahmen, eingeteilt und zu diesen die Dichter und ihr Gefolge, wie Rhapsoden, Schauspieler usw. gezählt[9]); und wir werden dieselbe Scheidung da erkennen müssen, wo unser Philosoph die Nachbildungen, die auf das Gesicht wirken, von denen, die auf das Gehör wirken, trennt.[10])

Wenn wir nun bei Aristoteles nach den Bestimmungen der Rhetorik[11]) als nachahmende Künste Malerei, Sculptur und Dichtkunst und nach denen der Poetik[12]) Ton- und Tanzkunst als solche, die durch Harmonie und Rhythmus nachahmen, aufgeführt sehen, so erkennen wir hierin eine gewisse Uebereinstimmung mit den Ansichten Platons, die freilich nur äuszerlich ist; denn wir werden bei der Betrachtung der einzelnen Künste noch genauer bemerken, wie jene verschiedene Auffassung des Begriffs der Nachahmung die Philosophen sofort wieder trennte.

Wenn wir zunächst die Malerei betrachten, die als pädagogisches Bildungsmittel sich teils in selbständiger Ausübung durch Graphik, teils durch die Wirkung des Anschauens ihrer Hervorbringungen verwerthen läszt, so ist an und für sich klar, wie gering Platon ihren Werth für die Erziehung der Wächter seines Staates halten muste. Von ihr galt recht eigentlich jenes Urteil, das den nachahmenden Künsten den untersten Rang in jeder Beziehung zuspricht; die Malerei maszt sich an, allein Alles hervorbringen zu können, alles aus der Erde Hervorwachsende, alles Lebende, Erde und Himmel, ja selbst die ewigen Götter; aber freilich was für Hervorbringungen sind das; von nicht gröszerer Realität, als die, die man erhält, wenn man alle sinnlichen Gegenstände in einem Spiegel sich abspiegeln läszt; es sind Scheinbilder ohne alle Wesenhaftigkeit, die die ausgesprochene Absicht an sich tragen, die Sinne zu täuschen und zu berücken, die nicht nur nicht die Erkenntnis fördern, sondern sogar die schon auf dem Wege zu ihr Vorgeschrittenen in ihrem Streben wieder irre machen.[13])

Wenn die genaue Einsicht in die Verhältnisse von Zahl, Masz und Grösze an einem Gegenstande die Kenntnis desselben bedingen, so musz der Maler, der immer nur von einer Seite und einem Standpuncte aus die Objecte zur Anschauung bringt, gestehen, dasz er jene nicht besitzt, und musz sich wegen seiner betrügerischen Wirksamkeit gefallen lassen, mit Gauklern und Taschenspielern, die auch durch Täuschung des Sinnes imponieren, auf dieselbe Stufe gestellt zu werden.[14]) Wie wäre es möglich, dasz solche Kunst auf die Jugend bildend wirken könnte! So findet sich denn bei Platon in seiner pädagogischen Theorie für die Bildung durch Malerei und bildende Künste im Allgemeinen kein Platz; wie er dieselbe überhaupt nur im Anschlusz an allgemeine Vorschriften über die nach-

9) rep. II p. 373.
10) rep. X 603 b.
11) rhet. I 11.
12) poet. c. 1.
13) rep. X p. 596 sqq.
14) ib. p. 602.

ahmende Kunst namentlich erwähnt, so kann er von seinem Standpuncte aus weder dem Anschauen schöner Formen einen bildenden Einflusz zugestehen — wie er denn überhaupt eine Bildung des bloszen ästhetischen Geschmackes gar nicht kennt —, noch schreibt er unter der Zahl der Unterrichtsgegenstände, die er in den Gesetzen als für die Unterweisung der Jugend nötig erwähnt, den Unterricht in der Graphik d. h. im Zeichnen vor; ja wenn die Bildung einer schönen Handschrift mit dem bildenden Elemente der Malerei in gewisser Beziehung steht, so legt auch auf ihre Erreichung Platon einen geringen Werth und räth, wenn nach dem für das Erlernen der Elementarfächer bestimmten Zeitraum von drei Jahren die Schüler nichts erreicht hätten, bei denen, deren Lernen ihre geringen Anlagen erschwerten, das Weitere auf sich beruhen zu lassen.[15])

Um so weniger läszt Aristoteles, der den wahren Werth auch der Malerei mehr gewürdigt, ihres Einflusses den Unterricht und die Bildung der Jugend entbehren. Wenn diese Kunst auch nicht in dem Grade wie die Musik und Poesie sittliche Gemütsstimmungen nachzubilden und zu erregen vermag, so wirkt doch auch sie durch ihre Darstellungen gewissermaszen sittlich anregend auf das Gemüt, freilich dürfen nicht die Werke der carikierenden, sondern nur die der idealisierenden Kunst, die vor Allem das Sittliche ausdrückt, nicht die Werke des Pauson, des Malers der Häszlichkeit, nur die des Polygnotos, des Repräsentanten der idealen Kunst, des Malers sittlich edler Gestalten, der Anschauung der Jugend unterbreitet werden.[16])

Am sorgfältigsten aber wollte Aristoteles Darstellungen von unanständigen und unzüchtigen Scenen und Handlungen dem Auge der Zöglinge fern gehalten wissen; ja er hielt es für gut, dasz die Obrigkeit selbst die Aufsicht darüber in die Hand nehme; denn so segensreich edle und sittlich und ästhetisch schöne Darstellungen auf das für Eindrücke jeder Art so sehr empfängliche Gemüt der Jugend wirken, ebenso verderblich schien hier die Betrachtung von Bildern entgegengesetzten Charakters.[17])

Aber nicht blosz durch ihre ethische Wirkung versprach sich Aristoteles von der Malerei Förderung des Zweckes der Jugenderziehung; er hoffte auch eine ästhetische Bildung des Sinnes für Schönheit durch sie. Aber diese Schönheit war nicht dieselbe, zu der Platon seinen Zöglingen im Staate Liebe einflöszen wollte; dieser verstand darunter die höchste, ideale Schönheit, die mit der Idee des Guten nahe verwandt sich über die körperliche Formenschönheit unendlich erhob; Aristoteles wollte den Blick und den Geschmack an den Werken, namentlich der bildenden Kunst üben; allein durch das blosze Anschauen konnte das ästhetische Urteil nicht in dem Masze gebildet werden, als durch die eigene, ausübende Thätigkeit in der Graphik, die daher unter die Anzahl der vor-

15) leg. VIII 810 b; cf. Müller I p. 127.
16) Ar. pol. VIII 5.
17) ib. VII 17.

nehmlichen Unterrichtsgegenstände aufzunehmen schien. Aber nur um der Bildung des Urteils und des Fortschreitens zu wirklichem Verständnis der Kunstwerke willen darf dieser Unterricht stattfinden, nicht etwa, damit das oberflächliche Urteil eines Kenners anerzogen werde, der nur im Stande ist, sich beim Ankauf von Kunstsachen vor Betrug bewahren zu können; 'denn überall nur nach dem Nutzen zu fragen, schickt sich am wenigsten für edelgesinnte und freie Menschen.'[18])

So sehr viel mehr Einflusz bei der Erziehung Aristoteles der bildenden Kunst zugestand als Platon, so war doch jener gering im Vergleich zu dem, den er, wie sein Meister, der musischen Kunst einräumte.

Es hat aber dieser Begriff der musischen Kunst bei beiden Philosophen, wie im griechischen Altertume überhaupt, einen grösseren Umfang, als wir ihn der Musik zuerkennen; denn nicht blosz die Tonkunst faszt sich mit ihren Arten unter ihm zusammen, sondern auch die Dichtkunst und ihre Formen. Es ist bekannt, wie sehr im griechischen Leben beide Teile der musischen Kunst Hand in Hand giengen und zusammen ein Ganzes bildeten; das Vermittelungsglied zwischen ihnen bildet die lyrische Poesie, die keiner von beiden Künsten eigentümlich angehört, weil sie ihrem Wesen nach ein Bestandteil beider ist. Auf sie bezieht sich denn auch jene Definition Platons, dasz ein Gesang aus Rede oder Text, Harmonie und Rhythmus bestehe.[19]) Doch konnte sich unser Philosoph, ebenso wenig wie sein Schüler, verhehlen, dasz die Poesie eine selbständige Kunst sei, die in den meisten ihrer Arten der Musik nicht bedürfe; ja er zeigt selbst sehr deutlich, dasz er die lyrische Poesie, als mit der Musik zusammenhängend, von den anderen Arten wol zu trennen wisse, wenn er ihr jene Ausnahmestellung anweist, von der wir demnächst zu handeln haben werden. So weit wir bei der unvollständigen und lückenhaften Besprechung der Poesie und ihres Werthes für die Erziehung bei Aristoteles erkennen können, so hatte er jene Trennung von Musik und Poesie bereits in höherem Grade vollzogen als Platon; so wenig ihm gewis die Puncte ihrer gegenseitigen Verwandtschaft entgiengen, so behandelt er doch in den Büchern vom Staat die Tonkunst in ihrem Werthe für die Erziehung allein, in der Poetik das Wesen der Dichtkunst überhaupt ohne Rücksicht auf die Tonkunst.

So werden denn auch wir die beiden Künste getrennt von einander betrachten, so zwar, dasz die lyrische Poesie den Uebergang von der Dichtkunst zur Musik im engeren Sinne zu bilden haben wird.

Die Poesie ist diejenige Kunst, der Platon die gröste Beachtung geschenkt hat, aber nicht um sie und ihre bildenden Elemente in der Erziehung seiner Staatsbürger zu verwerthen, sondern um vor ihr auf das allernachdrücklichste zu warnen. Bei ihrer Beurteilung hat Platon am strengsten sein ideales Princip geltend gemacht, dasz Alles, was in seinem Staate zur Verwendung komme, die strengste ethische Prüfung aushalten und selbst ethisch zu wirken im Stande sein müsse. Nach seinen Ansichten

---

18) polit. VIII 3.
19) rep. III p. 398 d.

über die nachahmende Kunst im Allgemeinen konnte das Urteil über den Bildungswerth der Poesie nicht zweifelhaft sein. Es ist ein Hindernis für das sofortige Verständnis dieses Urteils, dasz der Philosoph auf zwei verschiedene Weisen seine Ansicht zu entwickeln und zu begründen suchte. Von vornherein zwar scheint man nicht zweifelhaft sein zu können, welche Arten der Poesie er aus dem idealen Staate verbannt wissen wollte, wenn man im zehnten Buche der Politie[20]) die gesamte nachahmende Dichtkunst als solche bezeichnet und dagegen weiterhin die lyrische Hymnenpoesie als der pädagogischen Verwerthung besonders würdig befunden sieht.[21]) Aber wenn man dieses allgemeine Resultat des zehnten Buches mit den Ergebnissen der Untersuchungen des dritten Buches vergleicht, so findet sich in diesen selbst zwar nur ein geringer Unterschied, ein desto bemerkenswertherer aber in den Entwicklungen über das Wesen der Nachahmung, die zu jenen Ergebnissen führen. Platon hatte an dem zuletzt genannten Orte, wo von der Erziehung der Wächter die Rede ist, für alle Bürger des Staates das Princip aufgestellt, dasz jedem Einzelnen eine Thätigkeit, zu der er von Natur sich eigne, zugeteilt werden solle, damit er von allen übrigen Beschäftigungen frei, seinem Berufe sich ausschlieszlich zu widmen und so nur gute Leistungen hervorzubringen im Stande sei.[22]) Von diesem Standpuncte aus beurteilte jetzt der Philosoph zunächst die Kunst des dramatischen Darstellers, die er als in der dramatischen Poesie mit inbegriffen und im eigentlichen Sinne des Wortes nachahmend, von der subjectiv lyrischen Dichtungsart, in der der Dichter in eigener Person redet, und der epischen, den Charakter der beiden genannten Formen der Dichtkunst verbindenden Gattung, in der eigene Erzählung mit Einführung der Reden der handelnden Personen wechselt, geschieden hatte[23]), und da er das nachbildende Darstellen des Schauspielers als 'ein sich selbst einem Anderen in Gestalt und Stimme Verähnlichen' definiert hatte, so fand er solches Darstellen im Widerspruch mit dem oben angeführten Princip; denn nach ihm war es nicht möglich, dasz der darstellende Künstler im Stande sein konnte, in einer Person Charaktere, Stimmen, Erscheinungen aller Art, die er darzustellen hat, vollkommen und gut nachzubilden. Indem Platon mit einer Begriffserweiterung dieses Urteil über die dramatischen Darsteller auch auf die dramatischen und epischen Dichter und ihre Kunst ausdehnt, macht er die Aufnahme poetischer Werke in den Staat von ihrem mehr oder weniger nachahmenden Charakter abhängig, so dasz die Dichter, die am einfachsten und schlichtesten Darstellungen des Edlen und Guten in ihren Dichtungen producieren und weiter und weiter von der Nachahmung sich zu entfernen suchen, am ehesten auf schonende Urteile rechnen können. Den Wächtern seines Staates, die in sich die Tugenden der Tapferkeit, Mäszigung, Hochsinnigkeit und Frömmigkeit heranbilden sollten, konnte Platon nicht gestatten, weder selbst zu solchen Nachahmungen sich

20) rep. X p. 595ᵃ.
21) rep. X p. 607ᵃ.
22) rep. II p. 370ᵇᶜ. 374.
23) rep. III p. 394.

herzugeben, zu denen sie überdies gar keine Zeit finden würden, noch sittlich Schlechtes oder Unwürdiges dargestellt auf sich wirken zu lassen, da Solches, von Jugend auf auch nur angeschaut und angehört, bald den Charakter zur Unfreiheit und Schlechtigkeit gewöhne und die Einfachheit der Sitten in eine vielgeschäftige Geteiltheit verwandle.[24])

Wenn Platon hier einen Teil selbst der nachahmenden Poesie so weit noch gebilligt hatte, obschon er der Nachahmung einen nur ganz beschränkten Raum zugestand, so gieng er bei seiner nochmaligen Besprechung derselben im zehnten Buche[25]) zu ihrer vollkommenen Verwerfung in allen ihren Schöpfungen fort. Hatte er sie dort als Mittel zur Erziehung der Wächter beurteilt, so prüfte er sie hier, nachdem er den Begriff der Gerechtigkeit und der Seelenvermögen, in deren richtigem Verhältnisse zu einander diese sich darstellt, gefunden und die Grade der Vernunfterkenntnis entwickelt, als Mittel zur Heranbildung der höchsten Idee des Guten in der Seele, und bei solchem Maszstabe muste freilich der gänzliche Unwerth der nachahmenden Poesie sich herausstellen. Es treten an ihr alle jene Fehler hervor, die wir oben als Kennzeichen der nachahmenden Kunst überhaupt kennen gelernt haben.

Besonders an der dramatischen Poesie werden die Verirrungen der nachahmenden Dichtkunst nachgewiesen, weil sie, in der sich das Wesen derselben am klarsten darstellt, an der auch Platon zuerst das Wesen der Nachahmung fand, am schwersten die allgemeinen Vorwürfe treffen. Wenn Platon bei der Prüfung der dramatischen Werke seiner Zeit diese wegen ihrer unsittlichen Bilder und unwahren und unwürdigen Vorstellungen über die Götter und Heroen verwarf, so muste er die schwerste Anklage gegen die tragische Kunst, besonders aber gegen den, der ihm der Lehrer und Führer der tragischen Dichter geworden zu sein schien, gegen Homer richten; je tiefer dessen Einflusz in das ganze Leben der Griechen von Jugend auf eingedrungen war, je mehr Platon sah, dasz dieser Dichter recht eigentlich der Lehrer Griechenlands geworden sei, um so nachdrücklicher zeigte er, dasz auch Homer in den Gegenständen, die er so ausführlich, mit der Präsumtion vollkommenen Verständnisses behandelt, in Krieg, Heeresführung, Staatenordnung und Erziehung des Menschen auf einer niedrigen Stufe der Erkenntnis gestanden habe; er konnte ihn zur Rede stellen, ob wol ein Staat durch ihn eine bessere Verfassung erhalten, wol ein Krieg nach seinen Rathschlägen oder unter seiner Leitung geführt sei, ob er wol einen Kreis von Freunden und Schülern um sich versammelt habe, wie Pythagoras, auf die er bildend und bessernd eingewirkt habe.[26]) Aber das war bei Weitem nicht die gröste Gefahr des Einflusses Homers und der tragischen Dichter, dasz sie jene Unkenntnis der von ihnen behandelten Gegenstände selbst verbreiteten; viel bedenklicher war die Wirkung besonders tragischer Dichtungen auf das menschliche Gemüt. Anstatt jene harmonische Stimmung in demselben zu erzeugen

24) nach rep. III p. 394—398.
25) Das Folgende nach rep. X p. 595—606.
26) rep. X p. 599—601.

oder zu fördern, die das Eigentum des wahrhaft philosophisch Gebildeten ist, anstatt der sittlichen Tugend und der Vernunftthätigkeit zu dienen, schmeicheln sie den Leidenschaften, stimmen zur Trauer durch die Vorführung fremder Leiden, an denen als von des Mitgefühles würdigen Menschen erduldet innerlich Teil zu nehmen Jeder für angemessen hält, und reizen so das Wehmutsgefühl in der Weise auf, dasz es dann bei eigenen Unfällen des Menschen nicht im Stande ist sich zu beherschen. Wie durchaus verschieden der ganze Charakter des idealen Staates und seiner Glieder von dem in solchen Tragödieen dargestellten ist, zeigt sich am besten darin, dasz die Tugenden und die Gemütsart, die das Eigentum jener Bürger sind, die ruhige und besonnene Verständigkeit, der Tragödie und überhaupt dem Drama keinen Stoff bieten, wol aber das ποικίλον und das ἀγανακτητικὸν ἦθος, das unruhig erregte, bunte Spiel der Sinne und die zu übermäsziger, weichlicher Trübsal sich hinneigende Gemütsart.[27]) Und diese sind das Kennzeichen des groszen Haufens, nicht das Eigentum harmonischer und zum Anschauen und Begreifen der höchsten, sittlichen Idee fortschreitender Geister. Von der Erkenntnis aller dieser Eigenschaften der Tragödie bis zu ihrer Verbannung aus dem idealen Staate war für Platon nur ein Schritt.

Aber er muste sofort das gleiche Schicksal der komischen Kunst bereiten. Während die Tragödie das Schauerliche darstellend unmäszige Ausbrüche von Jammer und Klage hervorruft, wirkt diese auf die Lachmuskeln der Menge; zügellos und ungeberdig, wie sie ist, scheut sie vor keinem Mittel zur Erreichung ihres Zweckes zurück; während es eigentlich ihre Aufgabe ist, das Verkehrte und Lächerliche in seinem Contraste gegen das Angemessene grell darzustellen, so wagt sie sich auch bald an das Heilige, um es zu profanieren, an das Würdige und Vernünftige, um es in den Staub zu ziehen. So kann auch über ihren Unwerth für den idealen Staat kein Zweifel sein.

Aber alle diese Bestimmungen über die Verwerthung oder Nicht-Verwerthung der Poesie als Bildungsmittel gelten nur für den idealen Vernunftstaat. In den Gesetzen, in denen Platon weit mehr das, was mit Umbildung der bestehenden Verhältnisse wirklich zu erreichen wäre, im Auge hat, finden wir mildere und weniger absprechende Urteile über die dramatische Poesie.[28]) Freilich nicht, als ob nicht auch hier die Gefahren, die sie in sich birgt, anerkannt würden; aber Platon hält es doch für möglich, dasz die zur obersten Leitung der Erziehung eingesetzte Behörde und eine Zahl eigens zu diesem Behuf aus erfahrenen Männern ausgewählter Kunstrichter unter den vorhandenen dichterischen Werken Geeignetes selbst für die höchste sittliche Bildung herausfänden. Gewis konnte der Philosoph auch hier sich nicht mit dem schauerlichen und Furcht und Schrecken erregenden Charakter der Tragödie einverstanden erklären; aber er erkennt doch die sittliche Wirkung an, die sie durch Darstellung des Frevels als einer zu sühnenden Schuld und der ihr naturgemäsz fol-

27) rep. X p. 604.
28) leg. II p. 658.

genden Strafe bezwecke und erreiche. Aber freilich die Werke der tragischen Poesie musten ganz der Censur der Obrigkeit unterliegen; nur wenn sich die in ihnen ausgesprochene Gesinnung mit den Principien der Staatspädagogik vertrug, konnte sie Verwendung finden.

Und selbst zu Unterhandlungen mit der Comödie, die er mit feinem Verständnis für das Wesen des Lächerlichen und Komischen beurteilt, läszt Platon hier sich herbei. Freilich darf nur Sclaven und um Lohn gedungenen Fremden die Darstellung solcher Scherzgebilde durch Worte, Gesang und Tanz überlassen werden; nie darf ein freier Mensch sich damit beschäftigen oder, dasz er es im Gedächtnisse auffasse, verrathen, nie darf dieselbe Darstellung wiederholt werden, weil bei steter Verspottung derselben Lächerlichkeiten diese als solche ihre Wirkung verlieren und die Zuschauer daran gewöhnt sich endlich selbst die Verkehrtheiten anbilden würden[29]); aber es ist doch anerkannt, dasz, wer zur Einsicht gelangen wolle, das Ernste sowol als das Lächerliche kennen lernen müsse, weil es sonst geschehen könne, dasz er aus Unbekanntschaft mit diesem wol selbst Verkehrtes zu thun oder zu sagen sich gewöhne. Es war also Platons richtige Ansicht, dasz in der Darstellung lächerlicher Thorheiten die Zuschauer wie in einem Spiegel ihre eigenen ästhetischen und moralischen Gebrechen wiedererkennen und durch das Gefühl des Contrastes derselben mit dem Guten und Angemessenen zu diesem um so sicherer hingeführt werden sollten. Dasz nun Platon an diesen Segnungen der Comödie, wenn ich so sagen darf, auch die reifere Jugend Teil nehmen lassen wollte, geht wol am deutlichsten daraus hervor, dasz er die Entscheidung über die Zulassung der einzelnen Comödien dem Leiter des gesamten Jugendunterrichtes anheimstellte, der natürlich diese Function vom Standpunct des ganzen Erziehungsprincipes zu versehen hatte.

Und demselben wird auch in den Gesetzen die Auswahl der Stellen in den epischen Dichterwerken, die er für brauchbar und heilsam bei dem Jugendunterrichte hält, anvertraut[30]); er wird die Schöpfungen einer Dichtungsart zu beaufsichtigen haben, die Platon als eine solche, die halb nachahmend, halb selbständig stets in den Händen der Dichter die Gefahr biete, ganz nachahmerisch zu werden, aus seinem idealen Staate verbannt hatte. Von ihr muste dasselbe gelten wie von der tragischen Poesie, mit der sie so viel gemein hat, nicht nur in Bezug auf den gleichen Abstand von der Wahrheit der Idee, sondern namentlich in der Wirkung auf das Gemüt durch ihre Schauer erregenden Darstellungen.

Aber wenn Platon hier die epische Poesie als Ganzes verbannen muste, so empfahl er doch epische Elemente direct zur Bildung der Jugend, und zwar im Gewande der didaktischen Mythenpoesie.[31]) Bei der Gründung des idealen Staates, in dessen Wächtern er die beiden Gegensätze der menschlichen Natur, das feurig Bewegte der Tapferkeit und das ruhig Gelassene der Besonnenheit durch gleichmäszigen Unterricht in Gymnastik

29) nach leg. VII p. 816[e]. 817[a].
30) leg. VIII p. 829[d].
31) Das Folgende nach rep. II p. 376—392.

und Musik zu schöner Harmonie zu vereinigen und Jedes von Beiden vor einseitiger und deshalb verderblicher Entwicklung zu bewahren bestrebt war[32]), muste er vor Allem die Erziehung der Kinder vom frühesten Alter an nach sittlichen Grundsätzen reformieren, und wenn es in der bisherigen Erziehungsmethode hergebracht war, auf das junge Gemüt durch unterschiedslose Erzählung der von den Dichtern überlieferten Mythen von Göttern und Heroen zu wirken, so muste gleich hier sein umgestaltendes Princip sich geltend machen. So unwürdige, unsittliche und unwahre Vorstellungen von dem Höchsten und Besten, überdies in verlockende Form gebracht, durften der jungen Kinderseele nicht eingeprägt werden, die die Allegorie dieser Mythen herauszufühlen noch nicht vermögend war, ein Verständnis, dessen selbst Erwachsene oft sich nicht rühmen konnten; wie konnte man Kindern von Kämpfen der Götter untereinander, von den ihnen angedichteten menschlichen Lastern erzählen, wie glauben machen wollen, dasz die ewigen guten Götter auch Urheber des Bösen und des Uebels seien, dasz sie, denen Wesen die Unveränderlichkeit und Wahrheit ist, sich in Truggestalten verwandeln, um die Menschen zu täuschen; und sollte der Jugend, die berufen ist, dereinst mit Aufopferung ihres Lebens den Staat zu schützen, die Schilderung von den Schrecken des Todes und der Unterwelt heilsam, ihr, die sich zu festem Mannesmut zu stählen hat, die Erzählungen von den unmäszigen Ausbrüchen gepriesener Helden in Schmerz und Lust, von ihrer Unmäszigkeit in sinnlichem Genusz jeder Art zuträglich sein? Mit Nichten. Wenn sie alle diese Laster und sittlichen Gebrechen an den Göttern und Heroen, die ihnen verehrungswürdige Vorbilder sein sollen, bemerken, so werden sie sich gar schnell selbst zur Lasterhaftigkeit gewöhnen. Alle diese Elemente musz daher die didaktische Mythenpoesie von sich weisen und würdige Vorstellungen an ihre Stelle setzen, sie musz in ihren Hervorbringungen ihren wahren Zweck, das Beitragen zur sittlichen Erziehung im Auge haben. Die Götter sind die Spender alles Guten, sie müssen daher als gut, die menschlichen Leiden, wie die eines Tantalus und einer Niobe nur als gesandt zur Strafe für Vergehungen dargestellt werden.

Wenn so auf die Kinder durch Erzählen und Vorsagen dieser ethischen Producte der Mythenpoesie gewirkt wird, so sollen sie später auch Gelegenheit haben, dieselben Vorstellungen in Hymnen, Lob- und Dankliedern an die Götter und Heroen, in Preisliedern über hervorragende Tugend selbständig im Gesang auszudrücken, um sie auch auf diese Weise allmählich in sich hineinzubilden.

Wenn alle Poesie aus dem Staate verbannt ist, diese lyrische Chorpoesie, der ein sittliche Tugend verherrlichender Mythus zu Grunde liegt, soll beibehalten werden. Aber war denn nicht auch sie nachahmenden Charakters? Gewis; aber sie erzeugt nicht, wie die übrige Poesie, trügliche Scheinbilder, geht nicht auf Erregung der Leidenschaften aus, sucht nicht Alles, sei es würdig oder unwürdig, in nachbildender Darstellung

32) Worte Steinharts in dem Vorwort zu Hieron. Müllers Ueber- von Platons Staat p. 156.

vorzuführen, sondern sie strebt darnach, in einfacher und schlichter Weise die Wahrheit des darzustellenden Urbildes zu erreichen, und bildet nur Schönes und Würdiges. Und dasz sie diesen Grundsätzen treu bleibe, dafür wird der Staat selbst sorgen; er wird ihr die Normen und Typen angeben, nach denen die Dichter sich zu richten haben, und nur solche Dichtungen, die nach der Grundidee der Staatserziehung gebildet sind, aufnehmen und verwenden.[33])

Wenn Platon so von einem Teile der nachahmenden Poesie dachte, so ahnte er hier schon dunkel das wahre Wesen der Poesie, ja aller Kunst, und die Irtümer seiner Anschauung von derselben. Er hätte sich bei schärferem Zusehen sagen müssen, dasz, wenn er von der lyrischen Dichtkunst eine wirkliche Aehnlichkeit zwischen der Nachbildung und dem Urbilde erwartete, er die Möglichkeit des Zurückgehens auf die Idee von Seiten der Nachahmung anerkannte; wenn er den Gedanken, den er bei der lyrischen Poesie benutzte, auch auf die anderen Arten der Poesie, ja auf alle schönen Künste ausdehnte, wozu er der Natur der Sache nach volles Recht hatte, so würde er deren Wesen richtiger erkannt und auch über ihre Bedeutung für das sittliche Leben gerechter geurteilt haben. Aber so war ihm das ästhetisch Schöne der Kunst völlig entgangen; nur was mit seinem ethisch-politischen Idealismus sich vertrug, hatte er an ihr gebilligt, und dessen muste bei dem natürlichen Wesen der Kunst, die die Anlegung eines durchaus anderen Maszstabes an sie verlangt, äuszerst wenig sein. Wenn Platon die einzelnen sinnlichen Gegenstände als unvollkommene Abbilder ihrer idealen Urbilder bezeichnete, so mochte er darin von seinem Standpuncte aus Recht haben; aber wenn er die durch die Kunst gebildeten Darstellungen eben dieser sinnlichen Erscheinungen ihrerseits noch unter diese an Vollkommenheit stellte, und so als zwei Stufen von der Wahrheit der Ideen entfernt bezeichnete, so vergasz er, dasz eben mit dem zweiten Bilde, dem Werke der nachahmenden Kunst, die Unvollkommenheit des ersten Bildes, der sinnlichen Erscheinung, aufgehoben und zu den idealen Urbildern zurückgekehrt wurde. —

Und es scheint fast, dasz Platon selbst ahnte, dasz seine Ansichten über Kunst und Kunstwerth der Berichtigung und Besserung gar sehr bedürftig seien. Er geht nicht nur überhaupt mit schwerem Herzen daran, über die Poesie und die Künste, deren verlockender Schönheit vielleicht Niemand sich mehr bewust war als er, das verdammende Urteil auszusprechen, er gesteht auch der Poesie und ihren Bekennern die Möglichkeit zu, sich gegen die ihnen gemachten Vorwürfe und gegen etwaige Verkennung ihres Wesens zu rechtfertigen, und verheiszt nach einer begründeten Vertheidigung ihnen die Rückkehr in seinen Staat[34]), zu dessen Bildungsmitteln in der Erziehung jetzt nur ein Teil der Dichtkunst gehören soll. — Den Ansichten Platons über den Bildungswerth der Poesie die des Aristoteles entgegenzusetzen ist deshalb sehr schwierig, weil wir in den uns erhaltenen Werken dieses Philosophen nur wenige und geringe An-

33) rep. II p. 377. 379; cf. Müller l. c. I p. 91. 100.
34) rep. X p. 607. 608.

deutungen über diesen Gegenstand finden. Es ist diese Lücke in seinen pädagogischen Bestimmungen um so weniger leicht zu verschmerzen, da wir von ihm eine scharfe Kritik und Widerlegung der platonischen Herabwürdigung der Dichtkunst, eine wohlbegründete Wiedereinsetzung derselben in ihre Rechte zu erwarten gehabt hätten. Dasz Aristoteles die Absicht gehabt hat, den Bildungswerth der Poesie zu besprechen, geht daraus hervor, dasz er in der Politik[35]) weiterhin Erörterungen über die Comödie in Aussicht stellt, die wir leider vermissen. Dasz er jedoch dem bildenden Werthe der Poesie in der Erziehung nicht so grosze Bedeutung beigelegt hat als dem der Tonkunst, wird aus Folgendem deutlich. Während nemlich Platon dem Teile der Kunst, den er einmal in seinen Staat aufgenommen hat, sogleich Einflusz bei der Erziehung der Jugend zugesteht, weil ihm das ganze Leben derselben Erziehung, und zwar der nach seinen Grundsätzen bedürftig erscheint, postuliert Aristoteles von den einzelnen Künsten eine verschiedene Wirkung auf die verschiedenen Lebensalter. Wie wir später bei der Musik sehen werden, dasz er eine andere Verwerthung der Tonkunst bei der Jugenderziehung als für das reife Alter verlangte, so können wir aus seinem Stillschweigen über den Bildungswerth der Tragödie bei der Jugenderziehung schlieszen, dasz, was Platon für alle Lebensalter zugleich verwarf und annahm, er dem éinen vorenthielt, um es dem ándern zu überlassen. Wenn Platon die Bildung durch die tragische Poesie von seiner Erziehungsweise fern hielt, so verbannte er diese zugleich aus seinem Staate; Aristoteles, der von der musischen Kunst auch vornehmlich eine ethische Wirkung auf die Jugend verlangte, wies dem reifen Alter die Tragödie und ihre kathartische Wirkung zu, da sie ihm nicht einen ethischen Einflusz auf die Besserung des menschlichen Willens und die Erzeugung tugendhafter Neigungen, sondern nur einen läuternden auf die Beruhigung der Leidenschaften und Ausgleichung der durch allzuheftige Gemütsbewegung hervorgerufenen Störungen desselben haben zu können schien. Es liegt auszer meiner Aufgabe, hier die Theorie der Dichtkunst und vorzüglich der Tragödie, ja auch nur die Einteilung der Poesie nach den Gegenständen und den Mitteln ihrer Nachahmung gemäsz der Darlegung in der Poetik auseinanderzusetzen; aber so viel ist auch schon aus dem Gesagten klar, dasz Aristoteles, freilich aus ganz anderen Rücksichten als Platon, für die tragische Kunst keinen Platz unter den pädagogischen Bildungsmitteln wenigstens in seinem Staate fand; und ebenso wenig wollte er den Jüngeren, bis sie das Alter erreicht hätten, in dem sie ihren Platz bei Wahlen und Trinkgelagen bekommen und die genossene Erziehung sie gegen alle daraus entspringenden Nachteile sichern könnte, den Besuch der Comödie und der Possenspiele gestatten[36]), fast noch strenger hierin als Platon, der die Freude gröszerer Kinder an der Comödie natürlich fand.[37]) — Dasz Aristoteles auch die Erzählung von Mythen, dieser Elemente der didaktischen

35) pol. VII 17.
36) pol. VII 17.
37) leg. II p. 658.

Poesie, für das jüngste Alter der Kinder für angemessen hielt, wäre an und für sich zu erwarten; aber er läszt im Gegensatz zu Platon die Kräftigung des Körpers durch allerlei Mittel jener ersten geistigen Anregung der Kleinen vorangehen, während er doch mit Jenem darin einverstanden zu sein scheint, dasz nicht unterschiedslos die vorhandenen Märchen von den Knabenaufsehern erzählt werden dürften, sondern dasz die Auswahl derselben nach dem Gesichtspunct, ob die in denselben enthaltenen Vorstellungen würdig und angemessen seien, getroffen werden müsse. Denn etwas Anderes können doch wol die Worte 'soweit sie dieses Alter hören darf' nicht bedeuten.[38]) Doch im Allgemeinen meinte er wol, dasz die Erzählung solcher Märchen mehr als spielende Unterhaltung behandelt werden müsse, wenn sie auch dadurch wieder eine höhere Bedeutung gewann, dasz sie, wie alle Spiele, der künftigen Bildung des Kindes den Weg bahnen sollte.

Den Hauptbildungswerth der Poesie scheint jedoch auch Aristoteles derselben in ihrem Zusammenwirken mit der Tonkunst zugesprochen zu haben. An und für sich ohne die Fähigkeit, sittliche Gemütsstimmungen nachzuahmen und zu erwecken, da sie ebensowol durch das geschriebene als durch das gesprochene Wort ihre Wirkung übt, gewinnt die Poesie in der Verbindung mit der Musik, die als durch das Gehör wahrnehmbar allein ein ἦθος eigentümlich besitzt, auch diese Fähigkeit, und so ergänzen sich beide Künste, um durch solche Vereinigung in ihrem Bildungswerthe und in ihrer Wirkung zu gewinnen; denn den Tönen wird dadurch eine bestimmte Bedeutung und Sinn beigelegt, und die Worte erhalten durch Rhythmus und Harmonie ihren ethischen Charakter.

Wie weit sich Aristoteles hierin den Ansichten Platons näherte, liegt auf der Hand. Auch dieser versprach sich von der Musik allein eine segensreiche Wirkung, wenn ihr ein Text sittlichen Inhalts zu Grunde liegt, und hielt die wortleeren Töne für ebenso zwecklos als die Texte der lyrischen Poesie ohne Begleitung des Gesanges. Er muste daher notwendig ein Uebergewicht der Vocal- vor der Instrumental-Musik, des Gesanges vor dem Cither- und Flötenspiel statuieren, bei denen, wie er sagt, man nur mit groszer Schwierigkeit erkennen könne, was die nicht von Worten begleiteten Klänge und Tänze besagen wollen und welchen der Beachtung würdigen Nachbildungen sie zu vergleichen seien.[39])

Wie wir nun sahen, von welcher Art der Text der Gesänge sein müsse, die zu lernen und zu üben der zu bildenden Jugend verstattet war, so haben wir nun die Bestandteile derselben, die die Tonkunst aus ihren Mitteln hinzufügte, kennen zu lernen.

Bevor wir jedoch zu der Betrachtung der Harmonieen und Rhythmen, der eigentlich wirkenden Elemente der Musik[40]) in ihrer Auffassung bei den beiden Philosophen übergehen, müssen wir uns über den allgemeinen Charakter der Tonkunst, wie ihn zunächst Platon faszt, klar werden.

38) pol. VII 17.
39) leg. II p. 670.
40) leg. II p. 655ᵃ.

War denn nicht auch die Musik eine jener Künste, die auf Darstellung von Trugbildern, auf Erregung der Leidenschaften ausgehen und von der idealen Wahrheit so weit entfernt sind? Muste also nicht auch sie dem Schicksale anheimfallen, aus dem Staate Platons verbannt zu werden? Gewis war auch die Musik eine nachahmende Kunst[41]), und ihre Schöpfungen auch nicht von objectiver Wesenhaftigkeit; auch sie liesz sich oft zur Hervorbringung bilderartiger Spielereien herbei[42]) und unter ihren Teilen keiner mehr als die Kunst des Saiten- und Flötenspiels, die instrumentale Musik, wie sie in öffentlichen Wettkämpfen geübt wird, die der ethischen Grundlage der Worte entbehrt und sich gefallen lassen musz, zusammen mit der dithyrambischen Poesie und Tragödie zu den Künsten gerechnet zu werden, die nur dem Sinnenkitzel der Zuhörer dienen.[43])

Aber wenn sich nicht leugnen läszt, dasz einzelne Teile der Musik, die deren wahres Wesen und ihre bildenden Elemente nicht zur Erscheinung kommen lassen, solche Beurteilung verdienen, so ist doch bei keiner Kunst mit groszartigerem Erfolge eine Reform in Anwendung zu bringen. Nur muste der Zweck, den sie sonst zu erreichen strebte, umgestaltet werden, durch den dann auch die Mittel, durch die sie wirkt, eine Veränderung erfahren. Nicht Lustgefühle musz sie in der Seele hervorrufen wollen, was man bisher für ihren wahren Werth hielt, indem man in gänzlichem Misverständnis das Schöne mit dem Angenehmen identificierte, nicht die Erscheinungen der äuszeren Natur, wie Thier- und Menschenstimmen sclavisch und unwürdig nachahmen[44]), sie musz vielmehr durch Nachbildung des Schönen zur Aehnlichkeit mit diesem zu gelangen streben, und dieses wird sie wiederum nur vermögen, wenn sie nach genauer Uebereinstimmung des Rhythmus und der Harmonie mit dem Texte strebt. — Während diese in der richtigen Mischung von hohen und tiefen Tönen besteht, so bestimmt jener das geordnete Verhältnis des Schnellen und Langsamen in denselben. Wenn also so das wahre Wesen beider in einer geordneten und maszvollen Gleichmäszigkeit besteht, so musz bei dem der menschlichen Natur eigentümlichen Gefühl für Masz und Maszlosigkeit in den Bewegungen die Wirkung von Rhythmus und Harmonie eine adäquate sein; durch die Erregung einer harmonisch gestimmten und rhythmisch sich regenden Empfindung wird die Musik ein Lustgefühl erzeugen, das freilich von jenem sinnlichen Kitzel, der Wirkung der entarteten Musik, weit entfernt ist.[45]) 'Die Harmonie, wie Platon im Timäus[46]) sagt, däucht, indem ihre Bewegung mit den in der Seele stattfindenden Umläufen verwandt ist, dem, welcher mit Vernunft der Musen sich bedient, nicht, wie es jetzt der Fall ist, zu einer vernunftlosen Lust tauglich zu sein, sondern sie ist gegen den in uns entstandenen unharmonischen Umlauf

41) leg. II p. 668. 669.
42) p. 667ᵇ; cf. Müller l. c. I p. 31. 35.
43) Gorgias 465ᵃ. 501ᵃ; cf. Müller I p. 35.
44) leg. II p. 669
45) cf. Müller I p. 108.
46) Timaeus 47ᵈ. Uebersetzung nach Müller I p. 109; cf. rep. III p. 401ᵈ.

der Seele zur Regelung und inneren Uebereinstimmung derselben als Mitstreiterin von den Musen gegeben, und der Rhythmus wurde wegen der des Maszes und der Anmut entbehrenden inneren Beschaffenheit der Meisten von uns zum Helfer dagegen von eben denselben gegeben.' In Harmonie und Rhythmus wird so die Musik auch ihren nachahmenden Charakter zu erkennen geben; aber die Gegenstände ihrer Nachahmung werden die verschiedenen ethischen Stimmungen des menschlichen Gemütes, nicht sinnliche Erscheinungen sein. Wenn dies das Wesen dieser beiden Hauptelemente der Tonkunst ist, so zeigt sich schon einigermaszen ihre erziehende und bildende Wirkung. Den Charakter und die Gemütsstimmungen, die sie nachahmend darstellen, werden Harmonie und Rhythmus denen, die sich der Wirkung der Musik hingeben, einzuprägen suchen, und es wird die Aufgabe der Erzieher sein, darauf zu achten, dasz die Gegenstände und Weisen solcher Nachahmung im Sinne der allgemeinen Idee der Jugenderziehung gewählt werden. Natürlich gehört ebensowol zur Composition als zur nutzbaren Uebung solcher musikalischer Schöpfungen, die ethisch zu wirken im Stande sind, auch eine gewisse Kenntnis der Gesetze derselben und ein feines Gefühl für die richtige Anwendung und Auswahl der verschiedenen Harmonieen und Rhythmen, Eigenschaften, die also Platon dem Componisten solcher Lieder mit begleitendem Text auch zugesteht[47]), wogegen er freilich das vollständige Verständnis für das Schöne und Nichtschöne unter dem Nachzubildenden weder von ihnen verlangt, noch die Fähigkeit dafür ihnen als nachahmenden Künstlern überhaupt zusprechen kann. — So wird also die Musik den Sinn für das wahrhaft Schöne zu bilden vermögen; ein in ihrem Geist und durch ihre Mittel Gebildeter wird im Stande sein, stets hinsichtlich des Wohlgefallens und des Misgefallens das Rechte zu treffen, und wird ästhetisch so gebildet sein, dasz, was schön ist, seine Vorliebe, das Unschöne dagegen seinen Widerwillen erregt; er wird am meisten im Stande sein, das mangelhaft Gebliebene und nicht schön Ausgeführte und von der Natur nicht schön Gebildete bemerken und mit Recht darüber verdrieszlich das Schöne lobpreisen und froh in seine Seele es aufnehmend, daran seine Nahrung finden und zum Wackeren und Guten heranwachsen, das Häszliche dagegen schon als Jüngling mit Recht tadeln und hassen, bevor er noch den Grund davon zu erkennen im Stande ist, und endlich, wenn er die Erkenntnis dann gewinnt, sie als etwas seinem Wesen Verwandtes liebgewinnen.[48]) In diesen Worten findet sich der ganze Werth der Musik für die Erziehung ausgedrückt; die Bildung des ästhetischen Sinnes ist hier zugleich eine ethische, weil das schöne Ideal mit der Idee des Guten, im Hinblick auf welche die moralische Erziehung geleitet werden musz, identisch, und eine intellectuelle, weil durch sie die Erkenntnis eben dieser höchsten Vernunftidee geschärft wird.

Aber nicht gleichmäszig alle Tonweisen haben diese Wirkung, den Sinn für harmonische Schönheit und Tugend in den jungen Gemütern

47) leg. II p. 670$^{b.e}$. cf. Müller I p. 112. 113.
48) rep. III p. 401. 402. Uebersetzung von Hieron. Müller p. 372.

zu nähren, weil sie Nachahmungen verschiedener Gemütsstimmungen und Charaktere sind.

Für die Wächter des Staates, die zur Tapferkeit und Besonnenheit zugleich gebildet werden sollen, dürfen nur diejenigen als Bildungsmittel verwendet werden, die einerseits die Stimmung und den ethischen Zustand eines Tapfern, wenn er im Kampfe begriffen ist oder Wunden und dem Tode entgegen gehend, standhaft gegen das Schicksal kämpft, andrerseits die Harmonieen, die das Wesen eines ruhig Besonnenen, mit seinem Schicksale Zufriedenen und gemäszigt Handelnden darstellen[49]); durch diese Harmonieen wird auf der einen Seite Kraft, Mut und Tapferkeit angeregt, auf der anderen Seite Mäszigung, Bescheidenheit und Besonnenheit in den Gemütern gepflegt werden. Jenen Charakter findet nun Platon in der dorischen[50]), diesen in der phrygischen Harmonie ausgedrückt, und er hält beide zusammen für geeignet, jene richtige Verschmelzung von Tapferkeit und Besonnenheit zu einer harmonischen Tugend in den Seelen der Wächter zu bewirken. Um so mehr dringt er auf die Verbannung der weichlich klagenden mixo- und syntonolydischen Harmonieen und derjenigen, die selbst nicht für wackere Frauen geeignet, zu berauschendem Sinnengenusz einladen, wie der ionischen und lydischen; und zusammen mit ihnen musz zugleich die ganze Schaar der vielbesaiteten Instrumente, namentlich auch der Flöten, als dem einfachen und strengen Charakter der zu duldenden Musik widersprechend, über Bord geworfen und es dürfen nur die Lyra und die Cither, die Instrumente der dorischen Harmonie, und für die Hirten die Pansflöte beibehalten bleiben.

Denselben Charakter wie die Harmonieen müssen die Rhythmen ausdrücken; sie dürfen nicht einer zu groszen Mannigfaltigkeit nachstreben, und es werden mit groszer Sorgfalt die auszuscheiden sein, die der Gemeinheit, dem Uebermute, dem Wahnsinn und anderen Lastern angemessen sind. Bei der Wichtigkeit aller dieser Bestimmungen wird die strengste Aufsicht auf ihre genaue Beobachtung ein Haupterfordernis der Staatspädagogik sein; der Staat selbst wird die Ueberwachung der Künstler und ihrer Werke leiten und genau auf die unveränderte Beibehaltung des strengen Kunststils zu achten haben; Umgestaltungen in demselben schienen einer Revolution des ganzen ethisch-politischen Princips zu gleichen.[51])

So wird die Jugend, in der Tonkunst gebildet, zu jener Vollkommenheit gelangen, die das Kennzeichen der Bürger des idealen Staates ist; das leidenschaftliche und begehrliche Seelenvermögen wird gezügelt und dem vernünftigen Teil untergeordnet werden. Aber auch schon von frühester Kindheit an kann jene musikalische Bildung durch Rhythmus und Harmonie ihren Anfang nehmen. Die Mütter können durch Vorsingen gewisser Sangesweisen beim Wiegen die unruhige Bewegung der kleinen Kinderseele beschwichtigen und diese so in Schlaf singen[52]), und es wird

49) Worte nach rep. III p. 399. Uebers. v. Hieron. Müller p. 368.
50) Ueber das Folgende rep. III p. 398. 399. 400.
51) rep. IV p. 424ᶜ. cf. leg. II p. 659ᵉ. VIII p. 799 sq.
52) leg. VII p. 790.

ihr Verfahren auf demselben Gedanken beruhen wie das derjenigen, die durch Harmonie und Rhythmus die Heilung sinnlosen, bacchischen Taumels versuchen; Ansichten, in denen man ohne Zweifel die Lehre von der Reinigung der Leidenschaften durch Poesie und Musik, wie Aristoteles sie entwickelte, vorbereitet finden darf.[53]) Nachdem vom vierten bis zum sechsten Jahre die Kinder hauptsächlich mit mannigfachen Spielen beschäftigt worden sind[54]), folgt vom sechsten bis zum zehnten Jahre der erste systematische Unterricht in Musik und Gymnastik, dem sich nach einer Unterbrechung von drei Jahren, die der Unterweisung in den elementaren Fächern, Lesen und Schreiben, gewidmet sind, von Neuem vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahre die eigentlich wissenschaftliche Erziehung in der Musik anschlieszt. Zur Ausübung der musischen Kunst wird sich bei den Festen der Götter Gelegenheit finden; Chöre von Jünglingen, Männern und Greisen werden in dem Vortrag von Hymnen und Enkomien mit einander wechseln und mit ihren zauberhaften Gesängen auf die jugendlichen Gemüter der Knaben wirken.[55]) Nur zu solchen Zwecken soll die Ausübung der musikalischen Fertigkeit, die immer weit mehr im Gesang als in der Handhabung der Instrumente sich zeigen soll, vorbereitet werden, am allerstrengsten jedenfalls musz die virtuosenhafte Bildung gemieden werden, die der Kunst den Charakter des Edlen und Freien nimmt und ihren Schüler entwürdigt. Aber unendlich höher als das Erstreben einer trefflichen Ausführung musikalischer Schöpfungen an den Festen der Götter musz die Heranbildung der harmonischen Tugend in der Seele durch die Tonkunst gehalten, sie musz der erste Zweck des musikalischen Unterrichts und seine hauptsächliche Wirkung sein.

Mit diesen eben entwickelten Ansichten Platons über den pädagogischen Bildungswerth der Musik konnte Aristoteles, der bei der Beurteilung der schönen Künste in ihrem Werthe für die Erziehung durchaus von der Gewohnheit des griechischen Lebens ausgieng, um so eher sich verständigen, als auch Platon sich hierin weniger als sonst von derselben entfernt hatte. Nur hier und da der Modification und Erweiterung schienen sie ihm fähig; die Grundidee seiner Erziehungstheorie durch die musische Kunst war dieselbe. Auch Aristoteles gieng, wie wir wissen, von der Nachahmung bei der Tonkunst aus; sie war ihm, als durch das Gehör wahrnehmbar, die einzige Kunst, die in vollem Masze ethisch zu wirken, d. h. durch Nachahmung von Stimmungen des menschlichen Gemütes eben dieses zu erregen vermochte. Und wie auch Platon die eigentlich wirkende Kraft der Tonkunst in deren vorzüglichen Elementen, den Rhythmen und Harmonieen erkannt hatte, so war auch Aristoteles der Meinung, dasz es offenbar dem jedesmaligen Charakter dieser musikalischen Mittel zuzuschreiben sei, wenn wir bei dieser Musik so, bei jener anders uns berührt fühlen.[56]) Aber wenn Platon die Frage, worauf jene ethische Wirkung

---

53) cf. Müller l. c. I p. 121.
54) leg. VII p. 794 sq.
55) leg. II p. 664.
56) pol. VIII 5.

der Rhythmen und Harmonieen beruhe, und wie jene Verwandtschaft zwischen diesen und den Gemütsstimmungen zu erklären sei, dadurch zu lösen glaubte, dasz er eben die einzelnen Vermögen der Seele selbst für Harmonieen ansah, so wies Aristoteles diese Ansicht zurück, weil er die Möglichkeit verneinte, die einzelnen Aeuszerungen der Seelenthätigkeit stets harmonisch erklären zu können; vielmehr schien es ihm die Gemeinschaftlichkeit der innerlichen Erschütterungen in den Tönen und in dem menschlichen Gemüte zu sein, worauf jene Wirkung beruhte.[57]) Wenn die Musik durch ihre Elemente die Kraft hatte, das menschliche Gemüt so oder so zu stimmen, sei es zur Thatkraft, Mut und Ausdauer, sei es zur Mäszigung und Besonnenheit anzuregen, so konnte auch nach Aristoteles Ansicht keine Kunst für die Erziehung der Jugend von gröszerer Bedeutung sein. Aber es standen ihr, wie schon Platon, der in jedem Bildungsmittel die Gefahr für seine ethischen Ideale erkannte, eingesehen hatte, so viele Arten ihrer Wirkung, so viele ihrer Anwendung zu Gebote, dasz nicht an und für sich klar war, wie die einzelnen und welche überhaupt pädagogisch zu verwerthen seien. Zur Erholung und Kurzweil ebensowol als zur genuszreichen und würdigen Beschäftigung in der Musze, zur Läuterung der Leidenschaften nicht weniger als zur sittlichen Bildung schien sie unserem Philosophen verwendet werden zu können.[58])

Wir haben demnach in den Urteilen des Aristoteles über den Bildungswerth der Musik streng zwischen ihrer Heranziehung zum Unterrichte und ihrer Verwendung im Leben des Menschen überhaupt zu unterscheiden; wir sahen, dasz er ihre erfolgreiche Verwerthung zu allen jenen Zwecken für möglich hielt: aber einen pädagogischen Werth konnte er ihr nur insofern beilegen, als sie die Jugend sittlich zu bilden im Stande ist. 'Gegenwärtig', sagt Aristoteles, 'befassen sich die Meisten mit ihr nur zum Vergnügen, vor Zeiten dagegen rechnete man sie zu den Erziehungsmitteln deshalb, weil die menschliche Natur das Bedürfnis hat, nicht blosz in der rechten Weise thätig, sondern auch in schöner Weise müszig sein zu können.'[59]) Dasz nun die Jugend mit dem musischen Unterrichte nicht zum Vergnügen nur beschäftigt werden soll, lag auf der Hand; denn hiermit wäre ebensowol der Zweck der Erziehung verfehlt, der Ernst des Lernens, das an und für sich mit Unlust verbunden ist, geschmälert, als die Musik in ihrem Werth herabgesetzt worden. Aber auch als Mittel zum bloszen Lebensgenusz, als selbständige, edle Beschäftigung in der Muse erschien sie dem Philosophen als für das jugendliche Alter der Knaben nicht angemessen, 'dem Unreifen steht', sagt er, 'der Genusz der Reife noch nicht zu'. Die Musze der Knaben bestand nach ihren Anstrengungen in Erholung und Spiel; dazu konnte der musische Unterricht nicht verwandt werden; die Musze des reifen Mannes war von durchaus verschiedenem Charakter; sie war das Ziel des philosophisch Gebildeten nach und fern der Anstrengung des Lebens; aber sie bestand nicht in schlaffem Sich

---

57) Darüber vgl. Müller l. c. II p. 11—13.
58) pol. VIII 5. 7.
59) pol. VIII 3.

gehen lassen, sondern beruhte auf edler Thätigkeit nach freiem Belieben, das sich bei den Besseren auf fortgesetzte Bildung zur Tugend und Vervollkommnung der Erkenntnis wandte. Für sie hatte die Musik in diesem Sinne Geltung; hier ist ihre Uebung Selbstzweck, bei der Jugenderziehung kann sie nur Mittel zu einem höheren Zwecke sein.[60]) Platon war dem Standpuncte, die Musik bei Männern reiferen Alters als Mittel zu genuszreicher und edler Ausfüllung der Musze anzuwenden, stets ferner geblieben; wenn er den Männern und Greisen in seinen Gesetzen aufgab, in den Chören an den Götterfesten mitzuwirken, so hatte dies immer noch den Zweck, teils die sittliche Würde des durch Musik herangebildeten Charakters in ihnen zu erhalten, teils sie den Knaben als Mahner und Vorbilder zu gleichem Streben hinzustellen. Wenn Aristoteles sich von Platon hierin trennte, so war er darüber, dasz und in welcher Weise die Musik als sittliches Bildungsmittel von groszem Werthe sei, um so mehr mit ihm einverstanden. Und Aristoteles glaubte durch musikalischen Unterricht um so mehr zu erreichen, als ja die menschliche Natur selbst an musikalischen Darstellungen, sogar das Kind schon an Tönen Lust empfindet.[61]) Wie viel war von einem Unterrichte zu erwarten, dem natürliche Anlage und Empfänglichkeit und Liebe zur Sache entgegenkam! Zuerst wird freilich diese sinnliche Befriedigung durch den äuszeren Reiz der Musik die Hauptwirkung derselben auf das junge Gemüt bilden, aber bald werden Harmonie und Rhythmus den Weg zu der ihnen verwandten Seele finden und werden die ethische Tugend erwecken und fördern, deren Wesen in der richtigen Würdigung und Erkenntnis des Guten, in dem Misgefallen am Schlechten besteht. Aber auch nur dann wird jenes hohe Ziel erreicht werden, wenn die Harmonieen und Rhythmen stets denselben Charakter an sich tragen und so durch Gewöhnung das Gemüt zu der Stimmung, die sie ausdrücken, heranziehen. Auch Platon hatte der Musik eine ethische Wirkung auf die Seele durch Rhythmen und Harmonieen zugesprochen; aber die feine Beobachtung, dasz diese durch Anlage und Lust an der Musik erleichtert werde, war dem Aristoteles vorbehalten; wenn jener bei der strengen Scheidung in solche Harmonieen, die er als für die musikalische Bildung heilsam und solche, die er als schädlich erkannte, stehen blieb, so gieng dieser von der Begründung des Unterschieds in den Tonarten zu der Bestimmung ihrer verschiedenen Anwendung fort. Wenn er die von Musikern vom Fach herrührende Einteilung der Harmonieen in sittlich wirkende (ἠθικά), zur Thatkraft ermunternde (πρακτικά), und begeisternde (ἐνθουσιαστικά) aufnahm, so erkannte er wol die nützliche Wirkung aller drei Tonarten an; aber für den Jugendunterricht wollte er nur die ethisch wirkenden verwendet wissen.[62]) Zu dieser Classe gehörte nun vor Allem die dorische Harmonie mit ihrem ruhigen und ernsten Charakter, die auch insofern den Anforderungen des Aristoteles entsprach, als er seinem ethischen Grundprincip gemäsz in ihr die Mitte

60) nach pol. VIII 3.
61) pol. VIII 5.
62) pol. VIII 7.

zwischen zwei Extremen, zwischen dem traurigen und gedrückten Charakter der mixolydischen und dem wild begeisternden der phrygischen Tonart erkannte. So schien dem Platon wie dem Aristoteles die dorische Harmonie die eigentlich ethisch auf das Gemüt wirkende und für den Jugendunterricht geeignete zu sein; aber wenn der Athener der phrygischen Harmonie die Aufgabe stellte, im Verein mit jener die harmonische Mischung von Tapferkeit und Besonnenheit, die er als das im Innern seiner Wächter heranzubildende Ideal betrachtete, herbeizuführen, so muste er sich von dem Stagiriten den Vorwurf machen lassen, dasz er so den Charakter dieser Tonart, die durchaus leidenschaftlich und zum Ausdrucke bacchischer Gemütsbewegung besonders geeignet sei, sehr verkenne, wenn er sie aufnehme und billige, während er die Flötenmusik, die mit jener Harmonie unzertrennlich verbunden sei und ja auch aus Phrygien stamme, als nicht ethisch wirkend verwerfe. Neben jener dorischen Harmonie hält Aristoteles ebenfalls im Gegensatz zu Platon, der die lydische Tonart als weichlich verwarf, diese für das Knabenalter als den Charakter von Anstand und Bildung an sich tragend und zugleich fördernd, für besonders geeignet.[63]) Aber auch die Berechtigung der anderen Harmonieen, der praktischen sowol als der enthusiastischen, zu denen er noch die kathartischen rechnet, erkannte Aristoteles an, auch hier verschieden von seinem Meister, der, wie wir sahen, wenn er etwas als für die Bildung seiner Wächter ungeeignet verwarf, zugleich dessen Unwürdigkeit in den Staat überhaupt aufgenommen zu werden aussprach. Die Verschiedenheit der einzelnen Tonarten sollte sich nach Aristoteles Ansicht auch darin zeigen, dasz nur die ethischen, durch selbständige musikalische Ausübung der Jugend erfaszt, ihre Wirkung thun, die praktischen und enthusiastischen nur durch das Anhören Anderer, die sie zur Darstellung brächten, wirken sollten. In den Bestimmungen über die Ausübung[64]) der musischen Kunst geht der Philosoph durchaus auf dem platonischen Boden fort. Auch ihm schien der Zweck, der durch die Musik in der Pädagogik erreicht werden sollte, durchaus das Erstreben einer technischen Fertigkeit, mit der die Künstler in Wettstreiten zu prangen pflegten, auszuschlieszen. Es schien ihm einer der Hauptübelstände der musikalischen Bildung seiner Zeit zu sein, dasz sich aus den Wettkämpfen die Freude an übertriebenen Kunststücken auch in den Unterricht geschlichen habe; die Musik wie jede Kunst durfte nicht um des zukünftigen Broterwerbes wegen erlernt werden, sie muste der Gefahr eine banausische Handwerksübung zu werden durchaus fern bleiben. Aber selbständig ausgeübt werden muste die Musik auf jeden Fall von der Jugend; nur diejenigen, die durch Uebung zu einem gewissen Grade von Fertigkeit gekommen sind, werden im Stande sein, den Charakter der einzelnen Tonarten in ihren Wirkungen zu verstehen und sich der Segnungen der musischen Kunst teilhaftig zu machen; im reiferen Alter, in dem der Zweck der Musik, die Anwendung ihrer Harmonieen andere geworden sind, wird endlich auch die praktische Ausübung

63) nach pol. VIII 7.
64) pol. VIII 6.

wegfallen, aber die in der Jugend durch diese erworbenen Kenntnisse werden nicht nur das Verdienst haben, den sittlichen Charakter so weit herangebildet zu haben, sondern sie werden es auch ermöglichen, das Schöne an der musischen Kunst mit Geschmack beurteilen und mit Wohlgefallen genieszen zu können. Auch die Instrumente, in deren Handhabung sich jenes technische Virtuosentum namentlich gefiel, musten nach des Philosophen Ansicht dem musikalischen Unterricht fern bleiben; nicht blosz die Flöte, die schon Platon, allerdings nur wegen ihres zur Erregung der Leidenschaften geeigneten Charakters verbannt hatte, muste ebensowol als recht eigentliches Instrument der musikalischen Wettkämpfe, als wegen ihrer leidenschaftlichen Wirkung der pädagogischen Verwerthung der Musik fern bleiben; aber wenn Platon sie zugleich der Verwendung innerhalb seines idealen Staates für überhaupt unwürdig gehalten hatte, so fand Aristoteles, der die Macht der Musik, den Sturm der Leidenschaften zu beschwichtigen, erkannt hatte, für sie da einen Platz, wo es eben auf Reinigung der Affecte ankam, nemlich bei der theatralischen Musik. Auch die Kithara, die Platon als für den Ausdruck der dorischen Harmonie geeignet aufnahm, verwarf sein Schüler wegen ihrer jene technischen Künsteleien begünstigenden Natur, ebenso wie alle jene alten Instrumente, wie Pektiden, Barbiten, Heptagone, Trigone und Sambyken, die dem einfachen Wesen, dessen Gepräge die für die Jugendbildung bestimmte Musik an sich tragen sollte, zuwider waren.

Wir sehen aus der Sorgfalt dieser Bestimmungen, wie hoch auch Aristoteles ebenso wie Platon die Bedeutung der Musik für den Jugendunterricht schätzte, wie auch er glaubte, dasz, wenn das sittliche Ziel, das er der Erziehung stellte, erreicht werden solle, der Charakter der Musik auf das genaueste bestimmt und festgehalten werden müsse; aber wenn Platon der Erreichung seines idealen Staatszweckes den besten Teil der schönen Kunst zum Opfer brachte, so wuste sein Schüler dadurch, dasz er die Pflege der Tonkunst auch von anderem, als dem streng ethischen Standpunct aus dem reiferen Alter zu anderer Verwerthung überliesz, die Höhe und Wichtigkeit des zum guten Teil durch musische Bildung zu erreichenden Ideals der Erziehung mit der Würde der schönen Kunst zu vereinigen. Wenn ferner Platon die Musik unter die Controle des Staates gestellt und nur die ihrer Schöpfungen für zulässig gehalten wissen wollte, die von der Obrigkeit gebilligt worden waren, so erklärte auch der Stagirite mit dem Princip dieser Bestimmungen sich einverstanden; auch er wollte die Zulassung neuer Tonweisen, mit der dem Platon eine förmliche Revolution der Staatsidee verbunden schien, nur philosophisch gebildeten Musikkennern anheimstellen[65], also wol denselben, denen auch Platon in den Gesetzen jene Vollmacht zuerkannte. Es ist dieses Abhängigmachen der Kunst von einer polizeilichen Controle, das wir als ihrer unwürdig betrachten müssen, eben aus der Grundidee der politisch-pädagogischen Ansicht der Philosophen, kraft deren als die vollkommene Erziehung nur die für und durch den Staat gepflegte galt, zu erklären, wie wir denn

65) pol. VIII 7.

aus diesem Gesichtspuncte alle Bestimmungen Platons und Aristoteles über Erziehung zu beurteilen haben.

Wenn Poesie und Musik sich in gewisser Hinsicht wie Form und Inhalt zu einander verhalten, indem namentlich bei der Hymnenpoesie das poetische Wort unter der Begleitung der Töne in die Erscheinung tritt, so wird der Dreiklang der Künste, die einen lyrischen Gesang vollkommen darstellen, erst durch die Orchestik erreicht. Durch den Rhythmus mit der Musik, durch das Organ, an dem sie sich zeigt, mit der Gymnastik verwandt, ist sie ein Mittelglied zwischen beiden groszen Elementen der griechischen Erziehung. Wenn die Musik durch ihre Schöpfungen vermittelst des Gehörs auf den innern Sinn wirkt, so übt die Tanzkunst durch sinnlich sichtbare Mittel ihre Wirkung vermittelst des Auges auf denselben; wenn die Gymnastik den Zweck hat, die Schönheit des menschlichen Körpers in der Ruhe heranzubilden, so ist es die Aufgabe der Orchestik, die Anmut desselben in der Bewegung zu fördern. Auch die Tanzkunst gehört zu den nachahmenden Künsten; sie ist dem Platon zunächst eine Nachahmung des Gesprochenen durch Haltung und Bewegung des Körpers[66]), dann in Folge ihrer engen Verbindung mit der Musik auch von Sitten und Charakter, dem Aristoteles eine Versinnbildlichung von Gemütsstimmungen und Handlungen[67]); Beiden also gilt ein inneres, geistiges Moment als der Gegenstand der Nachahmung.

Wenn es sich jedoch darum handelt, die Verwendung der Tanzkunst als pädagogisches Bildungsmittel darzulegen, so kann es sich nur um Platons Ansicht, die mit groszer Genauigkeit in den Gesetzen[68]) ausgeführt ist, handeln; denn in den aristotelischen Schriften finden wir ihren Werth für Jugenderziehung nirgends erwähnt. Platon erkannte in dem Tanz sehr richtig die Natur des Spiels wieder; er leitete seinen Ursprung von der Natur des Kindes her, das weder Körper noch Stimme in Ruhe zu halten im Stande ist, sondern sich bestrebt teils durch Hüpfen und Springen, teils durch Anstimmen von Tönen aller Art sich zu regen und laut zu werden.[69]) Aber dieses natürliche Bedürfnis würde auf der einen Seite nur zu maszlosen und unschönen Körperbewegungen, auf der andern nur zur Hervorbringung regelloser Töne führen, wenn nicht den Menschen zugleich das Gefühl für Masz und Maszlosigkeit in der Bewegung des Körpers sowol als der Stimme, für Rhythmus und Harmonie angeboren wäre. Dieses Gefühl für Zeitmasz und Wohlklang, das seiner Natur nach mit Lust verbunden ist, heranzuziehen, wird die nächste Aufgabe der Musik wie der Orchestik sein. Im Chorreigen werden sich der Rhythmus der körperlichen Bewegung und die Harmonie der Töne zu einem schönen Ganzen verbinden.[70]) Auch die Orchestik wird nur als Mittel zur Heranbildung der sittlichen Schönheit ihre eigentliche Bedeutung in der Er-

---

66) leg. VII p. 816.
67) Müller l. c. II p. 9.
68) leg. II p. 653—56, besonders leg. VII p. 814—816.
69) leg. II p. 653. VII p. 816, über den Tanz Müller l. c. I p. 122—25.
70) Besonders zu vergleichen die schöne Stelle leg. II p. 673.

ziehung der Jugend haben. Ihre Bewegungen müssen den Charakter der Schönheit stets vollkommen an sich tragen, und sie werden nur dann schön sein, wenn sie wahrhaft sittliche Gemütsstimmungen versinnbildlichen und aus körperlicher Tüchtigkeit hervorgehen. Und wie sie hier nur im engen Zusammenhange mit der Musik günstig wirken kann, so wird sie dadurch, dasz sie zugleich geeignet ist, den Gliedern der Körpers gute Haltung, Gewandtheit und Schönheit in der Bewegung zu verleihen, dem Zwecke der Gymnastik sich annähern. Und wie es der Zweck der Musik im platonischen Staate war, die Besonnenheit und das Maszvolle in der Seele zu kräftigen, der der Gymnastik, die Tapferkeit und das Mutvolle zu nähren, so wird es in der Macht der Orchestik stehen, ja ihre Aufgabe sein, durch den Charakter ihrer Bewegungen entweder die Stimmung einer männlichen Seele in der Darstellung schöner Körper im Kriege oder in gewaltsamer Anstrengung zu versinnlichen oder die innere Bewegung einer besonnenen, im Glück und in gemäszigter Lust befindlichen Seele durch ihre Mittel nachbildend darzustellen. — Wenn diese beiden Gestaltungen der Orchestik aus einer Richtung der Nachahmung auf das Erhabene hervorgehen, so scheidet sich von dieser wiederum als scheinbar gleichberechtigt die Gattung der komischen Tänze, die den Charakter des Häszlichen und Lächerlichen in derselben Weise wie die Comödie darstellen; aber ebenso wie diese blieb die Darstellung solcher Tänze den Sclaven und den um Lohn gedungenen Fremdlingen überlassen; der eigentlich angemessene und würdige Tanz schien aber im Gegensatz zu diesen friedlichen Tänzen der kriegerische Waffentanz zu sein, durch den ein Kampf in allen seinen Momenten in der Weise des Spiels nachgeahmt wurde. Mit der Schönheit der Darstellung, die sein Wesen ebenso wie die jedes anderen Tanzes war, brachte er zugleich auf leichte Weise die Kenntnis und Vorbereitung des wirklichen Kampfes mit sich. Ich will nun nicht die künstlich hergestellten Teile jenes friedlichen Tanzes — nach dem gröszeren oder geringeren Grade des Lustgefühls, das sie darstellen — näher betrachten, nicht ausführen, wie Platon, in Uebereinstimmung mit seiner Ansicht über die bacchische Flötenmusik, die bacchischen Tänze und die an diese sich anschlieszenden von den Uebungen der Jugend ausschlosz, ich will nur noch erwähnen, bei welchen Anlässen Platon die orchestische Kunst geübt wissen wollte.

Seine ganze Betrachtung über die Verwerthung der Ton- wie der Tanzkunst fuszt durchaus auf der Verordnung, dasz beide Künste zu Ehren der Götter produciert werden sollen. — Wie er die Männer in seinem Staate in drei musische Chöre geschieden und jedem von diesen die Besingung vorzüglich eines Gottes vorgezeichnet hatte, so schienen auch die Tänze zu Ehren dreier gütiger Gottheiten aufgeführt werden zu müssen. Hatten sie doch aus Mitleid für das drangsalvolle Geschlecht der Menschen in dem angenehmen Wechsel von Festen eine Rast von diesen Drangsalen gegeben; waren sie doch, Apollo nemlich, die Musen und Dionysos, selbst Genossen der frohen Feste, damit durch diese, die unter ihrem Beistand stattfanden, die Erziehung ihre Weihe erhalte. Und um so mehr konnten auch die Götter diese erteilen,

als auch der Zweck der Orchestik das Heranbilden der sittlichen Vollkommenheit war; der Geist der Schönheit, den die orchestischen Bewegungen ausdrückten, sollte auf demselben Wege, wie bei der Musik, durch Rhythmen und Harmonieen auf die Jugend wirken und auf sie übergehen.

Und wie viel Gewicht Platon auch auf diese Kunst legte, zeigt sich daran, dasz er die genaue Beibehaltung der eingeführten Tanzbewegungen und Melodieen dem Staat zur Pflicht machte; es sollte sein eifriges Bestreben sein, zu bewirken, 'dasz in Betreff derselben die Knaben weder von selbst nach anderen Nachahmungen von Sitten und Menschen begierig wären, noch Andere durch Erregung mannigfacher Lust sie zu verlocken wüsten.' Aus den alten Gesängen und Tänzen sollte durch eine Commission von Männern über fünfzig Jahre das Passende ausgewählt, zum Teil von Sachverständigen verbessert und sodann nach ägyptischem Ritus durch eine religiöse Sanction zu stetem Bestehen geweiht werden.[71]) Wiewol man in Anbetracht dessen, dasz alle diese Bestimmungen in den Gesetzen von dem das Wort führenden Athener im Gespräch vorgetragen sind, Manches als zu phantastisch von den wirklichen Ansichten des Philosophen über Erziehung auszuschlieszen haben wird, so war doch der Grundgedanke dieser Bestimmungen jedenfalls die Ueberzeugung Platons, der, der Weise des griechischen Lebens folgend, nur mit Höherstellung und Veredlung ihrer Zwecke die schöne Kunst des Tanzes in den idealen Staat, den er construierte, aufnahm.

Wenn ich nun zu der Betrachtung der Ansichten der beiden Philosophen über den pädagogischen Bildungswerth der Gymnastik übergehe, so kann es nicht meine Absicht sein, die genauen, bis auf das kleinste Detail sich erstreckenden Bestimmungen, vorzüglich Platons über die einzelnen Zweige der Gymnastik, die in den Gesetzen namentlich als Uebung in dem kriegerischen Handwerk und Waffenführung aufgefaszt wird, zu recapitulieren. Es wird genügen den Geist anzugeben, in dem er und sein Schüler diese Disciplin von der Jugend ausgeübt und gepflegt wissen wollten. Ebenso durch den Geist und die Art und Weise dieser Uebung wurde die Gymnastik, die an und für sich in dem Kreise der schönen Künste sich nicht befindet, zu dieser Würde geadelt, ohne zugleich als nachahmende Kunst von Platon verworfen zu werden. Vielmehr setzt dieser sie als selbstschaffende (αὐτοποιητική), wahre Kunst zusammen mit der Heilkunde und mit anderen werkthätigen Künsten den Schattenbilder hervorbringenden entgegen.[72]) Musik und Gymnastik waren jene beiden untrennbaren und sich gegenseitig ergänzenden Teile der griechischen Erziehung, von denen jene den Geist, diese den Körper auszubilden berufen schien. Aber Platon setzte die beiden Künste in ein noch näheres Verhältnis zu einander, er gab auch der Gymnastik eine Richtung auf das Ethische;

---

71) Die ganze Auseinandersetzung nach den angef. Stellen leg. II p. 653. VII p. 814 sqq.

72) leg. X p. 889*; cf. Müller l. c. I p. 30, über die Gymnastik p. 124 sq.

sie war so mehr eine Zucht der Seele als des Körpers und hatte allein in ihrer ethischen Wirkung ihr Masz und Ziel. Es war die Gemeinsamkeit des Rhythmus, die jene Doppelwirkung von Musik und Gymnastik bedingte und begründete. Wenn die sittliche Erziehung der Wächter für die Erfüllung des Staatsideals an ihrem Teile der Gesichtspunct war, nach dem die ganze Pädagogik sich richten muste, so konnte die körperliche Ausbildung auch nur Sinn haben, wenn sie ebenso von diesem ethischen Element durchdrungen war wie die musische Erziehung; sie muste es sich zur Aufgabe machen, den Körper der Seele unterthänig und für die Herschaft derselben geneigt zu machen. Aber wenn auch so die Gymnastik in der Erziehung nach den Regeln der Musik geleitet werden sollte, so blieb ihr dennoch ihre dieser fast ebenbürtige Stellung. Platon sah richtig ein, dasz eine ausschlieszliche Beschäftigung mit der Musik und geistigen Bildung zur Verweichlichung und zum Herausschmelzen alles Mutes aus der Seele führen würde; wenn die richtige harmonische Mischung von Tapferkeit und Mäszigung, zweier scheinbar so heterogenen Tugenden, das Ziel der Erziehung der Jugend war, so war ebenso wenig die Musik im Stande ohne die Gymnastik zur richtigen Besonnenheit und Mäszigung zu führen, als diese ohne die Musik vermögend, das richtige Masz von Tapferkeit heranzubilden. Aber auch nur wenn sie innerhalb ihrer festen Grenzen blieb, konnte die Gymnastik dieses Ziel erreichen helfen. Eine ausschlieszliche Beschäftigung mit ihr, ein Leben fern von musischer Kunst und ohne Streben nach Weisheit würde durch Ertödtung alles Wissenstriebes den Menschen zu einem ohnmächtigen, tauben und blinden Wesen machen, würde ihn zu der Stufe eines wilden Thiers herabsinken lassen, das mit Gewalt und Ungestüm Alles durchzusetzen versucht. Wenn so, um nach dem im Vergleich zu den Worten des Staates etwas modificierten Sinn der Auseinandersetzung in den Gesetzen den Ausdruck zu wählen, die Ausbildung der natürlichen Triebe und Thätigkeiten zur Tugend der Zweck auch der Gymnastik ist, wenn sie mittelbar durch die Tüchtigmachung des Körpers auch auf die Seele wirken soll, so kann ihrem Zweck nichts ferner liegen, als eben jene übertriebene Ausbildung der Kraft und Geschicklichkeit des Körpers, die die Athleten zu ihrem Ziel machten; ihre Uebungen schienen dem Platon ihrer Wirkung nach den vielharmonischen und stark mit dem Gepräge niederer Nachahmung behafteten Weisen der Musik ähnlich zu sein, vor denen er so nachdrücklich gewarnt hatte.[73])

An diesen Punct schlieszen sich die Bestimmungen des Aristoteles über den Bildungswerth der Gymnastik in der Erziehung genau an.[74]) Auch er warnt eindringlich vor jener übermäszigen Ausbildung des Körpers zu der athletischen Virtuosität, die man ihm selbst auf Kosten der Schönheit der Gestalt und seines eigenen Wachstums zu geben suche,

73) Diese Auseinandersetzung nach rep. II p. 376—377 und III p. 403—405.

74) Aristoteles Bestimmung über gymnastischen Unterricht pol. VIII 4, cf. 2.

durch die man den Jünglingen die Fähigkeit nehme, im universellen Sinne für den Staatszweck zu wirken, bei der man also allen pädagogischen Absichten und Resultaten Hohn spreche. So macht auch Aristoteles wie Platon die Gymnastik im gewissen Sinne zur Dienerin der Musik, doch weist er ihr eine noch niedrigere Stufe des Werthes an, da er ihr jedes ethische Element abspricht und sie nur als Hülfsmittel für die kriegerische Tüchtigkeit betrieben wissen will.

Von dieser Annäherung in ihren Ansichten über die geringere Bedeutung der Gymnastik giengen die beiden Philosophen zu verschiedener Anwendung derselben in der Erziehung fort; während Platon die Kinder zuerst mit den Elementen musischer Bildung vertraut gemacht wissen wollte, weil die Seele auf musischer Grundlage fuszend um so eher im Stande sein werde, den Körper zu beherschen und in seiner späteren gymnastischen Ausbildung das richtige Masz inne halten zu lassen[75]), glaubte der Stagirite, dasz bei der Richtigkeit des Grundsatzes, dasz die Bildung durch Gewöhnung der durch Unterricht vorangehen müsse, früher der geringere Teil des Menschen, der Körper, als der höhere, geistige und sittliche in Anspruch zu nehmen sei.[76]) Wenn Platon ferner für den Zeitraum vom sechsten bis zehnten Lebensjahre der Kinder den allerdings mehr in der Weise des Spiels zu übermittelnden Unterricht in den Elementen der Gymnastik und Musik anordnete, ja auch in den folgenden Jahren das Nebeneinanderstehen der beiden Disciplinen für notwendig erkannte, so verbot Aristoteles durchaus die gleichzeitige Ausbildung des leiblichen und geistigen Menschen; denn er fürchtete durch gemeinsame Anstrengung eine Beeinträchtigung der Ausbildung in jeder einzelnen Disciplin.

So in ihren Ansichten über die Einzelheiten der Anwendung der gymnastischen Kunst verschieden, sehen wir dennoch die Philosophen im Groszen und Ganzen auch bei den Urteilen über ihren pädagogischen Bildungswerth sich vereinigen, und es scheint mir dies überhaupt der ganze Charakter ihrer beiderseitigen Erziehungstheorieen zu sein.

In der Definition des Begriffes der schönen Künste als der nachahmenden dem Namen nach einig, sehen wir sie schon bei der Auffassung des Begriffes der Nachahmung sich weit von einander entfernen; von der Verschiedenheit ihrer philosophischen Principien aus die Künste als pädagogische Bildungsmittel betrachtend, den Einen in der Consequenz seines kühnen Idealismus zu fast durchaus negativen Resultaten gelangen, den Andern mit den bestehenden Institutionen sich versöhnend dieselben modificieren und bessern und die Berechtigung ihrer Anwendung nachweisen, Beide in den Urteilen über den Bildungswerth der bildenden und Dichtkunst sich trennen, um sich in den Ansichten über den Geist und das Wesen der musischen und gymnastischen Erziehung von Neuem zu vereinigen. Bei allen diesen Wandelungen ist der Geist, der ihre pädagogischen Theorieen, selbst ihre im Einzelnen verschiedenen Ansichten über

---

75) rep. III p. 403.
76) pol. VIII 3.

den Bildungswerth der Künste durchweht, derselbe, es ist der antike Geist der Staatspädagogik, die nur in der Erziehung der Bürger für und durch den Staat das Heil des Ganzen und des Einzelnen erblickt und auch von den Künsten das Sichanbequemen an die ethische Staatsidee mehr oder weniger verlangt. Von diesem Standpuncte aus und nur von diesem, scheint mir, hat man bei gerechter Würdigung die Ansichten Platons und Aristoteles' über das Wesen der Künste und ihre Anwendung in der Erziehung zu beurteilen.

Freilich ist nicht zu verkennen, dasz wenn man über die in den Büchern vom Staate entwickelten Ansichten Platons über ästhetische, ethische und pädagogische Fragen, die im innigsten Connex mit einander stehen, den Stab bricht, zugleich das ganze Gebäude seiner Politik zusammenbricht, während man aus dem des Aristoteles einzelne Bestandteile ohne besonderen Schaden für das Ganze herausnehmen kann. Es zeigt dies nur, wie eben der Stagirite der Erkenntnis der Aesthetik wenigstens als selbständiger Wissenschaft schon näher gekommen war als sein groszer Meister, der noch so weit von der rechten Würdigung der Kunst entfernt blieb.

Beide Philosophen erkannten wol die erziehenden Elemente der Kunst, beide waren auch von der Ueberzeugung durchdrungen, dasz in der Erziehung das ethische Element das maszgebende sei, dem auch die schöne Kunst sich fügen müsse; aber während den Platon bei der Verknüpfung der Aesthetik mit der Pädagogik, des Wesens der freien Kunst mit den Gesetzen und dem Ziel der Erziehung dieses Princip in allen seinen Consequenzen verfolgt zu jener paradoxen Ansicht verleitete, die der Kunst nur als Erziehungsmittel Berechtigung zuerkannte, sah Aristoteles den weiteren Umfang derselben ein und wuste 'zugleich mit ihrer Beschränkung nach dem Masz der Ethik in der Erziehung, ihre sonstige Freiheit und Würde zu wahren.' Und wenn so dem Platon das Verdienst zufällt, zum ersten Male Aesthetik und Pädagogik in ihrer Verknüpfung theoretisch betrachtet und geprüft zu haben, so wird man die erste richtige Einsicht und Erkenntnis des Werthes der Kunst überhaupt und ihres Verhältnisses zur Jugenderziehung, so weit es der antike Standpunct zuliesz, dem Aristoteles unbedenklich zusprechen müssen. Wessen Verdienst aber dabei das gröszere sei, vermöchte man wol schwer zu entscheiden.

Bromberg. Dr. Cuers.

58.

SYNTAX DES NUMERUS MIT BEZIEHUNG AUF J. GRIMMS STIL.

Bereits in einem meiner früheren Aufsätze, die sich mit Eigenschaften und Eigenheiten der Sprache Grimms beschäftigen, ist von einer Synesis des Numerus, welche in seinen Schriften nicht selten begegnet, die Rede

gewesen. Das Meiste, was von Besonderheiten hinsichtlich des Numerus angemerkt zu werden verdient, erstreckt sich, abgesehen von den überwiegend formellen Erscheinungen, deren bei der Declination Erwähnung zu geschehen pflegt[1]), auf Constructionen nach dem Sinne.

Wie andere Sprachen pflegt auch die deutsche den Collectivbegriff Menge mit dem Plural des Prädicats zu verbinden; der Singular ist im Allgemeinen seltener, jedoch, wie es scheint, bei Grimm keineswegs. Den Plural habe ich angetroffen Gramm. I² V. I³ 188. 270. 304. 308. IV 262, Myth. 68. 681, Gesch. d. d. Spr. 356. 417; den Singular Gramm. I³ 2. 560. III 440. IV 203. 358. Myth. 37. 394, Gesch. d. d. Spr. 390, Personenwechs. 54, Kl. Schr. II 345, Wörterb. III 17. 411. Bei Zahl steht Abh. d. Berl. Akad. 1858, 35, bei Teil Gramm. II 613 der Plural. In derselben Weise sind folgende, aber unstreitig sehr ungewöhnliche, Verbindungen zu beurteilen: Kl. Schr. I 167 liegen bleiben dürfen was[2]); Gramm. I² 518 gewährt eine doppelte Seite, die bei der Buchstabenlehre besonders einleuchten; Personenwechs. 15 ihr Herbeischleppen, das sich — bezieht —, müssen den Hörer kalt lassen und sind nichts als gelehrter Schmuck; Gött. gel. Anz. 1823, 9. Sorgsame Einsicht der Handschrift lieszen da und anderwärts halbverblichene Wörter herauslesen. Gramm. III 229 die Analogie von tvis, thris widerstreben. Schulzes gloss. XIII das B in cabere und habere träten nun auf éine Linie.

Eine weit bequemere Stellung behauptet dagegen der Plural, der sich auf das Wort beides, dem unmittelbar darauf die Erläuterung folgt, bezieht. Denn hier tritt deutlicher zugleich die Attraction ins Spiel. Beispiele: Beides aber, starke und schwache Form sind gerechtfertigt Wörterb. I 430, ferner Gramm. I² 868, Myth. I 135, Schmidts Zeitschr. f. Gesch. V 454. Dieselbe Attraction wirkt den Plural in dem Satze: lebte ein junges Ehepaar, Cornac und Marie, die sich zärtlich liebten (Irische Elfenmärch. 181). Was wäre treffender als ein goth. Name faifalthô, faifalthei, faifalthrei, die wir nie belegen können? (Wörterb. III 1440.) Ungewöhnlich steht dagegen der Singular in Schneidewins Philol. I 342.: es wird versengte Haare gemeint.

Wechsel des Numerus im Prädicat zweier Sätze: Märchen II 478 sasz — ein alter Mann mit seiner Frau, und wollten —. Myth. I 480 jetzt merkte die Herschaft —, kehrten also —. Ir. Elfenm. 40 lebte ein junges Ehepaar, Namens Mac Daniel, und sie hatten — Wörterb. III 710 dem Lehen steht sowol Eigen als Erbe gegenüber und bezeichnen vererbbares Allod. Kl. Schr. II 453 überhaupt reichen griechische und slavische Zunge in vielen Stücken aneinander, deutsche und keltische gleicht mehr dem Latein.

---

1) Dahin gehört z. B., dasz Grimm *Ostern* auch als Plural gebraucht, Ausdrücke wie '*drei Tag* und *drei Nacht*, von *Mann* und *Weiben*' (Sagen II 136. 347), die häufige Verwendung des Plur. von Abstracten, z. B. *Ersätze*, *Rückkehren*, *Einschritte*, *Hauptruhen*, *Nachhülfen*, *Wegfälle* oder *Zutritte*.

2) Das Pronomen als lat. quae gedacht.

Die Zahlcomposita auf — lei haben bald den Singular, bald den Plural bei sich: Gramm. I[2] 385 sechserlei Ursprung, Meistersges. 188 aus beiderlei Grund, Myth. 345 neunerlei Holz, Rechtsalt. 935 neunerlei Prüfungen.

Wenn mehrere Subjecte sich mit einem Prädicat im Plural verbinden, so pflegt Grimm diesen Subjecten das ihnen gebührende Gemeinsame, sei es der Artikel, ein Pron., ein Adj. oder ein Subst., im Singular vorauszuschicken, während sonst in der Regel entweder der Plural gesetzt wird oder eine Wiederholung stattfindet. Hierdurch entsteht ein grammatisches Miszverhältnis, das im Falle des Subst. am leichtesten auffallend genannt werden dürfte. Gramm. I[2] 301 wenn die Verbindung lm, lp — folgen. 813 der goth. Nom. sg. ik, thu weichen selbst von einander ab. Kl. Schr. II 7 das vocalische eiris: idisi gebieten —. Abh. der Berl. Akad. 1845, 204 dasz ein goth. bauan hauan zur Reduplication — schreiten. Myth. II 863 dieser Kalidasa und Valmiki galten. Gramm. I[2] 52 das einfache e, m, n machen. —. Vgl. I[2] 144. 198. 465. 567. 902. II 366. III 111. 122. Aehnlich verhält sich der Singular in folgender Verbindung (Gött. gel. Anz. 1835, 1585): Herr Ferdinand Wolf und Stephan Endlicher.

Es ist wahr, dasz bei der Verbindung zweier oder mehrerer Subjecte im Singular die ältere deutsche Sprache sich häufiger des Singulars als des Plurals des Verbs bedient; allein ebenso fest steht dem heutigen Gebrauche das Uebergewicht des Plurals, welcher in anderen Sprachen fast allein herscht. Grimm verwendet, wie es scheint mit einiger Vorliebe, den Singular. Beispiele: Märchen I 206 wo die Else und die Magd bleibt; II 118 Es kam einmal ein Schuster und ein Schneider auf der Wanderschaft zusammen; Myth. 447 Kehrt Storch und Schwalbe heim; 450 Burgermeister und Rath empfängt[3]); Arm. Heinr. 156 auch dem Tobias gleicht Heinrich und Hiob; Haupts Zeitschr. II 260 Satan und sein Gefolge erscheint persönlich; Gramm. I[2] XVI wie Schiller oder Scherz — gelangt ist; Myth. 195 da liegt ihr Hof und ihre Säle; 383 hier traf also ein heidnisches und christliches Wunder zusammen[4]); vgl. Wien. Jahrb. 46, 223. Gesch. d. d. Spr. 867. Gramm. I[2] 125. 150. III 118. 632.[5]) Gött. gel. Anz. 1835, 1667. Bei der Verbindung eines Subjects mit einem andern mittelst einer Präposition steht der Plural, z. B. Sagen II 138 der König samt allem dem Heer fielen; Ged. d. Mittelalt. b haben — einer nach dem andern — angenommen; Myth. I 447 das schretel mit dem zahmen wazzerbern entsprechen dem trold mit dem hvidbiörn.

Der von der Grammatik natürlich und richtig gemisbilligte Mangel der Congruenz des Numerus in dem Verhältnisse des Relativs zu dem Substantiv, von dem es abhängt, kann gleichwol auf vollkommen logi-

3) Wie im lat. senatus populusque romanus mit dem Sing.
4) Weil hier das Prädicat von den verbundenen Subjecten *zusammengenommen* ausgesagt wird, ist eigentlich allein der Plural statthaft.
5) 'unsere' könnte für 'unser' verdruckt sein.

schem Grunde ruhen. Neigung zu Synesis und Kürze des Ausdrucks sind auch hier wieder in der Regel wirksam. Ich verzeichne folgende Beispiele: Gramm. I[2] 596 musz man die Flexionsendung von der voranstehenden Bildungsendung trennen, deren sogar mehrere verbunden eintreten können. Gött. gel. Anz. 1833, 1595 nach siebenfachem Text, unter welchen der älteste — Merkels lex sal. LXV der Denarenzahl, nach welchen gerechnet wurde. Reinh. F. XIX wie fast jede Bearbeitung ihr Eigentümliches hat, um derentwillen sie nicht auseinander hergeleitet werden dürfen. Wien. Jahrb. 32, 234 eines höfischen, gebildeten Dichters, an welchen — kein Mangel war. Altd. Wäld. II 104 nicht aber die Comparative, der von irri irriro, von unmet unmetiro haben würde. Dagegen heiszt es Myth. I 155 heilige Baum, dessen in den deutschen Wäldern eine unendliche Fülle wuchs; Gramm. II 819 auffallend, aber doch sogleich erklärlich: Alts. und ags. gelten â (für as-), dessen Länge wol nicht zu bezweifeln steht.

Bonn. K. G. Andresen.

59.

Aufzeichnungen des schwedischen Dichters P. D. A. Atterbom über berühmte deutsche Männer und Frauen nebst Reiseerinnerungen aus Deutschland und Italien aus den Jahren 1817—1819. Aus dem Schwedischen übersetzt von Franz Maurer. Berlin 1867, Carl Heymanns Verlag (Fr. Wagner). VIII u. 303 S. 8.*)

Der schwedische Dichter Atterbom (geb. 1790) arbeitete in seiner Jugend für Schweden dem französischen Einflusse auf dem Gebiete der Litteratur entgegen und bildete in seinem Vaterlande den Mittelpunct der 'Classiker der neuen Schule', deren Richtung wesentlich derjenigen der deutschen Romantiker entsprach. Indem er nun der absterbenden französischen Richtung noch auf einige Zeit zu weichen beschlosz, um vielfachen Verdrieszlichkeiten zu entgehen, fand er in Deutschland eine glänzende Aufnahme, und es hätte ihm, da er der deutschen Sprache mächtig war, selbst nicht an Gelegenheit gefehlt, als ein zweiter Steffens hier vollkommen heimisch zu werden. Zu dieser glänzenden Aufnahme trug auch die Waffenbrüderschaft bei, welche die Freiheitskriege zwischen Schweden und Deutschland begründet hatten. Gneisenau selbst ruhte nicht, bis Atterbom endlich bei seinem zweiten Berliner Aufenthalte zu ihm ins Haus zog. Fast nur nebenbei verkehrte er in Berlin auszer mit Hof, Generalität und Adel auch mit Tieck und Schleiermacher. Da man zwar noch nicht wegen der nordisch-deutschen Mythologie, wol aber wegen der Nibe-

*) Ein Buch, das bereits für Manche, welche Referent mündlich auf dasselbe aufmerksam machte, trotz kleiner Mängel eine Quelle reichen Genusses wurde.

lungen an dem schwedischen Nationalcharakter ein allgemeines Interesse nahm, so construierte später in München selbst Schelling 'die Metallität' der Erscheinung Atterboms und dieser scherzt mit seinen schwedischen Freunden in den Briefen darüber, dasz er, dessen Weichheit und Hypochondrie sie kannten, vor den Deutschen in der That den Nibelungenrecken zu spielen suche. Man weisz freilich, wenn man diese Briefstelle liest, schlechterdings nicht, was man zu derselben sagen soll. Ein von Atterbom deutsch geschriebenes und der Schrift angehängtes Gedicht 'Der Schwede' ist der wohlgelungene Versuch des hochgebildeten Dichters, mit allen Mitteln der Poesie für seinen Nationalcharakter und seine Persönlichkeit zu plaidieren. Könnte dieses Reflexionsgedicht in seiner Art daher vielleicht Schellings Charakteristik rechtfertigen, so verräth sich auf der andern Seite allerdings wieder ein ungebührlich schwacher Charakter in der Klatschhaftigkeit der Briefe Atterboms. In Baiern, seiner zweiten Hauptstation für Deutschland, fand Atterbom nicht ein gleich reines Interesse für die junge schwedische Litteratur wie in Preuszen. In den Hofkreisen betrachtete man dort seine Stellung als zweideutig, weil der junge Vertreter der schwedischen Sprache und Litteratur, in politischer Hinsicht offenbar von Geyjer geleitet, sich gegen Bernadotte zu rücksichtsvoll zeigte. Bernadotte bildete einen natürlichen Anhalt für die von Atterbom bekämpften litterarischen Bestrebungen in Schweden, was Geyjer selbst in seiner späteren Lobrede dieses Schwedenkönigs im Wesentlichen angedeutet hat. Verschlosz nun die politische Haltung, welche der litterarischen zu widersprechen schien, in Baiern Atterbom den Hof, so lernte er doch den Kronprinzen Ludwig bei einem völlig zwanglosen und sehr bedeutsamen Zusammentreffen in Italien kennen. In Baiern selbst aber blieb Atterboms Verkehr auf die litterarischen Kreise beschränkt. Als Dichter begrüszte er Jean Paul. Dieser war eben voll von Goethes Selbstbiographie. Er fand es empörend, dasz Goethe in derselben seine Mutter (!) verdächtige, da er in der Selbstbiographie erwähne, dasz er sich als Kind für den Sohn eines ihm unbekannten Fürsten gehalten habe. Wir haben Erkundigungen über diese Stelle eingezogen und erfahren, dasz derselben ein Uebersetzungsfehler nicht zu Grunde liegt. Wahrscheinlich hat Atterbom Jean Paul falsch verstanden. Goethe trug sich bekanntlich als Knabe nur mit dem Gedanken, dasz sein Vater nicht der Sohn seines Groszvaters, eines alten Frankfurter Wirthes, sein möge. Er hatte darüber eine Andeutung von böswilligen Gespielen erhalten und erzählt es mit höchster Misbilligung als eine jugendliche Verirrung, dasz er in Folge dessen eine Zeit lang unter fürstlichen Porträts nach seinem Groszvater suchte. Es ist aber ein groszer Unterschied, ob Goethe dies mit Bezug auf seine Eltern, oder mit Bezug auf seine Groszeltern väterlicher Seits, für die er nicht dieselbe Pietät wie für die Groszeltern mütterlicher Seits besasz, erzählt hat. — Für Atterbom als Theosophen war es besonders wichtig, dasz er Schelling zu einer Zeit kennen lernte, da derselbe in Verbindung mit Franz von Baader vom Identitätssystem schon längst zu einer synkretistisch-mystischen Doctrin fortgeschritten war. Atterbom gab sich Schelling und selbst Baader fast unbedingt hin. Hegel, obgleich er ihn auf der

Rückreise besuchte, wurde von Atterbom geringschätzend beurteilt und sollte das an ihm etwa noch als selbständig Erscheinende aus einer schwedischen Scharteke gestohlen haben. Auch den Glaubensphilosophen F. H. Jacobi lernte Atterbom kennen, was ihn nicht hinderte, den Klatschereien Baaders über diesen Gegner Schellings das lauteste Echo zu geben. — Die Mitteilungen über Italien und über Wien sind die unbedeutendsten in dem Buche. In dem über Oesterreich Gesagten war uns fast das Interessanteste, was Atterbom S. 230 über das Entstehen eines österreichischen 'geflügelten Wortes' sagt. In Wien verkehrte er besonders gern mit dem gerade anwesenden Rückert, von dem wir in Adalbert Harnischs 1842 erschienenen Hansa-Album S. 192 und 193 einige Reime an Atterbom gefunden haben.[1]) —

Atterbom hat die Gelegenheit, Deutschland um das Jahr 1817 kennen zu lernen, durch eine ungewöhnliche Beobachtungsgabe unterstützt, gut benützt. Manche seiner Briefe machen freilich der Waffenbrüderschaft der Schweden mit den Deutschen, deren Andenken ihm so viel genützt hat, nicht mehr Ehre, als man etwa nach dem Verhalten Bernadottes bei Groszbeeren und Berlin hätte erwarten können. Aber wir misbilligen es nicht, dasz A. A. Afzelius nach Atterboms 1855 erfolgtem Tode diese Aufzeichnungen drucken liesz. Ja, wir wiederholen es trotz unserer Ausstellungen, dasz diese Erinnerungen namentlich für Gelehrte, welche die Entwicklung der Philosophie und des germanischen Geistes seit den Freiheitskriegen in gröszerem Umfange verfolgt und teilweise sogar miterlebt haben, einen ganz ungemeinen Reiz haben. Die Bearbeitung derselben von Herrn Maurer, einem Mitredacteur der Vossischen Zeitung, ist in einem vortrefflichen Deutsch abgefaszt.

---

*) 'An Atterbom in Upsala. Mit der Tragödie Saul und David [von Rückert]. Zur Erwiderung einer Sendung von ihm [Atterbom.]'

Heinrich Pröhle.

60.

Altertümer und Kunstdenkmale des Cisterzienserklosters St. Marien und der Landesschule zur Pforte von W. Corssen. Mit Zeichnungen von J. Bormann und J. F. Hossfeld. Holzschnitte von Klitzsch & Rochlitzer in Leipzig. Halle 1868, Waisenhausbuchhandlung. XIV u. 344 S. gr. 4.

Der Titel besagt weniger als das Buch enthält. Ursprünglicher Plan des Hrn. Verf. war nur, ein Gedenkbuch der Altertümer und Kunstdenkmale des Cisterzienserklosters St. Marien zur Pforte mit einer geschichtlichen Einleitung über die Stiftung desselben auf Grund des reichen ihm zu Gebote stehenden urkundlichen Materials und mit bildlichen Darstellungen zu geben, und erst der mehrseitig und entschieden ausgesprochene

Wunsch, dasz auch die Geschichte der Landesschule in dem Buche behandelt und so ein Gedenkbuch für die Schüler und Freunde derselben geschaffen würde, hat den Verf. bewogen, einen Abschnitt über die Gründung der Landesschule zur Pforte und die Hauptepochen ihrer Entwickelungsgeschichte hinzuzufügen.

Demgemäsz zerfällt das schöne Werk des Hrn. Corssen, für das ihm nicht nur die alten Pförtner, nicht nur die Forscher und Freunde der Provinzialgeschichte, sondern auch, und zwar in hohem Grade, die Freunde der mittelalterlichen Kunstgeschichte zu Danke verbunden sein müssen, in drei Teile, jeder derselben mit reichen urkundlichen Beilagen versehen.

Der erste Teil (S. 3—58, Beilagen S. 61—114) enthält die Gründungsgeschichte des Cisterzienserklosters. Graf Bruno von Pleissen hatte um das Jahr 1127 zu Schmölln im Herzogtum Altenburg ein Nonnenkloster zur Ehre der Mutter Gottes gestiftet, es, als die Klosterzucht daselbst gesunken war, mit Benedictinermönchen besetzt, und als auch durch diese ein Gedeihen des Klosters nicht bewerkstelligt werden konnte, noch auf seinem Sterbebette seinem Verwandten, dem Bischof Uto von Naumburg, anempfohlen, Cisterziensermönche für seine Stiftung herbeizurufen. Diese wurden aus dem Kloster Walkenried entnommen und nach Schmölln versetzt, aber die Unsicherheit der dortigen Gegend bestimmte die Verlegung des Klosters nach Pforte, einer damals noch ziemlich unwirtlichen Stätte am Abhange des Wolfsgeschlinges, nachmals Kloster-, noch später Knabenberges, nordwestlich vom Bischofssitze Naumburg, an der jedoch schon 1103 Naumburger Benedictinermönche eine Mühle angelegt hatten. Die Verlegung der Klosterstiftung hierher geschah nach der ersten Bestätigungsurkunde des Papstes Innocenz II im Jahre 1137, die Urkunde des Diöcesanbischofs Uto darüber ist von 1140.

Es ist ein Genusz, diese geschichtliche Darstellung des Verf. zu lesen. Klar, anschaulich, übersichtlich, lehrhafte Trockenheit glücklich vermeidend und dabei doch gründlich, geht er in seiner Schilderung von den gleichzeitigen Urkunden aus: 'nur was sie sagen, kann von vornherein darauf Anspruch machen, als verbürgte geschichtliche Wahrheit zu gelten, insofern nicht für eine einzelne Thatsache oder ein Datum mit bestimmten Gründen ein Irtum streng erwiesen wird. Alle spätern Erzählungen von der Gründung des Klosters sind zu diesem Anspruch nicht berechtigt ohne vorhergegangene Untersuchung, inwieweit sie mit jenen gleichzeitigen Berichten übereinstimmen. Was sie mehr zu sagen wissen, kann als zuverlässig nur gelten, wenn anzunehmen ist, dasz der Erzähler aus einer verloren gegangenen älteren Quelle schöpfen konnte, oder seine Angabe durch besondere anderweitige Gründe und Umstände unterstützt wird. Alle Angaben späterer Berichte aber, die mit den gleichzeitigen Urkunden im Widerspruche stehen, sind von dem Bereich der geschichtlichen Wahrheit und Zuverlässigkeit ausgeschlossen; sie gehören entweder der allmählich und unabsichtlich sich bildenden Klostersage an oder der rhetorischen Ausschmückung von Logographen oder der absichtlichen Erfindung halbgelehrter Schwindler.' Nach diesen Grundsätzen scheidet

er das streng Geschichtliche der Klostergründung von spätern sagenhaften Zügen. Daneben fallen Streiflichter auf die ältesten Ansiedelungen der Sorben - Wenden in der Gegend und die Namen ihrer Orte, auf die älteste Geschichte der Stadt Naumburg, auf Entstehung und Verbreitung des Cisterzienserordens und seiner Klöster. Wenn sich in Bezug auf die Stadtgeschichte von Naumburg auf S. 13 die Bemerkung findet, 'dasz der älteste Teil des Naumburger Doms, die Krypta, schon im zehnten Jahrhundert auszerhalb der Ringmauern der Neuen Burg erbaut worden sei', so musz Referent dem entschieden widersprechen, insofern sich das auf jetzt noch sichtbare Teile der Naumburger Krypta beziehen soll; es ist in dieser kein Teil vorhanden, der höher als bis in die ersten Jahrzehnte des 11. Jahrh. hinaufreichte. — Unsern vollen Beifall zollen wir der Erklärung des Namens Pforta, die die Spielereien mit porta caeli gründlich über den Haufen wirft: 'Da das Gebiet des Klosters in den Stiftungsurkunden Portensis locus genannt wird, da dasselbe unmittelbar an dem Kösener Pasz lag, der mit dem lateinischen Worte porta, verdeutscht Pforta oder Pforte genannt wurde, so ward jenes Klostergebiet von dieser Porta Portensis locus und das auf demselben erbaute Kloster Portense Coenobium, monasterium Sancte Marie de Porta, monasterium apud Portam, Kloster zu der Pforte oder zu der Pforten genannt. — — Nachdem Papst Innocenz II vernommen hatte, dasz das Gebiet des neu zu gründenden Cisterzienserklosters im Saalthale an dem Pasz oder der Pforte nach Thüringen lag, benannte er es nach demselben.'

Der zweite Abschnitt des Werkes (S. 117—166, Beilagen dazu S. 169—176) behandelt die Gründung der Landesschule zur Pforte (1543) und die Hauptepochen ihrer Entwickelungsgeschichte, deren vier angenommen werden. Die Darstellung fuszt auf ältern gedruckten und ungedruckten Nachrichten, die dem Verf. reichlich zu Gebote gestanden haben, und schlieszt mit Darlegung der neuen Schulverfassung, wie sie nach Uebergang der Pforte unter die preuszische Regierung in den Jahren 1816—1820 ausgebildet worden ist.

Der dritte Abschnitt (S. 179—344) ist recht eigentlich derjenige, der den Schwerpunct des Werkes bildet und dasselbe weit über die Bedeutung als blosz provinzialgeschichtliches Buch hebt. Er behandelt die Baudenkmale, Bildwerke, Grabsteine und Inschriften des Cisterzienserklosters St. Marien zur Pforte. Wer sich mit mittelalterlicher Baukunst beschäftigt, wird diese schätzbare Monographie eingehend berücksichtigen müssen, durch die der Abschnitt über Pforte in dem groszen Puttrichschen Werke vollständig antiquiert ist. Denn Puttrich ist leider ungenau und nichts weniger als zuverlässig.

Dieser Teil des Buches behandelt zuerst die Anlage und die baulichen Einrichtungen des Klosters (ein Plan der ganzen ursprünglichen Klosteranlage ist S. 211 beigegeben), und geht dann zu den kirchlichen Baudenkmalen über. Wenn Referent hier in einigen weniger wesentlichen Sachen die Meinung des Hrn. Verf. nicht teilt, so musz er Eins vorausschicken: er rechnet sich nemlich nicht zu den nur flüchtig und halb sehenden, und doch ein festes und ganzes Urteil haben wollenden Tou-

risten, die Herr Corssen mit einigen Seitenhieben in diesem Abschnitt abthut; sondern er glaubt den grösten Teil der kirchlichen Bauwerke zu Pforte aus eigener wiederholter und gründlicher Anschauung genauer zu kennen. Aus der 1n Hälfte des 12n Jahrh., nemlich aus den Jahren 1137—1140, rührt die älteste Rundbogenkirche mit ihren Kapellen her, die nur noch zu einem kleinen Teile in dem späteren frühgothischen Umbaue erhalten ist; auch die Kapellen, von denen eine, die Moritzkapelle, Puttrich gar nicht kannte, sind nicht ohne Verstümmelung geblieben. Hr. Corssen denkt sich die alte Kirche als kreuzförmige Pfeilerbasilika mit flacher Decke und niedrigen Seitenschiffen, mit Fortsetzung der letzteren über das Querschiff hinaus, womit auch wir übereinstimmen, und mit halbrunder Absidenvorlage in Osten, womit wir nicht übereinstimmen. Wir müssen betonen, dasz unter allen Cisterzienserkirchen in der 1n Hälfte des 12n Jahrh. keine sich findet, die eine solche Absidenvorlage aufwiese, alle sind sie nach dem Ordensprincip mit viereckigem Chorschlusz gebaut, und erst in der 2n Hälfte des 12n Jahrh. wird dieser Brauch von einigen, bei weitem aber nicht den meisten Kirchenanlagen verlassen. Zu dem erlaube uns der Hr. Verf. gegen das, was S. 214 f. über den Chorschlusz in sächsischen und thüringischen Landen gesagt wird, nur darauf aufmerksam zu machen, dasz drei Stunden von Pforte entfernt allerdings eine Kirche mit viereckigem Chorschlusz aus derselben Zeit wie die zu Pforte liegt, die des ehemaligen Benedictinerklosters Goseck, wovon sich auch der Tourist bei einer Vorüberfahrt auf der Eisenbahnstrecke Weiszenfels-Naumburg überzeugen kann.

Der Kreuzgang, der an das nördliche Seitenschiff der Kirche stöszt und der auch manche grausame Verstümmelung erfahren hat, soll nach dem Hrn. Verf. gleichzeitig mit der Kirche erbaut sein. Seine Gründe dafür sind nicht überzeugend und der von ihm angegriffene Lotz (Kunsttopographie Deutschlands 1, 547) wird doch wol Recht behalten, dasz der Kreuzgang erst aus der zweiten Hälfte des 12n Jahrh. herrühre. Darauf weisen Pfeileranlage wie Ausführung des Details mit gleich groszer Entschiedenheit hin.

Denkmale des spätromanischen Stiles sind die Reste der Abtswohnung, jetzt zu Holzställen, Kellern, Werkstätten und Rumpelkammern verwendet, und die gleichfalls sehr verbaute Abtskapelle. Wir wollen nur beiläufig hier den Wunsch aussprechen, dasz die Verwaltung der reichen Landesschule Pforte sich des Vandalismus, der in dieser Benutzung eines wunderschönen spätromanischen Baudenkmals liegt, nicht länger schuldig machen möge, dasz es ihr vielmehr gefalle, recht bald für Freilegung und würdige Herstellung dieser Räume, soweit möglich, zu sorgen.

Hr. Corssen bestimmt die Bauzeit der Abtswohnung und Kapelle allgemein als die erste Hälfte des 13n Jahrh. Ich würde eine nähere Zeitbestimmung auf Grund übereinstimmender Formen an der Stadtkirche zu Freiburg und an Teilen des Domes zu Naumburg, dessen Langhaus im Jahre 1243 vollendet war, versuchen und ihre Erbauung in die Jahre 1220—1235 ungefähr verlegen, wenn hier der Ort wäre, eine ausführliche Begründung für meine Behauptung zu geben.

Das kirchliche Hauptdenkmal zu Pforte, die Marienkirche ist abgesehen von ihren schon oben erwähnten romanischen Teilen ein frühgothisches Denkmal aus den Jahren 1251—68, also eines der frühesten in den obersächsischen Landen, und nur der westliche Anbau von zwei Gewölbejochen nebst dem Giebel ist ein neuerer Bau von ungefähr 1442. Auch nicht in allen Teilen; Hr. Corssen hat sehr glücklich erwiesen, dasz die Statuen, Reliefs und Inschriften des alten Giebels der Kirche von 1268, der bei der Verlängerung derselben abgerissen wurde, erhalten und bei dem Neubau zur Ausschmückung des neuen noch stehenden Giebels verwandt worden sind (S. 254). Die Beschreibung des Kirchengebäudes bildet eine der schönsten Partieen des Buches.

Mit Vorführung kleinerer Baudenkmäler, Bildwerke, Grabsteine, sowie wieder mit reichen urkundlichen Belegen schlieszt der dritte Abschnitt des Werkes.

Die Zeichnungen und Holzschnitte sind correct und sauber, die typographische Ausstattung des Buches gereicht der Buchdruckerei des Hallischen Waisenhauses zur höchsten Ehre.

Halle a./S. M. Heyne.

61.

SENTENTIAE INDICAE IN LATINUM TRANSLATAE.

Decas III.

(Müller, Einleitung Nr. 16.)*)

1. Besser ist ein tugendhafter Sohn, als hundert Thoren. Ein Mond vertreibt das Dunkel, nicht aber Schaaren von Sternen.

Est centum stultis melior natus bonus unus:
Non grex stellarum, luna fugat tenebras.

(M. Nr. 29.)

2. Selbst wenn man an das Schicksal glaubt, wird man die eigene Anstrengung nicht aufgeben. Ohne Anstrengung kann man das Oel nicht aus der Olive erhalten.

Esse Deos credas, sed, si sapis, ipse labores:
Absque labore oleum pinguis oliva negat.

*) Hitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung aus dem Sanskrit zum ersten Mal in das Deutsche übersetzt von Max Müller; Leipzig, F. A. Brockhaus 1844.

(M. Nr. 43.)

3. Eine That, die am falschen Orte vollbracht wird, trägt nie Frucht, und nie wird ein Kranich durch tausend Bemühungen sprechen lernen wie ein Papagei.

Eventu caret usque loco res facta maligno:
Nemo valet sturni more docere gruem.

(M. I. Buch Nr. 29.)

4. Sechs Fehler musz ein Mann, der nach Grösze strebt, aufgeben: Schläfrigkeit, Ermattung, Furcht, Zorn, Faulheit und das lange Aufschieben einer Sache.

Ira, metus, languor tria sunt mala (crede monenti)
Virtutis cupido defugienda viro.

(M. I. Buch Nr. 30.)

5. Auch die Vereinigung kleiner Mittel erreicht ihren Zweck, und selbst Elephanten werden mit Gräsern gefesselt, die man zu einem Seile gewunden hat.

Multum parva valent, si iunxeris: ipsum elephantum
Sic est contortis vincere graminibus.

(M. I. Buch Nr. 43.)

6. Zwischen dem Körper und den Tugenden ist ein weiter, unendlicher Unterschied. Der Körper vergeht im Augenblick, die Tugenden dauern bis zum Untergang der Welt.

Virtutem est inter magnum discrimen et inter
Formam: fluxa perit haec, fugit illa rogos.

(M. I. Buch Nr. 50.)

7. So lange soll man sich vor einer Gefahr fürchten, als sie noch nicht erschienen ist. Sieht man, dasz die Gefahr gekommen ist, so möge man handeln, wie es sich geziemt.

Donec abest, cauto metuatur quodque periclum:
Quum venit, facias, quae facienda viro.

(M. I. Buch Nr. 52.)

8. Auch dem Feinde, der sich dem Hause genaht, ziemt es Gastfreundschaft zu erweisen; der Baum gibt den Schatten an seiner Seite selbst dem, der ihn fällt.

Arbor ut huic etiam, qui caedit, sufficit umbras,
Sic decet et hostes excipere hospitio.

(M. I. Buch Nr. 59.)

9. Die Tugend ist der einzige Freund, der uns auch im Tode folgt. Alles Andere aber vergeht zugleich mit dem Körper.

Sola homines victrix sequitur post funera virtus:
Cetera cum fluxo corpore cuncta fluunt.

(M. I. Buch Nr. 71.)

10. Man soll sich hüten vor einem Freunde, der heimlich schadet und öffentlich freundlich spricht. Er ist wie ein Gefäsz voll Gift, dessen Rand mit Milch bedeckt ist.

Vas tetigisse fugis, labrum quod lacte renidens,
Sed gerit in medio dira venena sinu.
Qui nocet occulto socius, blanditur aperte,
Hunc caveas, damnum ni struis ipse tibi.

Decas IV.

(M. I. Buch Nr. 75.)

1. Den Schlechten musz man meiden, auch wenn er mit Gelehrsamkeit geziert ist. Flöszt die Schlange, die mit Edelsteinen geschmückt ist, nicht auch Furcht ein?

Vitandus malus est, quamvis sit doctus: an anguis,
Si niteat gemmis, est metuenda minus?

(M. I. Buch Nr. 77.)

2. Ein schlechter Mensch, der freundlich redet, verdient kein Vertrauen. Süszigkeit steht auf der Zunge, Todesgift im Herzen.

Qui tibi blanditur verbis, ne crede maligno:
Mella gerit lingua, corde venena latent.

(M. I. Buch Nr. 84.)

3. Was unmöglich ist, bleibt unmöglich, möglich bleibt, was möglich ist. Ein Karren geht nicht im Wasser, noch ein Schiff auf dem Lande.

Naturae non fas leges mutare: per undas
Ire nequit carrus nec ratis ire solo.

(M. I. Buch Nr. 164.)

4. Man soll zugefallenes Glück und Unglück hinnehmen, denn wie ein Rad dreht sich das Glück und das Unglück.

Aequo animo, quidquid tulerit Fors, ferre memento:
Nam Fortuna levi vertitur usque rota.

(M. I. Buch Nr. 171.)

5. Der die Schwäne weisz, die Papageien grün und die Pfauen bunt gekleidet hat, der wird auch dir Nahrung geben.

Pavones varios, niveos qui finxit olores,
Crede mihi, victum suggeret ille tibi.

(M. I. Buch Nr. 186.)

6. Quellwasser, der Schatten des Vatabaums, eine liebe Frau und ein gemauertes Haus, das wärmt in der kalten Zeit und erquickt in der Hitze.

Uxor amans et firma domus, fons limpidus, arbor
Frondea sole simul frigoribusque iuvant.

(M. I. Buch Nr. 206.)

7. Man musz sich Freunde erwerben, schwache und starke. Siehe, die gefesselte Schildkröte ward durch eine Maus befreit.

   Firmos, infirmos prudens sibi quaerit amicos:
   Testudo a parvo mure soluta plaga est.

(M. II. Buch Nr. 84.)

8. Der Wind entwurzelt die zarten Gräser nicht, die sich immer niederbeugen, die hohen Bäume aber fällt er. Der Starke kämpft nur mit dem Starken.

   Eruitur ventis quercus, non flexile gramen;
   Non nisi cum forti proelia fortis init.

(M. II. Buch Nr. 125.)

9. Ein Freund, wenn er uns auch Schmerzen macht, bleibt doch immer unser Freund. Wem ist sein Körper nicht lieb, wenn er auch viele Gebrechen hat?

   Semper amicus erit, quamvis te laedat amicus:
   Suesti cum vitiis corpus amare tuum.

(M. III. Buch Nr. 4.)

10. Milch, wenn sie die Schlangen trinken, vermehrt nur das Gift. Eine Lehre, die man Thoren gibt, erzürnt sie und beruhigt sie nicht.

   Irritant stolidos quae das praecepta, venenum
   Ut, lactis succos quum bibit hydra, tumet.

Decas V.

(M. III. Buch Nr. 42.)

1. Einen Stein hebt man nicht so leicht mit den Händen als mit einem Hebebalken. Eine grosze Wirkung durch kleine Mittel, das ist der grosze Lohn der Klugheit.

   Maius opus dextra saxum quam vecte levare:
   Exiguis laus est magna patrare cati.

(M. III. Buch Nr. 117.)

2. Wer selbst keinen Verstand hat, was hilft dem die Lehre? Wer keine Augen hat, was hilft dem ein Spiegel?

   Quid praecepta iuvant doctissima mente carentem?
   Cassum luminibus quidve iuvat speculum?

(M. III. Buch Nr. 138.)

3. Wie das böse Krokodil auszerhalb des Wassers kraftlos ist, so ist auch der Löwe in der That, wenn er aus dem Walde herausgeht, nicht anders als ein Schakal.

   Ut fit inermis, aquas cum liquit, trux crocodilus:
   Egressus silvis sic leo vulpes erit.

(M. IV. Buch Nr. 62.)

4. Wohin giengen die Fürsten der Erde mit ihren Wagen und Kriegsheeren? Die Erde, die sie scheiden sah, steht heute noch.

Dic age, quo reges clari fugere triumphis?
Cedere quae vidit, nunc quoque terra manet.

(M. IV. Buch Nr. 63.)

5. Merkt man nicht deutlich, wie dieser Körper mit jedem Augenblick vergeht? Wie ein Lehmtopf, der im Wasser steht, sieht man, dasz seine Fugen sich lösen.

Nonne vides quavis corpus tabescat ut hora,
Fictilis ut mediis olla fatiscit aquis?

(M. IV. Buch Nr. 66.)

6. Wie ein Holz und ein anderes Holz auf dem Ocean zusammentreffen, und, nachdem sie sich trafen, wieder von einander gehen, so auch treffen die Menschen zusammen.

Ligna velut lignis miscentur in aequore, mixta
Mox abeunt: homini sic sociatur homo.

(M. IV. Buch Nr. 75.)

7. Wie die Ströme der Flüsse fortgehen und nicht wiederkehren, so auch stets die Tage und Nächte der Sterblichen, die Leben empfiengen.

Flumina uti fugiunt nunquam reditura: diesque
Sic noctesque hominum, quot fovet aura, volant.

(M. IV. Buch Nr. 87.)

8. Glück ist es für Jeden, die durch und durch saftlose Welt, die mit Geburt, Tod, Alter, Krankheit und Kummer überschüttet ist, zu verlassen.

Felix, quem mundum putidum morbisque, senecta,
Morte, malis plenum linquere fata sinunt.

(M. IV. Buch Nr. 94.)

9. Wer nicht schnell thut, was er thun, was er nehmen und geben soll, dem trinkt die Zeit den Genusz weg.

Crede mihi, quisquis differt dare, sumere quaeque,
Huic fructum facti praeripit hora fugax.

(M. IV. Buch Nr. 127.)

10. Wenn man stets erkennt, dasz das Leben der Menschen so schwankend ist, wie das Bild des Mondes im Wasser, so wird man glücklich.

Instabilis vita est, fluvio ceu reddita luna;
Hoc teneas fida mente: beatus eris.

MEMMINGAE. HENRICUS STADELMANN.

62.

UEBER PETRUS RAMUS ALS SCHULMANN.[1])

M. H. Der Herr Berichterstatter über unsere vorjährige Versammlung hat meines Erachtens mit Recht hervorgehoben, dasz man, bei der immerhin beschränkten Zeit unserer jedesmaligen Zusammenkunft, besser daran thue, nicht zu umfassende Gegenstände zur Sprache zu bringen, über die obendrein die Ansichten noch im Verhältnisse des contradictorischen Gegensatzes sich befänden. Diesen Fehlgriff glaube ich zu vermeiden, wenn ich es heute versuche, die schulmännische Biographie zum ersten Male in unsern Kreis einzuführen. Wenn meine Wahl auf einen französischen Schulmann des 16n Jahrhunderts gefallen ist, so hängt dieselbe, abgesehen von andern Anlässen, damit zusammen, dasz Petrus Ramus dem Einflusse und der Entwicklung unseres deutschen Schulwesens durchaus nicht so fern steht, als es auf den ersten Blick vielleicht scheinen könnte: schon um deswillen nicht, weil Ramus ein verdienstvoller Lehrer und ein Vorbild eines bekannteren deutschen Humanisten und Schulmannes war, nemlich des Franz Fabricius aus Düren, welcher Letztere nach dem 1564 erfolgten Tode des Rectors Monheim den Ruhm des Düsseldorfer Gymnasiums durch das mit Eifer geförderte Studium der classischen Schriftsteller noch bedeutend erhöhte. Auszerdem aber bekennt Ramus selbst, dasz er das Glück gehabt habe, durch einen deutschen Humanisten bei dessen zeitweiligem Aufenthalt in Paris zuerst mit deutscher Unterrichtsweise bekannt geworden zu sein.

Petrus Ramus oder Pierre de la Ramée ward 1515 in Cuth, einem Dorfe der Picardie, geboren. Zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung gieng er selbstverständlich nach Paris, wo er den liberalen Studien nur unter Entbehrungen und Hindernissen kümmerlicher und abhängiger Verhältnisse, zuletzt als Diener eines reichen Schülers des Collège de Navarre, obliegen konnte. Aber die Lehrweise, welche zu damaliger Zeit für die artes liberales an der Pariser Universität herschte, eine von dem Zusammenhang mit dem praktischen Leben und dessen berechtigten Anforderungen abgekehrte formalistische, zum Teil sehr complicierte Behandlung, gewährte dem ebenso begabten als strebsamen Studenten keine Befriedigung. Er gesteht, wie er nach jahrelangen eifrigen Studien an sich die traurige Beobachtung gemacht habe, dasz er weder in historischen noch antiquarischen Dingen fortgeschritten, und dasz er weder in der Beredtsamkeit, noch in der Dichtkunst, noch auch in der Philosophie gewandt und bewandert gewesen sei. Er muste sich vorkommen wie die Gäste des Elagabalus, die nach dem

1) Zufolge mehrfacher Aufforderung ist, unter Beifügung beziehungsweise Beseitigung einiger Einzelheiten, ein zu Düsseldorf in der Versammlung von Lehrern höherer Schulen der Rheinprovinz am 14 April 1868 gehaltener Vortrag dem Druck übergeben worden. Hauptsächlichste Quellen bildeten Schriften des Ramus und nachträglich Waddingtons Buch: Ramus, sa vie, ses écrits et ses opinions. Paris 1855 und Stöckls Geschichte der Philosophie des Mittelalters, 3r Band.

Berichte des Lampridius mit fictiven Schaugerichten abgespeist wurden. Was Ramus hatte, konnte er nicht nutzen, und was er nicht hatte, brauchte er eben. Während er so eine trübselige Rückschau auf die lange Studienzeit hielt, traf es sich glücklich, dasz er durch keinen geringern Lehrer als durch Johann Sturm, der vom Jahre 1529 bis zum December 1536 in Paris Dialektik lehrte, mit jener Unterrichtsmethode bekannt ward, die in Deutschland durch Rudolf Agricola begründet worden war. Aus dieser deutschen Schule, die einerseits auf die Klosterschule der Hieronymianer zurückgieng, andererseits sich manche Sympathieen für den damaligen italienischen Platonismus angeeignet und in manchen Einzelnheiten namentlich an Laurentius Valla sich angeschlossen hatte, stammte nicht nur des Ramus Abneigung gegen die spitzfindige und sprachlich zum Teil barbarische Behandlung angeblich aristotelischer Dialektik, sondern auch seine Vorliebe für Platon, Xenophon und für classische Litteratur überhaupt: eine Vorliebe, die um so gröszer werden muste, je unvorteilhafter von der lehrreich eindringenden und wahrhaft bildenden Methode seines deutschen Lehrers das oft gegenstandlose und nutzlose, spinöse und langweilige Gerede aristotelischer Sorboniker sich unterschied. Wie hätte auch ein scharfsinniger und strebsamer Jüngling, der eine neue Epoche der Bildung anbrechen sah, sich befriedigt fühlen können durch eine geschäftige und unnütze Nichtsthuerei, wie sie z. B. bei den fast täglich sich wiederholenden logischen Disputationen hervortrat, bei jenen mit lächerlicher Ernsthaftigkeit und langweiliger Umständlichkeit veranstalteten Wortgefechten, von denen er selbst ein so ergötzliches Bild gegeben hat in der Darstellung eines mit hochtrabender Feierlichkeit durchgeführten Wortkampfes zwischen zwei Graduierten der Sorbonne, einem sogenannten Baccalaureus cursor und einem Baccalaureus formatus, über ein ebenso wenig wichtiges als schmackhaftes Thema. Disputatio, sagt der Baccalaureus formatus, quae tautologiam habet, sophistica est; nostra disputatio tautologiam habet: nostra igitur disputatio sophistica est. Sic argumentaris, Baccalauree doctissime formate, entgegnet der Baccalaureus cursor, wiederholt dann den ganzen Syllogismus und setzt hinzu: Nego maiorem. Und so geht es lange, lange fort, unter oftmaliger Wiederholung des Themas, immer mit den Einleitungsworten Sic argumentor oder Sic argumentaris Baccalauree doctissime formate oder cursor und mit Anwendung der technischen termini: nego minorem, probo maiorem, concedo minorem, distinguo consequentiam, zum Teil auch in schauerlichem Latein. Was Wunder, wenn ein Jüngling wie Ramus, der, durch deutschen Einflusz unter die Einwirkung der neu aufblühenden Studien des Altertums gestellt, die litterarischen Schätze des classischen Altertums nicht als einen todten Stoff angesehen, sondern als das beste Material und Mittel für allseitige Ausbildung benutzt wissen wollte und der deshalb glaubte, dasz die studierende Jugend etwas besseres thun könnte, als in der hergebrachten Weise nach Jahrelangen grammatischen und unpraktischen Studien der Rhetorik sich endlich noch drei und ein halbes Jahr hindurch mit Behandlung des aristotelischen Organons mishandeln zu lassen — was Wunder, sage ich, wenn ein solcher Mann mit dem ganzen bisherigen

Aristotelismus der Sorbonne vollständig brach und als einundzwanzigjähriger magister artium liberalium mit jugendlich keckem Mut inmitten der stärksten Burg dieses Aristotelismus die schaudererregende Thesis aufstellte: 'Quaecunque ab Aristotele dicta essent, commenticia esse' und in der Entwicklung derselben die nicht minder schrecklichen Behauptungen aussprach, dasz das hochverehrte Organon des Aristoteles nicht frei von Fehlern und Mängeln und dasz manche der darin befindlichen Schriften mit Unrecht dem Aristoteles beigelegt seien! Solche Angriffe auf die herschende Philosophie riefen begreiflicher Weise eine grosze Bewegung hervor. Als nun Ramus, der in den artes liberales zuerst an dem Pariser Collège du Mans, darauf in Verbindung mit dem Rhetoriker Omer Talon (Audomarus Talaeus) und dem Hellenisten Barthélemy Alexandre an dem Collège 'Ave Maria' in seiner Weise lehrte, mündlich und schriftlich gegen die Unzulänglichkeit der bisherigen Logik sowie gegen die sophistische, sterile und barbarische Behandlung derselben sich aussprach, da wurden auf Betreiben einiger Aristoteliker die 'Aristotelicae animadversiones' und die 'Dialecticae institutiones' des Ramus von einer vorwiegend aus Aristotelikern zusammengesetzten Commission als schädliche und verleumderische Schriften bezeichnet (1 März 1544), durch strengen Befehl König Franz I unterdrückt und Ramus selbst zum Schweigen über philosophische Dinge verurteilt: ' . . . de ne plus lire sesdictz liures, ne les faire escripre ou copier, publier ne semer en aulcune maniere, ne lire en Dialectique ne philosophie en quelque maniere que ce soit sans nostre expresse permission: Aussy de ne plus vser de elles mesdisantes (sic) et inuectiues contre Aristote ne aultres autheurs anciens receuz et approuvez, ne contre nostredicte fille l'uniuersite et suppostz d'icelle . . . . .' (10 März 1544); seinen rhetorischen und mathematischen Unterricht setzte Ramus dagegen fort, zunächst an dem Collège d'Ave Maria, sodann als Vorsteher des Collège de Presles (gestiftet 1314 von Raoul de Presles), und fand in dieser Stellung, trotz wiederholter Angriffe, hinlängliche Gelegenheit seine wissenschaftlichen und pädagogischen Principien wenigstens auf unterrichtlichem Wege zur Geltung zu bringen; denn da ihm selbst in Bezug auf Behandlung philosophischer Gegenstände 'Zunge und Hand gebunden war', so hielt Omer Talon Morgens eine philosophische Vorlesung, während Ramus des Abends griechische oder lateinische Autoren interpretierte und in ihnen die Anwendung der logischen Gesetze nachwies. — Als aber nach dem Tode Franz I (31 März 1547) dessen Sohn Heinrich II zur Regierung kam, gelang es dem Cardinal Carl von Lothringen, dem ehemaligen Lehrer des Königs, die Aufhebung des Edictes durchzusetzen, welches auf Ramus, seinem frühern Mitschüler im Collège de Navarre, bereits drei Jahre hindurch lastete. Alsbald beginnt nun des Ramus fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit: zunächst besorgte er eine zweite und vermehrte Ausgabe der beiden verurteilten Schriften, auszerdem erschienen Publicationen über Platons Briefe, über rhetorische und andere Schriften Ciceros, sowie über Quinctilian. Auf neue gegnerische Angriffe antwortete der Cardinal in der Weise, dasz er bei Heinrich II die Ernennung des Ramus zum königlichen Professor am Collège de France durchsetzte (1551). In dieser

gesicherten Stellung entfaltete Ramus wo möglich eine noch eifrigere Thätigkeit. Wie er behufs deutlicherer Lautunterscheidung die Zeichen j und v in die lateinische Schrift eingeführt hatte, so ergriffen er und seine Anhänger auch Partei in hitzigen Streitigkeiten über lateinische Aussprache. Die Sorboniker sprachen kiskis, kankam, kantus, kalis, michi: Ramus und die Ramisten in der richtigen, auch uns geläufigen Weise. Es bedurfte der eifrigsten Bemühungen, um neben der alten auch der neuen Pronuntiation Duldung zu erwirken. Auszerdem richtete sich Ramus rühriger Fleisz auf die Abfassung neuer Lehrbücher und auf die fernere Ausarbeitung von Commentaren zu classischen Texten: es erschienen u. a. 1559 eine lateinische, 1560 eine griechische, 1562 eine französische Grammatik, ferner Handbücher der Rhetorik, der Logik, der Mathematik und Physik, er commentierte Ciceros Rede für Rabirius, das erste Buch über die Gesetze, die Reden gegen Rullus, gegen Catilina, die Schrift de opt. gen. orat., Ciceronische Briefe, Vergils Bucolica und Georgica. In seinen Lehrbüchern hatte er es abgesehen auf eine kürzere Fassung, auf übersichtlichere Anordnung und auf Erleichterung für die Aneignung des Lernstoffes. Speciell von seiner lateinischen Grammatik durfte er rühmen, dasz sie durch Beobachtung der erwähnten Gesichtspuncte um die Hälfte kürzer und leichter als die frühern geworden. Bei Abfassung der griechischen Grammatik hatte er sich, unter der sehr vernünftigen Uebergehung des im Lateinischen und Griechischen Gemeinsamen, mit bewuster Absicht auf kurze Zusammenstellung der Verschiedenheiten der griechischen Grammatik beschränkt: 'quatenus a latina differt'. Zeitgemäsz und richtig hebt er hervor, dasz der praktische und weitverzweigte Gebrauch des Lateinischen eine umfassendere Darstellung der lateinischen Grammatik erfordere, während es ja beim Griechischen nur auf intelligentia et quidem in paucis, nempe in religionis et artium liberalium studiis ankomme. Auf der Grundlage lateinischer und griechischer Grammatik suchte nun Ramus durch die innigste und unzertrennlichste Verbindung rhetorischer und logischer Studien mit Hinzunahme gewisser Hülfsdisciplinen die Zwecke und Ziele seines Unterrichts zu erreichen. Bis dahin war das Alles ganz anders gewesen. Während des grammatischen Tirociniums durfte nichts als Grammatik, während der rhetorischen Studien keine Logik und während der logischen Beschäftigungen keine Rhetorik getrieben werden. Dazu kam, dasz sowol die einfachsten als die verwickeltsten logischen Gesetze als Selbstzweck, ohne Rücksicht auf praktische Anwendung behandelt wurden; in Geschichte und Antiquitäten blieben die Schüler Ignoranten. Gegen diese starre Trennung und rein formalistische Behandlung lehnt Ramus sich auf. Er hat die Absicht, mit Zugrundelegung und Benutzung der litterarischen Schätze des classischen Altertums eine aus Formalem und Realem bestehende encyclopädische Bildung zu geben, bei deren Aneignung zwar auch schrittweise, aber sô vorgegangen werden soll, dasz jede frühere Stufe die folgenden vorbereitet, und dasz auf jeder folgenden die Erträgnisse der vorhergehenden nicht nur nicht vernachlässigt, sondern zu weiterer Ausführung und Befestigung gelangen sollen. Ueberall aber soll, im Gegensatz zu dem frühern Verfahren, mit dem Wis-

sen auch das Können auf das engste verbunden sein: die Schüler sollten zunächst zu selbständiger Production angeleitet und befähigt werden. Während daher seine sprachlichen Lehrbücher die Theorie enthielten, wies er in den erwähnten Commentaren zu Prosaikern und Dichtern nach, dasz in diesen Mustern die theoretischen Regeln der Grammatik, Rhetorik und Logik praktisch vorlägen, und betrachtete es als Sache des mündlichen Unterrichts, die theoretisch erlernten Regeln an den Texten herauszustellen und durch Uebungen seitens der Schüler nachahmen zu lassen. Im Einzelnen haben seine Commentare wesentlich folgende Einrichtung. Nach einer historischen Einleitung über Gegenstand und Gattung z. B. einer Rede, sind im Classikertexte selbst durch Buchstaben und Zahlen die rhetorischen Eigentümlichkeiten der Diction bezeichnet: mit a b c d werden die vier Arten des Tropus: Metonymie, Ironie, Metapher und Synekdoche angezeigt; mit den Zahlen 1—27 die verschiedenen Figuren. Ebenso sorgfältig behandeln die Commentare die rhetorische Invention, die Hauptteile und den Plan des Ganzen und die Verbindung des Einzelnen und wenden sich namentlich den syllogistischen Verhältnissen im Einzelnen zu. Aus der verdeckenden Hülle des rhetorischen Gewandes werden die Urteile auf ihre einfachste Gestalt zurückgeführt und zu der entsprechenden Form des Syllogismus zusammengestellt. Durch die vereinigte Kraft all dieser Belehrung in Verbindung mit angemessenen sachlichen Einzelbemerkungen soll dem Schüler ein möglichst allseitiges Verständnis des Gelesenen vermittelt und die Möglichkeit der Nachahmung an die Hand gegeben werden. —

Viele dieser Gesichtspuncte sind für uns heut zu Tage selbstverständliche Dinge, deren Berücksichtigung kein methodischer, seiner eigentlichen Zwecke sich bewuster Unterricht auszer Acht läszt. Audomarus Talaeus aber erklärt, die der landläufigen Praxis entgegenstehenden Versuche, in den Dichtern, Rednern, Historikern und Philosophen den rhetorischen beziehungsweise logischen 'usus' im Unterrichte nachzuweisen und die Schüler an den Unterricht anschlieszende mündliche und schriftliche Uebungen anstellen zu lassen, — diese Versuche seien fast ebenso gefährlich gewesen, als Bären, Tiger und Leoparden zu reizen. Zu den Gegnern des Ramus gehörte übrigens eine Zeit lang auch Adrianus Turnebus. Die Heftigkeit der gegen ihn bestehenden Erbitterung spiegelt sich noch nachher in dem poetischen Versuche eines Epitaphiums, welches Jakob Pontanus, Herausgeber eines poetischen Tirociniums, auf den bei der Pariser Bluthochzeit ermordeten Ramus verfaszt hat: Ramus, die furia doctorum hominum, wird bei seinem Erscheinen im Orcus auf Antrag eines Classikerareopags wegen der Angriffe auf angesehene Auctoren zur ewigen Verdammnis verurteilt.[2])

---

2) Tumulus Petri Rami, doctorum hominum Furiae, Parisiis trucidati M. D. L. XX (vielmehr 1572, 26 Aug., also am dritten Tage des Kampfes).

Luctisonum postquam descendit Ramus ad Orcum
Constitit ad stygias ut veheretur aquas.

Nach den obigen Andeutungen über die innige Durchdringung von Theorie und Praxis in Grammatik, Rhetorik und Logik kann man zum Teil schon errathen, wie es in des Ramus praktischem Unterrichte zugieng. Der ganze Lehrcursus dauerte sieben Jahre. Wenn ein Knabe, ohne dasz er lesen und schreiben konnte, zum Unterrichte kam, so wurde er drei Jahre mit lateinischer und griechischer Grammatik beschäftigt, hauptsächlich mit lateinischer, weil Kirche, Staat und Leben überhaupt das Vorherschen der lateinischen Sprache fordere. Gang und Gliederung dieses dreijährigen Unterrichtes war nun folgender. Im ersten Jahre muste der Schüler viel schriftlich und mündlich declinieren und conjugieren, mehr nach praktischen Anweisungen als nach theoretischen Regeln. Von Syntax wurden nur sehr wenige Puncte vorgetragen, die ebenfalls durch praktische Beispiele aus irgend einem heitern Gedichte erläutert wurden nach dem Grundsatze:

Os pueri tenerum balbumque poeta figurat.

Als solche poetische Lectüre wurden benutzt Vergils bucolische Dichtungen, Homers Batrachomyomachie, eine Terentianische Comödie; aber auch leichtere Prosa ward schon gelesen, namentlich Ciceronische Briefe: kurz, das ganze erste Jahr ward verwendet auf die 'Etymologie' der einzelnen Wörter uud auf Aneignung eines gewissen Wortschatzes, so dasz also der Schüler im ersten Jahre lesen, schreiben, declinieren und conjugieren lernte und auch schon etwas Poetisches und Prosaisches las. Im zweiten Jahre ward die 'grammatische Etymologie' eingehender uud umfassender, zugleich die Lectüre aus Vergil, Cicero, Homer und dazu aus Aristophanes (!) umfänglicher. Im dritten Jahre kam die Syntax zum vollständigen Vortrage, zugleich wurden die frühern Uebungen ausgedehnter; denn wenn der Knabe vorher täglich vier bis sechs Verse auswendig gelernt hatte, so memorierte er jetzt sechs bis acht, und wenn er im zweiten Jahre gelernt hatte über ein Thema sechs bis acht Zeilen zu schreiben, so sollte er im dritten Jahre zwölf bis achtzehn Zeilen zu Stande bringen; denn darauf lief, wie bereits angedeutet werden muste, die

---

Hic miserum increpitans lethaei portitor amnis,
Vectum iuridicos compulit ante viros.
Conveniunt in quos calamum distrinxerat olim:
Nimirum istorum pars numerosa fuit,
Clarus Aristoteles, facundi et Tullius oris,
Porphyrius, Fabius, quosque referre mora est.
Hos inter caussam pro cunctis Tullius infit,
Ob noxam ad poenas postulat huncce rapi.
Tum sic alloquitur trepidam Gortynius umbram:
Iamne venit sceleri debita poena tuo?
Tune istos ausa es, petulanti carpere morsu?
Tune istos ausa es, tune docere viros?
Nunc lue supplicium, et meritas solve improba poenas,
Euge scelesta, viris parcere disce bonis.
Mox iubet aeternis ululantem tradere flammis.
Ramus enim flammas pascere dignus erat.
Talia post obitum sperabit praemia, quisquis
Doctorum manes non requiesse sinit.

Vgl. Iacobi Pontani Tyrocinium poeticum S. 401, Ingolstadt 1600.

ganze Methode hinaus, dasz der Schüler nicht blosz den gebotenen Lernstoff sich gedächtnismäszig aneigne und unter Anleitung seiner Lehrer, sowie durch eigenes Meditieren, verständnismäszig erfasse und durchdringe, sondern auch darauf, dasz er mit Hülfe des dargebotenen Stoffes zu mündlicher und schriftlicher Nachahmung und zuletzt zu selbständiger Production befähigt werde. Jener receptive Teil des Unterrichts hiesz Analysis, dieser imitative Genesis.

Im vierten Jahre folgte die Rhetorik, wobei ebenfalls Theorie und Praxis, Analysis und Genesis miteinander verbunden waren. In besondern Stunden wurden nach dem Lehrbuche die technischen Seiten der Rede, die Hauptteile in ihrer besondern Behandlung, sowie der in Tropen und Figuren hervortretende Schmuck der rhetorischen Sprache, desgleichen der äuszere Vortrag nach Modulation und Gesticulation behandelt. Auf Grund dieser theoretischen Anweisungen schlosz sich nun an Vergils Aeneis, an Cicero, Homer und Demosthenes die Analysis an, so zwar, dasz die Schüler hier Tropen und Figuren und das technische Rüstzeug, ferner den Plan im Ganzen und Einzelnen erkennen lernten. Anleitung zum angemessenen Vortrag gab der Lehrer, indem er selbst viva voce vorlas. Die Genesis bestand darin, dasz die Schüler zunächst nach einem gegebenen Vorbilde, nachher in freier Weise ein Thema sei es in Versen oder Prosa schriftlich behandelten und angemessen vortrugen. Zusammenhängende grammatische Belehrung ward in diesem vierten Jahre nicht geboten, wol aber unter steter Berücksichtigung und Anwendung fehlerloser Sprache die erworbene grammatische Kenntnis des Lateinischen und Griechischen lebendig erhalten und erweitert.

Auf der dritten Stufe der Studien, d. h. im fünften Jahre, begann die Logik, wobei die in dem grammatischen und rhetorischen Unterrichte befolgte Methode beibehalten ward. Während des ganzen fünften Jahres wurden die Hauptgesetze der dialektischen Kunst nach leichtfaszlichem Handbuche in je einer Stunde täglich vorgetragen, in zwei, oft sogar drei Stunden repetiert, die Schüler dann an classischen Rednern in der Aufsuchung und Feststellung des Themas, in der Eruierung der Urteile und Schlüsse geübt, zur Anfertigung ähnlicher Arbeiten angehalten, um sich zur spätern Behandlung freier Themata zu befähigen. In ganz ähnlicher Weise suchten Laurentius Valla und Rudolf Agricola, indem sie gegen die verwickelte Dialektik ihrer Zeit eiferten, den logischen Untersuchungen und Uebungen eine Richtung auf die Rhetorik zu geben. Nicht blosz auf Verständnis, sondern auch auf Nachahmung der Alten kam es an. Man las bei Ramus z. B. Ciceros Rede gegen Piso, stellte dabei das Historische heraus, erklärte das technisch Rhetorische und hob die Gedankengänge und Schluszfolgerungen hervor. Nach diesem Beispiele ward nun ein allgemeineres Thema behandelt. Cicero sprach gegen P i s o: Ramus liesz seine Schüler nach jenem Vorbilde 'in tyrannum et perniciosum Reipublicae magistratum' schreiben und sprechen. Cicero vertheidigte den Milo; nach allseitiger rhetorisch-logischer Behandlung dieser Rede ward ein ähnliches Thema gestellt: 'Quod Cicero pro Milone contra Clodium dixit, nos pro forti et constanti principe contra sceleratum sicarium et latronem

similibus argumentis, similibus enuntiatis, similibus syllogismis, simili ordine, simili denique inventione et dispositione disserimus. Dieselbe analytisch-genetische Behandlung schlosz sich an Demosthenes, Homer, Vergil, Platon und Aristoteles an. Zusammenhängend ward Grammatik und Rhetorik im fünften Jahre nicht mehr gelehrt, aber der didaktische Gewinn früherer Jahre durch stete Zurückweisung und Anwendung sorgfältig bewahrt. Im sechsten Jahre folgten die Elemente der Arithmetik und Geometrie, nebenbei fanden auch Musik und Optik Berücksichtigung. Einfach und verständlich wurden die mathematischen Regeln dargelegt und auf dem Wege der Genesis durch Anwendung befestigt. Daneben fanden Declamationen über mathematische Thesen statt. Das siebente Jahr endlich war für naturwissenschaftliche Studien übrig. Hinsichtlich des Stoffes fand ein eklektisches Verfahren statt: 'In octo primis Aristotelis voluminibus physicis multa est contra veterum opiniones altercatio: imo physicae veritatis nulla prorsus est expositio: astrologiam assumimus pro libris Aristotelis de Caelo, qui praeter quaestiones alienas admodum nil habent: librorum de ortu et interitu solida theoremata quae paucissima sunt seligimus, omittimus quaestiones alienas: libros de Meteoris, de Anima diligentius expendimus: libellos reliquos de vita, sensu, vigilia, somno, memoria, discipulis nostris, ut per se jam aliquid experiantur, privatim unicuique legendos imperamus. Daneben fanden tägliche Redeübungen über allgemeine Themata statt, so dasz die Schüler, wie früher z. B. über Krieg und Frieden, so jetzt über Leben und Tod mit Anwendung der ihnen durch Lectüre bekannt gewordenen Aristotelischen Beweise sprachen. Die früher erworbenen mathematischen Kenntnisse wurden durch eine eingehendere Behandlung des Euklid, wovon Ramus bereits 1545 eine lateinische Uebersetzung publiciert hatte, gesichert und erweitert. Desgleichen ward im siebenten Jahre eine mathematisch begründete Physik vorgetragen, zugleich aber wurden rhetorische und dialektische Uebungen veranstaltet, um so grószere, je älter inzwischen die Schüler geworden. Zur Verschönerung der Rede und zur Bekräftigung der Beweisführungen wurden mit den naturwissenschaftlichen Lehrsätzen naturwissenschaftliche Stellen z. B. aus Vergils Georgica, aus Ovids Metamorphosen, aus Lucrez, Seneca und aus Plinius Naturgeschichte verbunden. —

So bilden wir denn, erklärt Ramus, nach Ablauf des siebenten Jahres einen magistrum artium non nomine, sed revera ac veritate, der lateinische und griechische Sprache, Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie und Physik selbst gelernt hat und Andere lehren kann.

Meines Erachtens liegt in dieser Methode viel Richtiges und Nachahmungswürdiges, und wofern wir, natürlich mutatis mutandis, heute ähnlich verfahren, so dürfte mit der formalen Bildung, die wir bei unsern Schülern erstreben, sich auch ein sehr gesunder Realismus verbinden.

Köln. Wilhelm Schmitz.

63.

ZUR LITTERATUR DES NEUGRIECHISCHEN VOLKS-LIEDS UND DER GRIECHISCHEN VULGARSPRACHE.

Wer sich mit der neugriechischen Volkspoesie eingehender beschäftigt hat, der weisz auch und gesteht willig zu, dasz die im Jahre 1860 in der Verlagshandlung dieser 'Jahrbücher' erschienenen: Popularia carmina Graeciae recentioris von A. Passow als die vollständigste und nach ihren einzelnen Rubriken am umfassendsten aufgestellte Sammlung neugriechischer Volkslieder angesehen werden musz. Auch hat das compilatorisch zusammentragende und systematisch ordnende Verdienst des Herausgebers die gebührende Anerkennung gefunden, und namentlich ist dieses Verdienst nicht nur in Deutschland, sondern auch von griechischen Gelehrten anerkannt worden, und dasselbe wird ihm, sowie seiner Sammlung das der Vollständigkeit unter allen Umständen verbleiben, auch wenn nachträglich noch weitere Schätze aus dem poetischen Leben des neugriechischen Volks in vielfacher Weise zu Tage gefördert worden sind, übrigens teils die griechische, teils die ausländische Kritik an der Behandlung und Aufstellung des Textes zum Nachteile der sprachlichen und dialektischen Eigentümlichkeiten der Volkslieder manches mit Recht auszustellen gefunden hat. Aber davon abgesehen, bleibt der Passowschen Sammlung um so mehr und um so gewisser ihr litterarisch-ästhetischer und culturhistorischer Werth gesichert, und es ist unabweisliche Pflicht, das eine und das andere Urteil offen auszusprechen.

Indes kommt hier die kritische Seite dieser Sammlung nicht weiter in Betracht, und ebenso wenig kann und soll hier die reiche Ausbeute, die sie in litterarisch-ästhetischer und in culturhistorischer Beziehung gewährt, in ihren Einzelnheiten näher ins Auge gefaszt werden. Ich will vielmehr zunächst hier nur in Ansehung der Frage der Vollständigkeit einige neuaufgethane Quellen zur Ergänzung der offen gebliebenen Lücken nachweisen und auf dieselben im Interesse der Litteratur des neugriechischen Volksliedes in geeigneter Weise für die Freunde des letzteren und des Volksliedes überhaupt aufmerksam machen. Denn insoweit besonders die griechische Presse bisher unbekannt gewesene Schätze dieser Art erschlossen und veröffentlicht hat, musz man leider bekennen und beklagen, dasz die griechische Litteratur bei den mangelhaften Zuständen des griechischen Buchhandels uns noch so wenig zugänglich ist, dasz derartige Quellen nicht Vielen zu Gute kommen und sie Manchem oft nur ein Zufall zuführt, weshalb es um so mehr die Pflicht Einzelner ist, solchen Zufall zu benutzen und ihn für Andere möglichst zu verwerthen. Ich will dieser Pflicht mit folgenden Nachweisungen und Hinweisungen zu genügen suchen, so weit ich dies zu thun vermag.

Im Allgemeinen hat die griechische Journalistik es sich angelegen sein lassen und gewissermaszen zur Pflicht gemacht, auch auf dem Gebiete des Volkslieds bisher unbekannte Schätze zusammenzutragen und Anderen zugänglich zu machen, wie sie dies nicht minder auch mit der griechischen Vulgarsprache und ihren verschiedenen Dialekten gethan hat, für deren bessere und tiefere Erforschung und Kenntnisnahme zugleich die Volkslieder eine in hohem Grade reichhaltige und ausgiebige Quelle sind. Namentlich in der seit dem Jahre 1851 in Athen erscheinenden Πανδώρα sind teils mannigfaltige Λεξιλόγια aus den verschiedensten Gegenden mit griechischer Bevölkerung, teils Volkslieder aller Gattungen mitgeteilt worden, die für Ergänzung der Passowschen Sammlung eine reiche Nachlese gestatten würden. Besonders ist dies

seit 1861 mit zahlreichen Volksliedern geschehen, die auf dem griechischen Festlande des Königreichs und in einzelnen Teilen der europäischen und asiatischen Türkei, sowie auf verschiedenen Inseln (Kassos, Karpathos, Kalymnos, Rhodos) heimisch sind, und ausser solchen teilte die Πανδώρα in December 1864 namentlich Volkslieder aus den griechischen Niederlassungen auf der Insel Korsika mit, wohin bekanntlich seit dem letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts viele Einwanderungen aus Maina im Peloponnes stattgefunden hatten. Ich mache auf diese Volkslieder um so mehr aufmerksam, da sich in der Passowschen Sammlung dergleichen aus Korsika nicht finden. Manche derselben sind allerdings auch in einzelnen Teilen Griechenlands heimisch und zeugen für ihr Alter und für den Umfang, in dem sie sich erhalten haben; aber nicht selten zeigen sie auch im Einzelnen auffallende Aenderungen. Meistens sind es Klagelieder, sogenannte μοιρολόγια, und sie lassen in dieser Beziehung ihren Ursprung aus Maina nicht verkennen, wo die Mehrzahl der Volkslieder solche μοιρολόγια sind. Indes teilte die Πανδώρα im März 1866 auch mehrere Volkslieder aus Maina selbst mit, die nicht blosz μοιρολόγια, sondern kirchliche Gesänge sind und unter denen sich eines auf das Fest der Erscheinung Christi (τὰ Θεοφάνεια, auch τὰ Φῶτα) befindet, der den besonderen kirchlichen Charakter dieses Festes in der morgenländischen Kirche kennzeichnet. Diese mainotischen Volkslieder sind zugleich zur Kenntnis des dortigen lakonischen Dialekts von besonderem Werthe. Auf der Insel Korsika hat dagegen die griechische Sprache fast noch bedeutendere Aenderungen erlitten, als in den griechischen Niederlassungen im Neapolitanischen, und sie hat sich dort in Bezug auf Wortbildung und Aussprache, sowie auf Syntax dem Einflusse der italienischen Sprache noch weniger entziehen können, als in den letzteren. In Betreff der Hauptwörter hat es dieses korsikanische Griechisch fast bis zur ἀκλισία in Wort und Artikel gebracht. Uebrigens sind jene korsikanischen Volkslieder der Πανδώρα einer in Athen 1864 erschienenen Sammlung: «ᾄσματα δημοτικὰ τῶν ἐν Κορσικῇ Ἑλλήνων» entlehnt.

Eine andere Quelle zum Teil ungedruckter neugriechischer Volkslieder ist der seit 1861 erscheinende griechische Nationalkalender (Ἐθνικὸν Ἡμερολόγιον),*) weshalb ich nur auf die einzelnen Jahrgänge von 1863, 1865, 1866 und 1868 verweise. Manche der hier mitgeteilten Volkslieder weisen zwar im Verhältnis zu schon früher bekannt gewesenen nur wesentliche Aenderungen und andere Lesarten auf; aber sie gewähren auch in diesen Beziehungen interessante Beiträge zur Genesis des Volkslieds im Allgemeinen und zur Entstehung einzelner Volkslieder insbesondere. Namentlich enthält der neueste Jahrgang dieses Nationalkalenders mehrere noch ungedruckte Volkslieder von den Inseln des ägäischen Meeres, die, sachlich und sprachlich betrachtet, ihren eigentümlichen Werth haben. Dagegen sind einige dort mitgeteilte Volkslieder aus Thessalien bereits in deutschen Sammlungen gedruckt worden, was ich aus besonderen Gründen hier zu bemerken für Pflicht halte, da der dort nach einer Seite hin ausgesprochene Vorwurf ungegründet ist. Bereits im Jahrgange 1865 teilte das Ἡμερολόγιον eine gröszere Anzahl ungedruckter Volkslieder von der Insel Kreta mit, die der Herausgeber von dem Griechen Pylarinos erhalten und welche dieser unmittelbar aus dem Munde des Volks niedergeschrieben hatte. Neben dem poetischen Interesse, das diese kretischen Volkslieder haben, ist ihnen, bei aller Unvollständigkeit, in der einzelne, noch dazu in sprachlicher Form vielfach verderbt, sich dort finden, besonders in geschichtlicher und linguistischer Beziehung ein hoher Werth beizulegen. Sie weisen zugleich an einem besonders auffallenden Beispiele den unverkennbaren nationalen Zusammenhang

*) Paris beim Herausgeber Marinos P. Vretos, rue Miroménil 8.

der griechischen Insel Kreta zwischen der Gegenwart und dem Altertume nach. Eine für sich bestehende Sammlung von Volksliedern dieser Insel von dem genannten Pylarinos erschien 1867 in Paris unter dem Titel: Ἀπάνθισμα Κρητικῶν ᾀσμάτων.

Eine andere gehaltreiche Sammlung griechischer Volkslieder findet sich in der Schrift: Ἀναμνήσεις φιλοπάτριδος, ὑπὸ Τριανταφύλλου Μπάρτα (Paris 1861). Es sind zum Teil ebenfalls ungedruckte Volkslieder der verschiedensten Gattungen der neugriechischen Volkspoesie, teils Klephtengesänge und geschichtliche Lieder, teils Romanzen und Liebeslieder, die unsere bisherige Kenntnis in den einzelnen Richtungen des neugriechischen Volkslieds vielfach erweitern und ergänzen. Sie verdienen daher im Einzelnen umsomehr die besondere Berücksichtigung des gelehrten Auslandes, und dabei hat diese Sammlung auch noch den Vorzug, dasz die Klephtengesänge und geschichtlichen Lieder durch die dazu gegebenen historischen Aufschlüsse dem Verständnisse des Lesers und zugleich der Auffassung ihres Zusammenhangs mit der Geschichte des Landes und dem nationalen Leben des Volkes näher gerückt werden. Zu dem gleichen Zwecke empfehlen sich auch die vielfachen geschichtlichen Mitteilungen über einzelne Klephten und Armatolen, die in den dramatischen und epischen Dichtungen des ionischen Griechen Aristoteles Valaoritis, eines der vorzüglichsten und nach Wahl der Gegenstände der Behandlung, sowie nach dem Geist und der sprachlichen Seite der Behandlung echt nationalen Dichter des neuen Griechenland, teils: «Ἡ κυρὰ Φροσύνη.» Corfu 1859, teils: «Ἀθανάσης Διάκος,» Athen 1867, zerstreut sich vorfinden.

Noch umfassender und bedeutender ist die «Συλλογὴ τῶν κατὰ τὴν Ἤπειρον δημοτικῶν ᾀσμάτων ὑπὸ Γ. Χρ. Χασιώτου» (Athen 1866), und sie ist um so werthvoller, da sie sich ausschlieszlich auf Epirus beschränkt. Aus der langen Vorrede (S. ε′—κη′), worin der Herausgeber im Wesentlichen die Schicksale und Wandelungen der griechischen Sprache von ihren Anfängen an schildert, will ich nur das hier hervorheben, dasz er selbst einen wesentlichen Vorteil, den das Sammeln und die Veröffentlichung griechischer Volkslieder gewährt, mit allem Recht darin erkennt, dasz sie zu sorgfältiger Erforschung und genauerer Kenntnis der Sprache und ihrer Dialekte aus alter und neuer Zeit Anlasz geben, und dasz sie zugleich die Mittel dazu darbieten, und Gelegenheit geben, auch die Verhältnisse und Beziehungen der einzelnen örtlichen Dialektformen unter einander und zum Sprachganzen beurteilen zu lassen. Daher macht er auch, in Hinblick auf die, daheim und von Fremden unternommenen Sammlungen neugriechischer Volkslieder, den Vorschlag, der an sich seine vollständige Berechtigung hat, auch wenn sich der Ausführung zu allen Zeiten und namentlich jetzt mancherlei Schwierigkeiten entgegenstellen würden, dasz ein Verein wissenschaftlich gebildeter Männer in Griechenland sich mit dem Gesamtgebiete der griechischen Volkspoesie beschäftigen und es unternehmen sollte, das Echte von dem Falschen zu scheiden und das Mangelhafte zu vervollständigen.

Die obgedachte Sammlung epirotischer Volkslieder enthält deren besonders aus dem Bezirke von Zagori, die meist ungedruckt sind, namentlich in der Passowschen Sammlung sich nicht finden, oder in verschiedener Gestalt und Art, in der sie dort heimisch sind und im Volke sich erhalten haben. Dabei bemerkt der Herausgeber ausdrücklich, dasz er sich mit der Wortschreibung im Wesentlichen nach der Art der Aussprache der Epiroten, besonders der Bewohner von Zagori, gerichtet habe, ohne 'in profanierender Weise' sich daran zu vergreifen. Die von ihm gesammelten Volkslieder hat er im Einzelnen in neun Classen zusammengestellt: Wiegenlieder, kirchliche Festgesänge, Hochzeit- und Familienlieder, zum Tanz gesungene (τοῦ χοροῦ), Wander- und Fremdenlieder, Klephtengesänge, Liebeslieder, Gesänge von Charos

(die Passow nicht ganz passend carmina Charontea nennt, denn der Χάρος der Neugriechen hat eine andere und tiefere Bedeutung als der altgriechische Χάρων) und Klagelieder. Es sind im Ganzen 325 solcher Lieder und Gesänge, und sie lassen das griechische Volk im Allgemeinen, insbesondere das in Epirus nach seinen nationalen Eigentümlichkeiten, in seinem häuslichen und Familien-, wie im öffentlichen Leben, in seinen Beziehungen zu ihrer Kirche und zu den Festen derselben, in seinem religiösen Glauben und Aberglauben, in seinem Genusz der Natur, wie in dem der Jugend und Freiheit, im Kampfe des Lebens und in den Kämpfen mit den Feinden des Landes und Volkes, im Ernst und im Spiel der Liebe, in Freude und Lust, wie in Klage und Schmerz — das ganze Leben des Menschen von der Wiege bis zum Grabe auf das genaueste und in unmittelbarer Betrachtung beobachten und erkennen. Zugleich weisen sie, in ihrer Abstammung aus Epirus, dieser echtgriechischen Provinz des alten Griechenland, deren Bewohner sich selbständiger in ihrer nationalen und auch in ihrer sprachlichen Eigentümlichkeit, dabei auch freier von manchen fremdartigen Einflüssen zu erhalten gewust haben, den innigen Zusammenhang mit dem Altertume nach. Die ganze Sammlung ist als der unmittelbare Nationalausdruck des epirotischen Volks und als der ungefärbte Spiegel seines inneren und äuszeren Lebens, sowie teils in ästhetischer, litterarischer und culturgeschichtlicher, teils auch in sprachlichor Beziehung von besonderem Werth. Ihre Wichtigkeit zur Kenntnis der griechischen Vulgarsprache und des epirotischen Dialekts liegt für Jeden, der Interesse daran hat, klar vor Augen, und bei der Schwierigkeit des Verständnisses im Einzelnen und der Eigentümlichkeit des Dialekts, sowie bei der Unvollständigkeit der vorhandenen Wörterbücher der griechischen Vulgarsprache verdient es besondere Anerkennung, dasz der Herausgeber das Verständnis schwieriger Ausdrücke in den Volksliedern seiner Sammlung durch Worterklärungen in einem angehängten Glossarium (S. 225—241) zu vermitteln versucht hat. Leider ist jedoch dasselbe nicht vollständig und es läszt im Einzelnen nicht selten im Stich.

Eine andere Sammlung neugriechischer, zum Teil ungedruckter Volkslieder unter dem Titel: «Λιανοτράγουδα» (Athen 1866) ergänzt und verbessert vielfach die Passowsche Sammlung. Sie enthält unter anderm über 2000 Δίστιχα δημοτικὰ ᾄσματα, kurze zwei- und vierzeilige Lieder von epigrammatischer Art und Wesen, während Passow davon nur 1157 hat (in der bekannten Sammlung des Franzosen Fauriel finden sie sich in noch weit geringerer Anzahl), und sie sind dort alphabetisch nach den Anfangsworten, zugleich in besserer und richtiger Orthographie zusammengestellt und mitgeteilt. Auszer diesen kleinen Liedern enthält jene Sammlung auch noch fünfzig Τραγούδια τοῦ χοροῦ, die, verschiedenen Inhalts und den verschiedensten Lebensbeziehungen des Volkes angehörend, mancherlei neue und werthvolle Beiträge zur Litteratur des griechischen Volkslieds in seinen einzelnen Gattungen darbieten.

Wenn in Vorstehendem von neugriechischen Volksliedern nur insoweit die Rede hat sein können, als sie in der Ursprache vorliegen, mag es nun auch gestattet sein, damit zugleich die Anzeige einer Sammlung neugriechischer Volkslieder zu verbinden, die nicht nur den Urtext derselben, sondern auch eine Uebersetzung davon enthält. Der Titel des Buches ist:

Τραγούδια Ῥωμαϊκά. Neugriechische Volksgesänge. Zweiter Teil. Urtext und Uebersetzung. Von Johannes Matthias Firmenich-Richartz, Professor usw. Berlin, Wilh. Hertz (Bessersche Buchhandlung). 1867.

Der erste Teil dieser Sammlung neugriechischer Volksgesänge erschien bereits im Jahre 1840 (Berlin, Heymann), indes galt er weniger

dem neugriechischen Volksliede an und für sich und in seinem weiteren Umfange, weshalb er auch nicht blosz Volkslieder enthielt, vielmehr war es dem Verfasser dabei zugleich um 'Zusammenstellung mit den uns aufbewahrten altgriechischen Volksliedern' zu thun. Er gewährte daher auch nicht das Bild einer gleichsam übersichtlichen Anordnung und systematischen Zusammenstellung des vorhandenen neugriechischen Volksliederstoffs. sondern nur eine flüchtige Beleuchtung der verschiedenen Arten der neugriechischen Volkspoesie und dazu von jeder Gattung die Mitteilung einiger Lieder im Urtext nebst treuer Uebersetzung. Daraus erklärt es sich auch, warum der Verfasser in den ersten Teil seiner Sammlung neugriechischer Volksgesänge nur wenig sogenannte Klephtenlieder mit aufnahm. Dagegen verfolgt der vorliegende zweite Teil gewissermaszen höhere Zwecke und weitere Zielpuncte, und er deutet dies im Verhältnis zum ersten Teile schon durch sein Aeuszeres in Form, Umfang und sonstiger Ausstattung an. Der Verfasser beabsichtigte offenbar bei und mit diesem Beweise seiner fortgesetzten Beschäftigung mit den Volksdichtungen, insbesondere mit denen der Neugriechen, eine 'Erweiterung des Ueberblicks über das Gebiet der neugriechischen Volksdichtungen', und er selbst nahm dabei für seine Person höhere und weitere Stand- und Gesichtspuncte. Demzufolge gehört denn auch dieser zweite Teil zugleich zu der vom Verfasser unternommenen Sammlung von 'Volksdichtungen nord- und südeuropäischer Völker alter und neuer Zeit.'

Was die im Urtext und in deutscher Uebersetzung hier mitgeteilten neugriechischen Volksdichtungen anlangt, so führen sie unmittelbar in die einzelnen Kreise und Schattirungen des griechischen Volkslebens ein und spiegeln die Bilder desselben nach der unmittelbaren Wirklichkeit wieder. Sie vertreten insgesamt die einzelnen Gattungen der neugriechischen Volkspoesie, und zwar in höherem Grade, als dies im ersten Teile der Fall war, aber sie können nur den Ueberblick über das Gebiet dieser Volkspoesie erweitern, ohne den reichen Stoff zu erschöpfen. Der Verfasser selbst ist hiermit einverstanden, denn er hat die Absicht, später noch einen dritten Teil zur Erweiterung dieses Ueberblicks folgen zu lassen, der, wie er im Vorwort S. VI bemerkt, neugriechische Volksgesänge, Volkserzählungen, Mährchen, Fabeln und Sprüchwörter, ebenfalls im Urtext und in Uebersetzung, enthalten soll. Man kann es auf sich beruhen lassen, inwieweit auch mit diesem dritten Teile der vorhandene Stoff irgendwie erschöpft werden könne; aber man musz es dem Verfasser im Interesse seiner Sammlung und der zu treffenden Auswahl zur besonderen Pflicht machen, der bisherigen so reichhaltigen und ergiebigen Litteratur des neugriechischen Volkslieds die erforderliche Beachtung und Aufmerksamkeit zu schenken. Es kann nicht ohne Grund zweifelhaft erscheinen, ob er dies bisher in der rechten Art und in gerechtfertigter Weise gethan habe.

Die von ihm in diesem zweiten Teile mitgeteilten Lieder hat er nach S. V teils von Fauriel und Anderen entlehnt, teils selbst gesammelt oder von griechischen Freunden erhalten. Meist sind es 'Klephtenlieder', die man auch geschichtliche nennen kann (S. 1—101), auszerdem 'Nichthistorische Lieder' (S. 102—175), wozu namentlich Liebes-, Hochzeit- und Wiegenlieder, Lieder zu gewissen Jahreszeiten, Klaggesänge, sowie nach ihrer äuszeren Form und nach ihrer Darstellungsweise sogenannte Balladen und Romanzen gehören (πλαστὰ τραγούδια), endlich 'Kleine Lieder' (S. 176—184), von der in Obigem erwähnten Art der Δίστιχα. Zum besseren Verständnis hat der Verfasser den Liedern geschichtliche Erläuterungen beigefügt, was vorzugsweise von den Klephtenliedern gilt, welche die kleinen und ununterbrochenen Kämpfe zwischen den Griechen und Türken schildern. Bei den Klephtenliedern war dies unumgänglich notwendig. Indes möchten aufklärende Bemerkungen zu manchem andern Liede, wo sie gleichwol hin und wieder feh-

len, noch mehr zum besseren Verständnis ebenso notwendig als wünschenswerth erscheinen. Denn wie sehr man auch dem Verfasser Recht geben und zustimmen mag, wenn er sagt, dasz die Lieder 'nur aus den Anschauungen heraus richtig verstanden werden können, aus denen sie hervorgegangen sind' (S. V), so bedarf es doch zur Aneignung und Gewinnung solcher Anschauungen und zu ihrer Vermittelung in vielen Fällen notwendig der Kenntnis gewisser äuszerer Momente und Umstände, Sitten, Gebräuche und Vorstellungen des Volkes, um dessen Anschauungen es sich handelt und in welche der Leser sich hineinzudenken und gleichsam einzuleben hat. Der Verfasser wird in diesen Beziehungen in einzelnen Fällen manchen Leser wol im Stich lassen.

Noch mehr möchte dies für manche insofern der Fall sein, als der Herausgeber der Meinung ist, dasz seine Uebersetzung, in Verbindung mit dem gegenüberstehenden Urtexte, 'auch zur Erlernung der Volkssprache der Neugriechen dienen könne' (S. V). Musz man dies zugeben und sogar den dieser Meinung zum Grunde liegenden Zweck als gerechtfertigt ansehen, so dürfte doch dazu die Uebersetzung allein nicht ausreichen, und sie kann namentlich ohne ein Wörterbuch der neugriechischen Sprache die Erlernung dieser selbst nicht vermitteln, noch weniger aber würde sie eine solche besondere Vermittelung überflüssig machen. Nun sind aber die vorhandenen Wörterbücher dazu viel zu mangelhaft, und am allerwenigsten genügen sie zum Verständnis der Vulgarsprache und der Volkslieder. Gleichwol hat der Herausgeber bei seiner Sammlung die sprachliche Seite nicht besonders berücksichtigt, vielmehr hat er sie fast ganz unbeachtet gelassen, und auszerdem kann noch weniger, als die Vermittelung durch ein Wörterbuch, die Uebersetzung des Verfassers eine Grammatik der griechischen Vulgarsprache zur Erlernung derselben entbehrlich machen.

In Betreff der zu dem Urtexte der Volkslieder von dem Verfasser gegebenen Uebersetzung bemerkt er, dasz er bemüht gewesen sei, 'die Lieder in ihrer einfachen und schmucklosen Naturwüchsigkeit fast wortgetreu wiederzugeben.' Man darf ihm auch im Allgemeinen zugestehen, dasz ihm dies gelungen sei; aber doch fehlt es nicht an Beweisen, dasz er teils der Worttreue die Naturwüchsigkeit des Originals nach Ausdruck und Sinn aufgeopfert, teils bei aller Worttreue nicht selten sehr frei und ohne die gehörige Rücksicht auf das Original, dabei auch oft weniger leicht und gefällig übersetzt hat. Das Erstere wird ein aufmerksamer Leser, der für den einfach-naiven Ton des griechischen Volkslieds und überhaupt des Volkslieds das rechte Gefühl und Verständnis hat, von selbst finden, besonders wenn er die Uebersetzung mit dem Urtexte vergleicht und jene nach diesem beurteilt. Was dagegen die vorstehende Bemerkung über die weniger treue und gar zu freie Uebersetzung anlangt, so genüge dafür die Hinweisung auf die mehreren Fälle, wo der Verfasser ganze Zeilen hinzugesetzt hat (z. B. S. 3. 5. 117. 145. 147. 153. 159. 163), wie sich sofort aus der Zahl der Verse ergiebt. Auch rhythmische Mängel finden sich hier und da in der Uebersetzung (aber auch im Urtext), ebenso wie die Uebersetzung auch sprachliche Unrichtigkeiten aufweist, wo das Original nach Wort und Sinn weniger richtig und nicht immer mit der Feinheit und Schärfe seines Ausdrucks wiedergegeben worden ist, andererseits auch die Wortfassung bisweilen einen undeutschen Charakter an sich trägt. Indes lege ich selbst auf dies Alles kein zu groszes Gewicht, insoweit nur nicht dadurch die Freude und der Genusz gestört wird, den die inneren geistigen Eigentümlichkeiten der neugriechischen Volkspoesie und ihre einfache, oft derbe Naturwüchsigkeit gewähren. Dabei bleibt es freilich unleugbar wahr, dasz sie, wie alle Volkspoesie, durch Uebersetzungen mehr als die Hälfte ihrer Schönheiten einbüszen, und wenn nur Diejenigen die echte Poesie aller Volksdichtung zu würdigen verstehen, die nach einem Ausdrucke Herders

'den Verstand haben, ihren Verstand zu fassen, und Gefühl, die naive Schönheit ihres Ausdrucks zu fühlen', so kann dies zunächst nur vom Urtext der Volkslieder gelten, nicht von der Uebersetzung. Im vorliegenden Falle hat man sich noch auszerdem an die Erklärung des Verfassers zu halten: 'ich habe die Lieder übersetzt, weil sie mich in hohem Grade anzogen und weil ich meinen Freunden eine Freude bereiten wollte' (S. V). Sie können in dieser Gestalt jedenfalls auch andern Lesern eine Freude bereiten, aber eine strenge Kritik wäre damit umsoweniger vereinbar, je mehr eine solche Kritik diese Absicht und den Zweck des Verfassers geradezu vereiteln würde.

Auf das Einzelne der Lieder ist hier nicht weiter einzugehen, weder um sie zu kennzeichnen, noch um sie zu empfehlen. Ebenso Der, der die neugriechische Volkspoesie im Allgemeinen und Einzelnen aus anderen Sammlungen bereits kennt, als Derjenige, dem sie noch fremd geblieben ist, wird auch in der vorliegenden Sammlung für sein besonderes Interesse viel Unbekanntes und Ungeahntes finden, wenn er es nur zu suchen versteht und es zu finden weisz, und er wird dann auch Gelegenheit haben, die Eigentümlichkeiten des neugriechischen Volkes in seinen nationalen Beziehungen, wie in seinem öffentlichen, seinem Familien- und häuslichen Leben kennen zu lernen, wie seine Volkslieder sie ihm vorführen und erschlieszen. Auch erregen und verdienen sie sein Interesse nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch insofern, als sie viele Züge aus dem Leben und Geiste der alten Griechen wiederstrahlen und erkennen lassen, aber auch ebenso oft manche verwandtschaftliche Beziehungen zu der Nationalpoesie neuerer Völker aufweisen. Jedenfalls hat der Herausgeber der vorliegenden Sammlung neugriechischer Volkslieder Recht, wenn er von den nichthistorischen Liedern bemerkt, dasz sie 'wegen des kühnen Fluges der Gedanken, sowie wegen des eigentümlichen dichterischen Zaubers und der tiefinnigen, naturwahren Empfindung um den Preis des Vorzugs mit den schönsten Volksliedern aller andern Nationen ringen können.'

Neben den erwähnten Volksliedern teilt diese Sammlung noch hundert neugriechische Sprüchwörter mit (S. 185—194), gleichfalls im Urtext und in deutscher Uebersetzung. Sie sind einer Sammlung epirotischer Sprüchwörter entlehnt, die der Grieche Aravantinos in Joannina (der Verfasser einer vielfach belehrenden «Χρονογραφία τῆς Ἠπείρου» in zwei Bänden, Athen 1856 f.) unter dem Titel: «Παροιμιαστήριον ἢ Συλλογὴ παροιμιῶν, ἐν χρήσει οὐσῶν παρὰ τοῖς Ἠπειρώταις» 1863 in Joannina herausgegeben hat und welche beinahe zweitausend solcher Sprüchwörter enthält. Sie sind ebenfalls ein anziehender Beitrag zur Kenntnis des neugriechischen Nationalgeistes und überraschen als Ueberreste alter Weisheit und philosophischer Lebensanschauung nicht selten durch ihre Kürze und Gewandtheit, mit der sie erkannte und bewährte Sittenlehren und Lebensregeln aussprechen, sowie in einzelnen Fällen durch die Uebereinstimmung mit altgriechischen Sprüchwörtern. Die gedachte Sammlung darf daher als ein werthvoller Beitrag zur Charakteristik der Neugriechen angesehen werden. Gleichwol möchte man der Ansicht sein, dasz Firmenich aus dem vorhandenen Schatze mehr solche Sprüchwörter hätte auswählen sollen, die entweder durch ihre Aehnlichkeit mit altgriechischen und deutschen oder durch sittlichen Gehalt und eine besondere Eigentümlichkeit und Originalität der Auffassung und Darstellung auffallen und das neugriechische Volk kennzeichnen. Auch wäre wol noch öfter eine notwendige Erklärung beizufügen gewesen.

Dies mag hier über die Firmenichsche Volksliedersammlung genügen. Indes giebt mir das, was dabei zuletzt über die neugriechischen Sprüchwörter aus der Sammlung des Aravantinos gesagt worden, Veranlassung, noch Folgendes über dies «Παροιμιαστήριον» hier zu be-

merken. Der Herausgeber desselben hat es mit der Sache selbst teils in formeller, teils in materieller Hinsicht sehr genau genommen. Er hat die Sprüchwörter dem grösten Teile nach in Epirus aus dem Munde des Volks selbst gesammelt und zu allen giebt er eine Erklärung ihres Sinnes, wo dieser nicht offen vorliegt. Er unterläszt auch nicht, die altgriechischen Sprüchwörter oder sprüchwörtlichen Redensarten beizufügen, aus denen sie entstanden sind oder mit denen sie in irgend einer Beziehung Aehnlichkeit haben, obgleich man bemerken musz, dasz dies nicht immer so der Fall ist, wie er annimmt.*) Dabei erklärt er zwar, dasz viele dieser Sprüchwörter als eine Nationalüberlieferung auch anderswo in Griechenland bekannt und in Gebrauch sind, aber sie haben sich, wie er bemerkt und wie man sich bald überzeugt, in Epirus in weit reinerer griechischer Form erhalten, und es finden sich nach dem Ausspruche des Griechen Aravantinos in diesen fast zweitausend Sprüchwörtern kaum vierzig fremde Ausdrücke. Meist, sagt er von diesen Sprüchwörtern, haben sie nach Art der Versmasze der neugriechischen Metrik eine metrische Form, nicht selten sind sie auch gereimt. Er gesteht übrigens, dasz er manches Sprüchwort in seiner Wortform verbessert habe, weil es nach seinem Dafürhalten bei der mündlichen Fortpflanzung und Ueberlieferung von Mund zu Mund in Rhythmus, Wortausdruck und Sinn wesentlich eine Umwandlung und Verstümmelung erlitten habe. Dergleichen, sagt er, ist auch altgriechischen Sprüchwörtern in manchen Sammlungen widerfahren und noch weit öfter ist es mit neugriechischen Sprüchwörtern geschehen. Die Beispiele, die er dafür anführt, bestätigen dies, auch wenn sie im Einzelnen darüber in Ungewisheit lassen, wie die Veränderung und Verstümmelung selbst zu erklären sei. In linguistischer Beziehung haben diese Sprüchwörter einen besonderen Werth, denn sie weisen den engen Zusammenhang nach, der sich überhaupt zwischen den Griechen der späteren Jahrhunderte und der Gegenwart, namentlich in dem echt griechischen Epirus, dessen Bewohner mehr oder weniger unabhängig von äuszeren Einflüssen und besonders von fremden Einwanderungen und Niederlassungen frei blieben, mit den alten Griechen erhalten hat. Dieser Zusammenhang gibt sich vornehmlich in der Sprache zu erkennen, und er erhält einen wesentlichen äuszeren Ausdruck in den vielen altgriechischen Wörtern, die sich in ihrer reinen Gestalt oder in ihrer offenbar

---

*) Es sei mir vergönnt, zur Bestätigung des Obigen einige wenige Beispiele dieser Art aus der erwähnten Sammlung hier anzuführen.
Ἀπὸ τ' ἄλογο cτὸ γομάρι, — altgr. Ἀφ' ἵππων ἐπ' ὄνουc.

Ἀκόμα δὲν τὸν εἴδαμε, καὶ Γιάννη τὸν ἐκράξαμε, — altgr. Πρὶν τῆc νίκηc τὸ ἐγκώμιον ᾄδειc.

Ἄλλα εἰc τὰ Χείλη κι' ἄλλα cτὴν καρδιά, — altgr. Ἡ μὲν γλῶττ' ὀμώμοκεν, ἡ δὲ φρὴν ἀνώμοτοc.

Ἀγάλια 'γάλια γένεται ἡ ἀγουρίδα μέλι, — altgr. Δέλφαξ τρέφων χοιρον ἕξει.

Ἁλάτι πάγ' 'c τὴν ἁλικὴ καὶ ξύλα πάγ' 'c τὸν λόγκο, — altgr. Γλαῦκ' εἰc Ἀθήναc.

Ἄλλα τὰ μάτια τοῦ λαγοῦ κι' ἄλλα τῆc κουκοβάγιαc, — altgr. Ἄλλο γλαῦξ, ἄλλο κορώνη φθέγγεται.

Ἔφαγε ψωμὶ κι' ἁλάτι, — altgr. Ἁλῶν καὶ τραπέζηc κεκοινωνηκότεc.

Ἡ ἀρκοῦδα δὲν χορταίνει μὲ μυρμήγκια, — altgriech. Ἐλέφαc μῦν οὐκ ἁλίcκει.

Ἡ πτωχεία τέχνην ἐργάζεται, — altgr. Ἀνάγκη τέχνην ἐργάζεται.

Κλαίει cὰν ἡ φώκια, — altgr. Κροκοδείλου δάκρυα.

Ὁ ἀετὸc μυίγαιc δὲν πιάνει, — altgr. Ἀετὸc μυίαc οὐ θηρεύει.

Ὁ κόρακαc δὲν βγάζει τοῦ κόρακα τὸ μάτι, — altgr. Κύων κυνὸc οὐκ ἅπτεται. Κόραξ κόρακοc φίλοc καὶ τέττιξ τέττιγοc.

verwandtschaftlichen Umbildung in jenen Sprüchwörtern, also im Munde des griechischen Volkes unmittelbar erhalten haben. Wer sich die Mühe nimmt und dies aufmerksam ins Auge faszt, wird solche Erfahrungen machen und dies in auffallender Weise bestätigt finden, und er wird dadurch nicht selten überrascht sein.

Noch mehr Gelegenheit zu derartigen Erfahrungen und zu solcher Erkenntnis giebt eine andere Schrift, die in diesem Betracht wichtige Beiträge zur Kenntnis der griechischen Vulgarsprache enthält und den engen Zusammenhang zwischen der Sprache der heutigen Griechen und der der alten vielfach und klar erkennen läszt. Die Schrift führt den Titel:

'Ιδιωτικὰ τῆς νεωτέρας ἑλληνικῆς γλώσσης. Ὑπὸ 'Ιωάννου Πρωτοδίκου. Smyrna 1867,

und ist eine alphabetisch geordnete Sammlung von Wörtern und Redensarten der heutigen griechischen Sprache. Sie enthält im wesentlichen solche Wörter und Ausdrücke, die in der Heimat des Verfassers, auf der Insel Paros, gebräuchlich sind, aber er hat auszer ihnen auch noch andere von anderen Inseln und Orten nach eigner Erfahrung oder sonst nach glaubwürdigen Mitteilungen in dieselbe mit aufgenommen. Sie ist also ein schätzbarer Beitrag zur Kenntnis des heutigen Dialekts der griechischen Inseln, wobei man füglich an das erinnern darf, was Rosz in seinen 'Reisen auf den griechischen Inseln' (3 Bde., 1840—45, Bd. 4 1852) darüber bemerkt und besonders eingehend über den Dialekt der dorischen Eilande in den 'Beiträgen zur Kenntnis und Beurteilung des Neugriechischen' im 3n Bde. dieser 'Reisen' S. 155ff. zusammengestellt hat. Rosz gab dabei zugleich auch ein Verzeichnis seltener griechischer Wörter, die er im Munde des Volkes gehört hatte und von denen viele in den Wörterbüchern fehlen, die aber, wie er sagt, 'ebensowol in unsere Lexika aufgenommen zu werden verdienen, als manche zweifelhafte Lesart bei den Lexikographen, Grammatikern und Scholiasten' (S. 175). Daher erklärte er auch im Hinblick hierauf die Abfassung neugriechischer Idiotika der vorzüglichsten heutigen Mundarten für nützlich und wünschenswerth, obgleich er dabei nicht verkannte, dasz diese Arbeiten 'den Fleisz einer ganzen Reihe gewissenhafter Philologen während vieler Jahre beschäftigen könnte' (S. 161). Der Verfasser vorliegender «'Ιδιωτικά» liefert von seinem Standpuncte aus eine solche Arbeit, die an und für sich und nach den einzelnen Aufschlüssen auch dem 'philologischen Herzen von Rosz Freude machen würde'. Bei den Erklärungen, welche der Grieche Protodikos zu den von ihm zusammengestellten eigentümlichen vulgargriechischen Wörtern und Redensarten giebt, kommt es ihm darauf an, über dieselben in grammatisch-etymologischer Hinsicht und in Betreff ihrer Bedeutung aufzuklären, teils insoweit es altgriechische Wörter sind, die sich im Munde des Volkes unverändert erhalten haben, teils insoweit sie im Laufe der Jahrhunderte verändert und entstellt worden, unter Nachweis ihres altgriechischen Ursprungs oder unter Hinweisung auf die ihnen entsprechenden altgriechischen Wörter. Er nimmt dabei auf die Sammlungen in den Ἄτακτα des Korais und auf andere derartige Vorarbeiten Rücksicht, die er zu seinen Zwecken benutzt, aber er spricht mit Hinsicht auf diese Vorarbeiten auch seinerseits den Wunsch aus, dasz 'eine geschickte Hand den ungeordneten Stoff zu einem Ganzen vereinigen sollte'. Auf das Einzelne dieser vorliegenden 'Ιδιωτικά

Μᾶς ἔμαθαν οἱ Κρητικοί, πῶς εἴμεσθε Χανιῶταις, — altgr. Εἰς Κρῆτας κρητίζειν.
Ὅσο θέλει ὁ παππᾶς τ' ἀλλουνοῦ παππᾶ καλό,
Τόσο νὰ ψηθῇ τ' αὐτό, — altgr. Κεραμεὺς κεραμεῖ κοτέει καὶ τέκτονι τέκτων.

ist hier nicht weiter einzugehen. Ich habe in diesem Zusammenhange und im Interesse der Litteratur der griechischen Vulgarsprache, in Verbindung mit der des neugriechischen Volkslieds, nur im Allgemeinen darauf aufmerksam machen wollen. Den Nutzen, den alle diese Sammlungen im Einzelnen gewähren, wissen Diejenigen zu würdigen, die sich mit der griechischen Vulgarsprache eingehender beschäftigen.

In einer in Florenz erscheinenden italienischen Zeitschrift ('Nuova Antologia', Januarheft 1868) befindet sich in einem Artikel über das heutige Griechenland eine eingehende Zusammenstellung der Litteratur des neugriechischen Volkslieds und der diesfalls in Frankreich, Italien, Griechenland und Deutschland erschienenen Sammlungen. In letzterer Hinsicht werden aus neuester Zeit zunächst die 'Popularia carmina Graeciae recentioris' von Passow (Leipzig 1860) einer besonderen Erwähnung gewürdigt. Diese Passowsche Sammlung wird als die vollständigste aller bisher erschienenen neugriechischen Volksliedersammlungen anerkannt, und namentlich wird die wahrhaft deutsche Geduld gerühmt, mit welcher der Verfasser die verschiedenen Lesarten gewissenhaft unter dem Text angegeben, nachdem er die nach seiner Ansicht beste Lesart im Texte selbst beibehalten. Dagegen sei der Mangel eines gewissen richtigen Verständnisses für die Sprache der Volkslieder nicht zu verkennen, indem Lesarten mit aufgenommen worden seien, deren Verbesserung den Eigentümlichkeiten der Volksdichtkunst durchaus nicht entspricht, so dasz sich in einem und demselben Volksliede oft zwei verschiedene Formen finden. Auch führen die kritischen Noten Lesarten auf, die nur einfache Irtümer und Druckfehler sind oder auf einem Misverständnisse beruhen. 'Gleichwol', heiszt es dort weiter, 'benehmen diese Mängel dem Werke seine Wichtigkeit nicht, von der man bei nur flüchtiger Prüfung keine genügende Vorstellung erlangt.' Dasz die Passowsche Sammlung im Einzelnen viel zu wünschen übrig läszt, haben auch deutsche Kritiker bemerkt (s. Göttinger Gel. Anz. 1861 Nr. 15 und 1868 Nr. 12 S. 451), aber auch diese erkennen offen an, dasz sie von allen Sammlungen, die wir besitzen, weitaus die vollständigste ist. Und dies Verdienst kann ihr nicht abgesprochen werden.

Aber trotz der Reichhaltigkeit der Passowschen Sammlung sind die Schätze der neugriechischen Volkspoesie für die Litteratur noch keineswegs erschöpft. Reisende in Griechenland können im Lande selbst fortwährend neue und unbekannte Lieder dieser Art vom Volke singen hören, und gelehrte Griechen tragen fort und fort reiche Sammlungen davon zusammen. Der im Jahre 1866 verstorbene atheniensische Universitätsprofessor Mavrophrydis hatte eine so reichhaltige Sammlung neugriechischer Volkslieder zu Stande gebracht, dasz sie vier Bände füllen könnte; der Grieche Aravantinos von Joannina besitzt fünfhundert solche Volkslieder; ein anderer, Namens Sathas, hat eine Sammlung derselben aus der Parnassis, sowie aus Phocis und Lokris zusammengetragen, und Antoniadis dergleichen aus Kreta. Dies Alles lesen wir ebenfalls in dem erwähnten Artikel der Nuova Antologia. Aber — heiszt es auch weiter — 'da die Herausgeber durch die Veröffentlichung keinen Ersatz für ihre notwendigen Auslagen erlangen können, die Regierung dagegen zu arm ist, um sie dabei zu unterstützen, so musz man abwarten, ob etwa Deutschland im allgemeinen Interesse der Volksdichtkunst das Nemliche für Griechenland thun werde, was es so oft für das arme Spanien gethan hat. Denn würden die vorzüglichen Werke des spanischen Theaters nicht unbekannt geblieben sein, wenn Deutschland sie nicht herausgegeben und commentirt hätte?'

Leipzig. Theodor Kind.

ZWEITE ABTEILUNG
FÜR GYMNASIALPÄDAGOGIK UND DIE ÜBRIGEN LEHRFÄCHER

MIT AUSSCHLUSZ DER CLASSISCHEN PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. HERMANN MASIUS.

(28.)
DER JETZIGE STANDPUNCT DER KRITIK UND ERKLÄRUNG SCHILLERS.

(Fortsetzung von S. 492.)

Heft VI—VII. S. 11 f., Str. 12—14. Bei dem Gebet der Ceres, dem Wunder des Zeus und der Anbetung der Menge schwebte neben dem Homer dem Dichter das Opfer des Elias auf dem Berge Karmel vor, wie ich schon zum Teil zu dem Gedicht 'Die Gunst des Augenblicks' ausgeführt habe. Ich setze noch einmal die ganze biblische Stelle zur Vergleichung hierher. 1 Könige 36—39: Und da die Zeit war Speisopfer zu opfern, trat Elia, der Prophet, herzu, und sprach: Herr, Gott Abrahams, Isaaks und Israels, lasz heute kund werden, dasz Du Gott in Israel bist, und ich Dein Knecht, und dasz ich solches Alles nach Deinem Wort gethan habe. Erhöre mich, Herr, erhöre mich; dasz dies Volk wisse, dasz Du, Herr, Gott bist, dasz Du ihr Herz darnach bekehrest. Da fiel das Feuer des Herrn herab, und frasz Brandopfer, Holz, Steine und Erde, und leckte das Wasser auf in der Grube. Da das alles Volk sahe, fiel es auf sein Angesicht und sprachen: Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott!

S. 14, Str. 17. Zu dem Ausdruck: 'hoch vor Allen ragend' vgl. Vosz, Je. XV V. 550:

> Und ragete hoch vor den Troern.

S. 16. Zu Nr. 22 vgl. noch Goethes Achilleïs V. 72 f.

> Diesen Saal erbaut' ich, dem Willen des Vaters gehorsam,
> Nach dem göttlichen Masz des herlichsten Musengesanges.

In seiner 'Rosamund oder die Braut der Hölle' wollte Schiller einen dämonischen 'Baumeister mit der Leier' auftreten lassen (Schillers dramatische Entwürfe S. 101).

S. 19, Str. 26. Den Grundgedanken zu der Rede der Ceres entlehnte Schiller aus dem 1n Capitel der Politik des Aristoteles, in welchem dieser

ausführt, dasz der Mensch ein staatliches Wesen, und wer das Bedürfnis nicht habe, mit andern seines Gleichen in staatlichem Verbande zu leben, entweder ein Thier oder ein Gott sei. Aehnlich sagt Schiller schon in der Theaterausgabe der Räuber (Hoffmeister, Nachlese I S. 63): 'Nenn es Schwäche, dasz ich meinen Vater ehre, —' es ist die Schwäche eines Menschen, und wer sie nicht hat, musz entweder ein Gott oder — ein Vieh sein. Lasz mich immer mitten inne bleiben.'

S. 31, Str. 4 V. 4 ff. Bei dem Ueberbringen des blutigen Hauptes in einem schwarzen Becken kann Schiller auch an das Haupt Johannis des Täufers gedacht haben, welches dem Herodes in einer Schüssel überbracht wird (Matth. 14, 11).

S. 32, Str. 6 V. 6:

Der Schiffe mastenreicher Wald.

Ebenso heiszt es im Entwurf der 'Maltheser' (Hoffmeister, Nachlese III S. 14): 'ein Wald von Masten.'

S. 34, Str. 9:

Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Teil.

Aehnlich sagt Agamemnon in 'Iphigenie in Aulis' (Schiller III S. 12):

Ach, dasz keiner
Der Sterblichen sich selig nenne, keiner
Sich glücklich bis ans Ende! — Leidenfrei
Ward keiner noch geboren!

S. 49, Str. 5:

So musz ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint.

Vgl. Jungfrau von Orleans II 7. Montgomery:

O, schwer ist's in der Fremde sterben unbeweint.

Der Ausdruck 'böse Buben' ist biblisch. Spr. 1, 10.

S. 50, Str. 7:

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden usw.

Von dem Tode Karls des Kühnen erzählt Schiller (VIII S. 31 Anm. 2): 'Man zog seinen Leichnam nackt und von Wunden ganz entstellt aus einem Sumpfe.'

S. 56, Str. 16:

Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle usw.

Man denke an Ps. 1, 1: Wohl dem, der nicht wandelt im Rathe der Gottlosen.

S. 58, Str. 17:

So jagen wir ihn, ohn' Ermatten.

Ebenso heiszt es von den Furien in dem Chorgesang der 'Braut von Messina' V. 2025:

Die von Meer zu Meer ihn ruhelos jagen.

Ebd. Str. 18:

Und Stille, wie des Todes Schweigen,

Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.

Vgl. die schöne Schilderung in der 'Macht des Gesanges' Str. 3:

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnisvoll, nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da beugt sich jede Erdengrösze
Dem Fremdling aus der andern Welt;
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

Es kann unter 'Gottheit' demnach wol nur die Gottheit des Schicksals, die 'furchtbare Macht', wie sie in der folgenden Strophe geschildert wird, nicht aber, wie Düntzer will, die, welche auf dem Theater dargestellt wird, verstanden werden. Dasz Schiller auch abstracte Begriffe personificiert als Gottheiten, ersehe man unter Anderm aus 'Jungfrau von Orleans' III 3:

Fürchtet die Gottheit
Des Schwerts, eh' ihr's der Scheid' entreiszt.

S. 62, Ged. 57. Hero und Leander. Zu der Geschichte dieser Sage wäre in Hölschers Nachträgen zu der ersten Ausgabe von Viehoff noch die Erzählung von Sterparola zu fügen (Dunlop-Liebrecht S. 286). Die italienische Fassung der Sage hat mit der deutschen (Wunderhorn I S. 336: Die Königskinder) das Umkommen der geliebten Person durch Verrath gemein. — Am 12 August las er das Gedicht bei seinem Besuche in Dresden Körners vor. Kalender S. 110.

S. 68, Str. 3:

Doch die Liebe fand den Weg.

Vgl. Herder, Stimmen der Völker S. 286 (Weg der Liebe. Englisch):

Ueber Felsen, über Höhen
Find't Liebe den Weg.

S. 70, Str. 6:

Und in weichen Liebes a r m e n
Darf der Glückliche e r w a r m e n.

Hier schwebte wol der Ausdruck in Bürgers 'Lenore' vor:

Herein, in meinen Armen
Herzliebster, zu erwarmen.

S. 71, Str. 7:

Der hat nie das Glück gekostet,
Der die F r u c h t des H i m m e l s nicht
Raubend an des Höllenflusses
Schauervollem Rande b r i c h t.

Vgl. Goethes Iphigenie III 1:

Aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte.

Schiller, Jungfrau von Orleans, Prolog, 2e Scene:

Die Liebe meiner trefflichen Johanna
Ist eine edle, zarte Himmelsfrucht.

S. 72, Str. 8:

Hesper und Aurora zogen
Wechselnd auf am Himmelsbogen.

Bei dem Ausdruck 'zogen auf', den Düntzer sonderbar findet, schwebte dem Dichter gleichfalls eine Stelle aus Bürgers 'Lenore' vor:

Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

S. 76, Str. 15:

Finster kräuselt sich das Meer.

Vgl. Klopstocks Ode: 'Die Welten':

Ach, nun kräuselt sich
Das Meer, und der Sturm ist da!

S. 79, Str. 20:

Schrecken bietet das Gewässer,
Schrecken auch die Landung dar.

Vgl. das Gedicht 'Odysseus':

Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die Schrecken des Landes.

S. 107, Str. 7:

Und die Stimme, die rufende, schicket.

Vgl. Klopstocks Messias IV V. 421 f.

Dasz Moria davon, und des Oelbergs waldichte Gipfel
Von der Stimm' erbebten, der rufenden!

S. 110:

Und von der unendlichen Mühe
Ermattet sinken die Kniee.

Vgl. Il. XIII V. 85:

Welchen zugleich von der Mühe des Kampfs hinsanken die Glieder.

S. 113, Str. 19:

Da sieht man kein Auge thränenleer.

Od. XXIV V. 50 f.:

Und wol keinen der Danaer sahe man jetzo
Thränenlos.

S. 122, Str. 1:

Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp.

Die 1e Ausgabe der Gedichte hat 'Ritter' statt 'Rittersmann'.

S. 132, Str. 14:

Hat der Brave gerettet die lebende Seele.

Düntzer bemerkt: 'die lebende Seele', sonderbare Umschreibung für 'das Leben'. Der Ausdruck ist biblisch, wie ich bei einer andern Gelegenheit schon nachgewiesen habe. Hes. 3, 19: Aber du hast deine Seele errettet. 1 Mos. 19, 17: Errette deine Seele und siehe nicht hinter dich. Vgl. auch Turandot II 4:

Weich' aus dem Divan! Rette deine Seele!

Ebd. Str. 14:

Die füllt ihn mit **funkelndem Wein** bis zum Rande.

Vgl. die vier Weltalter Str. 1:

Wol perlet im Glase der **funkelnde Wein**.

Vgl. das Homerische αἴθοπα οἶνον, das Vosz 'funkelnden Weines' (Il. V V. 341) übersetzt.

S. 133, Str. 16:

Und der Mensch versuche die Götter nicht.

Matth. 4, 7: Wiederum stehet auch geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen. Jungfrau von Orleans I 10:

Bastard von Orleans! Du willst Gott versuchen!

Hoffmeister, Nachlese II S. 21:

Der schwache Mensch versuche
Den Teufel nicht.

Ebd. Str. 17:

Und wie einen Kreisel, mit schwindelndem Drehen,
Trieb mich's um.

Vgl. XIV V. 413:

Jenen schwang, wie den Kräusel, der Wurf, und er taumelte ringsum.

S. 140, Ged. 61. Ritter Toggenburg: Dasz die Geliebte während der Abwesenheit des Liebenden in das Kloster geht, worüber dem Liebenden vor Gram das Herz bricht, kommt in mehreren Volksliedern vor, z. B. in dem Lied vom jungen Grafen bei Herder, Stimmen der Völker S. 378.

S. 174, Str. 24:

Da stifteten auf heil'gem Grund
Die Väter dieses Ordens Bund
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.

Vgl. Schiller XI S. 304: 'Unter dem Panier des Kreuzes sehen wir sie der Menschheit **schwerste** und heiligste **Pflichten** üben.'

S. 176, Ged. 63. Der Gang nach dem Eisenhammer. Liebrecht bemerkt sehr richtig in seiner Uebersetzung des Dunlop, Anm. 286: 'Die ursprüngliche Quelle dieser Erzählung ist höchst wahrscheinlich die Geschichte der Kalaratri in Somadevas Märchensammlung Cap. 20 (Teil 2, S. 62 ff. Uebersetzt von Brockhaus).' Parallelen, zum Teil auch aus orientalischen Quellen bringt Gödeke in Benfeys 'Orient und Occident' III S. 190 f. Somadevas Erzählung in Brockhaus' Uebersetzung lautet: 'Sie führte ihn darauf in den früher geweihten Kreis hinein, liesz ihn einen Eid schwören und sagte dann zu ihm: Der Brahmane, der unter dem Namen Phalabhuti stets in deiner Nähe lebt, dieser ist von mir ausersehen worden, um hier als Opfer geschlachtet zu werden. Ihn gewaltsam hierher zu schleppen, würde schwierig sein, daher ist es am besten, dasz wir irgend einen Koch in diesen Bund einweihen, der ihn dann tödtet und kocht. Du darfst kein Mitleid fühlen, weil durch den Genusz

seines geopferten Fleisches, sobald nur die Verehrung des Gottes gehörig vollbracht wird, der Zauber vollkommen sein musz, denn er ist ein ausgezeichneter Brahmane. — Der König, vor der Sünde zwar zurückbebend, willigte zuletzt doch in das Verlangen der Königin ein und liesz einen Koch, Namens Sahasika, herbeiholen; beide Gatten suchten ihm Vertrauen einzuflöszen, weihten ihn in die Geheimnisse ein und sagten dann zu ihm: Wer zu dir kommt und die Worte sagt: «Der König wird heute mit der Königin zusammen speisen, darum bereite eilig das Essen vor!» den sollst du tödten und aus seinem Fleische heimlich uns morgen ein süszes Gericht bereiten. — Der Koch versprach den Befehl zu vollziehen und gieng in seine Wohnung zurück. Am andern Morgen traf der König den Phalabhuti und sagte zu ihm: «Gehe in die Küche und sage dem Koche Sahasika: Der König will heute mit der Königin zusammen ein süszes Gericht verzehren, darum bereite eiligst ein treffliches Mahl zu.» Phalabhuti versprach es zu thun, aber als er aus dem Zimmer trat, kam der Sohn des Königs, Namens Chardraprabha, auf ihn zu und sagte ihm: «Lasz mir doch schnell von diesem Golde zwei Ohrringe machen, gerade so, wie du sie früher meinem geliebten Vater hast machen lassen.» Phalabhuti, so von dem Sohne des Königs gebeten, willigte ein ihm den Gefallen zu erweisen, und verliesz daher, um die Ohrringe zu besorgen, den Palast, der Knabe aber gieng allein in die Küche, um den Befehl des Vaters, den Phalabhuti ihm gesagt hatte, auszurichten. Der Koch Sahasika, der in das Geheimnis eingeweiht war, ergriff den Sohn des Königs, als dieser ihm den Befehl des Königs gesagt hatte, tödtete ihn sogleich mit einem Messer und bereitete aus seinem Fleische ein feines Gericht, welches der König und die Königin, ohne die Wahrheit zu wissen, nachdem sie es geopfert hatten, aszen. Der König brachte die Nacht in bitterer Reue zu, am andern Morgen aber sah er den Phalabhuti mit den Ohrringen in der Hand herbeikommen; bestürzt fragte er ihn sogleich um Auskunft über die Ohrringe, und als dieser erzählte, was ihm begegnet war, stürzte der König zu Boden. Ach, mein Sohn, mein Sohn! schrie er weinend, sich und seine Gemahlin verfluchend, und als seine Umgebungen ihn fragten, erzählte er ihnen Alles der Wahrheit gemäsz, und sagte die Worte, die Phalabhuti tagtäglich zu wiederholen pflegte: Wer Gutes thut, wird Gutes ernten, wer aber Böses thut, wird Böses ernten! Er sprach dann noch Folgendes: Gleichwie ein Ball, an die Wand geworfen, immer wieder zurückspringt, so fällt auch stets das Unrecht auf den selbst zurück, der es einem Andern hat anthun wollen; so haben auch wir, in Sünde wandelnd, einen Brahmanen ermorden wollen und dadurch den Tod unseres Sohnes bewirkt und den Genusz seines Fleisches erlangt. — Er ermahnte darauf noch seine Minister, die mit niedergesenktem Haupte dastanden, und weihte den Phalabhuti in seinem Reiche zum Könige. Der König und seine Gemahlin, nachdem sie reichliche Gaben verteilt hatten, bestiegen, um sich von ihren Verbrechen zu reinigen, freiwillig den Scheiterhaufen; Phalabhuti aber beherschte als sein Nachfolger weise die ganze Erde. So wird Gutes oder Böses in dem, der es thut, belohnt oder bestraft.'

S. 185, Str. 4. Der Name Robert ist wol nicht aus den von Düntzer angeführten Gründen gewählt worden, sondern weil dieser (aus Rupprecht entstandene Name) für böse Menschen, besonders aber für böse Jäger, beliebt war. Der 'Freischütz' heiszt bei den Franzosen Robert du bois. Der Jägerbursche in Schillers 'Verbrecher aus verlorner Ehre' heiszt auch Robert, und eine französische Bearbeitung von Schillers Räubern führt den Titel: Robert chef des brigands.

S. 190, Str. 10. Der Ausdruck 'befahren' findet sich bei Schiller noch Hoffmeister, Nachlese IV S. 523: 'Dasjenige in uns, was nicht Natur, was dem Naturgesetz nicht unterworfen ist, hat von der Natur auszer uns, als Macht betrachtet, nichts zu befahren.'

S. 203, Ged. 64. Der Graf von Habsburg. Im Kalender findet sich zum 25 April 1803 (S. 143) die Notiz: 'Rudolph von Habsburg fertig', was doch wol nur auf unsere Ballade gehen kann.

S. 208, Str. 1:

Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt.

Vgl. Macbeth I 8:

Aus unsrer trefflichen Baronen Zahl,
Die gleich Gestirnen unsern Thron umschimmern.

S. 212, Str. 5:

Er steht in des gröszeren Herren Pflicht.

Vgl. Räuber V 1: 'Ich stehe hier in den Angelegenheiten eines gröszeren Herren.'

S. 218, Str. 12. Eine ganz ähnliche Situation ist: Jungfrau von Orleans I 10, wo der König gleichfalls, heftig weinend, sein Gesicht verbirgt.

S. 228, Ged. 66. Das verschleierte Bild zu Sais. Ich habe schon bei der Besprechung des 1n Heftes der 'Erläuterungen' darauf hingewiesen, dasz die Quelle Schillers nicht Plutarch, sondern das am Ende seines Aufsatzes: 'Die Sendung Moses' erwähnte Buch: Die ältesten hebräischen Mysterien von Br. (d. h. Bruder) Decius sein möchte. Durch die gütige Vermittlung des Herrn Bibliothecars Dr. W. Pertsch in Gotha habe ich aus der dortigen Logenbibliothek dieses Buch, dessen Verfasser der Professor Reinhold, Schillers College ist, seitdem erhalten. Es heiszt darin S. 54: 'Wem aus uns, meine Brüder! sind endlich die alten ägyptischen Inschriften unbekannt; die eine auf der Pyramide zu Sais: Ich bin alles, was ist, war und sein wird, meinen Schleier hat kein Sterblicher aufgehoben; und jene unter der Bildsäule der Isis: Ich bin, was da ist?' und S. 74: 'Auch an den Ehrenbezeugungen, die der Bundeslade erwiesen wurden, sind die Gewohnheiten der Mysterien unverkennbar. Man trug bei den Feierlichkeiten der letztern den Heiligtumskasten im Triumphe herum. Es war dieses Herumtragen ein Vorrecht der Priester, oder einer eigens dazu bestellten Classe von Dienern des Heiligtums, die man Kistophoren nannte. Kein Anderer wagte es den Kasten zu berühren, so wenig als auszer dem Hierophanten Jemand die verborgenen heiligen Sachen sehen durfte. Pausanias erwähnt eines gewissen Euripilus, der die Verwegenheit hatte einen solchen Kasten zu öffnen, und auf der Stelle von

Sinnen kam.' In einer Anmerkung wird die Stelle des Pausanias citiert: Cum Euripilus arcam illam aperuisset, et in ea reconditum Bacchi simulacrum intuitus esset, statim a spectaculo mentis inops factus est. Pausanias Antiq. L. 8 c. 12. Aus diesen beiden Erzählungen also hat Schiller sein Gedicht, wie schon bemerkt, zusammengesetzt.

S. 234, Str. 6:

Schon will die freche Hand das Heilige berühren.

Vgl. das Gedicht 'Die Antike an den nordischen Wandrer' V. 5 f.:

Und nun stehst du vor mir, du darfst mich heil'ge berühren,
Aber bist du mir jetzt näher und bin ich es dir?

Schiller denkt sich auch die Antike als eine Art von 'verschleiertem Bilde'. Auch in Kants Kritik der Urteilskraft (S. 197), die Schiller genau studiert hatte, wird die Inschrift zu Sais angeführt.

S. 236, Ged. 67. Die Teilung der Erde. An demselben Tage, an welchem Schiller das Gedicht an Goethe sandte, schickte er es an Cotta (16 Oct. 1795).

S. 239, Str. 3, ältere Fassung V. 43

Und mein ist — was geerntet wird.

Statt 'mein ist' heiszt es in der 1n Ausgabe: mir zollt. 'Hurtig' in v. 1 ist in der 1n Ausgabe weggeblieben. Bei 'Jeglichem das Seine' denkt man an den Wahlspruch der Hohenzollern: Suum cuique. Zu der Lesart: 'mir zollt — was geerntet wird' vgl. Wilhelm Tell II 1:

Das Saumrosz selbst,
Das auf den Gotthardt ziehet, musz ihm zollen.

Ebd. Str. 4, ältere Fassung:

Ganz spät erschien, nachdem die Teilung längst geschehen,
Auch der Poet.

Die 1e Ausgabe hat:

Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
Erschien auch der Poet.

S. 240, Str. 5:

So liesz er laut der Klage Ruf erschallen.

Vgl. Braut von Messina V. 1939:

Lasset erschallen die Stimme der Klage!

Ebd. Str. 6 V. 2. Statt 'versetzt' stand in der 1n Ausg. 'Antwortet' ihm.

S. 241, Ged. 68. Das Mädchen aus der Fremde. Zu der Beziehung auf die Dichtung vgl. auch das Gedicht: Das Mädchen von Orleans, Str. 2:

Doch, wie du selbst aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte.

S. 243, Str. 3:

Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Aehnlich sagt Schiller in einem Briefe an Körner vom 20 November 1804 (IV S. 375) von der Erbprinzessin Maria Paulowna: 'Sie ist äuszerst liebenswürdig, und weisz dabei mit dem verbindlichsten Wesen eine Dignität zu paaren, welche alle Vertraulichkeit entfernt.'

S. 244, Ged. 69. Das Ideal und das Leben. Die ursprüngliche Fassung dieses Gedichtes war im Besitze J. Meyers, wird also wol in Gödekes kritischer Ausgabe mitgeteilt werden.

S. 262, Str. 9:

> Schnell und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen,
> Steht es da vor dem entzückten Blick.

Vgl. Hoffmeister, Nachlese IV S. 424: 'Die wichtigsten Weltbegebenheiten, die auf dem groszen politischen Schauplatz oft wie aus dem Nichts hervorzuspringen scheinen.'

S. 266, Str. 12:

> Es schlage
> An des Himmels Wölbung seine Klage.

Vgl. Dido, Str. 122:

> Da hört man von Geschrei, von jammervollem Stöhnen,
> Von weiblichem Geheul die hohlen Dächer dröhnen,
> Des Aethers hohe Wölbung heult es nach.

S. 268, Str. 14. Vgl. Hoffmeister, Nachlese IV S. 538: Grosz war Herkules, da er seine zwölf Arbeiten unternahm und beendigte.' V. 4: 'Rang mit Hydern'. Vgl. das Gedicht: 'Einem jungen Freunde, als er sich der Weltweisheit widmete', V. 9:

> Mut genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen.

S. 269, Str. 15:

> Des Olympus Harmonien empfangen
> Den Verklärten in Kronions Saal,
> Und die Göttin mit den Rosenwangen
> Reicht ihm lächelnd den Pokal.

In Bürgers 'Hohem Lied von der Einzigen', welches Schiller schätzte, heiszt es:

> Sie vor ihren Schwestern allen
> Hätte Hymen's Huld umschwebt,
> Und ein Leben ihr gewebt,
> Wie es in Kronions Hallen
> Hebe mit Alciden lebt.

Ebd. S. 271: Zu dem Räthsel vom Regenbogen vgl. das volkstümliche bei Simrock, Deutsche Volksbücher III S. 274:

> Es ist die wunderschönste Brück,
> Worüber noch kein Mensch gegangen;
> Doch ist daran ein seltsam Stück,
> Dasz über ihr die Wasser hangen
> Und unter ihr die Leute gehn
> Ganz trocken und sich froh ansehn,
> Die Schiffe segelnd durch sie ziehn,
> Die Vögel sie durchfliegen kühn;
> Doch stehet sie im Sturme fest,
> Keinen Zoll noch Weggeld zahlen läszt.

S. 279. 8s Räthsel. Der Blitz. Str. 5:

> Es stirbt im eignen Feuer.

Vgl. Melancholie. An Laura. Str. 10:

Und in eignem Strahle lösch' ich aus.

Heft VIII S. 10. Das Fremdwort 'mystisch' (V. 26) ist in der 1n Ausgabe noch stehen geblieben.

S. 19 V. 43. Zu dem Ausdruck 'Schrift des Gesetzes' vgl. Der Genius V. 5 ff.:

Musz ich dem Trieb mistraun, der leise mich warnt, dem Gesetze,
Das du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,
Bis auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrücket?

Röm. 2, 15: Damit, dasz sie beweisen, des Gesetzes Werk sei beschrieben in ihren Herzen.

S. 25 V. 68. Die thürmende Stadt. Vgl. noch Klopstocks Messias VII V. 626:

Rings ertönte die thürmende Stadt.

IV V. 282 f.:

Wird hochthürmende, nicht absehbare Königsstädte
Tausendmal donnernd entzünden.

Gödeke, Schiller I S. 403.

Ebd. V. 72:

Es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.

Vgl. Der Gang nach dem Eisenhammer Str. 12, 4:

Das Mühlrad, von der Flut gerafft,
Umwälzt sich für und für.

Dagegen: Spaziergang V. 191 f.:

In ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.

S. 27 V. 84. Das kriegerische Rosz. Klopstock, Messias IV V. 179 f.:

Wie tief in der Feldschlacht
Kriegrische Rosse vor eisernen Wagen sich zügellos heben.

Jungfrau von Orleans I 4:

Das kriegerische Rosz lasz uns besteigen.

Ebd. V. 86:

In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.

Vgl. 'Das eleusische Fest' Str. 25:

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gastlich offne Thor.

S. 28 V. 89:

Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren.

Vgl. mein Programm: Die Sprache der Bibel in Schillers Räubern S. 9 und Schiller V S. 379: Der Palast der Könige ist jetzt geschlossen, die Gerichte haben sich von den Thoren der Städte in das Innere der Häuser zurückgezogen — — —. Der Dichter musz die Paläste wieder aufthun, er musz die Gerichte unter freien Himmel herausführen.

S. 29 V. 97 f. Die Grabschrift der Spartaner gibt Schiller in Prosa

so wieder (X S. 440): Daher ist es begreiflich, wie sich der spartanische König Leonidas mit seinen dreihundert Helden die Grabschrift verdienen konnte, die schönste ihrer Art und das erhabenste Denkmal politischer Tugend: 'Erzähle, Wandrer, wenn du nach Sparta kommst, dasz wir, seinen Gesetzen gehorsam, hier gefallen sind.' (Die Stelle ist entschieden von Schiller, da sie bei Nast fehlt.) Ebd. Z. 20 v. o. musz es 'jener' heiszen statt 'jenen'.

S. 32 V. 116:

Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.

Jungfrau von Orleans, Pr. 2:

Und von der Sprachen unverständlichem
Gemisch verworren dumpf erbraust das Lager.

S. 34 V. 127. Wie der Pfeil von der Senne. Il. XIII V. 584 f.

Also nahten sie beid', er hier den gespitzeten Wurfspiesz
Fortzuschnellen gefaszt, und jener den Pfeil von der Senne.

Zu der Schilderung der Brücke vergleiche das Epigramm: Die schöne Brücke.

Unter mir, über mir rennen die Wellen, die Wagen, und gütig
Gönnte der Meister mir selbst, auch mit hinüber zu gehn.

S. 35 V. 129 f.:

Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise.

Wallensteins Tod IV 8:

Gerechnet hat er fort und fort, und endlich
Wird doch der Kalkul irrig sein; er wird
Sein Leben selbst hineingerechnet haben,
Wie jener dort in seinem Zirkel fallen.

Ebd. V. 133. Das vertraute Gesetz. Schiller X S. 279: 'Alles in mir und auszer mir ist nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich ist. Die Gesetze der Natur sind die Chiffren, welche das denkende Wesen zusammenfügt, sich dem denkenden Wesen verständlich zu machen — das Alphabet, vermittelst dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geiste und mit sich selbst unterhandeln.' Auf die Metaphysik möchte ich die beiden Verse nicht beziehen, sondern, wie die vorhergehenden, auf die Naturwissenschaft. Die Natur flöszt dem Barbaren, der in dem Spiele ihrer Kräfte nur Werke des Zufalls sieht, Grausen ein (vgl. die schöne Schilderung in den 'Künstlern'), aber die Entdeckung der einfachen Gesetze, nach denen ihre Kräfte wirken (wie des Gravitationsgesetzes, welches ja in Schillers Jugenddichtungen eine so grosze Rolle spielt), macht uns ihre Erscheinungen vertraut.

S. 36 V. 137 f.:

Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.

Vgl. Schiller X S. 76 f.: Der Nebel der Barbarei, des finstern Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem siegenden Licht. XI S. 15: Die Geburt der Nacht, schwindet er weg in dem Lichte. — Die Farben zu seinem Bilde von der friedlichen Entwicklung der Staaten im Schutze

der Freiheit, von der Blüte ihres Wohlstandes durch den Handel, und der Blüte ihrer Cultur durch Kunst und Wissenschaft entlehnte Schiller von seiner Schilderung der Niederlande unter Karl V. Man beachte besonders folgende Stellen (Schiller VIII S. 42 ff.): Die Portugiesen richteten in Brabant ihren Stapel auf, und die Spezereien von Calicut prangten jetzt auf dem Markt zu Antwerpen. (Anm. Der Werth der Gewürze und Apothekerwaaren, die von Lissabon dahingeschafft wurden, soll sich, nach Guicciardinis Angabe, auf eine Million Kronen belaufen haben.) Hieher flossen die westindischen Waaren, womit die stolze spanische Trägheit den niederländischen Kunstfleisz bezahlte. — — Kunst und Natur schienen hier ihren ganzen Reichtum zur Schau zu legen. Es war eine prächtige Ausstellung der Werke des Schöpfers und der Menschen. Ihr Ruf verbreitete sich bald durch die ganze Welt. Zu Ende dieses Jahrhunderts suchte eine Societät türkischer Kaufleute um Erlaubnis an, sich hier niederzulassen, und die Producte des Orients über Griechenland hieher zu liefern. — — Das flutende Leben, die Welt, die sich unendlich hier drängte, übersteigt allen Glauben. Zwei-, dritthalbhundert Maste erschienen öfters auf einmal in seinem Hafen; kein Tag verflosz, wo nicht fünfhundert und mehrere Schiffe kamen und giengen. — — Diesen blühenden Wohlstand hatten die Niederlande eben so sehr ihrer Freiheit, als der natürlichen Lage ihres Landes zu danken. Schwankende Gesetze und die despotische Willkür eines räuberischen Fürsten würden alle Vorteile vernichtet haben, die eine günstige Natur in so reichlicher Fülle über sie ausgegossen hatte. Nur die unverletzbare Heiligkeit der Gesetze kann dem Bürger die Früchte seines Fleiszes versichern und ihm jene glückliche Zuversicht einflöszen, welche die Seele jeder Thätigkeit ist. Das Genie dieser Nation, durch den Geist des Handels und den Verkehr mit so vielen Völkern entwickelt, glänzte in nützlichen Erfindungen; im Schosze des Ueberflusses und der Freiheit reiften alle edlern Künste. Aus dem erleuchteten Italien, dem Cosmus von Medicis jüngst sein goldnes Alter wiedergegeben, verpflanzten die Niederländer die Malerei, die Baukunst, die Schnitz- und Kupferstecherkunst in ihr Vaterland, die hier auf einem neuen Boden eine neue Blüte gewannen. Die niederländische Schule, eine Tochter der italienischen, buhlte bald mit ihrer Mutter um den Preis, und gab, gemeinschaftlich mit dieser, der schönen Kunst in ganz Europa Gesetze. Die Manufacturen und Künste, worauf die Niederländer ihren Wohlstand hauptsächlich gegründet haben, und zum Teil noch gründen, bedürfen keiner Erwähnung mehr. Die Tapetenwirkerei, die Oelmalerei, die Kunst auf Glas zu malen, die Taschen- und Sonnenuhren selbst, wie Guicciardini behauptet, sind ursprünglich niederländische Erfindungen; ihnen dankt man die Verbesserung des Compasses, dessen Puncte man noch jetzt unter niederländischen Namen kennt. Im Jahr 1482 wurde die Buchdruckerkunst zu Haarlem erfunden, und das Schicksal wollte, dasz diese nützliche Kunst ein Jahrhundert nachher ihr Vaterland mit der Freiheit belohnen sollte.

S. 37 V. 146:

Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn.

Den Ausdruck 'entmastet' gebraucht Schiller auch XI S. 8: 'Und das ländergattende Schiff liegt entmastet am Strande.'

S. 38. Zu V. 148:

Es irrt selbst in dem Busen der Gott

und V. 155:

Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke,

vgl. Der Genius V. 31 f.

Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verstummt in der entadelten Brust.

S. 40 V. 152. Mit dem Ausdruck 'Sykophant' bezeichnet Schiller hier die französischen mouchards, von denen man recht wohl sagen konnte: sie rissen von dem Freunde den Freund, weil man damals selbst im Schosze der Freundschaft Verrath befürchten muste.

S. 42 V. 165:

Mit schweren, ehernen Händen.

Don Carlos V 4:

Dies feine Saitenspiel zerbrach in ihrer
Metallnen Hand.

S. 43. [innen.

Verlassen zugleich von dem Führer von auszen und

Vgl. V. 148:

Es irrt selbst in dem Busen der Gott,

und: Einem jungen Freunde, als er sich der Weltweisheit widmete, V. 14:

Bist du des Führers im eigenen Busen nicht sicher.

Ebd. V. 170. Die verlorne Natur. Vgl. Der Genius V. 36:

Und die verlorne Natur gibt ihm die Weisheit zurück.

S. 44 V. 171 f.

O, so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!

Vgl. das Epigramm: Das Thor. [setze,

Schmeichelnd locke das Thor den Wilden herein zum Ge-
Frei in die freie Natur führ' es den Bürger heraus.

(Viehoff, Schillers Gedichte III S. 149.)

Die Farben zu seinem Gemälde von der Entsittlichung der Staaten entlehnte Schiller von seiner eigenen Schilderung der Regierung der Katharina von Medicis in Frankreich. Es heiszt darin unter Anderm (XI S. 92): Nie war der französische Hof so glanzvoll gewesen, als seitdem Katharina Königin dieses Hofes war. Alle verfeinerten Sitten Italiens verpflanzte sie auf französischen Boden, und ein fröhlicher Leichtsinn herschte an ihrem Hofe, selbst unter den Schrecknissen des Fanatismus und mitten im Jammer des bürgerlichen Kriegs. Jede Kunst fand Aufmunterung bei ihr, jedes andere Verdienst, als um die gute Sache, Bewunderung. Aber im Gefolge der Wohlthaten, die sie ihrem neuen Vaterland brachte, verbargen sich gefährliche Gifte, welche die Sitten der Nation ansteckten und in den Köpfen einen unglücklichen Schwindel erregten. Die Jugend des Hofes, durch sie von dem Zwange der alten Sitte befreit und zur Unge-

bundenheit eingeweiht, überliesz sich bald ohne Rückhalt ihrem Hange zum Vergnügen; mit dem Putze der Ahnen lernte man nur zu bald ihre Schamhaftigkeit und Tugend ablegen. Betrug und Falschheit verdrängten aus dem gesellschaftlichen Umgang die edle Wahrheit der Rittersitten, und das kostbarste Palladium des Staats, Treu und Glaube, verlor sich, wie aus dem Innern der Familien, so aus dem öffentlichen Leben.

S. 47 f. V. 189 f.:

> Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
> Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück.

Vgl. Schiller und Lotte S. 414 (Düntzer citiert später die nächst vorhergehende Stelle): 'Wie unglücklich wären wir, wir, die es so nötig haben, auch die Freuden der *Vergangenheit* haushälterisch zu unserm Eigentum zu schlagen, *wenn wir diese fliehenden Schätze nicht bei dieser unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten!* Unsere ganze Persönlichkeit haben wir ihr zu danken; denn würde *sie* morgen umgeschaffen vor uns stehen, so würden wir umsonst unser gestriges Selbst wieder suchen.' Aus dieser Stelle widerlegt sich Düntzers Bemerkung: 'Das Bild ist hier freilich nicht besonders glücklich, da er sein Leben gar nicht auf den Altar niedergelegt hat.' Er hat nicht sein ganzes Leben, aber sein vergangenes Leben auf ihrem Altare niedergelegt. Vgl. noch das Epigramm: Der Naturkreis.

> Alles, du Ruhige, schlieszt sich in deinem Reiche; so kehret
> Auch zum Kinde der Greis kindisch und kindlich zurück.

S. 48 f. V. 191 bis zu Ende verstehe ich anders als Düntzer. Von dem Gedanken ausgehend, dasz wegen des Ausdrucks 'wandeln *vereint*' (V. 199) bei den 'fernen Geschlechtern' nicht an die Vergangenheit zu denken sei, will Düntzer unter den 'vielfach wechselnden Altern' nur die Altersperioden der einzelnen Menschen verstehen. Ebenso erklärt er V. 191 f.: 'Regel kann hier nur auf die Weise des Handelns in den verschiedenen Lebensaltern gehen. Der Kreis des Handelns vom Kinde an bis zum Greise ist im Ganzen immer derselbe. Der Ausdruck ist freilich unklar und gezwungen.' Aber 'Wille' kann wol nur von den Bestrebungen der Menschheit verstanden werden. Zu dem Ausdruck:

> in ewig
> Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um

vgl. An die Freunde Str. 5:

> Gröszres mag sich anderswo begeben,
> Als bei uns in unserm kleinen Leben;
> Neues — hat die Sonne nie gesehn.
> Sehn wir doch das Grosze *aller* Zeiten
> Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
> Sinnvoll still an uns vorübergehn.
> Alles wiederholt sich nur im Leben,
> Ewig jung ist nur die Phantasie.

Das Grosze, was sich im Leben begibt, begibt sich auf dem Boden der Geschichte, nicht des Einzellebens, und wenn der Prediger sagt: Es gi[illegible]ues unter der Sonne, so hat er, was die Thaten selbst be-

trifft, Recht, aber Zweck, Regel und Gestalt derselben sind in den verschiedenen Zeitaltern verschieden. Auch Düntzers Tadel (S. 49 Anm.): 'Das jetzige vielfach ist ein Flickwort, da der dreifache Wechsel kaum als ein vielfacher gelten kann', erledigt sich, wenn wir unter 'Alter', nach einem Schiller sehr geläufigen Ausdruck, Generationen verstehen, ebenso wie unter 'Geschlechter' des folgenden Verses. Vgl. Die Götter Griechenlands Str. 1:

Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,

die früher lautete:

Da ihr noch die schöne Welt regiertet,
An der Freude leichtem Gängelband
Glücklichere Menschenalter führtet.

Demnach würden die drei letzten Verse bedeuten: dieses Blau, dieses Grün ist das nemliche, wie es zu Homers Zeiten war. Dadurch fällt das Auffällige weg, was Düntzer in der Hindeutung findet, dasz die Natur überall dieselbe sei. Sie ist nicht überall dieselbe, aber sie ist zu allen Zeiten dieselbe. Warum sollte es nicht angehen, 'vereint' von der zeitlichen Vereinigung durch die nemliche Natur zu verstehen, wie Düntzer es von der räumlichen Vereinigung verstanden wissen will? Wir verstehen die Geschichte der vergangenen Geschlechter, weil sie sich auf dem nemlichen Boden wie die Gegenwart zugetragen hat. Nur so erhält das Gedicht einen befriedigenden Abschlusz, da es überall mit Bewustsein sich zwischen den beiden Gegensätzen: Natur und Geschichte, bewegt.

S. 49, Z. 12 musz es heiszen: 'fordern' statt finden.

S. 50, Ged. 72. Das Lied von der Glocke. Es sei mir erlaubt, aus einer Schulrede von mir 'über den sittlichen Gehalt von Schillers Lied von der Glocke' Einiges hierher zu setzen.

Obgleich viel Gutes schon über dieses herliche Zeugnis deutschen Geistes gesprochen und geschrieben worden ist, so finde ich doch, wie dies bei allen Meisterschöpfungen groszer Dichter der Fall zu sein pflegt, immer neue Seiten, von denen aus betrachtet, mir dieses Gedicht bewunderungswürdig erscheint. So hat man, meiner Ansicht nach, noch nicht genug den schönen Stufengang, die geordnete Reihenfolge der Betrachtungen, oder, um es mit einem Kunstausdrucke zu bezeichnen, die treffliche Disposition dieses Liedes hervorgehoben, deren Aufsuchung uns den sichersten Maszstab für die Beurteilung seines sittlichen Gehaltes geben wird. Auch hat man noch nicht darauf hingedeutet, dasz für die von Hoffmeister zuerst nachgewiesene antithetische Bauart der Schillerschen Gedichte auch die Glocke einer der herlichsten Belege ist, da es zwischen den beiden groszen Gegensätzen der irdischen und der überirdischen Welt, dem wechselnden Spiel des Lebens und dem ewig wandellosen Aether sich bewegt, zwischen denen die Glocke die Vermittlerin ist.

Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängnis bringt,

Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Dasz aber dieses Gedicht wie kein anderes echt deutsch empfunden ist, ohne dies doch irgendwo besonders zur Schau zu tragen, das sah schon Schillers Freund Körner ein, und der tiefe Eindruck, den es auf die Herzen des gesamten deutschen Volkes gemacht hat, hat sein Urteil glänzend bestätigt. Mir ist, wenn ich mir die Worte des frommen, biedern Glockengieszers vergegenwärtige, der einsieht, dasz der Segen von oben kommen musz, der, ehe er den Gusz beginnt, seine Gesellen auffordert einen frommen Spruch zu beten, den die Freude über den gelungenen Gusz in eine so gehobene Stimmung versetzt, dasz er in schwungvoller Rede das geliebte jüngste Kind seines Fleiszes zu seinem erhabenen Berufe einweiht, der aber auch in echt deutscher Weise das Grübeln über der Arbeit nicht lassen kann, der mit Stolz auf den Erfolg seiner Mühe und auf die ehrenvolle Stellung des Gewerbes im deutschen Staate hinweist — mir ist, sage ich, als sähe ich vor mir die ehrwürdigen Gestalten der Handwerker aus der deutschen Vorzeit, eines Hans Sachs und Jacob Böhm, der Erzgieszer wie Peter Vischer oder der deutschen Steinmetzen des Mittelalters, die, nachdem sie mühsam am Tage die Steine behauen hatten, des Abends in ihren Bauhütten im Geiste sich an der Betrachtung des Münsters erfreuten, welches Stein für Stein unter ihren Händen emporwuchs. Dem deutschen Charakter ist so recht jene beharrliche Beschäftigung eigen,

die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der schweren Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Ein solcher wackerer deutscher Gewerbtreibender, das Spiegelbild unseres Glockengieszermeisters, ist denn auch jener Jüngling, der als Knabe sich stolz von dem Mädchen, der Genossin seiner Kinderspiele, losgerissen hat, um die Welt am Wanderstabe zu durchmessen. Es ist kein Abenteurer, kein Glücksritter, kein ruheloser Peter Schlemihl, es ist aber auch kein romantischer Voyageur en Orient, der den Libanon von seinem Bedienten besteigen läszt; es ist der brave deutsche Handwerksbursche, den der Wissenstrieb in der Heimat nicht ruhen läszt, dem man auf allen vier Straszen der Welt begegnet, der, wie man witzig gesagt hat, vor allen Männern der Wissenschaft berufen ist, einst auch die Quellen des Nils zu entdecken.

Soll doch nicht als ein Pilz der Mensch dem Boden entwachsen
Und verfaulen geschwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat.

Aber er bringt aus der Ferne sein altes, treues, deutsches Herz zurück. Er findet die Gespielin seiner Knabenjahre zur holden Jungfrau aufgeblüht.

In der Mutter bescheidener Hütte
'st sie geblieben mit schamhafter Sitte.

Da legt er für immer den Wanderstab nieder; all sein Sehnen in die Weite ist gestillt, der Stolz des feurigen Knaben, der es verschmähte, fernerhin mit dem schwächeren Mädchen kindische Spiele zu spielen, ist in Schüchternheit verwandelt durch den Zauber einer jener keuschen jungfräulichen Gestalten, wie sie uns Albrecht Dürers Meisterhand dargestellt hat. Der Bund für das Leben wird geschlossen. Jetzt stürzt sich der Mann zum zweiten Mal in das feindliche Leben, aber nicht mehr treibt ihn ein unbegrenztes Sehnen in die Ferne, er will nicht mehr müszig schauen und lernen; er will, er musz thätig eingreifen, um sich einen Platz in der menschlichen Gesellschaft zu erringen, um sich und seiner Familie im eigentlichen Sinne des Worts Raum zu schaffen, Grund und Boden sich zu erobern. Ist dieser Raum geschaffen, der Boden erobert, so ist es Sache der Hausfrau ihn wohnlich einzurichten. Hier ist ihr Wirkungskreis, im engen Raum beschränkt und doch so unendlich mannigfaltig. Auch das Bild des Hausstandes, welches der Dichter uns entwirft, erinnert uns an die deutsche Vorzeit. Das Spinnrad, welches in unserer Zeit eine culturhistorische Merkwürdigkeit zu werden droht, schnurrt lustig unter den Händen der emsigen Hausmutter, der reinlich geglättete Schrein und der gröste Stolz der Frau, die schöne, zahlreiche Wäsche, verrathen bürgerliche Bescheidenheit. Kein Wunder, wenn der thätige Mann sein Glück nun festgegründet, seinen Wohlstand gesichert wähnt. Aber, wie der Dichter an einer andern Stelle warnend uns zuruft,

> Nicht an die Güter hänge dein Herz,
> Die das Leben vergänglich zieren.
> Wer im Besitz ist, lerne verlieren,
> Wer im Glück ist, lerne den Schmerz.

An der bisher unbewölkten Höhe seines Glücks thürmen sich jetzt die Gewitterwolken auf, die Schlag auf Schlag ihm das entreiszen, was ihm bisher das Liebste auf Erden war, erst sein Haus und dann die Gefährtin seiner Jugend, die des Hauses Mutter war. Aus eben jenen Wolken, die bisher befruchtenden Regen auf seine Gefilde träufelten, zuckt jetzt der verderbliche Strahl, der sein Haus in Flammen setzt, die göttliche Nemesis für den Uebermut, in welchem er wagen konnte, mit dem Geschicke einen ewigen Bund zu flechten. Wohl ihm, wenn er die Probe besteht, wenn er unter den Trümmern seines Wohlstandes einen Schatz an das Tageslicht fördert, den das Gebäude seines Glückes bisher überdeckte, das Bewustsein nemlich, dasz den innern Frieden, den 'Gehalt in seinem Busen' kein äuszerer Verlust ihm rauben kann; wohl ihm, wenn er, im Unglück seine Heldenstärke erst bewährend, mit Wallenstein ausrufen kann:

> Den Schmuck der Zweige habt ihr abgehauen,
> Hier steh ich, ein entlaubter Stamm! Doch innen
> Im Marke lebt die schaffende Gewalt,
> Die sprossend eine Welt aus sich geboren.

Und er besteht die Probe. Nur einen Blick noch wirft er auf die Trümmer seiner Habe, dann schaart er seine Lieben um sich, die er allein, aber in denen er auch das Werthvollste aus dem Brande gerettet hat, und zieht aus, um eine neue Heimat zu suchen, einen neuen Wohlstand sich zu

gründen. Kann ihm dies fehlschlagen, da er nunmehr sich bescheiden gelernt hat, da so viel rüstige Arme ihm helfend zur Seite sind? Welchen Schatz er in seiner Familie hat, kann er erst jetzt recht würdigen, da einerseits das frühere rastlose Streben nach Gewinn ihn seiner Familie zum Teil entzog, andrerseits erst das Unglück die schönen Seiten des menschlichen Charakters bloszlegt. Aber während die Kinder herangereift sind, ist die Gattin gealtert, ein frühzeitiger Tod reiszt sie von seiner Seite. Hier zum ersten Male trifft ihn ein Verlust, der unersetzlich ist.

Des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar.

Aber die Rolle des Weibes ist auch zu Ende gespielt; sie hat das Glück und das Unglück ihres Gatten geteilt, sie ist die Pflegerin und Erzieherin seiner Kinder gewesen, sie hat sie heranwachsen und allmählich ihrer mütterlichen Pflege entwachsen sehen, getröstet kann sie ihr Haupt zum ewigen Schlummer legen; sie hat redlich ihren Anteil an den ihrem Geschlechte beschiedenen Freuden und Leiden getragen. Ihre Stelle freilich kann keine Andere wieder besetzen, aber sie ist auch nicht mehr zu besetzen. Die Bande der Familie sind durch ihren Tod gelöst, die herangewachsenen Kinder gründen neue Hausstände, — aber der Mann widmet sich jetzt mit ganzer Kraft und mit ganzer Seele dem gröszeren Kreise, in welchen ihn seine Bestimmung gestellt hat, dem Staate.

Ich kann nicht finden, dasz hier ein zweiter Teil des Gedichtes anhebt, es mündet nur ein kleiner Bach in einen gröszeren Strom. Mit demselben Rechte könnte man auch den Uebergang aus dem Einzelleben in das Familienleben als einen solchen zweiten Teil ansehen. Und auch dieser Uebergang von dem Familienleben in das Staatsleben ist kein plötzlicher; er wird vermittelt durch das Heimatsgefühl, durch das Leben in einer kleinen Stadt, wie die, in welcher der Dichter sich damals selbst befand. Wol musz einem groszen Teile der Deutschen dieses Heimatsgefühl theurer sein als jeder andern Nation, da sie bisher die Wonne und das Hochgefühl nicht kannten einem groszen Staate anzugehören, einem Staate, der auf sich selbst ruht und sich selbst zu schützen vermag.

'Am Abend schätzt man erst das Haus', sagt Wagner im Faust, und derjenige schätzt das Haus und das Glück der Heimat am meisten, der um diese Zeit fern von derselben weilt. Seine Sehnsucht wächst, je unwirthlicher die Gegend ist, die er durcheilt, und je näher er dem heimatlichen Herde kommt. Der Dichter konnte daher diese Betrachtung nicht glücklicher als mit den Worten beginnen:

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.

Die ländliche Beschäftigung ist vollendet, der Schnitter kehrt nach glücklich vollbrachtem Tagewerk gleichfalls an seinen Herd zurück. Und gerade der Ackerbau ist es ja, wie Schiller in dem Eleusischen Fest ausführt,

Der uns die süsze Heimat gegeben,

und

> Der den Menschen zum Menschen gesellt,
> Und in friedliche, feste Hütten
> Wandelte das bewegliche Zelt.

Unter dem Schutze der gesetzlichen Ordnung überläszt sich der Bürger ruhig nach den Ermüdungen des Tages dem erquickenden Schlafe. Aber das Leben in einer kleinen Stadt hängt zu nahe mit dem monotonen Kreislauf der Tages- und Jahreszeiten zusammen, als dasz es alle geistigen Kräfte in Bewegung setzen könnte; versetzt uns das Leben in einer solchen in das freilich zu Zeiten sehr behagliche Gefühl der Ruhe, so entzückt uns andrerseits in der Hauptstadt eines groszen Staates das feurige Bewegen, in welchem alle Kräfte kund werden; jeder Einzelne fühlt seine Kräfte höher, getragen von dem groszen Strom der Menge.

> Tausend Hände belebt Ein Geist, hoch schläget in tausend
> Brüsten, von Einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
> Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze.

Es ist bewunderungswürdig, einen Dichter eine solche Sprache führen zu hören, der selbst nie das Glück einem groszen, freien Staat anzugehören genossen hat, aber eben dies macht ihn zu dem grösten politischen Dichter unserer Nation, zum Propheten einer besseren, dem deutschen Volke nunmehr gesicherten Zukunft.

Ja, wol ist der Trieb zum Vaterlande das theuerste der Bande, die den Menschen an d i e s e Welt fesseln. Aber wie, wenn auch diese Bande gelöst werden könnten? Wenn es möglich wäre, dasz des rauhen Krieges Horden das Vaterland überschwemmten, seine Freiheit vernichteten, den König gefangen hielten? Zwar dem Dichter selbst hat ein gütiges Geschick den Schmerz erspart, das erfüllt sehen zu müssen, was er flehend abwehren möchte. Doch er hat auch hier wie ein Prophet gesprochen. Denn kaum war es ein Jahr, seit er das begeisterte Auge geschlossen hatte, als auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt in dem stillen Saalthale, wo er seine Glocke gedichtet hatte, die Schwingen des preuszischen Adlers gelähmt wurden von den Sporen des gallischen Kampfhahns. Und doch waren wir noch glücklich zu preisen im Vergleich mit der Nation, die uns besiegte. Es war der in Fäulnis übergegangene französische Staat, aus dessen giftgetränktem Boden zuletzt der giftige Pilz der Säbelherschaft aufschosz, die die Freiheit Europas niederwarf. Aber die andern Staaten Europas erhoben sich kräftiger wieder, und neues Leben blühte aus den Ruinen; Frankreich ist trotz aller seit der Revolution versuchten Regierungsformen noch immer in sittlicher Fäulnis und Corruption begriffen, die es einst dem Abgrund zuführen wird. Wol ahnte auch unser Dichter, woher einst diese Schaaren kommen müsten, die sein heimatliches Thal durchtoben würden; ihm mochte das Wort Mirabeaus eingeleuchtet haben, dasz die französische Revolution den Umlauf um die Erde halten würde, denn er führt uns aus seinem friedlichen Thale in die grosze Bürgerstadt Paris, in den Krater, wie er in einem andern Gedichte sich ausdrückt, aus dem die Lava stieg. Hier zeigt er uns die grosze Nation, 'die an der Spitze der Bildung einherschreitet, wie sie Thaten verübt, vor denen die Cannibalen erröthen wür-

den. Aber freilich, man musz, um diese Schändlichkeiten begreifen zu lernen, sich erinnern, wie dieses unglückliche Volk über ein Jahrhundert lang durch gewissenlose Könige entsittlicht worden war, welch schrecklicher Feuerzunder der Revolution sich in dem Schosze der Residenz still gehäuft hatte, wie gräszlich die Vernachlässigung der Provinzen, die man gewöhnt hatte von der Hauptstadt die Parole zu empfangen, sich rächen muste, sobald eine Funke in den in der Hauptstadt aufgehäuften Zunder fuhr, der ihn in Brand setzte. Und nun beachte man wieder den schönen Gegensatz, der sich zwischen den Betrachtungen über die Sturmglocke und über die Aufruhrglocke findet. Dort wurde die aufgehäufte herzerfreuende Frucht der süszen Aehren durch den vom Himmel fahrenden Blitz verzehrt; hier ist es der im Stillen angesammelte verderbliche Zündstoff der Revolution, d. h. Not, Elend, Sünde, Schande und Sittenlosigkeit, der durch des Lichtes Himmelsfackel, d. h. durch die Aufklärung der Philosophie in Flammen gesetzt wird. Aber jener Blitzstrahl vernichtete nur ein Gehöfte; fröhlich konnte der Besitzer zum Wanderstabe greifen, um in einem wenige Stunden entfernten Thale eine neue Wohnstätte sich zu gründen, aber die Fackel der Bildung, mit welcher man dem ewig blinden Pöbel den irrenden Pfad zu beleuchten sucht, äschert Städte und Länder ein. Mit beredteren Worten ist noch nie das Elend, welches die Demagogie über ganze Länder gebracht hat, geschildert worden als von unserm Dichter. Mit einem einzigen Worte: der Ewigblinde, kennzeichnet er die Natur des Pöbels besser, als wenn er in der Vorrede zu den Räubern sagt: 'Der Pöbel hört nie auf Pöbel zu sein, und wenn Sonne und Mond sich wandeln, und Himmel und Erde veralten wie ein Kleid.' Ich weisz dieser trefflichen Schilderung des Pöbels in der 'Glocke' nur die Worte Schillers an die Seite zu setzen, die er dem Fürsten Leo Sapieha im Demetrius in den Mund legt:

Die Mehrheit?
Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen,
Bekümmert sich ums Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er musz dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brod und Stiefel seine Stimm' verkaufen.
Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen;
Der Staat musz untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

Noch nie ist ein schändlicherer Misbrauch mit dem erhabenen Namen 'Freiheit' getrieben worden als in der französischen Revolution. Es gehörte wirklich ein unerschütterlicher Glaube an das Edle in der Menschheit dazu, um angesichts dieses empörenden Misbrauchs es als ein 'Wort des Glaubens' hinzustellen:

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wär' er in Ketten geboren.
Laszt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Misbrauch rasender Thoren!

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Aber, sowie die Alten von einer himmlischen und einer gemeinen Liebe, einer Aphrodite Urania und einer Aphrodite Pandemos redeten, so stellt Schiller zwei diametral entgegengesetzte Arten der Freiheit auf:

Freiheit! ruft die Vernunft; Freiheit! die wilde Begierde.

Auch das Weib läszt Schiller hier noch einmal auftreten, aber was für Weiber! Es sind die berüchtigten Damen der Halle, die Pariser Fischweiber, die bei der Zurückholung des Königs von Versailles branntweintrunken und viehisch jauchzend den Wagen des unglücklichen Monarchen umtaumelten, während Fleischergesellen die Köpfe seiner getödteten Gardes du corps ihm vorantrugen.

Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreiszen sie des Feindes Herz.

Schiller erinnerte sich, als er diese Verse dichtete, gewis noch der Stelle aus einem Briefe seiner damaligen Braut, Charlotte von Lengefeld, vom 12 November 1789: 'Von den Pariser Frauen erzählt er (Beulwitz, ihr Schwager) schöne Geschichten, die, hoffe ich, nicht so sein sollen; es hätten sich einige bei einem erschlagenen Garde du corps versammelt, sein Herz herausgerissen und sich das Blut in Pokalen zugetrunken.' Je höher Schiller das weibliche Geschlecht achtete, desto empörender musten ihm solche Greuelthaten erscheinen, und die Erinnerung daran schwebte ihm vor, als er in seinen 'Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen' den Gedanken aussprach, dasz gerade das Herliche in seiner Zerstörung das Abscheulichere wäre.

Wenn also wilde Zwietracht von innen oder feindliche Horden von auszen den Staat, unser Vaterland, zerstören, also das heiligste der Bande zerreiszen, welches den Menschen an die sinnliche Welt knüpft; wo soll er dann Trost finden? Die Antwort liegt schon in der Frage: Er musz ihn suchen in der übersinnlichen Welt; er musz seine Seele auf den Schwingen der Andacht hinaufsenden in jene Höhen, aus denen die Stimme der Glocke mahnend an sein Ohr schlägt, er musz in der kirchlichen Gemeinschaft die Eintracht, den Frieden suchen, den er in der eingeäscherten Heimat, in der Zerrissenheit des Vaterlandes nicht finden kann. Und hiermit führt der Dichter sein Lied an den Punct zurück, von dem er ausgegangen war, indem er die Glocke zur Vermittlerin zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt machte, — die Glocke klingt aus wie sie angeklungen hatte:

Dem Schicksal leihe sie die Zunge,
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.

Nach dieser Herzensergieszung, die man mir zu Gute halten möge, wende ich mich zur Besprechung des Einzelnen.

S. 52 sagt Düntzer: 'Bei der Taufe und der Ehe kommt das Läuten

gar nicht vor.' Man könnte dagegen einwenden, dasz in bürgerlichen Verhältnissen diese Feste den Sonntag nach der Kirche begangen werden, und dasz der allgemeine Zweck des Läutens am Sonntage es nicht ausschlieszt, dasz die betreffenden Familien noch eine besondere Einladung darin finden; übrigens ist mir von einem Geistlichen versichert worden, dasz in vielen Gegenden Thüringens das Läuten zur Taufe üblich ist, ja an manchen Orten sogar mit einer besonderen Taufglocke geläutet wird.

S. 60, Str. 1[a], V. 7:

Soll das Werk den Meister loben.

Der Spruch ist entlehnt aus Sirach 9, 24: Das Werk lobt den Meister, und einen weisen Fürsten seine Händel. Vgl. Klopstock, Meister und Gesell:

Im Zeitenstrome schwimmen oben
Die Werke, die den Meister loben.

S. 61. 'Spüret' als Conjunctiv zu nehmen, 'der blosz durch den Reim veranlaszt' sei, ist ein Versehen.

S. 64 III[b], Str. 6:

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüszt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt.

Vgl. Der philosophische Egoist V. 1—3:

Hast du den Säugling gesehn, der unbewust noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, schlafend von Arme zu Arm
Wandert, bis bei der Leidenschaft Ruf der Jüngling erwachet?

S. 66:

Wie ein Gebild aus Himmelshöhn.

Der Ausdruck ist Schiller sehr geläufig. Vgl. die Glocke:

Wächst sie in des Himmels Höhen

Das Siegesfest:

Denn gerecht in Himmels Höhen
Waltet des Kroniden Rath;

und die beiden Stellen, die ich zu dem Gedicht 'Die Begegnung' angeführt habe.

Ebd.: Aus seinen Augen brechen Thränen.

Vgl. Iphigenie in Aulis I 1:

Aus deinen Augen bricht
Ein Thränenstrom.

Ebd. V. 30 f.:

O dasz sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe.

Diese Stelle ahmt Goethe nach in dem Gedicht 'Aussöhnung' am Ende:

Da fühlte sich — o dasz es ewig bliebe! —
Das Doppelglück der Töne wie der Liebe.

S. 73:

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten.

'Das Bündnis mit dem Schicksal ist eine sonderbare Vorstellung', sagt Düntzer. Ich finde sie poetisch schön und wahr. Schiller gebraucht ähnliche Ausdrücke öfter, z. B. Wallensteins Tod III 18:

Wie das gemütlos blinde Element,
Das schreckliche, mit dem kein Bund zu schlieszen,
Folgst du des Herzens wildem Trieb allein.

XII S. 297: 'Die Notwendigkeit geht keinen Vertrag mit dem Menschen ein, und weder seine Kraft noch seine Geschicklichkeit kann ihn gegen die Tücke der Verhängnisse sicher stellen.'

Ebd.:

Und das Unglück schreitet schnell.

Jer. 48, 16: Denn der Unfall Moabs wird schier kommen, und ihr Unglück eilet sehr.

S. 75. 'Schiller kannte die ganze anziehende Beschreibung von diesem Gusse aus Goethes Uebersetzung.' Siehe Briefwechsel mit Goethe I S. 276.

Ebd. V b, Str. 11, V. 1—8:

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.

Vgl. Hoffmeister, Nachlese IV S. 529: 'Die mächtigste Naturkraft ist in eben dem Grade weniger erhaben, als sie von dem Menschen gebändigt erscheint, und sie wird wieder schnell erhaben, sobald sie die Kunst des Menschen zu Schanden macht. Ein Pferd, das noch frei und ungebändigt in den Wäldern herumläuft, ist uns, als eine uns überlegene Naturkraft, furchtbar, und kann einen Gegenstand für eine erhabene Schilderung abgeben.'

S. 77, V. 29. Statt 'der Straszen' liest die 1e Ausg. und danach auch neuerdings Kurz: Strasze, welches die richtige Lesart ist.

S. 81 VI a, V. 3:

Glücklich ist die Form gefüllt.

Cellini sagt in seiner Schilderung vom Gusse des Perseus (Goethe, 6 Bde. V S. 116): Jeder sah nunmehr das Erz auf das beste geschmolzen und konnte zugleich bemerken, wie die Form sich füllte.

Ebd. Str. 15.

Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, dasz sie entkeimen werde.

Vgl. Der Sämann V. 1 f.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.

S. 85, Str. 18, V. 5:

Winkt der Sterne Licht.

Vgl. Dido, Str. 15:

Und winkt der Sterne sinkend Licht zum Schlummer.

S. 87, Str. 20, V. 4:

Die der Städte Bau gegründet.

Vgl. Dido, Str. 11, V. 3 f.

Dir, städtegründende Demeter, quillt
Zweijährger Rinder Blut,

wo bei Vergil steht: legiferae Cereri.

S. 28, Str. 21, V. 1:

Tausend fleisz'ge Hände regen usw.

Vgl. Schiller VIII S. 37: 'Die englische Wolle, die diese zurückbrachten, beschäftigte tausend fleiszige Hände in Brügge, Gent und Antwerpen.' Dido, Str. 16:

Der Thürme hochgeführte Lasten
Erlahmen bald in ihrem muntern Lauf,
Kein Wall, kein Giebel steigt mehr auf,
Und tausend fleisz'ge Hände rasten.

S. 89 VIII[b], Str. 24, V. 5 ff.:

Blindwütend, mit des Donners Krachen,
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.

Vgl. Jungfrau von Orleans, Prolog, Scene 3:

Und über einem Höllenreiche steht
Die bange Stadt, gewärtig jede Stunde,
Dasz es mit Donners Krachen sich entzünde.

S. 91, Str. 26, V. 5—8. Zu der oben beigebrachten Briefstelle füge man noch Lessings Hamburger Dramaturgie, Stück 46: 'Merope, sagt Lindelle, wenn sie bei dem Maffei erfährt, dasz ihr Sohn ermordet sei, will dem Mörder das Herz aus dem Leibe reiszen und es mit ihren Zähnen zerfleischen.'

Ebd. V. 13—16.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Vgl. Sprüche Sal. 'Es ist besser, einem Bären begegnen, dem die Jungen geraubet sind, denn einem Narren in seiner Narrheit.'

(Fortsetzung folgt im nächsten Jahrgang.)

ERFURT. BOXBERGER.

64.

BERICHT ÜBER DIE VERHANDLUNGEN DER SECHSUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER ZU WÜRZBURG,

AM 30 SEPTEMBER BIS 3 OCTOBER 1868.

Die fünfundzwanzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, die 1867 in Halle tagte, hatte in ihrer zweiten Sitzung Würzburg zum nächstjährigen Versammlungsort bestimmt und die Herren Prof. Dr. Urlichs und Studiendirector Weigand aus Würzburg, Prof. Dr. v. Spiegel aus Erlangen zu Präsidenten erwählt. Demgemäsz erlieszen die Herren Urlichs und Weigand aus Würzburg unter dem 5 Juli d. J. in allen Fachblättern und den gelesensten Zeitungen Deutschlands die Einladung zur Versammlung in Würzburg vom 30 Septbr. bis 3 Octbr. Den Bemühungen derselben Herren ist es zu danken, dasz die Mehrzahl deutscher Eisenbahngesellschaften den Mitgliedern der Versammlung freie Rückfahrt verhiesz. So ergab sich denn auch eine stattliche Zahl von Mitgliedern; das officielle Verzeichnis weist 368 Nummern auf. Am stärksten war die Beteiligung aus Süddeutschland, besonders Baiern; aber auch Norddeutschland hatte zahlreiche Teilnehmer gesendet, nicht Wenige waren aus Oesterreich und der Schweiz erschienen, auch Ruszland und selbst Syrien waren vertreten. Die Umsicht des Vorstandes und das freundliche Entgegenkommen der Bürger Würzburgs verschaffte allen Fremden schnell ein passendes Unterkommen. Auch dadurch hat das Präsidium Anspruch auf den Dank der Philologen erworben, dasz es eifrige Sorge für schleunige Veröffentlichung der Verhandlungen traf. Da dieselben in kurzer Zeit werden versandt werden, erscheint es passend, diesmal einen kürzern mehr summarischen Bericht den Lesern dieser Blätter zu geben.

Beim Empfang wurden den Mitgliedern Schriften ausgehändigt, die zur Begrüszung der Versammlung teils ausdrücklich verfaszt, teils zur Verteilung an dieselben eingesendet waren. Es sind folgende: Festgrusz der philologischen Gesellschaft zu Würzburg an die XXVI Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Er enthält 1) Kritisches zu Tacitus von Prof. Dr. Urlichs. 2) Zur Kritik der röm. Archäologie des Dionys. Hal. von Prof. Grasberger. 3) Zur Kritik des Plautus von Prof. Dr. Studemund. 4) Iason bringt dem Aietes das goldene Vliesz, von G. A. Flasch. 5) Commentationes Platonicae von Privatdoc. Dr. Schanz. 6) Ueber symmetrische Anordnung des Dialogs und die Stichomythie bei Sophokles, von G.-A. Dr. Wecklein. 7) Platte mit scenischen Vorstellungen im Collegio Romano, vom Stud.-L. Dr. Arnold. 8) Exercitationes Sallustianae von G.-A. Dr. Euszner. — Programm der kgl. Studienanstalt Würzburg zur Begrüszung der XXVI Versammlung usw. 'Ueber die Quelle des Diodor von Sicilien im 9n Buch,' von Rud. Köhler. — Der Mytholog Fulgentius. Beitrag zur röm. L.-G. und zur Grammatik des afrikan. Latein. T. I und II von Dr. Michael Zink. — Commentatio Urlichsii de vita et honoribus Agricolae. — Desselben Verzeichnisse der Antikensammlung der Universität Würzburg Heft 1 und 2. — Programme verschiedener Studienanstalten Baierns, vom Ludwigs-Gymnasium in München 'der Parnassus Boicus', Beitrag zur Culturgeschichte Baierns, von P. Huber; von Schweinfurt 'Oelschläger, Beiträge zur Erklärung der Episteln

des Horatius'; von Regensburg 'Strabos Quellen über Gallien und Britannien, von Anton Miller'; von Münnerstadt 'Zur Stilistik und Exegese lat. und griech. Classiker von Schneeberger'; von Eichstätt 'über Sprachbildung und Sprachvergleichung von Denk'; von Amberg 'onomatologische Bemerkungen von Riedenauer.' Auszerdem waren einige Exemplare für die kritisch-exegetische Section bestimmt von 'A. Eussner Specimen criticum. Wirceb. 1868.' 'M. Schanz Specimen criticum', von denen ersteres besonders Curtius, letzteres Plato behandelt; 'Tres Commentationes scr. H. Rumpf. Frankfurt a. M. 1868'; für die oriental. Section: 'L. Grasberger Noctes Indicae'. Andere Schriften giengen während der Verhandlungen zur Verteilung ein, so z. B. vom Rector Schnitzer von Elwangen 'Interpolation im Pindar', von der Calvaryschen Buchhandlung in Berlin zwei Verzeichnisse der Programme, die in den Jahren 1866 und 1867 in Deutschland erschienen sind.

Am Abend des 29 September fanden sich zu gegenseitiger geselliger Begrüszung die Mitglieder im Theatersaale zusammen.

Zur ersten allgemeinen Sitzung hatte sich eine zahlreiche Versammlung um 9 Uhr in der Schrannenhalle eingefunden. Der schöne, hohe Saal war prächtig geschmückt. Ueber dem Präsidentensitz wehte die schwarzrothgoldene Fahne, ihr zur Seite die schwarzgelbe und die schwarzweisze; diesen gegenüber, über dem Haupteingange befand sich die Fahne des norddeutschen Bundes, daneben die Baierns, Würtembergs, Sachsens, Hessens und Badens.

Gegen $^1/_2$10 Uhr eröffnete der Präsident, Hofrath Professor Dr. Urlichs die XXVI Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner mit einer längeren Rede. Er heiszt die Versammlung in der alten und ehrwürdigen Stadt Würzburg willkommen und sagt den Vertretern derselben, sowie der königl. Regierung Dank für alle Förderung, die sie der Versammlung gewährt. Dann wirft der Redner einen Rückblick auf die Geschichte der Stadt, die seit einem Jahrtausend die Stätte deutscher Cultur ist. Auf der Stelle des prächtigen Gebäudes, worin die Sectionen ihre Sitzungen halten sollen, der Maxschule, feierte der gröste Hohenstaufe seine Hochzeit und ward später die Grundlage zur Universität gelegt. An den Thürmen der Hauptkirche ruht der gemütreichste und gedankentiefste Minnesänger, Walther von der Vogelweide. Insbesondere haben die classischen Studien hier immer, kurze Unterbrechungen ausgenommen, geblüht. Die Muse des Horatius hat hier dieselbe Pflege gefunden wie die deutsche Poesie. Von Paulus Melissus bis auf Richarz und die heutige Zeit herab*) haben die lateinischen Musen nie geschwiegen.

---

*) Zum Beleg dafür dienen die dem Vernehmen nach von Prof. Grasberger verfassten Strophen, die in dem zweiten Tageblatt enthalten sind unter der Ueberschrift: Zur Tagesordnung am 30 September.

Ἴακχ' ὦ πολυτιμήτοις ἕδραις ἐνθάδε ναίων
Ἴακχ', ὦ Ἴακχε,
ἐλθὲ τόνδ' ἀνὰ λειμῶνα χορεύσων
ὁσίους ἐς θιασώτας.

Spectas, amoenam Moenus ut ambiat
Vallem reductam; nam sinuosior
Franconiae clivis oberrat
Laetus agri, similis moranti.

Descende! dignus quem subeas locus,
Dilectus olim Mercurialibus;

Die ernste Wissenschaft verdankt ihren Ursprung und erste Pflege der Verkündigung des Christentums. Mit der Gründung des Bistums wurden überall bei Kirchen und Klöstern Schulen gegründet, auf die besonders Fulda bedeutenden Einflusz hatte. Wir haben noch den Briefwechsel zwischen Hrabanus Maurus und dem würzburger Bischofe Hilbert. Im Jahre 941 zog Bischof Beppo in Begleitung des gelehrten Scholasten Stephanus aus Novara hierher und brachte unter andern Handschriften wahrscheinlich auch den kostbarsten der Würzburger Schätze, die Bücher ad Herennium mit. Im Jahre 1284 faszte Bischof Bertold den Plan eine Hochschule mit vier Facultäten zu gründen, aber erst Bischof Gerhard von Schwarzburg führte ihn nach der Schlacht bei Berchtheim im Jahre 1402 aus. In dieser Zeit that sich besonders Michael de Leone durch Förderung deutscher Poesie hervor. Der Anfang der neuen Hochschule war nicht glücklich; dagegen traten in der zweiten Hälfte des 15n bis ins 16e Jahrhundert Männer auf, die Ausgezeichnetes leisteten: Gregor von Heimburg, Sebastian von Rothenhahn, Conrad Celtes und Trithemius. Später kam durch Bischof Julius der Niederlande Modius nach Würzburg. Der dreiszigjährige Krieg, dessen Schrecken ganz besonders Franken erfuhr, liesz eine Pflege der Wissenschaften für lange nicht aufkommen. Viele Handschriften wanderten nach Upsala; durch einen glücklichen Zufall fand man 1720 unter dem Dachstuhle der Domkirche einen Schatz von Handschriften, die man bei Annäherung der Schweden dorthin verborgen hatte. 1734 erliesz Friedrich Karl von Schönborn eine Verordnung, dasz auf den Gymnasien hinfüro auch das Griechische sorgsam gelehrt werden solle und die deutsche Sprache gereinigt mitgeteilt; bei den Promotionen sollten nicht mehr Augsburger Kupferstiche und müszige Thesen, sondern sorgfältige Dissertationen verteilt werden. Auf dieser Bahn giengen die Nachfolger mit glücklichem Takte vorwärts. Die neue bürgerliche Regierung lenkte in die Bahnen der übrigen Universitäten Deutschlands ein; nach hartem, aber kurzem Kampfe ward auch ein Lehrstuhl für griechische Litteratur errichtet. Der gelehrte und scharfsinnige Richarz, der Erste, der denselben einnahm, lebt im Andenken seiner noch zahlreich wirkenden Schüler; sein berühmter Nachfolger Ernst von Las-

---

Nunc Mercuri facunda turba
Intrat et ipsa novam palaestram.

Nunc Wirceburgum grande sophos viris
Inclamat ultro, qui studiis cluent
Antiquitatis quique doctae
Nomina Grammaticae dedere.

Regina namque haec omnibus imperat
Qua turgido nox Oceano ruit,
Gangetis usque ad suda regna,
Flebile qua cácravâca crocit.

Doctrina (versu dicere non licet
Vestram latino) poscitur. Hic vocant
Libethrides Nymphae canorae
Pugnaque non iaculis decora.

Hic innocentis pocula Leistici
Ducetis; hic vos tempora Bassareus,
Qui voce formabit disertos,
Vite iubet redimire sacra.

Ite, ite! curas linquite! leniter
Mersus profundo pulchrior exeat:
Vos vel Stator sistat vel Augur
Servet Apollo periclitantes.

saulx verstand auf dem Katheder wol noch mehr zu leisten, denn als Schriftsteller.

Nach diesem historischen Ueberblick wird das Verhältnis der Philologie zu den Gymnasien und Realschulen kurz besprochen, die lebendig befruchtende Kraft der Philologie dargethan an den aus ihr hervorgegangenen Disciplinen, der germanistischen, orientalischen und vergleichenden Sprachwissenschaft, schlieszlich ihre Signatur gegeben als verständiger, methodischer Realismus. Nicht ihre geringste Thätigkeit sei die Verpflanzung ihrer Resultate in die Seelen der Jugend. Noch immer sei der edelste Teil des Unterrichts der humanistische. 'Mag auch im Drange des Lebens den Meisten der positive Gewinn entschwinden, sie haben es doch einmal besessen, was so köstlich ist, es lebt in ihren Adern, es treibt in ihrem Blute, und gegen das Gemeine, das Alle stets zu bändigen droht, ist es der sicherste Talisman.'

Hierauf gedachte der Redner der im Laufe des letzten Jahres abgeschiedenen Schulmänner und Gelehrten: 1867 Lübker in Flensburg, Dübner in Paris, Bopp in Berlin, Klee in Dresden; 1868 Pfeiffer in Wien, Herzog in Gera, Vilmar in Cassel, K. L. v. Roth bei Stuttgart.

Darnach richteten der Ministerialrath Giehrl aus München im Namen des kgl. baierischen Cultusministeriums und der Bürgermeister Dr. Zürn im Namen der Stadt Würzburg herzliche Worte der Begrüszung an die Versammlung; Letzterer verhiesz zu den Stunden ernster Arbeit auch Erholung und leibliche Genüsse, auf dasz den Seelen der Gäste ein freundliches Bild von der Stadt sich einpräge.

Es folgten geschäftliche Mitteilungen des Vorsitzenden. Anstatt des in Halle zum Vicepräsidenten gewählten Director Weigand, der die Wahl nicht angenommen, ist einstweilen Prof. Dr. Grasberger zur Uebernahme dieses Amtes veranlaszt worden. Die Versammlung heiszt diese Wahl gut, ebenso die der Sectionsvorstände: Prof. Dr. Dahn für die germanistische Section, Prof. Dr. Brunn für die archäologische, Prof. Dr. v. Spiegel für die orientalistische und Prof. Dr. Buchbinder für die mathematische. Prof. Dr. Grasberger übernimmt auch in der pädagogischen Section den Vorsitz. Wegen der kritisch-exegetischen Section, für deren Constituierung und Leitung der Präsident den Prof. Dr. Köchly aus Heidelberg gewonnen, erhob sich ein Streit, der erst an einem der nächsten Tage durch Vereinigung dieser mit der pädagogischen Section geschlichtet ward. Zu Secretairen schlägt der Herr Präsident unter Genehmigung der Versammlung vor die Herren Professoren Herzog aus Tübingen, Hirschfelder aus Berlin, Studemund aus Würzburg und Oberlehrer Richter aus Leipzig.

Den ersten wissenschaftlichen Vortrag hielt alsdann Prof. Lauth aus München 'über die Persönlichkeit des Moses nach ägyptischen Quellen.' Der Redner referierte über ein von ihm soeben veröffentlichtes Werk ('Moses der Ebräer', München 1868), worin der Versuch gemacht sei, zwei ägyptische Papyrusurkunden in hieratischer Schrift zu deuten, den Papyrus Anastasi I der 'Select Papyri' des Britischen Museums und den Papyrus Anastasy I 350 der Leydener Sammlung; in diesen Urkunden trete Moses unter der ägyptischen Namensform Mesu auf, und auszerdem seien viele Züge von seinem Leben enthalten. Ersterer (ausführlich behandelt von Chabas Voyage d'un Égyptien etc.) enthalte die Reisebeschreibung eines Mohar betitelten Mannes; letzterer sei ein Tagebuch, datiert Jahr 52, Monat Mechir, Tag 23 im Palaste Ramessu-Meri-Amum. Dieser Ort sei identisch mit Ramessopolis, zu dessen Tempel des Sonnengottes die Apriu (Ebräer) Steine schleppten. Dasz es mehrere Städte des Ramses gegeben, wusten auch die Septuaginta und schrieben daher im Exodus I 11: ᾠκοδόμησαν αὐτῷ πόλεις ὀχυρὰς τήν τε Πειθὼμ καὶ Ῥαμεσσῆ κατ' (denn

so, nicht wie man bisher liest καί, sei zu verbessern) Ὧν. Aus der Combination beider Urkunden werden zahlreiche, höchst interessante Details über Moses entwickelt. Mohar sei sein Titel, sein Name Mesu bedeute das ausgesetzte, aufgefundene Kind, seine Heimat sei Gazata an der elamitischen Bucht. Seine Stellung betreffend werde erzählt, er sei Schreiber, Verfasser von sechs bis sieben Schriften, Forscher über religiöse Dinge, über die Formeln des Prinzen Hartatef (Todtenbuch c. 64); habe, wie sein Gegner ihm vorwerfe, schauderhafte Dinge hervorgebracht und über die Auferstehung erstaunliche Aufschlüsse erteilt. Ferner habe er im Auftrage Pharaos Feldzüge unternommen gegen die aufrührerischen Aolana, wobei er nicht weniger als 5000 Mann unter sich gehabt habe; er habe an der Spitze eines Söldnerheeres auch nach Kanaan einen Streifzug unternommen; sei ein kühner Jäger gewesen; habe in Anu (Heliopolis) studiert, sei also Priester gewesen, ein Mapu d. h. einer der Dreiszig, vom ägyptischen Areopagus. Deshalb werde ihm mit Recht zum Vorwurf gemacht, dasz er in der See ein Bad genommen und Fische gegessen; denn beides sei den Priestern verboten gewesen, wie auch Plutarch bestätige. Auch seiner Reisen werde gedacht, bis nach Syrien, seine Schönheit werde gepriesen, sein Jähzorn getadelt. Schlieszlich wurde durch scharfsinnige Combination mit Benutzung von Tacitus' Nachricht über den Phoenix des Sesostris (Annal. VI 28) das Resultat gefunden, dasz die Exodus trifft ins Jahr 1491/90 v. Chr.

Nach diesem Vortrage ward die Sitzung geschlossen, und die Versammlung begab sich nach dem königlichen Hofkeller 'zur W e i n p r o b e'. In den tiefen groszen Kellerräumen, wo Fasz auf Fasz der edelsten Erzeugnisse des Frankenlandes aufgespeichert lagen, erleuchtet durch grosze Kronleuchter und viele Lichter, die an den Fässern angebracht waren, war eine lange Tafel aufgestellt; im Hintergrunde das baierische Wappen von frischem Grün umkränzt und in glänzender Beleuchtung. Die Tafel war besetzt mit Gläsern, die von den froh überraschten Gästen fleiszig geleert und von dienstfertigen, freundlichen Mundschenken bereitwillig immer wieder gefüllt wurden. Die heiterste Stimmung herschte bald in der Versammlung, die sich in einem freudigen Dank dem Geber so schönen, originellen Genusses und in einem kräftigen *Gaudeamus igitur* äuszerte.

Der Nachmittag wurde zur Constituierung der Sectionen verwandt. In der Maxschule vereinigten sich zur Bildung einer kritisch-exegetischen Section 30 Mitglieder unter dem Vorsitz des Prof. K ö c h l y; man beschlosz die Vorträge der Herren A h r e n s aus Coburg und E u s z n e r aus Würzburg dieser Section zuzuweisen und dann sich mit der pädagogisch-didaktischen zu vereinigen. Am späteren Nachmittage und Abende fand Gartenfest und Abendunterhaltung im Platzschen Garten vor dem Rennwegthore statt; éin heiterer Tanz beschlosz den ersten Tag, der in der That reich war an mannigfaltigsten, geistigen und leiblichen Genüssen und die froheste Aussicht für die noch übrige Zeit erweckte.

Am Donnerstag den 1 October eröffnete die Reihe der Vorträge in der allgemeinen Sitzung Prof. K ö c h l y über P y r r h o s und R o m. Die Bedeutung des Pyrrhos sei zu keiner Zeit verkannt worden; schon Polybios habe eingesehen, dasz der Kampf mit Pyrrhos das Vorspiel der punischen Kriege gewesen. Niebuhr, Mommsen und Ihne hätten übereinstimmend diese ritterliche Erscheinung gewürdigt. Dem Vortragenden kam es jedoch hauptsächlich darauf an den Einflusz darzulegen, den der Zusammenstosz des Pyrrhos mit Rom auf des letzteren welthistorische Entwickelung gehabt hat. Am bedeutendsten sei dieser Einflusz in der T a k t i k gewesen. Unsere Kenntnis der ältesten römischen Taktik sei nicht aus der ersten Dekade des Livius zu entnehmen.

Sicherlich habe Rom im Gegensatz zu dem zerstreuten Reitergefecht des Nordens auch eine phalangitische Taktik gehabt. Dieselbe sei begründet in der Ueberlieferung von der Servianischen Centurieneinteilung, welche ursprünglich finanzielle, später auch politische Bedeutung erlangt habe, wie neuerdings das Zollparlament. Die Normaltiefe sei sechs gewesen, nicht acht, wie bei den Griechen. Die Phalangitenstellung sei in die Manipelstellung übergegangen, nach Livius VIII 8. Mit glatten Helmen und dem Scutum bewaffnet, die Manipel 6 mal 10 Mann stark, sei man schachbrettförmig gegen den Feind gezogen. Die Legion, 4725 Mann stark, habe ihre taktische Einheit in dem *signum* erhalten. Die Griechen hätten keine Fahnen gekannt, die den Römern eigentümlich gewesen seien, daher das Commando: 'fer signum', 'infer signum' (womit passend das 'Marschall Vorwärts' übersetzt werden könne, nach der Analogie des Taciteischen 'cedo alteram'), 'in dextrum confer signum', 'siste signum'. Das Heer des Pyrrhos hingegen entspreche dem der Diadochen; letzteres habe sich nach Alexander so entwickelt, dasz die Cavallerie in den Vordergrund getreten, die Infanterie gewöhnlich nicht ins Gefecht gekommen sei; das Fuszvolk sei einer wandernden Mauer vergleichbar gewesen: seine Kriegselephanten habe Pyrrhos 'in subsidiis' zur Reserve zurückgehalten. Bei Heraklea suchten die Römer in den Lanzenwald des epirotischen Fuszvolks einzudringen (dies führte 16 Fusz lange Sarisen), aber vergeblich arbeiteten sie sich siebenmal ab, und als sie matt und müde sich zurückzogen, da habe Pyrrhos die Reiterei mit den Elephanten vorgehen lassen, denen alsdann der Sieg nicht schwer gewesen sei. Aber in der Abwesenheit des Pyrrhos auf Sicilien habe die Reform der römischen Legion begonnen: ebenbürtige Bewaffnung und Hülfsmittel gegen die Elephanten wurden beschafft, in der Organisation und Aufstellung der Soldaten zweckmäszige Aenderungen getroffen. — Aber nicht blosz in der Taktik, auch in der Politik und Bildung sei der Zusammenstosz von welthistorischer Wirkung gewesen. An der Ausführung der letzten Puncte hinderte den Redner der Ablauf der jedem Vortrage vom Präsidenten genau zugemessenen Zeit.

Ihm folgte Prof. Dr. Christ aus München, der über die Bedeutung des Namens Idyll sprach. Das Wort εἰδύλλιον sei deminutivum von εἶδος, Wurzel Fιδ. Die Idylle sei entsprungen in einer Zeit, wo man jenes Wort oft ἠδύλλιον geschrieben, daher habe man es auf ἡδύνω von ἡδύς zurückgeführt und erklärt 'ein süszes Lied'. Dasz diese Ableitung falsch sei, liege auf der Hand. Ebenso wenig sei die weit verbreitete Ansicht richtig, wonach Idyll heisze 'ein kleines Bildchen, Naturscene'. Schon schol. Theokrit. habe εἰδύλλια λέγονται ἀπὸ τοῦ εἴδω τὸ ὁμοιῶ, also Abbild. Die zehnte Idylle des Ausonius bilde ein Bild von der fischreichen Mosel, Theokrit zeichne sich durch plastische Darstellung einzelner Naturscenen aus, z. B. in den Adoniazusen; aber die Mehrzahl der Idyllen des Theokrit und Ausonius haben keinen beschreibenden Charakter. Man könne zu keiner genügenden Erklärung von εἰδύλλιον kommen, ohne von εἶδος auszugehen. In Pindars metrischen Scholien hieszen sämtliche Pindarische Gedichte εἴδη. εἶδος bedeute zunächst das äuszere Ansehen, wie in dem Homerischen εἶδός τε φυήν τε, Abbild heisze nicht εἶδος, sondern εἰκών, daher auch εἰδύλλιον nicht Bildchen heiszen könne. Auch die zweite Bedeutung von εἶδος Schönheit stimme nicht. Vorherschend aber sei später die dritte Bedeutung geworden: Art, Weise. So spreche man von εἴδη λόγου, ᾠδῆς. Sämtliche Gedichte Pindars haben verschiedene metrische und melische Form, man spreche von einem ersten, zweiten, dritten εἶδος, τίνος εἴδους καὶ μέτρου. So sei εἰδύλλιον gebildet, wie ᾠδάριον, ποιημάτιον. Wenn es aber in Isidorus Origines heiszt, eidyllion sei ein carmen paucorum versuum, so sei das unrichtig, da die Grösze nicht

maszgebend gewesen. Der Charakter liege in der Nettigkeit, im Gegensatz zum μεγαλοπρεπές. Das Wort εἰδύλλιον sei in einer Zeit gebildet worden, wo εἶδος schon die allgemeine Bedeutung 'Gedicht' angenommen habe. In den Inhaltsangaben des Theokrit finde sich durchweg εἰδύλλιον, das also zwischen dem 3n und 6n Jahrhundert entstanden sein müsse, da Vergil seine Hirtengedichte noch bucolica genannt habe und auch im zweiten Jahrhundert das Wort sich noch nicht finde.

Den dritten Vortrag hielt der Tagesordnung gemäsz Prof. Jülg aus Innsbruck 'über die griechische Heldensage im Wiederschein bei den Mongolen'. Isaak Jacob Schmidt habe im Jahre 1836 die mongolischen Sagen in der Ursprache, 1839 deutsch herausgegeben, 1851 Schott in der Berliner Akademie der Wissenschaften über dieselben gesprochen. Dieselben seien in Prosa abgefaszt, Partieen auch poetisch, in einer kühnen Bildersprache. Redner gibt nun eine Inhaltsangabe der sieben Bücher mit vergleichender Berücksichtigung der hellenischen Heldensage. Der Held des Ganzen sei Gesser, der Sohn des Gottes Indra. In ihm finden sich Charakterzüge des Herakles und Odysseus vereint, auch vieles sehr Barocke, das an den niederdeutschen Eulenspiegel erinnert. So finden wir im Mongolischen einen Eurystheus, der Arbeiten aufgibt sehr ähnlich denen, die Herakles vollbrachte; dann wiederum eine Penelope, eine Helena von einem Paris geraubt und einen darum entbrannten neun Jahre dauernden Krieg. Gessers und Odysseus Vater seien ganz ähnlich dargestellt.

Der letzte Redner der zweiten Sitzung, Prof. Wattenbach aus Heidelberg, sprach 'über die ersten Lehrer des Humanismus in Deutschland'. Der Sieg des Humanismus eröffne die neue Geschichte; aber einen schweren Kampf mit dem Gegner, dem Scholasticismus habe es gekostet. Während man bis zum 12n Jahrhundert die alten Schriftsteller fleiszig gelesen, haben sich diese Studien fast vollständig verloren; das Latein, das man sprach und schrieb, artete bis zu unerträglicher Barbarei aus. Nur in Italien habe man die lateinischen Schriftsteller nie vollständig vergessen. Hier haben Petrarca und Boccaccio und ihre Freunde den Humanismus begründet, der auch bald seinen Einflusz auf Deutschland ausübte, besonders durch den Besuch der italienischen Universitäten seitens deutscher Studenten. Die deutschen Fürsten suchten für ihre Canzleien Männer von feiner Bildung und elegantem Stil. Von bedeutender Einwirkung sei Aeneas Sylvius de Piccolomini am Hofe Kaiser Friedrichs III gewesen; um ihn, der später Papst geworden, habe sich ein groszer Kreis humanistisch gebildeter Männer angeschlossen. Als der erste humanistische Lehrer in Deutschland sei schon 1827 von Erhard nachgewiesen Peter Luder, der im Rectorate 1460—1461 in Erfurt lehrte. Jener kannte ihn aber nur als poeta; über sein Leben können zuerst seine Briefe Aufschlusz geben, die der Vortragende auf der k. k. Hofbibliothek in Wien durchgesehen. Nicht in Erfurt, sondern in Heidelberg sei der erste Humanist als Lehrer aufgetreten. Aber noch vor Luder habe studia humanitatis der Italiener Arriginus auf der Plassenburg bei Culmbach in Baiern, die damals im Besitze der Hohenzollern war, als der erste in Deutschland gelehrt. Derselbe sei wahrscheinlich einem Rufe des Markgrafen Johann des Alchymisten gefolgt. Als nach der Plassenburg die Kunde drang, dass in Heidelberg ein humanistischer Lehrer angestellt sei, schrieb er voll Freude an den Pfalzgrafen Friedrich und empfahl einen seiner Schüler dem Fürsten, wie dem neuen Lehrer, Peter Luder. Dieser nun, geboren zu Kislau (jetzt, wie auch die Plassenburg, Zuchthaus), kam 1431 mit gründlichen grammatischen Kenntnissen nach Heidelberg, trieb Logik und Dialektik nach herkömmlicher Weise; aber sein unruhiger Geist führte ihn nach Italien, von wo er die

Küsten Griechenlands und Macedoniens besuchte. Von dort zurückgekehrt trieb er in Padua humanistische Studien. Ein vornehmer Rheinländer, der dort studierte, empfahl ihn dem Pfalzgrafen, und so kam er nach Heidelberg. Bei Beginn des Sommers 1456 kündigte er die ersten humanistischen Collegia in Deutschland an, über die Briefe des Horatius und den Valerius Maximus. Vier Jahre hindurch las er, wenn auch sein Name sich in den Acten der Universität nicht findet. Die Facultät wollte von ihm nichts wissen; nur die Gunst des Fürsten schützte ihn. Am 15 Juli 1456, auf Apostelteilung, hielt er seine Antrittsrede. Als einst die Trockenheit des Seneca seine Zuhörer abgeschreckt hatte, las er Ovids Kunst zu lieben. Zu seinen eifrigsten Schülern gehörte Matthias von Kemnat, später fürstlicher Caplan. Aber wenn auch Luder sich vielfache Freunde und Gönner erworben, so erregte doch sein leichtfertiges Leben groszen Anstosz, das ihn in stete Geldverlegenheit brachte. 1460 verliesz er, als Krieg und Pest die Universität verödete, Heidelberg und begab sich anfangs nach Ulm, dann nach Erfurt, wo er gute Aufnahme fand. Aber schon 1461 war er wieder auf Reisen, lehrte in Leipzig und erscheint plötzlich wieder in Padua als Student der Medicin, von wo aus er als Doctor und Docent der Medicin und humanistischen Studien an die neugestiftete Universität Basel kam. Bald verliesz er auch diese Stellung und begleitete 1469 als Diplomat den Herzog Sigismund von Oesterreich und Tyrol zu Ludwig IX von Frankreich, den er in einer pomphaften Rede begrüszt. Ein Jahr später befand er sich unter des Herzogs Gesandten am burgundischen Hofe. In Heidelberg faszte erst mit Rud. Agricola der Humanismus festen Fusz; aber Luder gebührt das Verdienst, das er selbst in Anspruch nimmt, zuerst die Musen von Italien in seine Heimat geführt zu haben.

Nach diesem Vortrage ward die zweite Plenarsitzung geschlossen. Ein Teil der Mitglieder schlosz sich hierauf dem Magistratsrath Heffner an zu einer Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt, besonders der historischen Denkmäler. Um 4 Uhr Nachmittags fand im groszen Saal der Schrannenhalle ein Festmahl statt. Der Präsident Hofrath Urlichs brachte den ersten Toast aus auf den König Ludwig II von Baiern. Se. Majestät, davon telegraphisch benachrichtigt, hat der Versammlung seinen Dank dafür in huldvollen Worten zukommen lassen. Groszen Beifall erntete die Ansprache des Prof. Heremans aus Gent, der in herzlichen Worten sich über deutschen Geist und deutsche Wissenschaft aussprach und von einem Gegensatz gegen Deutschland, der angeblich in Holland hersche, nichts wissen wollte.

Die dritte Plenarversammlung, am Freitag den 2 October, eröffnete Prof. Stark aus Heidelberg mit einem Vortrag 'über Boeckhs Bildungsgang.' August Boeckh ist am 3 August 1867, gerade an dem Tage, an welchem er so oft als Festredner der Universität Berlin aufgetreten, nach einem langen, thatenreichen Leben dahingeschieden. Seiner eingehend hier zu gedenken gezieme sich um so mehr, als Boeckh öfter diesen Versammlungen beigewohnt, in Berlin 1850 mit ganzer Hingabe und Virtuosität dieselbe als Präsident geleitet, auch an der Fassung ihrer bis jetzt bestehenden Statuten den bedeutendsten Anteil gehabt habe; noch mehr wegen seiner centralen Stellung in der Philologie und der tiefgehenden, sicher wirkenden Macht seiner Forschungen; wegen seiner bedeutenden Lebensstellung und seines edlen Charakters. Redner glaubt sich speciell zu dieser Aufgabe berufen, weil er durch Familienverbindungen seit früher Jugend dem Verstorbenen nahe gestanden und im Auftrage der nächsten Verwandten mit Abfassung seines Lebensbildnisses beschäftigt sei. Hieran wird die Bitte geknüpft, dasz dem Redner zu dem im Nachlasse befindlichen Briefwechsel von über 7000 Briefen möchten Ergänzungen, besonders Boeckhs

eigene Briefe, zugestellt werden. — Die Familie Boeckh, ursprünglich Böcklin, ist eine der alten bürgerlichen Familien Nördlingens, wo sich noch heute ein Zweig in städtischen Gewerben thätig findet. Nicht bedeutungslos ist es, dasz einer der Ahnen Boeckhs z. B. Rechenknecht der Stadt Nördlingen war, ein anderer war Stadtzollpächter, ein anderer Commandant der Stadtwache. Ein zweiter Zweig wirkt im geistlichen Berufe, ein dritter wanderte nach Durlach mit Boeckhs Vater, der später in Carlsruhe als Archivrath angestellt war.. Hier ward am 24 November 1785 August Boeckh geboren; drei Jahre darauf starb der Vater. Als der jüngste von drei Brüdern blieb August lange bei der Mutter, einer hochbegabten, beweglichen Natur, von der der Hang zur munteren Laune, der humoristische Zug stammt. Auf dem Carlsruher Gymnasium illustre erhielt er 1791—1803 seine vorbereitende wissenschaftliche Ausbildung. So wenig auch die Stadt angethan war auf das jugendliche Gemüt zu wirken und historischen Sinn zu wecken, so wirkte doch der sittlich strenge Geist des Landesfürsten Karl Friedrich. Ueberall war das tüchtigste, edelste Streben vorhanden, besonders zur Hebung der Schulen. So war das Carlsruher Gymnasium damals eins der besten Deutschlands, nach dem Vorbilde der Sturmschen Musteranstalt in Straszburg am Ende des 16n Jahrhunderts angelegt. Die Anstalt fand ihre letzte Zuspitzung im theologischen Studium, indem ihre dritte Abteilung Gymnasium theologicum hiess. Boeckh war der Letzte, der alle diese drei Stufen durchgemacht hat, als der letzte candidatus theologiae ward er von Carlsruhe entlassen. — Unter den Lehrern ragten hervor Tittel aus Pirna und Boeckmann aus Lübeck. Tittel lehrte Philologie; er war Anhänger von Leibnitz und Locke. Er gründete eine societas latina, deren eifriges Mitglied Boeckh war, und verfaszte einige lateinische Aufsätze über philosophische Gegenstände. Boeckmann war Lehrer der Mathematik und Physik, ausgezeichnet durch Charakter und Lehrgabe. Von ihm erhielt Boeckh treffliche mathematische Vorbildung und das Interesse für Anwendung derselben in der Astronomie auf die historische Wissenschaft. Im Jahresbericht der Anstalt 1800/1 wird Boeckh ausdrücklich als guter Mathematiker hervorgehoben. Auch gute botanische Kenntnisse erwarb er sich. Boeckmann führte freiwillig auch die deutsche Litteratur in die Schule ein. — Ferner Peter Hebel, dem Verfasser der allemannischen Gedichte und des rheinischen Hausfreundes, einem gründlichen Kenner der orientalischen Sprachen, verdankte Boeckh viel: er lernte Hebräisch und Arabisch. Als zukünftiger Theologe ward er auch in die Dogmatik und Sittenlehre eingeführt und hat sich auch in Predigten in der Nachbarschaft versucht. — Im April 1803 von Carlsruhe entlassen, mit mannigfaltigem Wissen ausgerüstet, das nur im Griechischen weniger bedeutend war, studierte er in Halle bis 1806. Anfangs hörte er fleiszig theologische Vorlesungen, ward aber schon im ersten Jahre von der gewaltigen Persönlichkeit F. A. Wolfs ergriffen, wozu im letzten Jahre fast ebenso mächtig Schleiermacher hinzutrat. Wolf eröffnete ihm zuerst den Ausblick auf die Gesamtheit der Altertumsstudien und den Einblick in die Meisterwerke der griechischen Litteratur; er gab ihm eine scharfe Methode der Kritik und begeisterte ihn für das höhere Lehramt. Schleiermacher führte ihn in das Studium Platos und in die dialektische Methode ein. In Halle schlosz Boeckh auch Verbindungen mit Immanuel Bekker, Johannes Schulze u. A. Im Jahre 1806 veröffentlichte er seine Schrift über Minos und gieng dann nach Berlin, wo er Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen ward und am Gymnasium zum grauen Kloster in Quinta und Sexta unterrichtete. Hier gab er der Madame Levi griechischen Unterricht und blieb auch später mit diesem Hause, wie mit dem Mendelssohnschen in freundschaftlicher Beziehung. Von Bedeutung ward seine Freundschaft mit Buttmann,

Heindorf, Konrad Schneider, den beiden Delbrück. Ein pindarisches Kränzchen führte sie zusammen, mit Heindorf verband ihn besonders die Liebe zu Plato. Die Katastrophe von 1806 trieb ihn aus Preuszen nach seiner Heimat zurück; im October 1807 habilitierte er sich in Heidelberg, wo er durch seine Vorlesungen auf die akademische Jugend begeisternd wirkte. Schon im November 1807 ward er Professor extraordinarius, nach zwei Jahren Professor ordinarius eloquentiae und Mitdirector des philologischen Seminars. In dieser Zeit ward er befreundet mit Creuzer und trat in ein Kränschen der Romantik, verkehrte viel mit Clemens Brentano, Achim v. Arnim, Görres. In der 'Trösteinsamkeit, Zeitung von und für Einsiedler' findet sich neben Gedichten von Uhland, Justinus Kerner, Schlegel u. A. auch ein griechisches Sonnett von Boeckh. Solche und andere poetische Ergüsse fielen in eine Zeit, wo er Pindarische Handschriften verglich, sich in das Platonische Weltsystem vertiefte, metrische Studien machte. Noch später in Berlin machte er Weihnachtslieder für seine Kinder, Trauerlieder u. a. — Im Frühling 1811 folgte er einem Rufe an die neugestiftete Universität Berlin, freudig begrüszte ihn daselbst ein Kreis alter Freunde. Hier bewährte er seine hervorstechendsten Eigenschaften: Arbeitskraft mit Kraft der Concentration, die sich nie ins Einzelne verliert; Pflichtgefühl, Klarheit und Tiefsinn, der dem Grunde der Erscheinungen nachgeht. Er hat, frei von verschönerndem Idealismus, eine wahrhafte Auffassung des gesamten Altertums gelehrt. Seine Reden sind von sittlichem Geist durchweht und eine Fundgrube edler, nationaler Gesinnung.

Hierauf bestieg die Tribüne Prof. Brunn aus München, um 'über den Apoll von Belvedere' zu sprechen. Es ward ein nach den Stephanischen Publicationen der Stroganoffschen und der vaticanischen Statuen autographiertes Blatt unter die Zuhörer verteilt und ein Gypsabdruck des vaticanischen, wie des Steinhauserschen Apoll von der Rednerbühne aus der Versammlung vorgestellt. Redner erklärt, dasz er eine Revision der den Apoll betreffenden Fragen zu geben beabsichtige. Zunächst sei auszer Zweifel durch die Vergleichung mit der Stroganoffschen Bronze, dasz auch der vaticanische Apollo in der Linken nicht den Bogen, noch die Marsyashaut führt, sondern die Aegis mit dem Gorgoneion: es ist Apollo, wie er durch die vorgehaltene Aegis in den Reihen der Feinde Schrecken und Entsetzen verbreitet. Es empfehle sich für diese Statue den Namen Aigiochos (vgl. O. Jahn populäre Aufs. aus der Alterthumsw. S. 273) zu wählen. Redner geht dann auf das Verhältnis der vaticanischen und der Stroganoffschen Statuen näher ein. Keine von beiden sei das Original der andern, ein gemeinsames Urbild liege beiden zum Grunde. Die Bronze habe den Baumstamm nicht, dessen der Marmor als Stütze bedurfte; ebenso unwesentlich sei bei der Bronze das Fehlen des Köchers. An dieser sei der linke Arm mehr gesenkt; der breite über dem Arm hängende Teil der Chlamys fehle ganz. Stephani meint, dasz dies ein Zeichen reineren griechischen Geistes sei, wogegen die vaticanische Statue die Zeit Neros verrathe, in dessen Villa bei Antium sie gefunden worden. Redner meint dagegen, die Ausführung des Einzelnen, die Behandlung der Falten spreche für ein Original der vaticanischen Statue in Bronze. Denn die Falten der Chlamys seien weniger auf den Gegensatz von Licht und Schatten, als auf Reflex berechnet. In der Stroganoffschen Statue fehlt, wie eine genauere Betrachtung ergibt, das Hauptstück der Chlamys nicht, weil es im ursprünglichen Originale nicht vorhanden war, sondern weil es weggelassen ist. Die Statue ist, wie auch Stephani angibt, aus mehreren Stücken, Arm und Beine sind einzeln gegossen. Dadurch sind Fehler entstanden, wozu die zu starke Senkung und Beugung des linken Arms gehört: dafür passte die Chlamys nicht mehr

und blieb weg. — So gebe der vaticanische Apollo eine vollständigere und richtigere Vorstellung von dem in Bronze gearbeiteten Original, als der Stroganoffsche. Nun entdeckte im Jahre 1866 der Bildhauer Steinhauser in Rom einen Apollokopf, der vielleicht für das Original zu halten wäre. Kekulés Beweisführung in den Annalen des Instituts von 1867 geht dahin, der Steinhausersche Kopf weise durch gröszere Einfachheit auf eine frühere Epoche, der auch die Schlankheit des Ovals in der Vorderansicht, die knappere Form der Kinnlade, sowie die Schädelbildung entspreche. Redner aber erkennt darin vielmehr einen jugendlichen Athleten, als einen Apollo. Wäre der sogenannte Krobylos erhalten, so würde er das schmale Gesicht übermäszig verlängert erscheinen lassen. Dem Apolloideal sei Breite und Fülle der Vorderansicht eigentümlich. Am Kopf des Apollo von Belvedere fessele die Energie des Blicks, der fest nach einem Ziele gerichtet sei. Im Steinhauserschen seien die Augen schmaler und rundlicher, der Blick ohne Schärfe und individuelles Gepräge. Am vaticanischen Apollo trete die Stirn scharf hervor, doch in fein gegliedertem Bau; beim Steinhauserschen seien die geistigen Modulationen der Form geschwunden. Der Mund des ersteren habe einen Ausdruck von Hoheit und Stolz, der letzterem fehle. Beim Haar des Steinhauserschen finden wir eine straffe Complexion, die für einen Athleten, nicht für den goldgelockten Apollo sich eignet. Am vaticanischen ringelt sich die Fülle der Locken leicht und lose, alles ist in schönstem Gleichgewicht. Die linke Seite, die sich der besondern Betrachtung mehr entzieht, zeigt beim Steinhauserschen Kopfe auffallende Mängel, während beim andern alles an seiner richtigen Stelle sitzt. Gesammteindruck sei, der vaticanische wirkt wie ein fein durchgeführter Kupferstich mit scharfen Formen, der Steinhausersche wie eine Lithographie. Schwerlich sei jemals im Altertum ein Marmorwerk in die schärfer durchgebildete Bronze übertragen worden, umgekehrt oft. Daher könne man zuversichtlich behaupten, der vaticanische Kopf sei eine treue Copie des Bronze-Originals in Marmor, der Steinhausersche eine Uebersetzung der Bronze in den Dialekt des Marmors. So erkenne man die Schönheit des siegreichen vaticanischen Apoll im Kampfe gegen seine Nebenbuhler nur mehr und mehr, ja er ersetze das Original fast ganz. — Was endlich das Motiv des Aigiochos betreffe, so gebe die Stephanische Erklärung kein lebendiges Bild der Statue. Ein einheitlicher Zug gehe durch die ganze Statue. Die Aegis wirke nicht wie ein Speer und Pfeil; sie bedeute das Sturmgewölk des Gewitters, das Alles mit Vernichtung bedroht. Den Moment, wo der Gewittersturm mit aller Macht losbricht; recht darzustellen, naht der Gott von der einen Seite, die Aegis still tragend; jetzt erhebt er sie, schreitet voran an den Reihen der Feinde vorüber und schüttelt sie; neben und hinter die Aegis weg ist sein Blick gerichtet. Glücklich sei Prellers Vermutung, dasz der Aigiochos mit der gallischen Niederlage bei Delphi im Jahre 279 v. Ch. in directe Verbindung zu setzen sei. Durch die dramatische Belebtheit unterscheide sich der Apollo von einem andern Werke der Diadochenperiode, der mit Reflexion aufgebauten Laokoon-Gruppe. Schlieszlich gedenkt der Vortragende noch Winckelmanns, des vor hundert Jahren gestorbenen, der den vaticanischen Apollo so begeistert geschildert und den wahren Werth der Statue besser erkannt habe als viele Spätere.

Nach diesem mit reichem Beifall aufgenommenen Vortrage trat eine halbstündige Pause ein, nach deren Verlauf Prof. Herzog aus Tübingen 'über das System der attischen Formenlehre' sprach. Der Redner gieng aus von den Resultaten der vergleichenden Sprachwissenschaft und den Gegensätzen, die jetzt auf dem Gebiet der classischen

Sprachforschung bestehen. Die physiologischen Lautgesetze, die man durch Vergleichung der Einzelsprachen festgestellt, dürfe man nicht zu weit über die mündliche Tradition hinaus in die Bildung der Schriftsprachen hinein verfolgen. Die attische Formenlehre sei nicht unmittelbar aus der Volkssprache hervorgegangen. Der älteste attische Dialekt habe dem jüngern ionischen Dialekt Herodots näher gestanden als Homer. In der Litteratur finden wir das Gegenteil. Dazu komme das aus dem Böotischen erst von den Komikern aufgenommene ττ statt cc, das τ statt c in τήμερον, τῆτες, τεῦτλον, τηλία, Worte, die dem Bedürfnisse des täglichen Lebens angehören. Contractionserscheinungen gelten als speciell attisch. Bei Curtius laute die Regel (Gr. Gr. § 38): 'Wenn der mittlere A-Laut mit dem helleren E-Laut zusammentrifft, überwiegt der Laut des voranstehenden Vocals.' Hier sei im Vordersatze die Klangstufe, im Nachsatze die Stellung Motiv, also Verwirrung. Legt man dagegen das Epos zu Grunde, so findet man nur wenige Abweichungen, die sich ebenfalls rationell erklären lassen: das Attische hat eben die Contraction consequent durchgeführt, es herscht nicht die natürliche, lautliche Consequenz, sondern das Motiv der Analogie. Dasz z. B. Ἀτρείδαο zu Ἀτρείδου, dagegen τιμάομεν zu τιμῶμεν wird, läszt sich nicht lautlich erklären, ohne, wie Curtius gethan, Erscheinungen einer primären oder secundären Stufe der Einzelsprache auf die tertiäre überzutragen. Zu den Motiven für die Analogieen gehöre auszer dem im geistigen Leben Athens so bedeutungsvollen Homer besonders auch die dorische Lyrik, von der z. B. ᾱ für das ionische η entnommen ward und durch die Tragiker in den Atticismus gekommen ist. So begegne der Versuch, die griechische Schul-Grammatik nach der vergleichenden Grammatik umzugestalten, sobald er über die allgemeinsten Thatsachen hinausgehe und die Lautgesetze auf die Einzelheiten der attischen Formenlehre übertragen wolle, nicht nur praktisch, sondern auch wissenschaftlich erheblichen Schwierigkeiten.

Hierauf begann Dr. Ihne aus Heidelberg einen Vortrag 'über den wissenschaftlichen Werth von Sallusts Catilina'. Obwol Sallust die Verschwörung Catilinas als 22jähriger Jüngling erlebt habe und den unmittelbarsten Eindruck davon empfangen; obwol er, ehe er schrieb, selbst Anteil am Staatsleben genommen und den Bau der Verfassung kannte; obwol er in Rom ungestörte Musze und die besten Quellen hatte, als er schrieb: finden wir dennoch in seinem Geschichtswerke grosze Fehler. Er setzt den Anfang der Verschwörung schon in das Jahr 64, während Catilina bis zu seiner Niederlage im Jahre 63 ganz auf gesetzlichem Boden stand. So will Sallust uns glauben machen, die organisierte Verschwörung habe trotz der Plaudereien des Curius ein ganzes Jahr im Verborgenen bleiben können. Aber von revolutionären Plänen hatte auch Cicero im Jahre 64 noch keine Ahnung. Erst im Jahre 63, als die Demokraten dem Catilina um jeden Preis das Consulat verschaffen wollten, kam der Gegensatz der Parteien zu einer Krisis. Catilina stützte sich auf einen starken Anhang im Volke; er zog eine Masse Colonisten und alte Sullanische Soldaten nach Rom. Jetzt fanden die Zusammenkünfte statt, in denen Catilina seine Anhänger ermunterte ihm beizustehen, und ihnen ein besseres Regiment verhiesz. Wenn Cicero bei dem Wahlacte Gewalt befürchtete, so erschien dies durch die Erfahrung gerechtfertigt. Der Tag der Comitien ward verschoben, Catilina aufgefordert sich zu rechtfertigen. Er erschien und bekannte sich kühn als Haupt der Volkspartei. Indes fand die Wahl ohne Störung statt. Catilina ward wieder abgewiesen. Ueber diese Vorgänge, die Cicero, Plutarch und Dio berichten, läszt uns Sallust ganz im Stich. In diese Zeit gehört die Versammlung der Verschworenen, die er ins Jahr 64 setzt. Drumann, Mommsen u. A. nehmen an, die Wahl von 63 habe erst kurz vor der 1n catilinarischen Rede

Ciceros stattgefunden. Dann müsten wir annehmen, dasz das Senatusconsultum ultimum, das am 21 October gefaszt ward, der Wahl vorausgegangen sei. Aber aus Ciceros Worten (pro Murena c. 25. 26) kann man nur entnehmen, dasz die Wahl bald nach der üblichen Zeit, d. h. im Sommer stattfand. Sallust hat hier nicht falsch berichtet, sondern nur den kurzen Aufschub nicht erwähnt. Die 1e catilinarische Rede ist am 8 November gehalten, nachdem in der zweitvorhergehenden Nacht die Verschworenen bei Laeca Beschlüsse gefaszt hatten. Sallust erzählt die Sache so, dasz zwischen beiden Ereignissen nicht ein Tag, sondern ein längerer Zeitraum gelegen habe, in dem jenes Senatus Consultum gefaszt sei. Sallust hatte vergessen, was den Senat zu jenem Beschlusse veranlaszt habe. Plutarch im Leben Ciceros c. 15 und im Leben des Crassus c. 13, so wie Dio 37, 31 erzählen, in einer Nacht, kurz vor dem 21 October habe Crassus mit einigen Andern dem Cicero anonyme Briefe gebracht, worin sie vor Catilina gewarnt wurden. Auf diese Anzeige ward das Senatus Consultum gefaszt und erst jetzt treten die unumwundenen Zeichen der Gefahr ein, Nachrichten aus Etrurien und andern Teilen Italiens über beabsichtigte Aufstände: darauf die Versammlung bei Laeca, Ciceros erste Rede und Catilinas Abreise von Rom. Sallust stellt jene Versammlung an die Spitze und übergeht das Uebrige. Von Cicero entwirft er ein höchst ungenügendes Bild, nicht in Folge absichtlicher Misgunst, sondern aus Unfähigkeit. Ueber Catilina urteilt er eher vom Standpuncte der Gegenpartei, daher könne Redner keine Spur einer Tendenzschrift in Sallust's Catilina finden: es fehle ihm nicht an Willen die Wahrheit zu ergründen, wol aber an Befähigung. Dies zeige sich auch anderweitig. Die Schilderung der guten, alten Zeit enthalte fast nur hohle Phrase. Von den Kämpfen der Parteien um die Verfassung hören wir nichts. Catilina erscheine als verzweifelter Abenteurer und Auswuchs sittlicher Verdorbenheit. Nach Sallust habe Catilina, durch seine Frevelthaten getrieben, Sullas Beispiel vor Augen, nach der Herschaft gestrebt. Catilina sei zwar nicht besser gewesen als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, sei aber bedeutend gewesen durch seine Verbindungen. Den Zusammenhang mit den politischen Kämpfen der Zeit habe Sallust übersehen. Besser hätten es Staatsmänner wie Napoleon I und Napoleon III (hist. de César II 3, § 5) erkannt. In Catilina müsten wir den Parteiführer kennen lernen, den Nachfolger der Gracchen, des Saturninus, den Vorgänger Caesars. Sallusts Schrift sei zwar werthvoll, aber man müsse sie nicht als ein historisches Meisterwerk ausgeben.

Da die Zeit schon sehr weit vorgerückt war, sah sich nicht nur der Vortragende zu manchen Kürzungen genötigt, sondern der letzte auf der Tagesordnung befindliche Vortrag von Dr. Schanz über Horat. Epist. I 15 muste gänzlich ausfallen. Doch ist derselbe den gedruckten Verhandlungen an seiner Stelle eingereiht worden.

Am Nachmittage und Abend fand Gartenfest im Huttenschen Garten statt unter Beteiligung der Liedertafel und des Sängervereins. Das sorgfältig gewählte Programm enthielt u. A. den Chor an Eros aus der Antigone von Mendelssohn, ein Trompeten-Solo ('O weine nicht' von Kücken), Waldabendschein, Chor von V. E. Becker, vorgetragen vom Sängerverein.

Am Sonnabend den 3 October begann die allgemeine Sitzung um 9 Uhr. Den ersten Vortrag hielt Prof. Studemund aus Würzburg über den antiquarischen Gewinn aus seiner neuen Collection des Gajus. Diese im Auftrage der Akademie der Wissenschaften in Berlin unternommene genaue Untersuchung des Palimpsestes des Gajus in Verona, deren Resultate in einer facsimilierten Ausgabe demnächst werden veröffentlicht werden, biete manches Neue in stilistischer Beziehung, sei

aber sachlich viel interessanter. Aus der groszen Zahl der besprochenen Puncte heben wir nur hervor, dasz die schwierige Streitfrage über das sogenannte maius und minus Latinum sich jetzt völlig sicher und befriedigend lösen lasse.

Den letzten wissenschaftlichen Vortrag hielt Prof. Julius Oppert aus Paris über die Entzifferung der assyrischen Keilschrift. Redner charakterisierte die verschiedenen Arten der Keilschrift, besprach die Methoden ihrer Entzifferung und gab schlieszlich eine Fülle überraschender Resultate, die durch diese Studien gewonnen seien, darunter die genauesten Daten der Regierungszeit israelitischer Könige.

Nachdem hierauf die Vorsteher der Sectionen über deren Verhandlungen Referate gegeben, ward zur Discussion der Statuten geschritten. Einem in Halle gefaszten Beschlusse gemäsz hatte das Würzburger Präsidium die Neuberathung der Statuten vorbereitet. Das erste Tagblatt enthielt die bisherigen Statuten nach der Berliner Fassung vom 3 October 1850. Ein Comité war zusammengetreten, und im Tagblatt Nr. 5 ward der 'Revidierte Entwurf' der Versammlung vorgelegt. Director Eckstein leitete die Debatte ein, deren Resultat die En-bloc-Annahme des Entwurfs war. Die wichtigsten Aenderungen sind folgende:

Zu § 1. 'Zweck des Vereins' ward hinzugefügt: *c*) Fragen der Organisation des Unterrichts und des Schulwesens zu berathen und die gefaszten Beschlüsse eventuell den betreffenden Landesregierungen vorzulegen.

Zu § 4, betreffend die Berechtigung zur Mitgliedschaft, ward zugesetzt: 'Ueber die Aufnahme anderer Freunde der Wissenschaft entscheidet der Vorstand.'

§ 5—7 lauten in der neuen Fassung: § 5. Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemein philologische, 2) ständige, 3) vorübergehende Sectionsversammlungen.

§ 6. Die ständigen Sectionsversammlungen sind: *a*) die pädagogisch-didaktische, *b*) die der Orientalisten, *c*) die der Germanisten und Romanisten, *d*) die archäologische.

§ 7. Die vorübergehenden Sectionsversammlungen werden für besondere Gegenstände auf den Antrag von 20 Mitgliedern durch den Präsidenten gebildet. Eine Section, welche in drei aufeinander folgenden Versammlungen zu Stande gekommen ist, wird den ständigen beigeordnet.

Im Uebrigen wurden nur geringe, meist die Geschäftsführung betreffende Aenderungen gemacht.

Nachdem schon in einer früheren Sitzung zum nächstjährigen Versammlungsort Kiel war bestimmt worden, wurden jetzt, als auch die dortigen städtischen Behörden ihre Bereitwilligkeit die Versammlung aufzunehmen, zu erkennen gegeben, die Professoren Forchhammer und Ribbeck zu Präsidenten gewählt. Darauf sprach der Vicepräsident Prof. Grasberger das Schluszwort, worin er der Philologen-Versammlungen Werth und Bedeutung für die Belebung der persönlichen Beziehungen, für die Wissenschaft und für das theure gemeinsame Vaterland hervorhob. Prof. Köchly dankte dem Gesamtvorstande für ihre Leitung und Mühwaltung, worauf der Präsident Urlichs die 26e Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner schlosz.

Ehe wir unsern Lesern anhangsweise auch die Hauptergebnisse der Sectionen vorführen, sei ein kurzes Wort über den Charakter dieser Plenarversammlungen gestattet. Das diesjährige Präsidium hat zwei Neuerungen vorgenommen, von denen die eine unseres Wissens mit einstimmigem Beifalle aufgenommen ward. Sie betrifft die Beschränkung in der Dauer der Vorträge. Mit liebenswürdiger Strenge und

Consequenz ward diese Bestimmung inne gehalten, und nur einmal eine Ausnahme davon gemacht. Das Zweite ist der Wegfall der Discussion, die ganz in die Sectionsverhandlungen verwiesen ward. Hiergegen ist manche Ausstellung schriftlich und mündlich gemacht worden, aber wir glauben, mit demselben Unrecht, wie z. B. ein Referent in der Kölnischen Zeitung vom 4 October, der einen Bericht mit den Worten schliesst: 'Leider sah ich mich durch die Schuld des Präsidiums, das kein allgemeines Programm veröffentlicht hatte, um diesen (Weinprobe) und andere Genüsse gebracht.' Die überwiegende Mehrzahl schien der Ueberzeugung zu sein, dasz wirklich fruchtbringende Debatten nur in dem kleinen Kreise der Section geführt werden können. Auch gelang es nur so, am 2n und 3n Tage je vier Vorträge vorzuführen und die Verhandlungen so mannigfaltig und reichhaltig zu gestalten, dasz sie schwerlich hinter denen früherer Versammlungen zurückstehen.

In der kritisch-exegetischen Section, von deren Constituierung unter Prof. Köchly oben die Rede war, sprach zuerst Dr. Euszner aus Würzburg über die Grundlage der Texteskritik des Curtius. C. G. Zumpt habe das Verdienst, zuerst zwei Handschriftenfamilien unterschieden zu haben, die beide auf einen lückenhaften Archetyp zurückgehen. Die Mehrzahl sei interpoliert. Fosz habe einen Florentiner Codex, G, der nicht an den Lücken leide, für den gehalten, der den ursprünglichen Text am reinsten gebe. Hedicke habe Bernens. A, Florent. A, Leidens., Voss. I und Parisin. 5716 zu Grunde gelegt, 5 Handschriften der nicht interpolierten Classe. Aber auch diese zerfallen in 2 Classen, die eine sei durch den Parisinus vertreten, sei um ein Jahrhundert älter und stehe dem Archetyp am nächsten. Zwischen ihr und diesem sei ein Mittelglied gewesen, das die 'Emendationen' enthalten. Diese Handschrift sei daher zur Grundlage der Kritik zu machen, ein Grundsatz, der sofort unter der Beistimmung der Versammlung an einigen Beispielen angewandt wird. VIII 3, 17 sei aus dem Parisinus, der *desederet* habe, statt des bisherigen *discederet* zu lesen *decederet;* ebenso VIII 8, 6 *per triennium*. Andere Beispiele enthält des Vortragenden 'Specimen Criticum ad Scriptores quosdam latinos' Wirceb. 1868, S. 9—25, das in einigen Exemplaren verteilt worden war. Der Vorsitzende Köchly knüpfte hieran die Mitteilung, der Bernensis sei für Zumpt von Dr. Jahn sehr ungenau verglichen; daher sei auch Hedickes Ausgabe, der diesen Codex nicht neu verglichen, nicht abschliessend, so wenig wie aus ähnlichem Grunde Jordans Sallust. (Ueber letzteren Punct vergleiche jedoch Euszner im Würzburger Festgrusz, besonders S. 164.)

Hierauf hielt Prof. Ahrens aus Coburg seinen ursprünglich für die Plenar-Versammlung bestimmten Vortrag über die Rede des Oedipus, Soph. OR 216 ff. Die Mythe von Oedipus symbolisiere den Gegensatz des Menschen gegen die Gebote der Gottheit, als Selbstüberhebung der menschlichen Einsicht, als Kurzsichtigkeit und Verblendung, die keine höhere Macht anerkennt. Diesen Zustand habe der Dichter im 2n Stasimon geschildert. Als poetisches Bild einer solchen Gottentfremdung wird gebraucht das Bild der Pest. Die Flehenden kommen zum Könige statt zu Gott. Jener übersieht in vollkommenster Selbstsucht, dasz in der Erwähnung des aus dem Blutbade entflohenen Dieners ihm alle Mittel zur Entdeckung des Mörders geboten sind. Den Zustand des eben sich rührenden Gewissens habe der Dichter in der Rede des ersten Epeisodion dargestellt, worin der Verstand seine Energie verloren habe; daher die logischen Widersprüche, die zwei Anakoluthe V. 228 und V. 258. Die ganze Rede bestehe aus zwei getrennten

Teilen von je 30 Versen, erstens objectiv der Aufforderung den Mörder anzuzeigen mit der Prorrhesis gegen den Mörder, zweitens subjectiv dem Fluche. In beiden seien parallele Gegensätze, fast antistrophisch. — Hierauf erwiderte Director Weiszmann aus Coburg, dasz er eine Aufregung und Verwirrung bei Oedipus schon im ersten Teile der Tragödie nicht anerkennen könne, verweist aber im Uebrigen auf sein Programm, Coburg 1868, das diesen Gegenstand behandele. — Darauf vereinigte sich die Section mit der pädagogischen.

Die pädagogisch-didaktische Section, aus 61 Mitgliedern bestehend, constituierte sich am 1 October früh 8 Uhr unter dem Vorsitz des Prof. Grasberger. Zuerst sprach Prof. Simon aus Schweinfurt über Methodik des lateinischen Unterrichts. Eine sehr lebhafte Debatte schlosz sich hieran und zuletzt wurden folgende, vom Rector Lampert aus Würzburg formulierte Resolutionen angenommen: 'Für den Elementarunterricht im Latein ist das Memorieren unumgänglich notwendig, aber auf ein möglichst geringes Masz zu beschränken. Das Hauptgewicht besteht im Verkehr zwischen Schülern und Lehrern; häusliche Nachhülfe ist möglichst zu beschränken.'

Hierauf bespricht Prof. Lechner aus Hof die von ihm gestellten und gedruckt verteilten Thesen: 1) Gymnasialschüler sollen bei Lectüre der Autoren und im Geschichtsunterricht möglichst durch Anschauung gefördert werden. 2) Als Mittel hierzu können dienen *a*) graphische Darstellungen (Karten, Pläne, Bilder — in groszem Maszstab); *b*) plastische Nachbildungen (Münzabdrücke, Gypsabdrücke, Modelle). 3) Höchst wünschenswerth ist, dasz Gelehrte und Techniker für Herstellung solcher Lehrmittel arbeiten. 4) Es wird dringend eingeladen, neue oder verbesserte Lehrmittel dieser Art bei Philologenversammlungen zur Ausstellung zu bringen. — Im Laufe der Discussion warnen Teuffel und Köchly vor dem Versuch, nach Sallust, Livius, Tacitus Schlachtpläne zu entwerfen. Müller aus Hameln erinnert an die Photographieen von Athen, die in 47 Blättern in einer Mappe für 50 Thaler in Leipzig zu haben seien, darunter die Akropolis u. A. in vollendeter Ausführung. Lechner teilt mit, Prof. Brunn in München beabsichtige die Typen der 12 Götter künstlerisch ausgeführt in groszem Maszstabe nebst Text für Gymnasien ausarbeiten zu lassen. Schmidt aus Stuttgart macht auf ein Unternehmen Zieglers aufmerksam, der eine auf Reisen in Italien mit vieler Sorgfalt gesammelte Reihe von Bildern zur Topographie und Kunstgeschichte zu veröffentlichen gedenke. Endlich verheiszt Lechner, das was von solchen Unterrichtsmitteln zu beziehen sei, in einer Brochüre für die nächste Philologenversammlung zusammenzustellen; ein ähnliches Verzeichnis verspricht Piper aus Berlin von Hülfsmitteln für den Religionsunterricht in oben erwähnter Richtung zu entwerfen.

Die Section der Germanisten tagte in einer Stärke von 33 Mitgliedern unter Vorsitz des Prof. Creizenach aus Frankfurt a/M. Der Vorsitzende leitete die Verhandlungen ein durch einen warmen Nachruf an Franz Pfeiffer, der sich besonders dadurch verdient gemacht habe, dasz er die germanistischen Studien in Schule und Haus eingeführt habe. Hierauf berichtete Prof. Maszmann aus Berlin über eine Handschrift des Vulfila in Turin, 4 Blätter mit Bruchstücken aus den Briefen an die Galater und die Colosser, die nach 1461 aus dem jetzt in Mailand befindlichen Codex aus Bobbio herausgerissen seien. Die chemischen Reagentien hätten bereits schädlich gewirkt. Ferner wird der Plan zu einem archivalischen Glossar angeregt, das die Ausdrücke, wie sie in Urkunden, Urbarien, Inventarien u. a. vorkommen, erk[illegible] Prof. Lexer hofft zur Ausführung eines solchen Wer-k[illegible] können. Dann wird über den sogenannten rheini-[illegible]iv (der statt des Accus. den) gesprochen und dessen

Vorkommen in Schwaben in Abrede gestellt, dagegen auch dem gesamten Niederrhein vindiciert, ja schon aus Walther v. d. Vogelweide und einer Erklärung des hohen Liedes aus dem 12n Jahrhundert nachgewiesen. — Archivar Dr. Grein aus Kassel macht Mitteilungen aus einer Schrift über den Heliand, worin über dessen Quellen gegen Windisch gesprochen wird. Derselbe kündigt an, dasz er eine Bibliothek angelsächsischer Prosa zu bearbeiten beabsichtige, ferner die Vilmarsche Laut- und Flexionslehre neu herausgeben, auch eine Metrik mit Benutzung vom Nachlasse des Verfassers hinzufügen werde. — Dr. Keinz spricht über den baierischen und allemannischen Ortsnamen Tegern, der als erster Bestandteil in Compositis mehr als dreiszigmal vorkomme. *tegel*, *teger* heisze Thon, Lehm. — Darauf spricht die Versammlung in einer Resolution den Wunsch aus, dasz Weinhold seine Forschungen über deutsche Mundarten fortsetzen möge, und sagt ihm hierbei ihre Unterstützung zu. Dr. Rud. Hildebrand aus Leipzig handelt von der Sitte des Hutabnehmens beim Grüszen und erklärt sie aus dem Lehnswesen. Vor dem Lehnsherrn habe der Lehnsmann huot und huotelin d. h. Helm und wollene Kappe ablegen müssen. Hieraus erkläre sich, dasz die Frauen den Hut nicht abnehmen. Bei den Römern kannte man die Sitte des Hutabnehmens noch nicht, wie eine Stelle bei Seneca beweise. Director Piderit aus Hanau bemerkt, dasz sich im Nachlasse Vilmars unter andern Fischartiana eine kritische Bearbeitung von Fischarts Bienenkorbe befinde, ferner ein kleines Weihnachtsspiel aus dem 15n Jahrhundert. Die Versammlung hält die Veröffentlichung dieser Sachen für erwünscht. Endlich sprach der Vorsitzende über die mhd. Dichter, die mit Würzburg in näherer Berührung gestanden. Kurz werden Walther und Konrad erwähnt, eingehend besprochen der jüdische Arzt und Minnesänger Süskind von Trimberg. Die Juden hätten vom 13n bis 15n Jahrhundert lebhaftesten Anteil an deutscher Dichtung genommen und seien Träger deutscher Cultur nach Osten hin gewesen.

Die mathematisch-naturwissenschaftliche Section (25 Teilnehmer, Vorsitzender Prof. Buchbinder aus Schulpforta, später Prof. Erler aus Züllichau) handelte über die Stellung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer an den humanistischen Lehranstalten. Es ward im Verein mit der pädagogischen Section eine Commission ernannt, bestehend aus den Herren Bopp aus Stuttgart, Buchbinder und Dietsch aus Grimma, die der nächsten Versammlung ein Gutachten unterbreiten solle. Dann gab Buchbinder eine Uebersicht über seinen Lehrgang in der Stereometrie: er lehre in Unterprima Stereometrie, in Oberprima Progressionen, in Obersecunda Trigonometrie und Logarithmen. Friedlein lehrt erst Stereometrie, dann Trigonometrie, die er analytisch behandle, wogegen Buderus ein gemischtes Verfahren einschlägt. — In der nächsten Sitzung fragt Dr. Weiszenborn aus Eisenach, wie am besten Uebung in geometrischen Constructionen zu erzielen sei. Bahnson aus Hamburg nimmt solche erst in Secunda vor, löst sie erst algebraisch und construiert dann. Bopp behandelt die Geometrie in Aufgaben und leitet aus diesen die Sätze ab. Erler macht auf die Bücher von Lange in Berlin und Spieker in Potsdam aufmerksam; an Gymnasien seien die Sätze und ihre Beweise die Hauptsache.

In der archäologischen Section sprach u. A. Prof. Stark über den borghesischen Fechter, Struve aus Odessa über die Ausgrabungen am Bosporus, Christ über das römische Militärdiplom von Weiszenburg, Köchly über die hasta amentata. Allgemeineres Interesse erregten die praktischen Versuche, die Dr. Waszmannsdorf im Hofe der Maxschule mit der letzterwähnten Waffe vorführte.

In der Versammlung der Orientalisten endlich sprach u. A. Prof. Jul. Oppert über die genaue Bestimmung der biblischen Chronologie in vollständiger Uebereinstimmung mit den Büchern der Könige, nach den in den assyrischen Eponymenlisten erwähnten und auf berechnete Sonnenfinsternisse gestützten Synchronismen; ferner Dr. Geiger aus Frankfurt a. M. über die Entstehung der Schrift, Prof. Vullers aus Gieszen.

BERLIN. W. HIRSCHFELDER.

65.

BERICHT ÜBER DIE FRÜHJAHRS-VERSAMMLUNG VON GYMNASIALLEHRERN ZU OSCHERSLEBEN. (1868.)

(VERSPÄTET.)

Am Sonntag Exaudi den 24 Mai d. J. fand die herkömmliche Versammlung von Gymnasiallehrern in Oschersleben statt. Es hatten sich etwa 40 Teilnehmer eingefunden, welche die Gymnasien zu Burg, Magdeburg, Halberstadt, Quedlinburg, Wernigerode, Blankenburg, Wolfenbüttel vertraten. Auszerdem waren erschienen die Herren Provinzialschulräthe Heiland und Trinkler und der Propst und Director a. D. D. Müller. Den Vorsitz führte an Stelle des ursprünglich dafür designierten Professor Rehdantz, der inzwischen als Gymnasialdirector nach Rudolstadt gegangen war, der Director Dr. Frick aus Burg. Auf den Wunsch der Versammlung kam zunächst zur Verhandlung die von Director Dr. Wichert in Magdeburg gestellte These:

'Nach welchen Grundsätzen, in welchem Umfange und in welcher Weise sind die Uebungen im Lateinischsprechen an Gymnasien am zweckmässigsten zu betreiben?'

Der Referent Dir. Dr. Wichert entwickelte in längerer, sehr gehaltreicher Ausführung seine Ansichten über den Gegenstand. — Was zunächst die Grundsätze anbetreffe, nach welchen jene Uebungen zu betreiben wären, so müsse man sich von vornherein der Grenzen bewust sein, innerhalb deren sich dieselben zu halten hätten. Keine Sprachfertigkeit könne das Ziel derselben sein, noch ein mechanisches Abrichten ihre Aufgabe; vielmehr dürften auch sie nur den allgemeinen Zwecken des Gymnasialunterrichts dienen, die allgemeine Ausbildung der Gesamtkräfte der Schüler herbeizuführen. Sie müsten als eine hervorragende geradezu unersetzliche Denkübung betrachtet werden, welche zur Freiheit der Bewegung des Geistes mehr als irgend eine andere Uebung anleite und nötige und nebenbei zur Befestigung des grammatischen und stilistischen Wissens auszerordentlich beitrage. Vor Allem müsse aber auch hier Grundsatz bleiben, dasz, was einmal betrieben werde, möglichst tüchtig betrieben werde, damit auch möglichst Tüchtiges geleistet werde. Das Lateinsprechen in der Schule dürfe nicht als Decoration oder unvermeidlicher Comfort angesehen werden, sondern müsse, wo es sich einmal finde, als integrierender Teil des ganzen Gymnasialunterrichts mit allem Ernst und aller Strenge behandelt werden. — In Bezug auf den Umfang sprach sich der Referent dafür aus, dass solche Uebungen für Quarta und Tertia noch nicht geeignet seien. In Secunda sei ein Anfang mit ihnen zu machen; recht eigent-
...den sie ihre Stelle erst in Prima. Für diese Classe müsten

sie die specifisch höhere Aufgabe bilden. Es müsse z. B. als ein Privilegium der Prima gelten, auf welches der Primaner stolz zu sein habe, dasz in dieser Classe die Interpretation der altclassischen Autoren überwiegend lateinisch gegeben werde. Und zwar müsse als Norm gelten, dasz die lateinischen Schriftsteller lateinisch interpretiert würden, vor Allem Horaz, Tacitus, Cicero, nicht so die griechischen Autoren, dasz ebenso aber auch bei der Besprechung der lateinischen Aufsätze, Exercitia, Extemporalia usw. das lateinische Idiom möglichst häufig gebraucht werden müsse; endlich seien freie lateinische Disputierübungen anzusetzen. Die Behandlung müsse eine durchaus methodische sein und vor Allem in systematischer Weise vom Leichteren zum Schwereren aufsteigen. In Secunda sei gleichsam noch elementarisch zu verfahren; die Anleitung müsse quaerendo et respondendo geschehen. Die Antwort der Schüler müsse den Inhalt der Frage wiedergeben und ihr genau entsprechen. So sei allmählich zu freieren Uebungen vorzugehen; doch werde man auf dieser Stufe über die Form der Recapitulation und des Resumé noch nicht hinausgehen. Auch in Prima werde zunächst mit leichteren Uebungen zu beginnen sein. So z. B. empfehle es sich, quaerendo et respondendo über den Inhalt einer vita des Nepos oder eines historischen Abschnitts aus dem Caesar zu examinieren. Schon schwieriger seien Besprechungen über abhandelnde Materien in Anlehnung an Ciceros philosophische Schriften oder Uebungen in der Recapitulation der vom Lehrer vorher gegebenen lateinischen Interpretation irgend einer gelesenen Stelle. Daran könnten sich reihen: selbständige lateinische Interpretationsversuche durch die Schüler und damit verbundene freiere Sprechübungen; endlich lateinische Disputationen in etwa wöchentlich einer Stunde nach bestimmter Reihenfolge. Eine kurze These sei zu stellen, welche durch nicht mehr als etwa zwei Argumente zu beweisen und durch zwei gleichfalls vorher bestellte Opponenten anzugreifen sei. Der Lehrer müsse verstehen, die Sache in der Hand zu behalten, alle Excurse abzuschneiden, die übrigen Schüler heranzuziehen, so dasz die Zeit möglichst fruchtbar ausgekauft werde. Von groszem Gewinn für die Schule könne auch die Bildung lateinischer Kränzchen sein, wenn sie unter der Hut und Pflege der Lehrer ständen und von diesen darüber gewacht würde, dasz ein möglichst bestimmter Inhalt durch bestimmte zu Grunde gelegte Objecte hineinkomme. Auch von Zeit zu Zeit eine Uebung im cursorischen Lesen eines leichteren lateinischen Textes, kleine lateinische Vorträge, von höchstens 10 Minuten, zu Anfang der Stunde seien zu empfehlen. Immer aber müsse die Lectüre und vor Allem auch die dabei erlernte Phraseologie ausgebeutet werden. Die Hauptsache sei freilich die Persönlichkeit und Geschicklichkeit des Lehrers; sie werde nicht ohne besondere Studien und sehr sorgfältige Präparation erworben und es sei zweckmäszig, besonders jüngeren Lehrern, welche noch Frische und Zeit hätten die zeitraubende und mühsame Vorbereitung zu solchem Unterricht auf sich zu nehmen, den lateinischen Unterricht in Prima zu übertragen. Denn nicht ohne sorgfältigste Meditation dürfe der Lehrer in solche Lection gehen; damit auch der Schein vermieden werde, als sei der Lehrer durch Mangel an Geschick genötigt abzubrechen, müsse er, wenn er einmal in der Stunde angefangen habe in lateinischer Sprache zu unterrichten, nicht in deutscher aufhören; wol aber könne er umgekehrt vom Deutschen in das Lateinische übergehen.

In der sich darauf entspinnenden lebhaften Discussion, an welcher sich auszer dem Referenten die Herren Jeep (Wolfenbüttel), Dr. Müller (Salze), Herbst (Magdeburg), Ortmann (Magdeburg), Richter (Halberstadt), Frick (Burg) vorzugsweise betheiligten, wurde bei aller sonstigen Zustimmung zu der sehr anziehenden Ausführung des Refe-

renten doch ziemlich allgemein gefunden, dasz der Referent die Anforderungen etwas zu hoch spanne. Es komme darauf an, das richtige Verhältnis dieser Uebungen zu den übrigen Aufgaben des lateinischen Unterrichts auszumitteln. Dasselbe sei am treffendsten einmal von Kohlrausch und Ferd. Sch'ultz (Protokoll der 15n Directorenconferenz in Westphalen S. 122 ff.) dahin ausgesprochen worden: 'dasz das Erste und die Hauptsache bleiben müsse die Einführung in das Verständnis der Classiker nach allen den Schülern zugänglichen Beziehungen; das Zweite die Fertigkeit im Schreiben, in welchem sich die durch solche Lectüre gewonnene Geschmacksbildung neben der grammatischen Sicherheit zeigen soll, das Dritte erst die Redefertigkeit, als ein mit mäszigem Zeitaufwand zu erstrebendes Resultat.' Daraus ergebe sich, dasz vor allem die Einführung in die alten Schriftsteller nicht unter den Uebungen im Lateinischsprechen leiden dürfe; es könne dies aber nicht ausbleiben, wenn zwei Zwecke, deren jeder ein besonderes Recht habe, in der vom Referenten empfohlenen Weise mit einander verbunden würden: keiner werde dabei genügend zu seinem Rechte gelangen. Die Einführung in die Schriftsteller müsse den directen Weg der deutschen Interpretation gehen; das Beste über sie, die tiefsten Beziehungen in ihnen, der eigentliche Zauber ihrer Darstellung lasse sich zum Teil gar nicht anders mitteilen, als in der Muttersprache. Auf dem Umwege des lateinischen Idioms werde viel verloren gehen durch Paraphrase oder auch durch Ungeschick der Schüler, in rechter Weise zu folgen und das Gegebene richtig aufzufassen. Daraus ergebe sich die Forderung, dasz die erste Interpretation eine deutsche sei, die Uebungen im Lateinischsprechen aber in der Art daran geknüpft würden, dasz der Inhalt kleinerer oder gröszerer Abschnitte, der Gedankenzusammenhang des schon Interpretierten bei der zweiten Lesung kurz lateinisch abgefragt und angegeben werde. Dabei empfehle sich systematische Folge, so dasz besonders im Anfang den Schülern geradezu das kleine Thema angegeben werde, über welches sie das nächste Mal kurz lateinisch zu referieren haben, z. B. nach der Lectüre von Horaz c. II 1 das über den Asinius Pollio Mitgeteilte, im Anschlusz an c. I 28 das über Archytas vor der Interpretation Bemerkte, im Anschlusz an I 7 die Geschichte des Teucer. So würde die Hauptsache, möglichst in die Tiefe gehende Erschlieszung des Gehaltes der Autoren, ungeschmälert und unverkümmert erhalten werden und doch auch für das Zweite, die Uebung im Lateinischsprechen Raum gewonnen werden (Frick). — Die Forderung, dasz die lateinischen Autoren durchweg lateinisch zu interpretieren seien, würde sich nicht recht vereinigen lassen mit der pädagogischen Generalregel, dasz es bei allem Unterrichten vor Allem darauf ankomme, die Schüler in Thätigkeit und Arbeit zu setzen und zu erhalten; es würde die lateinische Interpretation der Hauptsache nach meist eine Lehrerthätigkeit und mehr eine Uebung für diesen bleiben, als zu einer Thätigkeit und Uebung der Schüler werden (Richter, Jeep). — Im Uebrigen würden die so beschränkten Uebungen im Lateinischsprechen ebenso sehr an die Lectüre der griechischen Autoren angeknüpft werden können, als an diejenige der lateinischen. Ja es sei eine besonders heilsame Uebung, aus dem Griechischen in das Lateinische übersetzen zu lassen; das grammatische Verständnis trete durch eine lateinische Uebersetzung besser hervor und eine lateinische Paraphrase nötige zu schärferem Erfassen des griechischen Textes (Jeep, Müller, Ortmann). — Die Frage lasse keine Verallgemeinerung zu; es könne nicht im Princip eine allgemeine Norm aufgestellt werden; sondern je nach den Stilarten und Schriftstellern selbst werde die Antwort verschiedenartig ausfallen müssen. Die Erzeugnisse der Poesie, besonders der Lyrik könnten allein durch die Muttersprache genügend vermittelt werden; ihre Erklärung vertrage

ein Idiom nicht, welches wie das Lateinische die zartesten Empfindungen nicht genügend auszudrücken vermöge. Homer, die Tragiker — mit Ausnahme des Dialogs (Jeep) — und auch Horaz seien deshalb zunächst deutsch zu interpretieren, weil die ästhetische Seite — das Wort im höchsten Sinne genommen — allein durch die Muttersprache den Schülern recht nahe gerückt werden könne. Auch das von Gram und Schmerz eingegebene Pathos des Demosthenes lasse sich lateinisch den Schülern schwer und unzureichend verständlich machen; ebenso wenig die Eigentümlichkeit des Tacitus; so bleiben nur die einfachen Historiker und Ciceros philosophische Schriften übrig, bei welchen eine lateinische Interpretation im Allgemeinen, aber auch nicht für alle Partieen statthaft sein könne. Kurz die lateinische Sprache sei bei der Interpretation der Hauptsache nach da nicht zulässig, wo das eigentliche Verständnis der Schriftsteller eröffnet werden solle; ihr Gebrauch könne im Uebrigen aber secundär auch an jedem Schriftsteller unter Umständen verwendet und geübt werden (Herbst). — Bei der weiteren Erörterung über die zweckmäszigste Methode in der Betreibung dieser Uebungen verhielt man sich meist zustimmend zu den Ausführungen des Herrn Referenten. Auszerdem aber wurde hingewiesen auf den Werth, den solche Uebungen für die Bildung des Ohres hätten (Jeep), auf die Bedeutung frühzeitiger und bis in die oberste Stufe fortgesetzter, systematisch fortschreitender Memorierübungen (Müller); als ein praktisches Mittel wurde empfohlen, den Schülern hie und da kleinere Abschnitte aus leichteren classischen oder auch guten neulateinischen Schriften vorzulesen und sie zu sofortiger lateinischer mündlicher Wiedergabe des Vorgelesenen anzuhalten (Herbst). Zum Schlusz vom Vorsitzenden aufgefordert, sich über ihre Stellung zu den oben mitgeteilten Sätzen von Kohlrausch und Ferd. Schultz zu erklären, bekundete die Versammlung fast einmütig ihre Zustimmung zu denselben.

Man schritt hierauf zur kurzen Besprechung der zweiten These:

'In wie weit und unter welchen Umständen ist die Benutzung von Classikerausgaben mit deutschem oder lateinischem Commentar zu empfehlen?' (Referent Director Frick.)

Der Referent führte zur Einführung seiner These kurz Folgendes aus: Die Benutzung von Classikerausgaben mit Anmerkungen sei in Quarta und Untertertia nicht zu empfehlen, weil die Mehrheit der Schüler auf dieser Stufe noch nicht im Stande sei, solche Ausgaben fruchtbar zu benutzen. Eine sorgfältige Präparation auf die Noten mit Benutzung der Citate usw. sei von einem Schüler dieser Stufe noch nicht zu verlangen; so führe die Benutzung solcher Ausgaben in der Regel zu einem mechanischen Ablesen der in den Anmerkungen mitgeteilten Uebersetzungen, oft zu wunderbaren Misverständnissen. Solle aber die Benutzung solcher Ausgaben durch den Lehrer selbst fruchtbar gemacht werden, so hindern sie die Ursprünglichkeit der Mitteilung des Lehrers an die Schüler, erschweren die innere Sammlung der Schüler, kurz den einheitlichen, selbständigen Verkehr zwischen Schüler und Lehrer, und verkümmern oder stören somit die Einheit der Arbeit. Dazu komme, dasz solche Ausgaben in der Regel entweder über den Standpunct des Schülers weit hinausgehen und dann ihren Zweck verfehlen, oder zu tief herabsteigen und dann der Trägheit und Bequemlichkeit der Schüler Vorschub leisten. — In Obertertia (bei geschiedenen Classen) und in Secunda werde zuerst eine fruchtbare Benutzung derartiger Ausgaben durch die Schüler möglich sein, obwol auch hier noch die meisten der gegen den Gebrauch solcher Ausgaben angeführten Gründe zutreffend seien. Die Mehrheit der Schüler werde nicht ohne grosze

Mühe und groszen Zeitverlust zu einer fruchtbaren Benutzung der Commentare gebracht werden; denn die wenigsten der Ausgaben würden dem Standpunct des Mittelschlags der Schüler gerecht. Somit sei der eigentliche Platz der Classikerausgaben mit Commentaren in Prima. Hier sei eine fruchtbare und selbständige Benutzung der Anmerkungen möglich — müsse vom Lehrer freilich geleitet werden —, und kreuze die Arbeit der Lehrer und Schüler nicht zu sehr, könne für dieselbe vielmehr ein recht anregendes Moment werden. Es komme dabei freilich Alles auf die Einrichtung der Ausgaben an. Ob die Commentare lateinisch oder deutsch abgefaszt seien, sei unwesentlich; für lateinische Autoren (Horaz) empfehlen sich lateinische Noten. Viel Detailerklärungen in den Ausgaben seien von Uebel; würden sie, wie zu wünschen sei, ausschlieszlich mit Rücksicht auf die Schüler abgefaszt, so genügten wenige Winke für die Hebung sprachlicher und sachlicher Schwierigkeiten mit einem möglichst geringen Masze von Citaten (auch der Grammatik), Andeutung von Gesichtspuncten für die Composition im Ganzen und im Einzelnen, für die Disposition, — während die Herausschälung der ganzen Disposition vom Schüler selbst unter Leitung des Lehrers nach der Lectüre des Ganzen vorgenommen werden müsse, — Winke für die ästhetische Erklärung, wenige Notizen über Leben und Werke des Autors, statt der breiten Einleitungen ein kurzes, recapitulierendes, orientierendes Nachwort, endlich ein guter Index.

Bei der vorgeschrittenen Zeit war eine ausführliche Discussion der These nicht mehr möglich; doch wurde auf einzelne Puncte näher eingegangen. Es wurde behauptet, aber sogleich auch mehrfach bestritten, dasz man darüber heut zu Tage ziemlich einig sei, dasz der Gebrauch von Ausgaben mit Anmerkungen in der Classe während des Unterrichts selbst den Schülern nicht zu gestatten sei (Ortmann); dasz möglichst grosze Gleichmäszigkeit in den Ausgaben wenigstens für dieselbe Classe anzustreben sei, wurde allgemein zugestanden, hingegen die Verwendung beider Arten von Ausgaben empfohlen der Art, dass die Ausgaben mit Anmerkungen für den häuslichen Gebrauch, die ohne Anmerkungen für den Gebrauch in der Classe zu beschaffen seien (Herbst). Dem gegenüber wird auf die Ueberbürdung der Eltern (Kostenpunct), sowie auf die Notwendigkeit hingewiesen, dasz der Schüler sich in seinem Exemplar schnell orientieren lerne und darin heimisch werde, was durch den Gebrauch von zwei verschiedenen Exemplaren nebeneinander wesentlich erschwert werde (Frick). Indem man sonst den Ausführungen des Referenten im Allgemeinen zustimmte, wurde noch auf die Verwendung der commentierten Ausgaben für die Privatlectüre hingewiesen (Jeep, Richter), die Ausgaben des Curtius von Zumpt, des Homer von Faesi, des Sophokles von G. Wolff als vorzugsweise den Schulzwecken entsprechend gerühmt und auf einzelne die Einrichtung solcher Ausgaben betreffende Puncte eingegangen. Die Anmerkungen hätten mehr kurzen Scholien, als vollständigen Commentaren zu gleichen (Herbst).

66.

JUBILAEUM.

Am 3 und 4 Juni wurde zu Luckau in der Niederlausitz die fünfzigjährige Jubelfeier des Bestehens der dortigen 300 Jahre alten Schulanstalt als eines preuszischen Gymnasiums gefeiert.

Die Berechtigung, die Anerkennung des ehemaligen Lyceums durch die preussische Staatsregierung festlich zu feiern, begründete Professor Dr. Fritzsche aus Rostock, bis 1822 Schüler des Luckauer Gymnasiums. Er wies in seiner Festrede nach, dasz jene Anerkennung kein bloszer Namenwechsel gewesen, sondern ein folgenreiches, entscheidendes Ereignis, durch welches der Fortbestand und die Blüte der Anstalt gesichert wurde.

Am Abend des 2 Juni fand eine Vorversammlung und Begrüszung der Gäste durch das Festcomité und durch den Schulpatron, Bürgermeister Reuszner statt. Die Zahl der von nah und fern erschienenen früheren Schüler der Anstalt aus den verschiedensten Lebensstellungen betrug 80, unter denen wir den Professor Dr. Fritzsche (Rostock), Gymnasialdirector Dr. Foertsch (Naumburg), Superintendenten Krieger (Oppeln), Minister von Larisch (Dessau) nennen. Andere, wie der Minister Frhr. von Patow, der Professor Dr. Graser (Magdeburg), der Gymnasialdirector Dr. Krahner (Stendal), der Superintendent Krahner (Drossen), hatten aus Gesundheitsrücksichten ausbleiben müssen.

Den Mittelpunct des Festes bildete der 3 Juni. Vormittag 10 Uhr fand in dem festlich geschmückten Actussaale des Gymnasiums die Schulfeier statt, bei der nach den einleitenden Worten des Comitémitgliedes M. Schulze (über Motive und Entstehung des Festes und dessen Bedeutung für die Teilnehmer und die Schule) der Professor Dr. Fritzsche die Festrede hielt. Als Kern seiner Rede stellte er den Satz hin: die alten Sprachen — der Mittelpunct der Gymnasialbildung. Hierin, erklärte er, liegt das Bleibende der Gymnasien; hierdurch haben sie sich gegen die Angriffe nach der Julirevolution und gegen die neuerlich in Süddeutschland erhobenen erhalten. Aber hierin müssen manche Veränderungen vorgenommen werden. Das relativ Entbehrliche ist abzuschaffen, wie denn z. B. bereits das lateinische Versemachen in neuerer Zeit den an die Gymnasien herantretenden Forderungen gewichen ist. — Bei gesunder ruhiger Fortentwickelung werden die Veränderungen nicht wesentlich im griechischen, sondern im lateinischen Unterricht stattfinden. Ziel aller Ausbildung ist jetzt das Gemeinnützige. Die Gymnasialbildung soll das Selbstdenken anregen und dadurch die Schüler reif machen. Der lateinische Unterricht wird also diese Richtung noch ausschlieszlicher zu nehmen haben. Das Deutsche ist dem Lateinischen in manchen Stücken ganz unähnlich. Gerade darum regt der lateinische Unterricht an zum Selbstdenken, namentlich durch das Uebersetzen — diese angewandte Logik. Dieser Nutzen des Lateinischen ist den Schulen gemeinsam zu machen, auch den Realschulen.

Uebergehend zu der Luckauer Schule hob der Redner hervor, dasz dieselbe 300 Jahre ununterbrochen gearbeitet, wie wenige Lyceen bis 1818 sich ohne wesentliche Veränderung gehalten und den Uebergang in ein Gymnasium ohne Schwierigkeit überstanden habe, während doch die Lyceen im Vergleich mit den Gymnasien mangelhaft organisierte Anstalten, freilich mit gleich hohen Zielen wie diese, seien. In den letzten Stadien sei das Luckauer Lyceum durch Rector M. Johann Daniel Schulze und Conrector (später Rector) M. Johann Gottlieb Lehmann (den Herausgeber des Lucian) gehalten worden, bei deren Cha-

[illegible] der [illegible] Jugend verweilte. Bei dem [illegible] [illegible] die spätere [illegible] des Gymnasiums hob er namentlich die [illegible] des am 6 Juni 1864 verstorbenen Directors Dr. [illegible] [illegible] und schloss mit einem Hinweise auf die jetzige Zeit, in der [illegible] die Schule das [illegible] Gefühl [illegible], mit den [illegible] Worten, dass auch die [illegible] Zöglinge nicht bloss mit dem Geiste des [illegible]thums und der Wissenschaft, sondern auch von wahrem Patriotismus erfüllt seien.

Gymnasialdirector Dr. Jahn erwiderte in herzlichen, tief ergreifenden Worten. Ein dreifaches Willkommen rufe er den ehemaligen Schülern der Anstalt, welcher er erst seit Ostern vorstehe, zu: wegen der Pietät, durch die sich die Gäste selbst ehrten — wegen der Ermunterung, die sie durch solche Anhänglichkeit den Lehrern gewährten — wegen des schönen Beispiels, das sie damit den jetzigen Schülern gäben.

Ein Festgesang des Schülerchors schloss diesen Teil der Feier. Die Festgenossen begaben sich nach dem Kirchhofe, um die in [illegible] Weise geschmückten Gräber der dort ruhenden Lehrer zu besuchen. Nachmittag vereinigte sie ein Diner und Ball.

Am 4 Juni wurden bei der Morgenzusammenkunft die eingelaufenen zahlreichen Beglückwünschungsschreiben verlesen, sowie ein — vom Comité bereits zurückgewiesener — Protest, der in den [illegible] Geselligkeiten eine "Verunglimpfung des geistlichen Amtes" gefunden hatte. [illegible]

Am Nachmittag vereinigte ein Concert die Gäste mit den Familien ihrer Quartiergeber, und am Abend bildete ein Commers den [illegible] Grusse Rathenow, mit begeisterten Worten verkündeten Schluss des Festes, das bei allen Betheiligten einen erhebenden Eindruck hinterlassen hat.

INHALTSVERZEICHNIS.

NAMENSVERZEICHNIS

DER AN DIESEM BANDE BETEILIGTEN MITARBEITER.

